Katholischer
Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

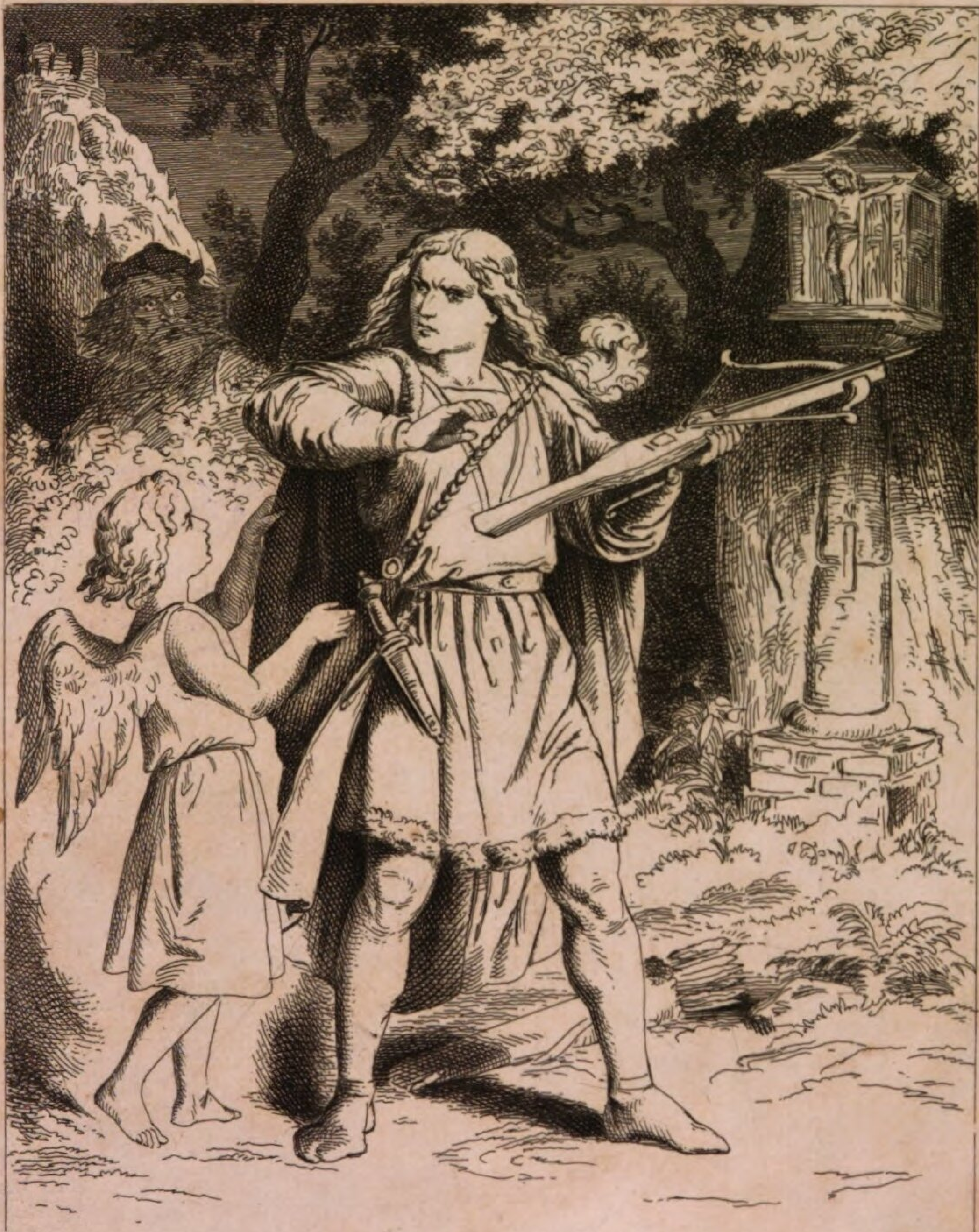
von

A. Hungari.

Fünfter Band:

Pilger-Gaben.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1857.



A. Kretschmer. Aus der Kunst-Anstalt v. Alex. Alboth, Leipzig.

Das Crucifix bei Hechingen.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a/M.

Pilger-Gaben.

Ein
katholisches Anekdoten-Büchlein
zur
Unterhaltung und Belehrung
für
alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1857.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Reliquien von unserm Herrn und Heiland Jesus Christus.

Reliquien von Heiligen.

Geräthschaften von Heiligen.

Kreuze und Kreuzes-Inschriften.

Ehrwürdige Pflanzen.

Verschiedene Brunnen.

Gemälde-Ausstellung.

Merkwürdige Orte.

Denk-Zeichen.

Bruderschaften.

Kirchen und Kapellen.

Kirchen-Schätze.

Kirchen-Thürme.

Glocken.

Kirchen-Trümmer.

Namen-Entstehung.

Wundersames.

Krieg und Sieg.

Sinnbildliches.

Frühere Gerichtsbarkeit.

Kunstwerke.

Alte Gebräuche.

Volks-Feste.

Religiöse Festspiele.

Wappen=Entstehung.

Kloster=Stiftungen.

Aus dem Kloster.

Kloster=Trümmer.

Prozessionen.

Dunkle Thaten.

Werke der Barmherzigkeit.

Wohlthätigkeits-Anstalten.

Bunte Welt.

Unterrichts-Wesen.

Martyrer-Fahnen.

Aus der Revolution Frankreichs.

Kreuzträger und Krankentröster.

Die Stunde des Todes.

Nach dem Tode.

Grab-Denkmale und Grüfte.

Pilger-Gaben

in

katholischen Anekdoten.

1 — 8. Die Gestalt unseres göttlichen Erlösers.

(Nach: Illustrirte Zeitung für das katholische Deutschland.)

Die äußere Gestalt unseres Herrn und Heilandes, des Gott-Menschen Jesu Christi, ist von den Malern so verschieden aufgefaßt worden, daß es den Lesern gewiß eine Freude bereitet, wenn das Alles, was in dieser Beziehung geschrieben ist, hier in gedrängter Kürze zusammengestellt wird. —

1. Als unser Erlöser während der ersten Jahre seines öffentlichen Wirkens in Judäa seine Lehre, die Vollendung der göttlichen Offenbarung, verkündigte, soll der Landpfleger Publius Lentulus, Vorfahr von Pontius Pilatus, von Jerusalem aus an den Rath zu Rom ein Schreiben abgeschickt und demselben die Person des Herrn in folgender Weise beschrieben haben: „P. Lentulus, Landpfleger von Jerusalem, wünscht dem römischen Rath und Volk viel Heil! Es ist zu unsern Zeiten entstanden und noch vorhanden ein Mensch von großer Tugend — Jesus Christus genannt, welcher von dem Volk auch genannt wird ein „„Prophet der Wahrheit."" Seine Jünger nennen ihn „„den Sohn Gottes,"" der die Todten auferweckt und die Kranken heilt. Er ist ein Mensch von langer Statur, ansehnlich, hat ein ehrlich Gesicht, wer ihn ansieht, muß ihn lieb haben und sich vor ihm fürchten. Seine Haare sind an den Schläfen etwas kraus und glänzend, und hängen ihm auf die Schulter herab, sind in der Mitte gescheitelt nach Art der Nasiräer; er hat eine heitere Stirn. Das Gesicht ist anmuthig, mit einer mäßigen Röthe geziert. An Nase und Mund ist nichts zu tadeln; sein Bart von kastanienbraunen Haaren ist in der Mitte geschieden. Die Augen sind klar und hell. Wenn er straft, ist er erschrecklich, wenn er aber ermahnt, ist er freundlich, mild und friedlich, doch dabei würdevoll. Niemand hat ihn lachen, Viele aber weinen sehen. Seine Hände und Glieder sieht man gern an. Im Reden ist er bescheiden, langsam und nachsinnend und unter den Menschen beliebt. Lebet wohl!" —

2. Diese Beschreibung unseres Heilandes stimmt ziemlich überein mit jener, welche Nicephorus in seiner Kirchengeschichte (Buch 1, Abschn. 10) entworfen hat. Sie lautet, aus dem Griechischen übersetzt, also: „Die Gestalt Jesu Christi unseres Herrn

war, wie uns die Alten berichten, der Art beschaffen: Es hatte der Herr ein schönes und lebhaftes Gesicht. Die Länge seines Körpers erstreckte sich auch bis auf sieben ganze Schuh. Er hatte ein goldgelbes und nicht allzu dickes, am Ende krauses Haar, schwärzliche und nicht zu sehr gebogene Augenbraunen. Aus den blitzenden Augen leuchtete eine wunderbare Holdseligkeit, sie waren heiter und frisch. Die Nase war länglich. Das Barthaar gelblich und nicht zu lang. Die Haare des Hauptes trug er etwas lang, denn kein Scheermesser war auf sein Haupt gekommen, noch irgend eines Menschen Hand, ausgenommen seiner Mutter, und das auch nur in seiner zarten Kindheit. Der Hals war wohlgebildet und nicht sehr ausgedehnt und ausgestreckt. Das Angesicht war nicht ganz rund und auch nicht ganz zugespitzt, sondern wie das seiner Mutter — etwas länglich. Das Haar hatte die Farbe eines reifen Waizen. Aus dem Gesicht, das eine mäßige Röthe überflog, leuchtete Ernst, Klugheit, Sanftmuth und Freundlichkeit hervor. Endlich in Allem war er seiner heiligen und unbefleckten Gebärerin ähnlich." —

3. Der Bischof von Cäsarea, Eusebius, führt in seiner Kirchengeschichte (Buch 1, Abschn. 13) an, es habe Abgarus, ein Fürst der Edessener jenseit des Euphrats, ein Schreiben folgenden Inhaltes an Jesus gerichtet und durch einen Vertrauten, den Schnellläufer Anan, an ihn abgesendet:

„Abgarus, Fürst in Edessa, entbietet Jesu, dem guten Heiland, der im Lande um Jerusalem erschienen ist, seinen Gruß! — Ich habe von dir und deinen Heilungen gehört, daß sie ohne Arzneien und Kräuter von dir verrichtet werden. Denn du bewirkst, daß Blinde sehen, Lahme gehen, die Aussätzigen rein werden; du treibst unreine Geister und Dämonen aus, machst die von langwierigen Krankheiten Gequälten gesund und auferweckst die Todten. Da ich nun alle diese Dinge von dir gehört, so habe ich bei mir selbst geschlossen, Eines von Beiden müsse wahr sein: Du seiest entweder Gott, und vom Himmel herabgestiegen, solche Thaten zu vollbringen, oder der Sohn Gottes, daß du solche Thaten vollbringest. Ich ersuche dich also durch dieses Schreiben, du möchtest dich zu mir bemühen und mich von meinem Leiden befreien. Denn ich habe gehört, daß die Juden sich wider dich auflehnen und dir Böses zufügen wollen. Ich besitze eine zwar kleine, aber anmuthige Stadt, die wird für uns Beide groß genug sein!" —

Jesus antwortete an den Fürsten Abgarus:

„„Abgarus, selig bist du, weil du an mich geglaubt hast, ohne mich gesehen zu haben! Denn es steht von mir geschrieben, daß Diejenigen, welche mich sehen, nicht an mich glauben werden, damit

Diejenigen, die mich nicht sehen, glauben und leben mögen. *) Was deine Bitte betrifft, daß ich zu dir kommen soll, so muß ich hier Alles erfüllen, um dessenwillen ich gesandt worden bin, und wenn ich es erfüllt habe, zu Dem aufgenommen werden, der mich gesandt hat. Wenn ich aber werde aufgenommen sein, so werde ich dir einen meiner Jünger senden, daß er dich von deinen Leiden befreie, und dir, wie auch Denen, welche bei dir sind, Leben gebe."" **) —

Weil nun der Herr nach dieser schriftlichen Antwort sich weigerte, gen Edessa zu kommen, so schreibt Evagrius in seiner Kirchengeschichte (Buch 4, Abschn. 26) und Johannes Damascenus in seiner Schrift vom Echten Glauben (Buch 4, Abschn. 17) und nach ihnen Nicephorus in seiner Kirchengeschichte (Buch 2, Abschn. 7): es habe Abgarus einen kunstreichen Maler nach Judäa gesendet, welcher ihm die Gestalt Jesu Christi nach dem Leben aufnehmen sollte. Da aber der Maler es nicht wagte, den Herrn davon in Kenntniß zu setzen, und es auch wegen der ihn stets umwogenden Menschenmenge unmöglich war, ihn in seiner unmittelbaren Gegenwart zu malen; so stieg er auf einen über die Erde sich ziemlich erhebenden Felsen und begann hier, durch das den lehrenden Herrn so zahlreich umgebende Volk gleichsam verdeckt, sein Werk. Doch trotz all' seiner Mühe und Anstrengung wollte es ihm keineswegs gelingen. Der allwissende Sohn Gottes erbarmte sich indessen des Malers, hieß ihn näher treten, nahm eine Leinwand, drückte sie auf sein göttliches Antlitz, und siehe! das himmlische Bild Jesu war auf derselben in wundersamer Weise dargestellt. Und Jesus gab es ihm, daß er es dem Abgar überbringe. — —

---

*) Man will dieses Wort etwa auf die Aussprüche im Propheten Isaias beziehen: „Geh' hin und sag' diesem Volke: Höret, höret und verstehet's nicht! Sehet das Gesicht, und erkennet's nicht!" Is. 6, 9, und: „Er wird viele Völker besprengen, vor ihm werden Könige ihren Mund verschließen; denn — welchen nichts von ihm verkündigt worden, dieselben sehen, und die nichts gehört haben, dieselben schauen an!" Is. 52, 15.

**) Eusebius theilt diese beiden Briefe in griechischer Uebersetzung mit, und giebt die Versicherung, daß dieselben, in syrischer Sprache geschrieben, im Archive zu Edessa von ihm gefunden worden. Da nun, nach der mündlichen Ueberlieferung in der Kirche, Jesus Christus gar nichts geschrieben hat, und in der heiligen Schrift nur Ein Mal zu lesen ist: „Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde." Joh. 8, 6; — so wurden schon auf dem Concilium zu Rom im Jahre 494, unter dem Papste Gelasius, diese beiden Briefe mit vielen andern unterschobenen Schriften unter die „Apogrypha" gesetzt.

Der armenische Geschichtschreiber Moses von Chorene hat noch in der Mitte des fünften Jahrhunderts dieses Bild des göttlichen Erlösers zu Edessa gesehen, und der Kaiser Constantin Porphyrogeneta hat eine eigene Abhandlung bezüglich desselben geschrieben.

Auch mehrere ausgezeichnete Männer der Kirche geben Aeußerungen über dieses Bild. — Der heilige Germanus, Patriarch von Constantinopel, erwiederte dem bilderstürmenden Kaiser Leo Isauricus, der ihm seinen Irrthum ob der Verehrung der heiligen Bilder verweisen wollte, nachdem er ihm zugleich den frühesten Ursprung der Verehrung der heiligen Bilder in der Kirche weitläufig erklärt, das Folgende: „Und noch früher wurde von demselben Christus, vom wahren Ebenbilde des Vaters selbst, sein eigenes Angesicht auf geheiligter Leinwand abgedrückt und dem Statthalter Abgar, der es verlangt hatte, nach Edessa geschickt.“ — Als man bei der zweiten Kirchenversammlung von Nicäa im Jahre 787 die Verehrung der heiligen Bilder wieder herstellen wollte, wurde bei dieser Veranlassung auch rücksichtlich des ohne menschliche Kunst entstandenen und an Abgar gesendeten Bildes Jesu das bestätigende Zeugniß des griechischen Schriftstellers Evagrius, der im sechsten Jahrhunderte gelebt, angeführt. — Auf diesem nämlichen Concilium sagte der heilige Theophanes: „Unser Herr hat auf bloßer Leinwand sein Gesicht oder Bild ohne Kunst abgedrückt und dem Statthalter Abgar gesandt; dieß würde er keineswegs gethan haben, wenn er die Verehrung der Bilder nicht gutgeheißen hätte.“ —

Baronius ad A. L. 944, n. 5. erzählt, daß es hierauf nach Constantinopel gebracht worden, und Johann Jakob Chiffletius in Crisi Historia de Linteis Christi sepulchralibus p. 120, daß der Kaiser Justinus I. und Justinianus I. nach diesem Edessenischen Bildniß die Gestalt Christi auf ihre Münzen haben prägen lassen. Endlich soll es nach Rom gekommen sein, wo es auch noch, nach dem Berichte des Paul Aringhi in seinem „unterirdischen Rom“ (2. Band, S. 321), und des Maximilian Misson „Beschreibung einer Reise aus Holland durch Deutschland nach Italien“ (S. 485) gezeigt wird. —

4. Zu dieser von Jesus Christus selbst herrührenden Abbildung seiner Gestalt werden auch noch jene Leinen-Tücher gezählt, in welche er nach seinem Tode eingehüllt wurde. — Nachdem Joseph von Arimathäa den Leichnam Christi von Pilatus erbeten und Leinwand zu diesem Zwecke gekauft hatte, nahm er denselben von dem Kreuze und wickelte ihn in Leinwand, Mark. 15, 46, und in dieser wurde er von der Stätte Golgatha zu dem Begräbniß gebracht. In diese Leinwand nun soll die eigentliche Gestalt des blutigen Leichnams Christi eingeprägt und jetzt zu Turin in Piemont noch zu sehen sein. —

5. Als ferner der Leichnam des Herrn abgewaschen und mit Spezereien, wozu Nikodemus bei hundert Pfunde Aloe und Myrrhen gebracht, einbalsamirt war, wurden die ersten Tücher nicht auf's Neue gebraucht, sondern nach den Worten des heiligen Johannes „nahmen sie den Leichnam Christi und banden ihn in leinene Tücher, mit Spezereien, wie es die Sitte der Juden beim Begraben ist." Joh. 19, 41. Zu diesen leinenen Tüchern gehört nun das Schweißtuch, das um das Haupt gebunden war, und, als Christus glorreich von den Todten auferstanden, zusammengewickelt an einem besondern Orte lag. Joh. 20, 7. — Dieses Schweißtuch, dem sich auch die Gestalt des Herrn eingedrückt, wird noch zu Byzans aufbewahrt. — Aus besagtem Schweißtuche beschreibt der bereits genannte Johann Jakob Chiffletius die Gestalt Christi also: „Die Länge des Leibes Christi habe ich in dem byzantinischen Schweißtuche Christi sechs geometrische Fuß weniger drei Zoll befunden. Diese Länge habe ich mit der Länge des Turinischen zusammengehalten und zu meiner nicht geringen Bewunderung sie als sich ganz gleich seiend erkannt. — Es geben zwar Einige vor, es sei die Statur Christi in dem dasigen Schweißtuche länger als in dem Turinischen. Wer aber bedenkt, daß die Maaße, nach unterschiedenen Orten und Zeiten, veränderlich gewesen, wird nicht sagen, daß Nicephorus dem widerspricht, wenn er die Größe von sieben Schuh annimmt. Außer der Länge erscheint in diesen Leinen auch die äußerliche Gestalt und Bildung des Leibes, nur die Farbe ausgenommen, die Breite der Schultern ein Fuß und dritth lb Zoll, langes, nicht allzu dickes und am Ende gekrauseltes Haar, nach der Nasiräer Weise auf dem Scheitel getheilt. Der Bart ist in der Mitte getheilt, eine ebene, heitere Stirn, längliche Nase und endlich Alles, was man zu einer schönen Körpergestalt zu rechnen pflegt." —

6. Daß der heilige Apostel Petrus dem Pudens, einem Rathsherrn zu Rom, dessen Paulus eingedenk ist (2. Tim. 4, 21), das Bildniß Christi von mosaikscher Arbeit, nach welchem des Heilandes Antlitz länglich und nicht allzu stark gewesen, übergeben habe, führt der gleichfalls schon genannte Aringhus in seinem Werke (2. Band, S. 178) aus Lindani Apologia pro Liturgia S. Petri c. 17. an. — Dieses Bild soll noch jetzt in der Kirche der heiligen Praxedis zu Rom aufbewahrt werden. —

7. Derselbe Geschichtschreiber erwähnt noch mehrerer Bildnisse Christi, die der heilige Evangelist Lukas, der seines Geschäfts ein Arzt und Maler war, entworfen habe. —

8. Der schon vorgeführte Schriftsteller Misson versichert uns auch, daß in der italienischen Stadt Lucca in der Domkirche das

heilige Antlitz Christi, das wir den Bemühungen des Nikodemus verdanken, gezeigt werde. Nach seinem Berichte erzählt man, daß, als Nicodemus ein Crucifix habe malen wollen, aber durchaus nicht fertig werden konnte, die Engel ihm den Pinsel aus der Hand genommen und das begonnene Bild vollendet hätten. *) —

---

9 — 14. Der heilige Rock im Dome zu Trier.

(Zusammengestellt aus: Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier, von J. Marx. 1844.)

1. Die Kleider des Herrn bei der Kreuzigung und nach derselben.

Aus der biblischen Alterthumskunde ist es bekannt und kann durch manche Beispiele aus der heiligen Schrift nachgewiesen werden, daß bei den Hebräern (Juden) zweierlei Kleidungsstücke getragen wurden: ein Unterkleid (Chetonet in der hebräischen Sprache, Chiton bei den Griechen, tunica bei den Römern) und ein Oberkleid, Mantel. — Das Unterkleid wurde auf der Haut getragen (vertrat die Stelle unsres Hemdes), war gewöhnlich von Leinen, manchmal auch von Baumwolle, hatte lange und weite Aermel, reichte hinunter unter die Kniee, und wurde beim Gehen oder Arbeiten aufgeschürzt oder zum Aufziehen mit einem Gürtel unterbunden. Oft war dasselbe ohne Naht und mit den Aermeln in Einem Stücke gewebt, und hatte weder vorn noch hinten eine Oeffnung, sondern bloß oben eine solche zum Anziehen über den Kopf. — Das Oberkleid oder der Mantel war so zu sagen nur ein großes, viereckiges Stück Tuch zum Ueberwerfen um die Schultern, ohne Schnitt, gewöhnlich von weißer oder purpurner Farbe. — Das Unterkleid oder der Rock, mit dem wir es hier zu thun haben, war also gewebt, mit den Aermeln aus Einem Stücke gewebt, ohne Naht. Was wir so über das Unterkleid der Hebräer überhaupt aus der biblischen Archäologie entnommen haben, finden wir in Betreff des Unterkleides des Erlösers ausdrücklich in der heiligen Schrift angemerkt. Der Evangelist Johannes, der als Augenzeuge über die einzelnen Vorgänge bei der Kreuzigung berichtet, schreibt von den Kleidern des Herrn: „Der Rock aber war ohne Naht, von oben an durchaus gewebt.“ (Joh. 19, 23).

---

*) Eine vollständige Geschichte über „das heilige Schweißtuch Veronika,“ welches in der St. Peterskirche zu Rom aufbewahrt wird, befindet sich Seite 1 im IV. Bande des Katholischen Anekdoten-Schatzes.

Von demselben Rocke sagt nun ferner eine alte Tradition, daß die jungfräuliche Mutter des Herrn selbst denselben gewebt gehabt habe. Diese Tradition hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. In dem grauen Alterthume herrschte nicht allein bei den Juden, sondern auch bei den Griechen und Römern die Sitte, daß die Frauen Gewebe und Kleider sowohl für sich selbst, als auch für ihre Männer und Kinder verfertigten. Der Fleiß und die Geschicklichkeit in dieser Art häuslicher Arbeit wird unter den das tugendhafte Weib schmückenden Eigenschaften genannt in den Sprichwörtern Salomo's (31, 13., vergleiche 19 und 21); Anna hat ihrem Sohne, dem Samuel, sein Unterkleid verfertigt (1. Könige 31, 13; vergleiche 19 und 21). Zur Zeit des heiligen Chrysostomus (Ende des vierten Jahrhunderts) muß im Ganzen noch dieselbe Sitte geherrscht haben; denn er schreibt: „Der Mann sorgt für die Nahrung, indem er sich mit dem Ackerbau beschäftigt, das Weib aber für Kleidung, denn Weben und Spinnen ist ihre Sache; ihr verlieh der Schöpfer die Kunst und Geschicklichkeit im Weben;" nur brachte die Weichlichkeit von Vielen damals auch die Männer an den Webstuhl, gab ihnen Schiffchen, Einschlag und Aufzug in die Hand, wie derselbe Kirchenlehrer klagt.

Hieraus ist ersichtlich, daß jene Tradition über Verfertigung des Rockes Christi durch die seligste Jungfrau alle Wahrscheinlichkeit für sich hat; besonders wenn man ferner noch bedenkt, daß eine solche eigenhändige Verfertigung eines Kleides für ihren Sohn als Ausdruck zärtlicher Liebe gelten mußte, an dem es die jungfräuliche Mutter, die in den einfachen und reinen Sitten der besten Zeit ihres Volkes erzogen war, gewiß nicht wird haben fehlen lassen.

Auch sagt noch eine Erzählung, der Rock des Herrn sei von seinem Knabenalter mit ihm aufgewachsen und durch das Tragen nicht verschlissen, ebenso wie die Kleider der Israeliten während ihres Aufenthaltes in der Wüste. Indessen ermangelt diese Erzählung aller nähern Begründung.

Ueber die Kleider des Herrn bei der Kreuzigung berichtet uns klar das Evangelium des heiligen Johannes: „Nachdem nun die Soldaten Jesum gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Theile daraus, für jeden Soldaten einen Theil, und den Rock. Der Rock aber war ohne Naht, von oben an durchaus gewebt. Da sprachen sie zu einander: Wir wollen diesen nicht zerschneiden, sondern das Loos darüber werfen, Wessen er sein soll. Damit die Schrift erfüllt würde, welche sagt: Sie theilten meine Kleider unter sich, und über

mein Gewand warfen sie das Loos!“ (Joh. 19, 23). Es war Sitte, daß Die, welche zum Tode geführt wurden, den Vollstreckern des Todesurtheils ihre Kleider zukommen ließen. Gemäß dem oben Gesagten hatte der Herr zwei Kleidungsstücke, einen Mantel und einen Rock. Den Mantel nun schnitten die Soldaten in vier Theile, für Jeden einen Theil; denn weil der Mantel ein viereckiges großes Tuch war, so konnte jeder der vier Theile noch benutzt werden. Anders verhielt es sich mit dem Rocke. Dieser war ohne Naht, mit den Aermeln aus Einem Gewebe, und hätte man auch diesen in vier Theile zerschneiden wollen, so würden die einzelnen Stücke zu nichts mehr zu brauchen gewesen sein. Die Soldaten wollten daher diesen nicht zerschneiden, sondern ließen denselben ganz und warfen das Loos darüber, wem aus ihnen derselbe zufalle. So thaten die Soldaten bei der Kreuzigung mit den Kleidern des Herrn, was die Natur der Sache ihnen nahe gelegt und sie mit freiem Willen beschlossen hatten; und nichtsdestoweniger erfüllten sie in buchstäblichem Sinne die Weissagung des Propheten David, der tausend Jahre vorher in dem 21. Psalm von dem Messias gesungen hatte: „Sie haben meine Kleider unter sich getheilt, und über mein Gewand das Loos geworfen!“

Nun entsteht für uns die wichtige Frage: Wohin ist der Rock des Herrn nach der Kreuzigung gekommen? Da wir hierüber gar keine positive Nachrichten haben, so können wir nur mit sorgfältiger Erwägung der Kreuzigung Christi und der mit ihr in nächster Beziehung stehenden Personen eine mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthung aufstellen.

Um das Kreuz herum waren Freunde und Feinde Jesu; die Freunde waren: die Mutter des Herrn, die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Cleophas, Maria Magdalena und der heilige Johannes (Joh. 19, 25); die Feinde waren die Vornehmsten des jüdischen Volkes, das von ihnen aufgehetzte Volk selbst und die Soldaten. „Das Volk stand und sah zu; und die Vorsteher sammt ihnen verlachten ihn,.... es verspotteten ihn aber auch die Soldaten“ (Luk. 23, 25). Einem der Soldaten, also einem Feinde des Herrn, war, wie das Evangelium sagt, der Rock zugefallen. Für einen rohen Soldaten aber, der den Herrn selber, weil nicht glaubend an ihn, verachtete und verspottete, konnte dieses Kleid keinen besonderen Werth haben; es hatte für ihn nichts weniger als ein pretium affectionis, Zuneigungswerth; ja das Kleid war für ihn, der als Soldat den römischen Kriegsrock tragen mußte, gänzlich unbrauchbar. Er mußte also

natürlich wünschen, dies Kleid zu verkaufen. Nun gab es aber schon in der nächsten Nähe Personen, für welche dieses Kleid einen unschätzbaren Werth hatte, die nicht einmal erst werden gewartet haben, bis ihnen dasselbe feil geboten wurde, sondern aus eigenem Antriebe das Kleinod durch eine gebotene Summe Geldes an sich zu bringen suchten. Diese Personen waren der heilige Evangelist Johannes, vorzüglich aber die frommen Frauen, die zum Kreuze gefolgt waren, die den Herrn so unaussprechlich liebten, namentlich die Maria Magdalena, die aus zärtlicher Liebe selbst bei dem Tode von dem Herrn nicht lassen, den Ablauf des Sabbats kaum abwarten konnte, um zu dem Grabe zu gehen und den Leichnam zu salben. Für eine solche Jüngerin des Herrn war es nicht möglich, das Kleid des Herrn, höchst wahrscheinlich von der jungfräulichen Mutter des Herrn selbst verfertigt, dieses kostbare Kleinod in den Händen eines rohen Soldaten zu lassen. Eine kleine Summe Geldes war diesem Soldaten weit lieber, als das Kleid, reichte also aus, dasselbe ihm abzukaufen. *) Hiermit also kehrte der Rock des Herrn in die stille Verborgenheit einer christlichen Familie ein; damit war denn auch seine Geschichte der Oeffentlichkeit ganz entzogen, und zwar entzogen für die ganze Zeit der Verfolgung der Christen durch Juden und Heiden, also für die drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Eine kleine Anzahl frommer Christen wird Kenntniß von dem heiligen Kleide gehabt und diese Kenntniß sich durch mündliche Ueberlieferung weniger Eingeweihten fortgepflanzt haben. Die Christen, welche im Besitze des Kleides waren, mußten besorgt sein, dasselbe gegen Spott der Ungläubigen, Raub- und Zerstörungssucht der Verfolger zu sichern; suchten ja z. B. die Juden (zu Anfang des zweiten Jahrhunderts) den Christen zu Smyrna die Gebeine des heiligen Polycarpus zu entreißen und zu zerstören, einzig aus dem Grunde, weil diese Reliquien den Christen theure Andenken waren, und ist es ja auch aus der Geschichte der Verfolgungen bekannt, daß die Heiden Auslieferung heiliger Bücher und anderer Dinge, die geeignet waren, das Andenken und die Verehrung Christi zu unterhalten, von den Christen forderten; daß sie die Kreuzigungsstätten mit Schutt überworfen, einen Venustempel darüber errichtet hatten, um den Christen die süße Freude der Anbetung an dieser Stätte zu rauben. Da nun so die Christen sich ringsum von Feinden und Verfolgern umgeben sahen, nirgends

*) Das Gesagte gilt natürlich auch von dem in vier Theile zerschnittenen Mantel, und ist nicht zu zweifeln, daß auch diese käuflich an Jünger oder Jüngerinnen des Herrn zurückgekommen sind.

Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigenthums ihnen gewährt wurde, darum konnte bei ihnen ein heiliges Kleinod, wie der Rock des Herrn, nur in der stillsten Verborgenheit Sicherheit finden und behalten.

Die Ursachen, welche diese Verborgenheit der heiligen Reliquie nöthig machten, dauerten fort bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts; es wird also auch die Wirkung davon bis zu dieser Zeit fortgedauert haben. Constantin, Sohn des Constantius Chlorus und der Helena, war im Rathschusse der Vorsehung berufen, den blutigen Verfolgungen der christlichen Kirche ein Ende zu machen. Durch natürliche Erwägungen und die wunderbare Erscheinung eines Kreuzes am Firmamente, mit der Schrift: „In **diesem** wirst du siegen!" — die ihm in großer Noth beim Beginne einer entscheidenden Schlacht geworden ist, war derselbe für die christliche Religion für immer gewonnen (im Jahre 312), und hatte dann Religionsfreiheit im römischen Reiche durch ein eigenes Dekret proklamirt. Von Trier, dem Hauptsitze der abendländischen Cäsaren, war Constantin mit seinem Heere aufgebrochen nach Italien, hatte in der Nähe Roms die Schlacht gewonnen, welche das römische Reich und die christliche Kirche aus Tyrannen-Gewalt befreit hat; und im Jahre 324 war er dann Alleinherrscher in dem großen römischen Reiche geworden. Das nächste Jahr danach sah er als erster christlicher Kaiser schon 318 Bischöfe aus dem ganzen Reiche zu Nicäa versammelt, die Irrlehre des Arius zu prüfen und zu verwerfen. Seine Mutter Helena war ihm dann nach dem Oriente gefolgt, und trat im Jahre 326 eine Reise nach dem heiligen Land an. Diese haben wir nun für unsere Sache in's Auge zu fassen. —

2. Die heil. Helena, ihre Reise nach dem heiligen Land und die Tradition der Trier'schen Kirche über den heiligen Rock.

Nach dem glänzenden Sieg über Maxentius (312) hatte Constantin in Gemeinschaft mit Licinius durch ein Dekret den Verfolgungen der Christen ein Ende gemacht, Freiheit der Religion im römischen Reiche proklamirt; Constantin selbst und seine Mutter bekannten sich zur christlichen Religion. Durch diesen rühmlichen Akt der Gerechtigkeit und noch ferner durch die ausgezeichnete Gewogenheit des Kaisers und seiner Mutter gegen die Kirche fühlten sich die Christen aller Länder zu großem Danke gegen sie verpflichtet. Der Kaiser läßt seine Mutter Helena als Kaiserin krönen, und mit dieser Würde geschmückt und als fromme Christin geehrt, suchte sie im Jahre 326 das heilige Land auf, um die heiligen Orte zu

sehen, würdig auszuschmücken und durch Unterstützung den dortigen Christen zu Hilfe zu kommen. Durch Erfragungen bei den Einwohnern findet sie die Kreuzigungsstätte, das heilige Grab, das heilige Kreuz, den Kreuztitel und die heiligen Nägel; lebt längere Zeit in Palästina als Muster der Demuth, Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, pilgert im Lande umher, überall reichliche Gaben spendend. So berichten uns Eusebius, Bischof von Cäsarea in Palästina, Rufinus, Priester von Aquileja, der in Palästina sich aufgehalten hat, und Theodoret, Bischof von Cyrus in Syrien.

An eben diese Reise der heiligen Helena und ihren Aufenthalt im heiligen Lande knüpft nun die Tradition der Trier'schen Kirche die Ueberkunft des heiligen Rockes.

Die heilige Helena, sagt diese Tradition, hat nach ihrer Rückkehr aus dem heiligen Lande der Trier'schen Kirche aus besonderer Anhänglichkeit an Trier, als ihre Vaterstadt, durch den heiligen Agröcius, Bischof von Trier, den heiligen Rock geschenkt.

Da uns gleichzeitige Nachrichten hierüber fehlen, so liegt uns ob, zu untersuchen, ob diese Tradition, welche sich später auch niedergeschrieben findet, triftige Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich habe (denn zu evidenter Gewißheit läßt sich in dieser Sache auf dem Wege historischer Beweise nicht vordringen). Wir sagen aber: diese Tradition hat alle Wahrscheinlichkeit für sich! — Mit dem Aufhören der Verfolgungen der Christen, das ist also unter Constantin, im Jahre 313, hörten zum ersten Male die bereits entwickelten Gründe auf, welche eine sorgfältige Verbergung und Geheimhaltung einer solchen heiligen Reliquie, wie ein Kleid Christi ist, nicht bloß räthlich, sondern durchaus nothwendig machten. Nicht lange, 13 Jahre, nachher erscheint die heilige Helena im heiligen Lande, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der heilige Rock sich befinden mußte, erscheint als ein Schutzengel der Christen, als die erste christliche Kaiserin, erscheint aus frommem Verlangen nach den heiligen Orten um Jerusalem, aus Andacht und um heilige Erinnerungen an das Leiden und Sterben des Erlösers an's Tageslicht hervorzuziehen. Wir fragen daher, wer in der Welt wäre je in einer so günstigen Lage gewesen, in Palästina heilige Reliquien zu erhalten, als eben jetzt die heilige Helena! Jetzt durften solche zum ersten Mal aus stiller Verborgenheit einer Familie hervortreten; jetzt war auch nicht die mindeste Gefahr der Entehrung derselben vorhanden; jetzt war die erlauchte und fromme Kaiserin im Lande, der jeder Christ gern, aus Ehrfurcht und Liebe, das Theuerste gab, was er besitzen mochte; und eben sie war es auch, welche ein solches Geschenk am reichlichsten

belohnen konnte. Außerdem war auch durch die Auffindung des heiligen Kreuzes, des Kreuztitels und der heiligen Nägel und die große Freude, welche die Kaiserin darüber an den Tag gelegt hatte, die Aufmerksamkeit aller, besonders der Palästinensischen Christen auf Helena und ihre große Werthschätzung heiliger Reliquien gerichtet, und zog endlich auch Helena in dem Land umher, überall Gaben spendend, so daß also für sie alle Gelegenheit vorhanden war, den heiligen Rock zu finden oder unaufgesucht ihn dargeboten zu bekommen.

War aber der heilige Rock in den Händen der heil. Helena, so war es sehr natürlich, daß sie der Kirche von Trier denselben zukommen ließ, zumal sie ihren Sohn Constantin zu Constantinopel mit einem Theile des heiligen Kreuzes und einem heiligen Nagel beschenkte, und es durchaus unwahrscheinlich ist, daß sie Trier, wo sie länger residirt hat, ohne einen Beweis ihrer Anhänglichkeit sollte gelassen haben. Denn ist auch die Streitfrage, welches eigentlich die Geburtsstadt der heiligen Helena sei, nicht vollkommen entschieden, indem Britannien, Trier und Drepanum (von Constantin an Helenopolis genannt), eine Stadt in Bithynien, Ansprüche darauf machen, so ist doch so viel unbezweifelt, daß die heilige Helena längere Zeit in Trier gelebt, und wahrscheinlich, daß sie eben schon in Trier den christlichen Glauben angenommen. Constantius Chlorus, ihr Gemahl, der Imperator in Gallien, hatte im Jahre 292 in Trier, der Hauptstadt von ganz Gallien, ja des römischen Reiches diesseit der Alpen, seine Residenz aufgeschlagen. Zwar hatte er einige Jahre früher durch den Mitregenten (in Italien) Maximianus Herkuleus, aus politischen Gründen genöthigt, seine rechtmäßige Gemahlin Helena verstoßen und die Theodora, Tochter jenes Maximian, heirathen müssen. Allein die Helena hatte er aus Liebe gewählt, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie nicht aus seiner Nähe gekommen ist. Noch gewisser aber ist, daß sie wenigstens seit 306 bis nach jenem Siege über Maxentius zu Trier sich aufhielt. In jenem Jahre nämlich war Constantin aus Bithynien entflohen, zum Vater Constantius, der damals mit einem Heer in Britannien stand, kurz vor dessen Tod, angekommen. Nach des Vaters Tode wurde er vom Heere zum Kaiser ausgerufen, demüthigt die Franken am Rhein, und ist nun schon 307 zu Trier in der väterlichen Residenzstadt eingekehrt. Wegen der bittern Feindschaft, in welcher sofort die übrigen Imperatoren, im Orient und Italien, gegen Constantin entbrannten, da er durch eine List ihnen entkommen und wider ihren Willen vom Heere zum Imperator ausgerufen worden war, würde seine Mutter Helena nirgends Sicherheit

gefunden haben, als in der Nähe Constantin's, in seiner Residenz zu Trier. Außerdem wird Constantin nicht gesäumt haben, die Schmach, die der Vater, von Maximian gezwungen, der Mutter durch Verstoßung angethan, wieder gut zu machen, und zwar alsbald durch Heranziehung und Auszeichnung derselben in seiner Residenz zu Trier.

Hierzu kommt nun noch ein anderer Grund, der ebenfalls zu Gunsten jener Tradition spricht. Nicht allein hatte Helena zu Trier gelebt, war Trier die Residenz der abendländischen Kaiser vom Ende des dritten bis zum Ende des vierten Jahrhunderts, war nach Rom die erste Stadt des ganzen Abendlandes (daher auch damals das zweite Rom genannt); sondern es hat Trier auch in der kirchlichen Verfassung einen ähnlichen Rang eingenommen, indem seine Kirche die älteste diesseit der Alpen war, durch Ausbreitung des christlichen Glaubens in weiteren Umkreisen sich zur Mutterkirche (Metropolis) gemacht, und sich so durch ihre Verdienste zugleich und ihren politischen Rang den Primat aller Kirchen Galliens und des diesseitigen Germaniens endlich erworben. Bei der Domkirche von Trier also, die selbst einem großen Theile nach (zwischen dem Chor und der Nikolauskapelle) ein römisches Gebäude aus der Zeit Constantin's und der Helena, höchst wahrscheinlich ein Palast der letztern ist, finden wir es durchaus natürlich, wenn Helena ihr, wie die Tradition sagt, unter ihrem Bischof Agröcius, den sie aus mehrjährigem Umgange kannte und hochschätzte, den heiligen Rock des Herrn überschickt hat. —

3. Auffindung und erste Ausstellung des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier im Jahr 1196.

Das Domgebäude zu Trier, wie es jetzt vor uns dasteht, hat, was Bauart betrifft, nicht leicht seines Gleichen, indem es seinen verschiedenen Theilen nach aus verschiedenen Zeitaltern herrührt und daher auch verschiedenen Bauarten angehört. Der mittlere Theil zwischen dem Nikolaus-Chor (der jetzigen großen Orgel) und dem östlichen Chor ist römisch; um diesen ältesten Theil als den Kern haben sich dann später die übrigen Theile angelegt. Nachdem diese älteste, aus dem römischen Theile bestehende Kirche längere Zeit verödet gelegen hatte, ließ der Erzbischof Poppo (1016—1047) dieselbe mit großen Kosten wiederherstellen, und weihte sie 1038 von Neuem zum Gottesdienst ein. Darauf hat er den Anbau im Westen (den Vordertheil des Domgebäudes) angefangen, hatte denselben aber bei der ungeheuern Tiefe der Fundamente, die er aufführen ließ, nur wenig über die Erde gebracht, als er in Folge eines Sonnenstiches über dem Zusehen beim Arbeiten gestorben ist. —

Das von Poppo begonnene Werk der Vergrößerung und Verschönerung des Domgebäudes, nämlich Aufführung des Nikolaus-Chores (des runden Ausbaues am Vordertheil) und der Seitentheile und Thürme, und dann des östlichen Chores, die Ueberwölbung des ganzen Gebäudes wurde dann fortgesetzt von den Erzbischöfen Eberhard (1047 — 1066), Udo (1067 — 1077), Bruno (1103 — 1124), Hillin (1152 — 1169), und ist dann durch Johann I. vollendet worden (1196). Bei dieser Vollendung der seit längerer Zeit begonnenen Erweiterung und Verschönerung des Domgebäudes durch den Erzbischof Johann I., wo verschiedene alte Gemäuer und Gewölbe aufgegraben und verschlossene Reliquienkasten eröffnet und untersucht worden sind, ist der heilige Rock in dem Nikolaus-Chor aufgefunden worden.

Der Bericht darüber bei unserem Brower lautet wörtlich also: „Das Jahr 1196 ist durch die Auffindung des unvergleichlichen Schatzes des heiligen Rockes Christi des Herrn überaus ausgezeichnet gewesen. Derselbe war früher mit ehrwürdigen Reliquien von Heiligen in der Gruft der Domkirche, inmitten zwischen den beiden Thürmen, in einem dem heiligen Nikolaus geweihten Altare verborgen worden, und Niemand der nunmehr lebenden Menschen hatte mehr Kenntniß davon. Der Erzbischof Johann aber ist bei Gelegenheit der Verschönerung des Domes, der Errichtung neuer Altäre, wo er hin und wieder altes Gemäuer abreißen, neues aufführen ließ, Reliquienkisten und Schränkchen eröffnete und mancherlei verborgene Gegenstände an's Licht zog, auf das so kostbare Kleid Christi gestoßen, das mit offenbaren Andeutungen versehen war, und hat dasselbe unter Beglückwünschungen der ganzen Stadt am 1. Mai, dem Feste der Apostel Philippus und Jakobus, dem Volke öffentlich gezeigt. Darauf hat er dasselbe unter ungewöhnlicher frommer Rührung der Gemüther aller Anwesenden in den neu errichteten und dem heiligen Petrus geweihten Hochaltar mit noch andern kostbaren Unterpfändern von Heiligen eingeschlossen."

Diesem Berichte gemäß ist also der heilige Rock in dem Nikolaus-Chore (wo jetzt die neue Orgel steht) unter dem Nikolaus-Altar, aufgefunden worden. Da aber dieser Chor, seiner Grundlegung nach, aus der Mitte des eilften Jahrhunderts herrührt, so muß angenommen werden: entweder, daß dieser Nikolaus-Altar mit einem Gewölbe oder einem Gemäuer, was älter war als die Umfangsmauer des Nikolaus-Chores selbst, in Verbindung gestanden, und in diesem früher schon der heilige Rock verborgen gelegen habe; denn der Bericht spricht von Wegräumung alten Gemäuers; oder aber, daß Poppo, der den Bau dieses Chores begonnen, oder einer der

Fortsetzer des Baues denselben wegen unruhiger Zeiten dorthin in der Stille niedergelegt hatte, und die Wenigen, welche Kenntniß davon hatten, unterlassen haben, Andern Mittheilung davon zu machen; oder endlich, was wohl noch wahrscheinlicher ist, daß bei der Einweihung des Nikolaus-Altars (1122), da in jeden neu zu weihenden Altar heilige Reliquien gelegt werden müssen, der heilige Rock und andere heilige Reliquien verschlossen wie er war und ohne Ueberschrift von Außen in jenen Altar gelegt worden, ohne daß man damals wußte, daß eben in diesem Reliquienverschlusse der heilige Rock sich befinde. Auch die zweite Annahme hat nichts Unwahrscheinliches. So ist ja z. B. Poppo in Folge eines Sonnenstiches schnell gestorben; wie leicht ist denkbar, daß derselbe von einer stillen Verbergung des heiligen Rockes Andern keine Mittheilung mehr machen konnte! Es ist später, selbst noch im Jahre 1794, bei der Flüchtung des heiligen Rockes geschehen, daß nur Eine oder Zwei Personen wußten, wo sich der heilige Rock befinde; wie leicht konnte da durch einen unerwarteten Vorfall alle Kenntniß davon verschwinden! Noch viel weniger ist die letzte Erklärung unwahrscheinlich, da Brower ein ähnliches Beispiel erzählt, wo in dem bekannten Tragaltar (altare portatile) des heiligen Willibrord ein heilige Reliquie gefunden worden ist, von der man nichts wußte und die man in demselben nicht vermuthet hatte.

So wie aber der heilige Rock vor dieser Auffindung und Ausstellung in dem Nikolaus-Altare eingeschlossen gelegen, so sollte derselbe nun auch im Hochaltare der Domkirche eingeschlossen liegen; nicht so sehr, um von Zeit zu Zeit gezeigt zu werden, als vielmehr erfüllend die alte Sitte der Kirche, daß unter den Altären, wo das heilige Meßopfer dargebracht wird, heilige Reliquien überhaupt niedergelegt sein sollen, und weil man für diese heilige Reliquie keine passendere Stelle haben konnte, als diejenige, über welcher das heilige Opfer der Versöhnung dargebracht wird. — Und so hat denn der heilige Rock auch wieder über dreihundert Jahre in diesem Hochaltar eingeschlossen gelegen, ohne daß derselbe je hervorgezogen und dem Volk ausgestellt worden wäre. Darin sehen wir noch die Nachwirkung der alten Sitte in der abendländischen Kirche, aus großer Ehrfurcht heilige Reliquien nicht aus dem Innern der Altäre hervorzuziehen. Zugleich haben wir an dieser Thatsache, daß nämlich selbst nach einer feierlichen Ausstellung des heiligen Rockes, wo das Volk der Trier'schen Erzdiözese in der Stadt und auf dem Lande wußte, daß sich derselbe zu Trier in der Domkirche befinde, und derselbe dennoch dreihundert und sechzehn Jahre hindurch gar nicht gezeigt worden ist, einen triftigen Grund zur Erklärung, wie es habe

kommen können, daß in unruhigen und stürmischen Zeiten und wo die Aufbewahrung des heiligen Rockes in der Domkirche wenig bekannt war, keine Ausstellung desselben, so viel in der Trier'schen Geschichte bekannt ist, Statt gefunden hat. Und es würde vielleicht auch jetzt, nach dem Ablaufe von dreihundert und sechzehn Jahren, noch hundert Jahre länger gedauert haben, bis der heilige Rock wieder gezeigt worden wäre, wenn nicht der Kaiser Maximilian I. den damaligen Kurfürsten von Trier, Richard von Greiffenklau, durch seine dringendsten Wünsche endlich dahin vermocht hätte, den heiligen Rock hervorzuziehen und zur Belebung des Glaubens dem Volke zu zeigen. Es liegt uns nun ob, die Gelegenheit, bei der dieses geschehen, und die Umstände, unter denen diese zweite und überaus feierliche Ausstellung Statt gefunden, zu erzählen. —

4. Kaiser Maximilian I. wünscht dringend die Erhebung und Ausstellung des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier im Jahr 1512.

Auf das Jahr 1512 hatte Kaiser Maximilian I. einen Reichstag nach Trier angesagt, der nach dem Osterfest eröffnet werden sollte. Zu Anfang der Fastenzeit war der Kaiser in Würzburg aufgebrochen, durch Lotharingen gereist nach Metz, von wo er in der Charwoche nach Trier gekommen und mit großem Gefolge von Fürsten und Grafen unter vielen Ehrenbezeigungen in der Stadt aufgenommen worden ist. Niemals hatte Trier eine so große Menge Fürsten und Großen, niemals so viel Pracht und Herrlichkeit in seinen Mauern gesehen. Außer dem Kaiser Maximilian, Campeji, dem Legaten des Papstes Julius II., Richard von Greiffenklau, Kurfürsten von Trier, waren zugegen Uriel und Philipp, die Erzbischöfe von Mainz und Köln, Ludwig, Kurfürst von der Pfalz; die Bischöfe von Bamberg, Straßburg, Gurk und Tull; die Herzoge von Bayern, Würtemberg, Braunschweig, die Markgrafen von Brandenburg und Baden; die Grafen von Zollern, Fürstenberg, Werdenberg, Oettingen, Isenburg, Nassau-Saarbrücken, Sayn, Solms, Wittgenstein, Wied, Manderscheid, Königstein, Rheinstein, Hardeck, Virnburg, Leiningen, Oberstein, Rheineck und viele andere Grafen und Barone. Außerdem waren Gesandte zugegen von vielen europäischen Mächten: Gesandte der Könige von Frankreich, England, Navarra, der Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, und Abgeordnete vieler deutschen Bischöfe, des Deutschmeisters und viele andere Große.

Bevor aber alle diese Fürsten in Trier angelangt waren, lag der Kaiser während der Charwoche seiner Andacht ob, und war in

diesen Tagen häufig mit dem Erzbischof Richard beisammen. Bei einer Unterredung mit dem Erzbischof eröffnete er nun diesem: er wisse schon längst aus der allgemeinen Tradition und aus alten Schriften, daß man zu Trier den ungenähten Rock Christi, unseres Erlösers, aufbewahre; er wünsche recht sehr, daß derselbe den Gläubigen gezeigt werde; eine Ausstellung desselben müsse nicht allein viel beitragen, die in den Gemüthern Vieler erschlaffende und hinsterbende alte Frömmigkeit der Christen aufzufrischen, sondern auch zur Vermehrung der Ehre Gottes unter den Menschen.

Dieses dem Kurfürsten so unerwartete Verlangen des Kaisers setzte ihn Anfangs sehr in Verlegenheit. Denn wie wenig auch menschlicher Vorwitz als die Quelle desselben vorausgesetzt werden durfte, wie geneigt auch sonst der Kurfürst sein mochte, dem frommen Kaiser jeden seine Andacht betreffenden Wunsch zu erfüllen; so war das Ausstellen des heiligen Rockes nie Sitte der Vorfahren gewesen, hatte derselbe jetzt über dreihundert Jahre unberührt und verschlossen gelegen, und hatte sich eine so große Ehrfurcht und heilige Scheu durch Jahrhunderte fortgepflanzt, daß keiner der Erzbischöfe auch nur daran gedacht hatte, diese heilige Reliquie auszustellen. Daher suchte Richard dem Verlangen des Kaisers auszuweichen, brachte seine Gründe vor, aus denen er dasselbe nicht erfüllen zu können glaubte; dieß heilige Kleid nämlich befinde sich schon über elfhundert Jahre hier, ohne, so viel bekannt sei, je an's Licht gezogen worden zu sein, außer damals, als vor mehr als dreihundert Jahren der Erzbischof Johann I., wie von göttlicher Fügung geleitet, dasselbe aufgefunden habe. Nicht ohne Zeichen göttlicher Mißbilligung sei früher ein Eröffnen des heiligen Kleides versucht worden; und daher habe sich eine außerordentliche heilige Scheu fortgeerbt, aus welcher die Erzbischöfe dasselbe nie zeigen zu sollen geglaubt hätten.

Allein der Kaiser ließ sich durch diese und ähnliche Gründe von seinem Verlangen nicht abbringen. Daher berief der Kurfürst sein Domkapitel zusammen, um mit diesem zu berathen, was in dieser Sache zu thun sei. Dieses gab seine Stimme dahin ab, daß: da der Kaiser so sehnlichst die Erhebung des Kleides des Herrn verlange, seinen frommen Wünschen hierin willfahrt werden möge.

Nachdem nun so in dem Gutachten des Domkapitels der Kurfürst eine Art Beruhigung gefunden und sich entschlossen hatte, den heiligen Rock zu erheben, that er zur Einleitung dieser Handlung, was die Kirche zu jeder Zeit zur Vorbereitung auf wichtige kirchliche Handlungen gethan hat, und was eine noch größere Beruhigung, als der Rath des Domkapitels, seinem besorgten Gemüthe geben mußte. Er ordnete gemeinschaftliche Gebete unter dem Volk an, und ließ

unter den Geistlichen anhaltende Gebete halten um Schutz und Segen für die Trier'sche Kirche, sie selbst und ihre Nachkommen; auf daß Gott bei Hervorziehung dieses so alten Heiligthums gütig und gnädig sich erweisen und allen Schaden, der daraus befürchtet werden könne, geneigt abwenden möge. Sie selbst möchten inzwischen sich in jene Gemüthsverfassung setzen, in welcher sie ihr Amt recht und mit erbaulicher Ehrerbietigkeit erfüllen könnten.

So wie diese Vorbereitung vollendet war, begab sich am 14. April die hohe Geistlichkeit, mit dem Kurfürsten an der Spitze, in die Domkirche. Es waren aber der Domprobst Eberhard von Hohenfels, der Domdechant Philipp v. Erichingen, die Erzdiakone Georg von der Leyen, Johann von Moderbach, Theodorich von Rollingen, der Scholast Philipp von Rollingen, Arnold aus den Grafen von Salm, Probst zu St. Paulin, Georg von Erichingen, Christoph von Rheineck, Johannes von Orley und Johannes von Metzenhausen. In dem Chore standen diese, während der Hochaltar (denn dort, sagten die Schriften der Vorfahren, befinde sich der heilige Rock des Herrn) eröffnet und der Hofkaplan des Kurfürsten von diesem beauftragt wurde, in das Innere des Altars hineinzusteigen und den heiligen Schatz aufzusuchen. Dieser hatte sich kaum zur rechten Seite im Innern des Altars gewendet, als er auf eine schön und künstlich gearbeitete Kiste von Elfenbein und sehr altem Holze stieß, die mit einem großen Wachssiegel versehen und versiegelt war. Dieselbe ward eröffnet, und es trat der ungenähte heilige Rock den Blicken entgegen, versehen mit der Schrift: „Dieß ist der ungenähte Rock unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi!"

So war am 14. April, Mittwochs nach Ostern, die Kiste mit dem heiligen Rock aus dem Innern des Hochaltares hervorgezogen und erschlossen worden. Indessen wurde nicht schon sogleich die öffentliche Ausstellung vorgenommen, sondern blieb, da immer noch Reichsfürsten ankamen und Maximilian seinen Willen dahin kundgab, am Kreuzerfindungsfeste seiner verstorbenen Gemahlin Maria Blanka feierliche Exequien unter Beiwohnung der Fürsten halten zu lassen, bis eben zu diesem Feste verschoben, auf daß so diese beiden Feierlichkeiten miteinander verbunden würden. Der Kurfürst und Erzbischof ließ durch Ausschreiben das Volk davon in Kenntniß setzen, und auf die Kunde davon sind aus der Nähe und Ferne gegen hunderttausend Menschen der Andacht wegen zur Stadt gekommen.

Am 3. Mai wurde also der heilige Rock zur Verehrung gezeigt; jedoch an diesem Tage nur zusammengefalten und klein zusammen=

gelegt, wie er in der Kiste gelegen hatte. Da aber unter den umstehenden Fürsten der Wunsch sich aussprach, man möge das heilige Kleid ganz aufgefaltet den Blicken darstellen, wurde hierzu eine eigene zierliche Einrichtung zubereitet und an den folgenden Tagen der heilige Rock ganz auseinander ausgebreitet den Großen und dem Volke gezeigt. Der erste Anblick des so ausgestreckten Kleides machte auf die Anwesenden einen so tiefen Eindruck, daß Viele Thränen vergossen, Andere wegen der Größe der gegenwärtigen Wohlthat in ihrem Gemüthe tief bewegt wurden. —

Dieses also war die erste eigentliche Ausstellung des heiligen Rockes, wo eine Ausschreibung an die Gläubigen vorhergegangen war; denn die Vorzeigung im Jahr 1196 war schnell vorübergehend, wie wenigstens aus den Nachrichten darüber hervorzugehen scheint. Nach einer solchen Ausstellung allerdings war ein Verkommen der Tradition auch beim Volke nicht mehr gedenkbar. Wenn wir nun aber erfahren, daß selbst noch im Jahr 1512, wo der heilige Rock aus dem Innern des Hochaltars hervorgezogen worden ist, wohin er nach unbestreitbaren Zeugnissen im Jahr 1196 war niedergelegt worden, Manche Zweifel daran hören ließen, wie denn solches geschehen nach dem Zeugniß unseres Trithemius; so läßt sich leicht begreifen, wie in früheren Jahrhunderten, wo solche Ausstellungen überhaupt nicht üblich waren, das Bewußtsein an die Aufbewahrung einer solchen heiligen Reliquie bis auf wenige Spuren verschwinden konnte. —

5. Aussehen des heiligen Kleinodes.

Wir haben jedoch in unserer Darstellung die Gestalt und die Farbe des heiligen Kleides bis dahin noch nicht besprochen, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, und haben uns denselben bis gegen Ende vorbehalten; jetzt aber, wo der heilige Rock nach Größe, Gestalt, Stoff, Gewebe und Farbe so genau untersucht worden ist und das Protokoll des General-Vicarius Cordel gar ausführlich diese Qualitäten des heiligen Rockes bespricht, so stellen wir hier zusammen, was ältere Schriftsteller und neuere aus Anschauung über das ganze Aussehen desselben berichten.

Agröcius singt darüber: „Nirgends ist eine Spur von einer Naht zu finden; das ganze Kleid ist Ein Gewebe durch und durch, wie ja auch die heilige Schrift berichtet. Die weiten Aermel haben keine Falten; die Art des Gewebes kann kein Künstler unterscheiden, das die Soldaten nicht zerreißen wollten, sondern verlooſten, sich so weise des Wagnisses und des Frevels enthaltend... Kaum auch gelingt es dem Auge, die Farbe genau zu erkennen; bald scheint sie purpurroth, bald braun, bald wie das Gelbe der Lilie. Wie ich

selbst an Ort und Stelle gesehen, beherrscht die Beschauer ein wunderbar Gefühl; bald heften sie (in Liebe) fest ihre Blicke auf das heilige Kleid, bald ziehen sie (aus Ehrfurcht) dieselben zurück: schwören sollte man, es wohne in ihm die göttliche Macht. Auch glaubt man hier und dort Flecken wie von Blut zu gewahren." —

Ueber die Art des Gewebes selbst sagt Brower: „Einschlag und Werft seien, bei Feinheit des Fadens, so künstlich und so verschieden ineinander verschlungen, daß das Auge bei der größten Anstrengung nicht erkennen könne, ob das Kleid gewebt oder mit der Nadel gestrickt sei. Am Saum unten sind eine Art gelbliche Streifen wie Züge von Buchstaben zu sehen, die aber vom Alter so verschossen sind, daß man nicht erkennen kann, was es gewesen sein möge. Die Farbe ist röthlich und im Sonnenlichte wie unbereiteter Zinnober." —

Damit ist übereinstimmend, was das Domkapitel unter Philipp Christoph über Stoff, Dicke desselben und Farbe des Kleinods sagt: es könne kaum erkannt werden, von welchem Stoffe die Fäden seien; der Stoff sei aber übrigens leicht und fein; die Farbe des Kleides braun oder braunroth. — Uebereinstimmend spricht darüber der Canonicus Marx in seiner Schrift vom Jahr 1655. —

Die Form und die Größe des heiligen Rockes hat Masenius in seinen Zusätzen und Noten zu Brower genau angegeben mit einer Zeichnung desselben. Der heilige Rock hat weite Aermel, der Aermel ist $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, 1 Fuß breit. Die Breite des Kleides oben, mit den Aermeln, ist 5 Fuß 4 Zoll; unterhalb der Aermel (über der Brust) 2 Fuß und etwas über 3 Zoll. Unten ist die Breite 3 Fuß 7 Zoll; die ganze Länge des Kleides ist 5 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll. Oben zwischen den Schultern hat es eine Oeffnung zum Anziehen über den Kopf. —

Im Ganzen durchaus übereinstimmend mit diesen älteren Angaben ist nun auch, was das Protokoll des General-Vicarius Cordel (1810) angibt: „Ich maß den heiligen Rock. Er ist oben mit den Armen breit 5 Schuh 5 Zoll, unten 3 Fuß 6 Zoll; lang hinten 5 Fuß, vorn 4 Fuß 9 Zoll. Er ist inwendig brauner, als auswendig; an einigen Stellen weißlich, sonst grauartig." (Nach der Ausstellung wurde der heilige Rock nochmals genau untersucht). „Man betrachtete ihn abermals näher, fand keine Naht daran, wohl aber, daß die Rückseite mit Gas überzogen, das sich an manchen Stellen losgelöst hatte und in Fasern herabhängt; die Vorderseite aber war mit rothblumigem Damast überzogen, der größtentheils verschwunden war und nur noch geblättert anklebte.... Auf dem linken Aermel ist ein Riß, welcher gewaltsam geschehen zu sein

scheint, indem der Stoff im Risse stark und wie neu scheint.... Die Fäden sind so fein, daß man sie mit freiem Auge kaum unterscheidet. Der Stoff scheint von Nessel zu sein." —

6. Die Wallfahrt zum heiligen Rock *) im Jahr 1844.

Ueber diese großartigste Wallfahrt schreibt Dr. Alban Stolz, Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, unter Anderem:

Auch in unseren Tagen begehrte man von dem Bischof in Trier, er möge dieses Kleid aus seinem verborgenen Schreine wieder hervornehmen und öffentlich ausstellen, wie es das Letztemal Anno 1810, und öfters schon, selbst vor mehreren hundert Jahren geschehen war, und wie man auch in Aachen alle sieben Jahre mancherlei Kleidungs- und Waffenstücke von Kaiser Carl dem Großen öffentlich im Dom ausstellt. Dieses that nun der Hochwürdigste Herr Bischof Wilhelm Arnoldi im Jahre des Heiles 1844, und meinte, es werden eben die Einwohner von Trier und aus den umliegenden Ortschaften kommen. Aber sieh'! was geschah? Es kam über eine Million Menschen aus allen Ständen und Gegenden, selbst viele Bischöfe. Ich hielt mich zu jener Zeit gerade bei einem lieben Freund in Coblenz auf, und hatte zuerst nicht im Sinne, nach Trier

---

*) Da Jesus zu dem Hause des Jairus ging, wurde er von der Volksmenge gedrängt. Ein Weib, das schon zwölf Jahre am Blutflusse litt, all das Ihrige an die Aerzte verwendet hatte, und von keinem geheilt werden konnte, kam von rückwärts zu, rührte den Saum seines Oberkleides an, und alsbald hörte ihr Blutfluß auf. Da sprach Jesus: „Wer hat mich berührt?" Da es Keiner gethan haben wollte, sprach Petrus und die bei ihm waren: „„Lehrer, das Volk drängt und drückt dich, und du fragst noch, wer dich berührt habe?"" Jesus erwiederte: „Es hat mich Jemand berührt, denn ich merke, daß eine Heilkraft von mir ausgegangen ist!" — Da nun das Weib sah, daß sie nicht verborgen blieb, kam sie zitternd, fiel zu seinen Füßen, und bekannte ihm vor dem ganzen Volk, aus welcher Ursache sie ihn berührt, und wie sie augenblicklich geheilt worden. Darauf sprach Jesus zu ihr: „Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht, geh' hin im Frieden!" —

Der Herr hat also das Weib nicht gescholten, daß sie in ihrem einfältigen Glauben sich nur an den Rock zunächst gewendet hatte; sondern lobte sie noch, daß ihr Glaube noch weiter ging, als nothwendig war! —

Und der Evangelist Markus erzählt: „Man setzte die Kranken auf öffentlichen Plätzen aus, und bat Jesus, daß sie nur den Saum seines Kleides berühren dürften; und wie Viele ihn berührten, die wurden gesund."

zu reisen, da ich nicht fest überzeugt war, ob dieser Rock echt ist. Doch wurde mir zugeredet, ich sollte hinreisen, wenn nicht des Rockes wegen, doch um die Volksmenge und ihr Benehmen zu sehen. Das leuchtete mir ein, und ich ging.

Da sah ich ein wundersames Leben: Die sonst ödesten Straßen im wilden Gebirg waren voll Wallfahrt-Leuten; es gingen da Einzelne, und gingen da Prozessionen ohne Zahl, bald singend, bald betend, bald schweigend. Zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht zogen Prozessionen durch die alten Thore der weiten Stadt, und selbst die breitesten Straßen waren oft kaum breit genug, um die zahllosen Menschen zu fassen, die da kamen und gingen. Man hörte ihr sanftes Beten und ihr Singen, und sah die Fahnen wehen, aus weit entfernten Kirchen hergebracht, und sah auf tausend und tausend Gesichtern alle weltliche Leidenschaft ausgelöscht und Andacht und frommen Ernst darauf verbreitet. Ja, es sah aus, als wären da die Völker zusammengekommen, um einen großen Frieden zu feiern, als wäre die ganze Stadt und Gegend ein weiter Tempel geworden, als sei schon der ewige Feiertag angebrochen. Ich hatte acht Tage vorher das Weltmeer gesehen, jetzt lag vor mir ein Menschenmeer, das hoch bewegt und durchweht war vom Wehen des Glaubens und des Andenkens an Jesus Christus. Fast überall, wo die Prozessionen durchzogen, da wachte eine Christenliebe und Christenfreundschaft auf, wie sie nur in den allerersten Zeiten gefunden wurde. Die Bewohner der Städte und Dörfer gingen vielfältig selbst hinaus, wie einst die Patriarchen, und forderten die ganz fremden Menschen auf, mit ihnen nach Hause zu gehen, bei ihnen zu essen und zu übernachten. Man fühlte sich auf einmal auch dem Fremdesten verwandt und befreundet, weil E i n Glaube, E i n e Verehrung und E i n e Liebe sie aus weiter Ferne hergeführt hatte.

Vor mehreren hundert Jahren sind ganze Millionen Menschen fortgezogen, um d a s h e i l i g e G r a b in schwerem langem Kriege von den Ungläubigen zu erstreiten; die Meisten opferten Heimath und Leben dafür auf, und hatten unsägliche Beschwerden. Nun zog eine Million zu d e m Kleid, in welchem der Herr den letzten schweren Gang gegangen ist, das seine blutigen Schultern deckte, und auf dem das Kreuz drückte; diese Million Menschen aber zog im Frieden hin und im Frieden wieder nach Haus. Selbst wenn man sich im Kleid geirrt hätte, so ist es doch an den Tag gekommen, daß gleicher Glaube und Liebe und Verehrung zu Jesus Christus noch in Millionen auf gleiche Weise lebt wie zur Zeit der Kreuzzüge; und d i e s e ist echt, wenn auch der Rock nicht echt wäre. Wenn man so die langen Prozessionen sah, wie sie stundenlang vor dem uralten

Tempel warteten, bis die Reihe an sie kam, und kein Warten und kein Wetter und keine Mühe scheuten, um nur einige Augenblicke lang ein Kleid zu sehen, von dem es hieß: Jesus habe es getragen — und wenn man die stolzen kräftigen Gestalten junger Bursche aus Deutschland und Lothringen und Frankreich sah, wie selbst unter diesen viele in Thränen ausbrachen, als sie das Kleid erblickten: da regte es sich wundersam in der Seele und die Frage regte sich: „Wie lieb und tief muß sich Der in's Menschenherz gegraben haben, was muß Der gethan haben, um dessen Kleides willen, um dessen nur vermuthlichen Kleides willen über tausendmal tausend Menschen nach achtzehnhundert Jahren noch ungeheißen zusammenkommen, zusammenkommen im fernen Deutschland, Tausende von Stunden weit von Jerusalem?" — Und noch ganze Millionen wären gekommen, wenn sie es nur machen hätten können. Was würden diese Leute erst thun, wenn Jesus Christus selbst da wäre, und wie würden sie ihm nachziehen und auf sein Wort hören, da sie schon seinem abgelegten Kleid so weither und beschwerlich nachziehen! — Auch protestantische Christen sind nach Trier gereist, und wurden durch die Andacht so vieler Menschen innig erbaut und gerührt. — Ja, was das Seltsamste ist: selbst Juden sind nach Trier des Rockes wegen gekommen. Es ist zwar nicht der Glaube oder Verehrung zu Christus gewesen, was sie hingeführt hat, sondern es zog sie an, einen Gegenstand zu sehen, der noch aus jener Zeit aufbewahrt ist, wo die jüdische Nation noch beisammenwohnte in Kanaan, ihr Tempel noch stand und der Hohepriester das Opfer brachte. — —

---

15. Die Kreuzpartikel zu Ellen.

(Aus: Der katholische Hausfreund von Dr. Ludwig Lang. Jahrgang 1853.)

Im Kloster der Prämonstratenserinnen zu Ellen, eine Meile unterhalb Düren in der jetzigen preußischen Rheinprovinz, lebte im fünfzehnten Jahrhundert eine adelige Jungfrau als Nonne. Sie hatte einen Bruder, den sie innig liebte. Als er einst in das heilige Land zog, bat sie ihn, er möge ihr doch von dort irgend eine ehrwürdige Reliquie mitbringen. Richtig bekam er in Jerusalem ein kleines Theilchen vom heiligen Kreuz. Auf der Rückreise in die Heimath erhob sich ein so heftiger Sturm, daß Alle meinten, das Schiff müsse untergehen. Der Capitän befahl, Alles über Bord zu werfen, und so warf der Ritter auch das Kästlein, in welches er die Partikel verschlossen hatte, in der Verwirrung in's Meer; den Schlüssel aber dazu behielt er bei sich.

Sowie das Kästchen in's Meer geworfen war, legte sich alsogleich der Sturm. Zu derselben Stunde aber trat zur Schwester des Ritters, da sie in ihrer Zelle zu Ellen betete, ein unbekannter Mann und überbrachte ihr das Kästchen. Sie war nicht wenig über diese unerwartete Erscheinung erschrocken, sagte aber keinem Menschen ein Wort davon.

Nach einiger Zeit kam der Bruder aus dem heiligen Lande zurück und besuchte seine Schwester zu Ellen. Als sie ihn fragte, ob er denn nichts für sie mitgebracht, sagte er, daß er wohl eine Partikel des heiligen Kreuzes in einem Kästchen aus Jerusalem mitgenommen, aber während eines Sturmes sie in's Meer geworfen habe; nur den Schlüssel habe er bei sich. —

Da ward die Jungfrau von einem heiligen Schauer ergriffen, holte das Kästchen aus ihrer Zelle und zeigte es dem Bruder. Dieser fiel erstaunt auf seine Kniee nieder und erzeigte dem Holze des heiligen Kreuzes seine Verehrung.

Als die Kunde von diesem Wunder im Lande bekannt wurde, erbat sich der Herzog Wilhelm von Jülich, ein gottesfürchtiger Fürst, ein Stückchen von der Partikel. Die Klosterfrauen wollten ihm willfahren und sie zertheilen; als sie aber mit dem Messer den ersten Einschnitt machten, floß Blut an der geschnittenen Stelle hervor, wie heute noch zu sehen ist. Die Jungfrauen mochten jetzt nicht mehr theilen, und ließen eine kostbare Monstranz machen, um die Partikel darin aufzubewahren. Als man ein Glas zur Bedeckung derselben brauchte, fand man unter dreißig verschiedenen Gläsern keines, das in die Monstranz hineinpaßte. Endlich kam ein Unbekannter an die Klosterpforte und bot Gläser für Monstranzen oder andere heilige Gefäße zum Kauf an. Gleich das erste, was die Nonnen sich durch den Pförtner bringen ließen und probirten, paßte vollständig; als aber die Nonnen den Fremden bezahlen lassen wollten, war er verschwunden. Dieses Glas hatte die wundersame Eigenschaft, daß in ihm, wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen, ein Ecce-homo-Bild zu sehen war, nämlich Christus mit wallenden Haaren, der Dornenkrone auf dem Haupte, mit gebundenen Händen, umhüllt mit dem Purpurmantel, das Haupt ein wenig nach der rechten Schulter geneigt, das Angesicht ganz mit Blut überronnen, die Augen leuchtend und den Blick so durchdringend, daß Niemand das Bild ansehen konnte, ohne in tiefster Rührung Thränen zu vergießen. —

Als im Jahr 1543 Krieg ausbrach, legten die Nonnen von Ellen die Kreuzpartikel mit vielen andern kostbaren Gegenständen auf einen Wagen, um sie nach Cöln in Sicherheit zu bringen. Der

Wagen aber konnte nicht von der Stelle gebracht werden, obwohl man sechs starke Pferde daran spannte. Endlich begannen die Chorgeistlichen die Antiphon vom heiligen Kreuze zu singen: „Adoramus Te, Christe! Wir beten Dich an, Herr Jesus Christus!“ Nach Vollendung des Gesanges zogen zwei Pferde ohne Mühe den Wagen fort. —

---

16. Der blutende Dorn zu Bari.

(Aus: Sonntags-Beiblatt zur Augsburger Postzeitung. Jahrg. 1853. Nr. 34.)

Zu Bari, im Neapolitanischen, befindet sich in der Capella Regia del Tresoro ein Dorn, angeblich aus der Dornenkrone des göttlichen Heilandes. Wie die Sage geht, wird dieser Dorn, so oft der Charfreitag auf den 25. März fällt, an diesem Tage eine Zeitlang mit frischem Blute benetzt. So soll es im Jahr 1842 gegangen sein, so wiederholte es sich im Jahr 1853.

Die zu Rom erscheinende Zeitschrift „Civiltà cattolica“ theilt darüber ein Schreiben aus jener Stadt mit, das wir hier in wörtlicher Uebersetzung folgen lassen.

„Ein Wunder bewahrheitete sich am 25. März, als dem Todestage des göttlichen Erlösers, in dieser Kirche. Der heilige Dorn, welchen Carl II. von Anjou, als er das Grab des glorreichen heiligen Wunderthäters Nikolaus besuchte, in die königliche Schatzkapelle niederlegte, wurde mit Blut befeuchtet. Die Geschichte hatte schon seit langer Zeit dieses Wunder aufgenommen; doch die göttliche Erbarmung würdigte sich, zur größern Beschämung unserer verderbten Zeit, auch dieses Mal noch unsere fromme Stadt mit Gnaden zu überhäufen. Wir sahen das Wunder und mit uns der Intendant der Provinz, der Major der königlichen Gend'armerie, welcher vom ersten bis zum letzten Augenblicke zugegen war, und der Commandant. Mit uns sah es das ganze Kapitel, der städtische Vorstand und Tausende, so viele ihrer hinzukommen konnten. Der Erzbischof, durch die Geschichte und den Vorfall vom 25. März 1842 aufmerksam gemacht, hatte drei Tage zuvor den normalen Zustand der kostbaren Reliquie von Chemikern mit Notar und Zeugen untersuchen lassen; am Tage selbst ließ er die Kanoniker, abwechselnd mit dem Clerus des Königs, von Mittag an glühende Gebete zum Allerhöchsten emporsenden, auf daß die göttliche Güte das demüthige Verlangen nach Wiederholung des Wunders gnädig aufnehmen möchte. Um $2^1/_2$ Uhr (2 Stunden vor Sonnenuntergang — nach der Stunden-Zählung in Italien) hatte schon der heilige Dorn seinen gewöhnlichen Zustand geändert, und in der Folge bezeugten der Notar, die

Zeugen und Vornehmen, welche zu sehen und gegenwärtig zu sein gekommen waren, daß er seinen frühern Zustand schon sehr verändert habe, und das Wunder war also schon geschehen. Alsdann wurde der genannte heilige Dorn aus der Kapelle des königlichen Schatzes auf den Altar des Herzens Jesu getragen und zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt, um das fromme Verlangen des andächtigen Volkes zu befriedigen, das zu Tausenden, das Wunder zu sehen, herbeiströmte. Eine Stunde nach Sonnenuntergang, als man im Orchester das „Christus ꝛc. und Miserere" sang, bemerkte dann der Cavaliere Dupuis, Major der königlichen Gend'armerie, welcher sich nie von der Reliquie entfernt hatte, zuerst, und machte den Intendanten und Commandanten der Provinz darauf aufmerksam, daß man an der linken Seite des Fußes der Reliquie rothes Blut sehe. Als der Intendant Alles untersucht hatte, verkündete er es, aufgeregt vor Freude, und nun verdoppelte sich das Frohlocken, die Thränen flossen in Strömen, und die Seufzer und Gebete erschollen so zum Allerhöchsten, daß auch das härteste Herz bei Betrachtung dieser Begeisterung und beim Anhören der frommen Gebete sich erweichen mußte." —

---

17. Die Reliquien der heiligen Genovefa.

(Aus: Große illustrirte Heiligenlegende. Ulm, 1855.)

Die heilige Genovefa, das fromme Hirtenmädchen aus Nanterre bei Paris, das einer unbeschreiblich strengen Abtödtung sich stets beflissen, das ob seines unbegrenzten Wohlthuns gegen die Nothleidenden als die sichtbar gewordene Hand der göttlichen Vorsehung allum kindlich verehrt und das wegen seiner großen Verdienste von dem Herrn sogar mit der Wundergabe begnadet wurde, starb hochbetagt am 3. Januar des Jahres 512.

Die Ueberreste der demüthigen Jungfrau wurden zu Paris in der Kirche der heiligen Apostel Petrus und Paulus neben denen des Königs Clodwig beigesetzt. Ihr Grab wurde anfänglich von einem hölzernen Gitter umgeben, um die Menge der Gläubigen, die vor demselben zusammenströmte, um inbrünstig zu beten und Heilung in allen Arten von Krankheiten, besonders aber im Fieber zu erflehen, davon abzuhalten. Später wurde es reich, und sogar mit Gold und Edelsteinen verziert, da Gott, um die Andacht des Volkes zu seiner Dienerin zu bestätigen und den Eifer derselben zu bewahren, ihren in großen Ehren gehaltenen Gebeinen eine übernatürliche Kraft verlieh.

Unter allen Wundern aber, welche die Geschichte in dieser Beziehung erzählt, ist keines so merkwürdig, als das Wunder der —

Brennenden. In den Jahren 1129 und 1130, unter dem Könige Ludwig dem Dicken, verheerte eine schreckliche Pest, „das wilde Feuer" genannt, Frankreich, und insbesondere Paris. Die Füße, die Hände, das Gesicht und die Brust der Kranken war wie von einem Feuer angegriffen, das den augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont, und man zählte schon mehrere Tausend Opfer dieser entsetzlichen Krankheit. — Da die Wissenschaft nichts dagegen vermochte, nahm das Volk zum Gebete seine Zuflucht. Man trug die Reliquien der heiligen Genovefa durch die Straßen der Stadt, und alles Volk rief, auf den Knieen liegend, die Heilige um ihre Fürbitte an. Alsbald wurden die Heilungen zahlreicher, die Geißel wüthete minder furchtbar in der Stadt, und nach einigen Tagen hatten, nach Zeugnissen und Urkunden, welche diesem Ereigniß den höchsten Grad geschichtlicher Gewißheit gaben, die Verheerungen der Krankheit ganz aufgehört. Zum immerwährenden Gedächtniß dieser Thatsache hat Papst Innocenz II. ein Fest unter dem Titel: „Heilige Genovefa vom Wunder der Brennenden," welches am 26. November alljährlich gefeiert wird, eingesetzt; auch erhielt eine Kirche auf einer Insel der innern Stadt den Namen: „Heilige Genovefa der Brennenden." —

Im Jahr 845 wurden die Reliquien der heiligen Genovefa vor den Normannen geflüchtet, und in einen einfachen hölzernen Schrein verschlossen, in welchem sie blieben, bis im Jahr 1242 der achte Abt von St. Genovefa durch Bonard einen prachtvollen Schrein dafür fertigen ließ, der wieder im Jahr 1614 von der Königin Maria von Medici und andern Prinzessinnen ihres Hofes, mit Diamanten und sonstigen kostbaren Steinen bereichert wurde.

Die Sanct Peter= und Paulskirche, in welcher die Gebeine der heiligen Genovefa zuerst beigesetzt worden waren, erhielt später den Namen Genovefen=Kirche. — Bei dem zweiten Einfalle der Normannen im Jahr 857 wurde sie ein Raub der Flammen, nach dem Abzug der Feinde aber wiederhergestellt. —

Weitere Restaurationen erfuhren die Kirche und das Kloster im Jahr 1175, 1483 und besonders 1744, wo Souflot die stolze Kuppel aufführte, die ganz Paris beherrscht, ein Werk, das freilich mehr von den Traditionen der griechischen Kunst, als vom Geiste der christlichen eingegeben ist, aber durch die Regelmäßigkeit seiner Verhältnisse, die Strenge seines Charakters und die Harmonie des Ganzen doch in jedem Beschauer Bewunderung erregt.

Das herrliche Gebäude war kaum vollendet, als die Revolution ausbrach. Man hatte es zur Anbetung Gottes und zu Ehren einer

dem Volk entsprossenen Heiligen gebaut, um mit ihm das Volk selbst zu ehren; aber die constituirende Versammlung machte daraus einen Begräbnißplatz für Marat, Voltaire, Rousseau und andere Feinde der Religion.

Der Schrein der heiligen Genovefa, der aus Silber und Gold gefertigt, mit Perlen beladen und von einem Diamantstrauß überragt war, wurde in die Münze ge'chickt, und zwar mit einer Hast und mit Vorsichtsmaßregeln, die dessen Werth auf 23,830 Livres herabbrachten. — Ihre Gebeine, mit Ausnahme jenes Theiles, der schon vorher zerstreut war, wurden von dem toll gewordenen Volke verbrannt, das in dem Bauernmädchen von Nanterre eines seiner ruhmvollsten Mitglieder, in einer seiner erhabensten Heldinnen das Vaterland und in einer christlichen Jungfrau jene Kirche, jene Lehren und jene Tugenden beschimpfte, ohne welche es noch eine Horde Sclaven und der Spielball der Männer des Schwertes, der Mächtigen und Reichen wäre. Sonderbarer Muth eines edlen Volkes, das gegen die Gebeine eines vor 1400 Jahren gestorbenen Weibes in's Feld zieht! Sonderbares Schicksal des Christenthums, das sich von Denen verhöhnt und verfolgt sieht, welche ihm Alles, die Freiheit, die sie mißbrauchen, das Brod, das sie essen, und den Boden, der sie trägt, verdanken! —

Im Jahr 1806 beschloß der Kaiser Napoleon I., das sogenannte Pantheon dem christlichen Gottesdienste zurückzugeben, und es wurden hierauf bezügliche Arbeiten unternommen; der genannte Zweck wurde aber erst unter der Restauration erreicht, und auch nur auf kurze Zeit; denn vom Jahr 1830 an war der Tempel wieder nur der Gegenstand der Neugierde, ohne Gott und ohne Priester, kurz eine Steinwüste geworden, bis im Jahr 1852 der Kaiser Napoleon III. denselben, unter dem Beifall aller treugesinnten Katholiken, dem katholischen Gottesdienste zurückgab. —

Die Fresko=Gemälde, welche die Kuppel des Domes zieren, stellen die Lebensgeschichte der heiligen Genovefa dar, und wurden unter der Restauration von dem berühmten Maler Gros ausgeführt. Er zeigt die heilige Genovefa in allen erhabenen und bewunderungswürdigen Handlungen ihres Lebens. Bald lehrt sie, an den Ufern der Seine sitzend und ihre Schafe weidend, Gott in seinen Werken loben; bald gießt sie Trost und Hoffnung in das Herz der Kranken oder Gefangenen; und endlich empfängt sie in Gegenwart der Cherubim und Heiligen von Dem, der unvergängliche Kronen verleiht, die — himmlische Krone, nach der sie so lange geseufzt hatte. —

Das christliche Volk hat das Grab der heiligen Genovefa allezeit in Ehren gehalten, und strömt jetzt noch jedes Jahr am

3. Januar bei demselben schaarenweise zusammen, um der Heiligen seine Wünsche, Befürchtungen, Schmerzen, Gebete und Thränen, kurz alle Geheimnisse des Herzens, aus denen das Leben besteht, aufzuopfern.

Eine arme, aber treue Ehrenwache bewacht das Grab; es brennt nämlich ein Lichtlein davor, das gleich dem Glauben, der es unterhält, bescheiden ist, aber nie erlischt! —

---

18 — 21. Die Reliquien des seligen Nikolaus von der Flüe.

(Nach: Volksgeschichten aus der Schweiz von Adolph Weisser.)

1. Die Einsiedelei.

Tief im Schatten einer engen Kluft, im Kanton Unterwalden in der Schweiz, in einem schauerlichen Felsentobel, an welchem die Melcha mit brausendem Ungestüm vorbeistürzt, steht eine einsame Klause mit schmalem Fensterlein, durch das nur spärlich das Licht des Tages hineinfällt. — Willst du die Felsen fragen, von welchen das schäumende Waldwasser tost und spritzt: Wer wohl an diesem wilden Ende unter den Alpen wohnen möge? so magst du nur die Antwort von einem Steinbock empfahen, welcher aufhorchend durch das verschlungene Gebüsch mit emporgerichteten Hörnern schleicht, oder von einer Gemse, welche in keckem Sprung vorüberhuscht!

In der Wildniß unter den Alpen, darinnen die Klause steht, ist tiefe Einsamkeit und stilles Dunkel; und was etwa glänzt, das ist der Glanz der Sonne, wenn sie über die Felsen durch den Schaum der Melcha schimmert und ihr tröstend Licht auf dem Blättergrün der wild wachsenden, den Abgrund verdeckenden Bäume spielen läßt, an welchen Gott seine ewigen Wappenschilde ausgehängt.

Schwer und rauh ist die Klause von Eichenbalken zusammengefügt, und mag wohl sechs Schuh Mannshöhe halten, ein Paar Schritte in ihrer Länge, ein Paar Schritte in ihrer Breite. In dem Innern derselben sieht man ein Paar Bretter, um darauf die Glieder auszustrecken, und einen Stein, um als Ruhekissen dem Haupt des Ermüdeten zu dienen, und einen niedrigen Stuhl, der einem etwaigen Gaste zum Sitze gereichen mag. Würdig gesellt sich solchen Geräthschaften der einfache Wanderstab zu. Auch findet man dort einen Rosenkranz, viel getragen und gebraucht, aber dürftig und in seinem Stoffe werthlos; dazu ein messingenes Crucifix; einen groben, grau-braunen Eremiten-Rock und einen roßhärenen Bußgürtel; ein einfach Siegel, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde

vorstellend; eine Schüssel von Maserholz, nebst zwei buchsenen Eßlöffeln.

Diese Klause bewohnte — der selige Nikolaus von der Flüe; — er hatte dieselbe bezogen mit der Einwilligung seiner Ehegattin und seiner Kinder. —

Von ihm, der früher ein fester, wohlgestalteter Mann gewesen, und der hier so lange Jahre und in Gebet und Kasteiung lebte, sagt Einer seiner Zeitgenossen: „Nikolaus von der Flüe errang einen ganz außerordentlichen Grad der Abstinenz, denn er erschien nach längerem Aufenthalt in dieser Einsiedelei — ganz ausgeschöpft, allein von Haut, Adern und Gebein zusammengeschmuckt." *) —

2. Der Tod des Einsiedlers.

Nikolaus von der Flüe, der so viele, viele Jahre in seiner Einsiedelei mit Gebet und Betrachtung und eiserner Selbst-Kreuzigung zugebracht, — war vom siebzigsten Lebensjahr nicht mehr fern, als er in der Mitte März des Jahres 1487 von einer heftigen Nerven-Krankheit ergriffen wurde. Er war (wie gleichzeitige Schriftsteller erzählen) am ganzen Leibe wie erstorben, im Innersten seines Markes und Geäders so gequält, daß der Kranke oft wie ein Wurm sich krümmte. Dennoch verlor er, der in seinem Heiland Jesus Christus gänzlich Aufgelöste, weder Geduld, noch Fassung, und lächelte auch in den unsäglichen Schmerzen sanft und ruhig wie sonst.

Nachdem er acht Tage „groß Weh, besonders in seinem Gebein" erlitten, war die Zeit da, daß Gott, wie die Legende so rührend sich ausdrückt, seinen treuen Diener und Ritter aus dem Elende der Zeit in eine ewige Freude nahm. Der Sterbende lag auf seiner Bank, wie sonst; nur eine „Decklach" war über ihn gebreitet. Sein treues Weib Dorothea, seine Kinder und seine beiden Freunde, der Pfarrer Heinrich im Grund und der Bruder Ulrich, welcher von der Wallfahrt nach Rom zurückgekehrt war, umstanden das Krankenlager. Er segnete sie der Reihe nach, und legte dann sein mattes Haupt zurück, um es nicht wieder zu erheben. Der Tag, an welchem er verschied, war sein Geburtstag, der 21. März 1487. Das Leid der Seinigen war so groß, daß sie, in Thränen zerflossen, bis zum Tage der Beerdigung nicht von der Leiche wichen. —

Als die Trauerkunde durch Unterwalden erscholl, hörte man eine

---

*) Man lese hierüber die Beschreibung des Seligen aus dem Jahr 1474 im IV. Band des Katholischen Anekdoten-Schatzes Seite 398.

allgemeine Volksklage über Berg und Thal. „Das Land hat seinen Vater, die Eidgenossen ihren Führer verloren!“ jammerten die Landleute. —

Die Leiche wurde vom Ranft nach der Pfarrkirche in Sachslen getragen, um auf dem dortigen Gottesacker beerdigt zu werden. Alles Volk war an dem Tage der Bestattung herbeigeströmt; alle Werkstätten blieben geschlossen, alle Geschäfte eingestellt, und weit im Land umher wurde von den Priestern keine heilige Messe gehalten, als nur vor der Leiche und dem Grabe des Dahingeschiedenen.

Von Unterwalden, das eine allgemeine Landestrauer angelegt hatte, ergoß sich die Volksklage in die übrige Schweiz. Alle Orte der Eidgenossenschaft ließen feierliche Seelenämter halten, und selbst der Herzog Sigmund von Oesterreich befahl, das Andenken des Verstorbenen unter großer Pracht mit hundert Seelenmessen zu begehen. Reiche Opfer und Almosen verherrlichten überall die Feier.

Am dritten Tage nach der Bestattung besuchte die ehrsame Hausfrau Dorothea, der Landessitte gemäß, das Grab des Dahingegangenen und verrichtete ihr Gebet daselbst. Als sie von dem Grab geschieden, so erzählt die Legende, ist ihr auf dem Flüeli der Bruder Klaus mit großen Ehren und Klarheit erschienen, ein weißes Banner in der Hand schwingend; und als diese Erscheinung ruchbar geworden, habe die Trauer im Lande sich gelegt.

Das Grab auf dem Kirchhof zu Sachslen, in welchem man den Verstorbenen beigesetzt, war einfach und ungeschmückt. —

3. Die Gebeine des Einsiedlers.

Nach dem Verlauf von dreißig Jahren sann man auf eine ausgezeichnetere Grabstätte. — Der Fürst-Bischof von Lausanne, Benedikt de Monte Ferrando, ließ am 21. März 1518 das Grab öffnen, die Ueberreste entheben und in einen neuen eichenen, mit eisernen Banden wohlbeschlagenen Sarg legen. An dem Orte des Friedhofs, welchem man die Gebeine entnommen hatte, wurde ein steinernes Grabmal von geschnittener Arbeit aufgerichtet, in welches man den eichenen Sarg mit einem zinnenen Kistchen legte, das die schriftlichen Zeugnisse der Enthebung enthielt. Das Grabmal selbst wurde von oben mit einem großen Leichenstein zugedeckt, welchen das Bildniß des Todten zierte, und mit einem eisernen Gitter und brennenden Lampen umgeben. —

Als im Jahr 1600 die alte Pfarrkirche zu Sachslen wegen der Menge der das Grab des Bruders Klaus besuchenden Pilger erweitert werden mußte, wurde bei Abbrechung der Kirchenmauern die Leichenstätte abermal eröffnet, und dann beschlossen, zunächst der erwei-

terten Kirche eine Kapelle aufzuführen und das auf dem Friedhof befindliche Grabmal dahin überzusetzen.

Noch zweimal, im Jahr 1618 und im Jahr 1654, geschahen Eröffnungen des in die neuerbaute Kapelle übertragenen Grabmals. —

Nachdem endlich der päpstliche Stuhl den ehrwürdigen Nikolaus von der Flüe **selig** gesprochen hatte, beschlossen die Pfarrgenossen von Sachslen, einen neuen und prächtigen Bau an der Stelle der alten Mutterkirche aufzuführen. — Die nach sechsjähriger Arbeit im Jahr 1678 vollendete Kirche ist mit zwei und zwanzig Säulen von schwarzem Marmor mit weißen Adern geziert, der im Melchthal gegraben worden. Acht dieser Säulen sind aus Einem Stück; jede hält dreizehn Schuh in die Höhe und sieben Schuh im Durchschnitt; die Postamente haben eine Höhe von vier und einem halben Schuh. Ueber dem Hauptportal der Kirche ist die Aufschrift eingesetzt: „D. O. Gl. et b. Nicolao von Flüe Piorum ope et auxilio constructum Anno 1678." — Auch Er, zu dessen Ehre die Kirche erbaut war, sollte jetzt in Marmor ruhen. Seine Gebeine wurden in ein zierliches Grab von Marmel übertragen, und der Stand Luzern stiftete an die Stätte ein ewiges Licht. —

Als die Bulle des Papstes Clemens XII., gegeben zu Rom unter dem Fischerring am 26. April 1731, für alle Diejenigen, welche Einmal im Jahr die Pfarrkirche zu Sachslen im Konstanzer Bisthum, Mainzischer Provinz, und allda „für die Einigkeit christlicher Fürsten, Ausreutung der Ketzereien und Erhöhung der heiligen katholischen Kirche ihr Gebet verrichten und die heiligen Sakramente der Buße und des Altars würdig empfangen," einen vollkommenen Ablaß ertheilte, — wurden die Gebeine der Kapelle entnommen und, in einem eisernen Kasten verschlossen, auf einem Altar der Kirche zur Verehrung ausgestellt. — In der Kapelle ist noch das steinerne Grabmal zu sehen, auf welchem der Einsiedler in Lebensgröße in Stein ausgehauen liegt, und an den Wänden sein Lebenslauf in dreißig Gemälden vorgestellt. — Die Gebeine wurden künstlich gefaßt und geschmückt, über das Beingerüst ein mit Edelsteinen besetztes und mit Gold verbrämtes seidenes Gewand geworfen und der Selige, in die Gestalt eines auf den Knieen liegenden und seine Hände gen Himmel faltenden Beters gebracht, dem öffentlichen Anblick und der Verehrung ausgestellt. —

4. Die sonstigen Ueberreste.

Auch die arme Habe, welche sich „im Ranft" vorfand, wurde alsbald und auch fortan in hohen Ehren gehalten. — Das messingene Crucifix, der Rosenkranz, zwei buchsene Eßlöffel mit silbernen Stielen,

ein silbernes Trinkgeschirr und das Siegel, Maria mit dem Jesuskinde vorstellend, kamen an die Familie und nächsten Verwandten des Verstorbenen.

Seinen roßhärenen Bußgürtel zeigte lange das Kloster Muri im Aargau vor; — seinen Reisestab das Kloster Rathhausen bei Luzern; — seine Schüssel von Maserholz das Kloster Engelberg; — und den Eremiten-Rock die Pfarrkirche zu Sachslen; — der Degen des Einsiedlers endlich wurde von seinen Nachkommen, welche in den höchsten Würden ihres Heimathlandes standen, ebenfalls als etwas Hehres aufbewahrt: denn die Vereinigung des Kreuzes und des Schwertes, der Hellebarde und des Rosenkranzes charakterisirt die Generation, welche mit Nikolaus von der Flüe in der Schweiz zu Grabe gegangen ist.

Das Bildniß des seligen Nikolaus von der Flüe findet man häufig in die Kirchen-Glocken eingegossen und auf Fahnen abgemalt; am besten aber lebt sein Gedächtniß in den Herzen der Gläubigen, die seit Jahrhunderten eine wahrhaft kindliche und tieferbauliche Verehrung gegen ihn äußern. —

---

22. Die Reliquien des heiligen Sebaldus.

(Aus: Augsburger Allgemeine Zeitung.)

Den mit Silberblech überzogenen Sarg nebst den Gebeinen des heiligen Sebaldus, eines Königssohnes aus Schweden, der etwa um das Jahr 800 in der Umgegend der Stadt Nürnberg gestorben, bewahrt daselbst das bekannte Kunstwerk Peter Vischer's in der St. Sebaldus-Kirche.

Der Sarg wurde 1397 verfertigt und 1506 „ferneit.“ In demselben werden zwei Kästchen verwahrt, mit rothseidenen Schnüren umwickelt, und in jedem derselben sind zwei Säckchen von rothem Zeug. In diesen sind die Gebeine des heiligen Sebaldus der Art vertheilt, daß in dem einen Kästchen in den beiden Päckchen achtzehn Stücke und in dem andern ein und neunzig Stücke sich befinden. —

Eine dabei liegende Urkunde von 1463, ausgestellt von Patriciern und dem Protonotarius doctor plebanus Leubing und Dr. Schonalli, bezeugt dieß. —

Stets nach einer Reihe von Jahren tritt eine geistliche und weltliche Commission zusammen, welche sich durch Oeffnung des Sarges überzeugt, ob die von den katholischen Vätern überlieferten Reliquien noch vorhanden sind.

Ein Artikel aus Nürnberg vom 15. Januar 1856 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ sagte: „Eine solche Commission hielt denn auch kürzlich wieder Visitation.“ —

---

23. Uebertragung der Reliquien des heil. Franziskus von Assisi.

(Aus: Lebensgeschichte des heiligen Antonius von Padua, aus dem Flämischen übersetzt von G. Simar.)

Der 25. Mai des Jahres 1230 war für die guten Bewohner von Assisi ein Festtag. Ihre Häuser mit Blumen und Laubwerk geschmückt, die an den Giebeln der vornehmsten Wohnungen herunterhängenden prächtigen Fahnen, die Triumphbogen, welche mit Aufschriften versehen in angemessener Entfernung sich erhoben, und noch mehr die fröhliche Miene der Bürger, die schon früh in großer Anzahl die Straßen der Stadt durcheilten — Alles kündigte für diesen Tag eine besondere große Feierlichkeit an.

Vor der Stadt erblickte man ein nicht weniger erfreuliches Schauspiel. Da hatten sich bei zweitausend Franziskaner in Zelten gelagert. Etwas weiter davon sah man verschiedene Gruppen Pilger, welche in der Stadt keinen Platz zum Uebernachten gefunden und sich ebenfalls im flachen Felde gelagert, *) während noch ohnehin unzählige Schaaren aus den umliegenden Städten und Dörfern zur Stadt herbeiwanderten.

Erwartete man etwa zu Assisi die Ankunft des so sehr beliebten Papstes Gregor IX.? oder die Ankunft des Kaisers? — Nein! — Die Feier, die heute stattfand, war die Uebertragung des Leichnams des heiligen Franziskus von Assisi aus der Kirche St. Georg in die neue prachtvolle Kirche auf dem Höllenberge.

Der heilige Vater, der eben erst, durch die schweren Zeitereignisse gedrängt, aus Perugia nach Rom zurückgekehrt, sah sich dadurch verhindert, persönlich bei diesem Feste zu erscheinen; er schickte aber dahin drei Gesandte mit reichen Geschenken für die neue Kirche. Diese Geschenke bestanden in einem großen, künstlich gearbeiteten, goldenen Kreuze, das mit Edelsteinen besetzt und mit einem ansehnlichen Theile des heiligen Kreuzes unsers Herrn bereichert war; ferner in großen silbernen Gefäßen und mit Gold durchwirkten

---

*) Nach der Beendigung dieses Festes beabsichtigten die Franziskaner das General-Kapitel zu halten, das schon seit 1229 allen Brüdern in ganz Europa war angesagt worden.

Altartüchern und Meßgewändern. Die Abgesandten hatten auch den Auftrag, dem General der Franziskaner die offenen Urkunden des Papstes zu überreichen, worin Gregor den Ruhm des heiligen Franziskus erhebt und ein Wunder erzählt, welches noch jüngst in Deutschland sich zugetragen. Außerdem schickte er noch eine große Summe Geldes zum Unterhalt der neuen Kirche, die er aller bischöflichen Jurisdiktion entzog und allein vom römischen Stuhl abhängig erklärte. Die Kirche St. Georg gab er der heiligen Clara und ihren geistlichen Töchtern.

Am 25. Mai, am Vorabend vor Pfingsten, hatte die Feierlichkeit Statt. — Sobald der Zug sich ordnete, um in der Kirche St. Georg den Leib des heiligen Franziskus, des Stifters des Kapuziner- oder Franziskaner-Ordens, abzuholen, wurden gleichzeitig alle Glocken geläutet und vereinigten ihren schweren oder leichten Klang mit den Jubelliedern des Volkes. In der Kirche las der General der Franziskaner, Bruder Helias, von der Kanzel herab die päpstliche Urkunde dem Volke vor. Nach deren Verlesung stieg man in die Gruft unter der Kirche, um die sterblichen Ueberreste des Heiligen herauszunehmen und heraufzubringen. Als der kostbare Schatz in der Kirche zum Vorschein kam, wurde er durch den einstimmigen Schall der Trompeten und dem Zujauchzen des Volkes begrüßt. Dann nahmen die drei päpstlichen Gesandten mit Bruder Helias den Schrein, worin der heilige Leichnam ruhte, und trugen ihn mit vieler Mühe durch das dichte Gedränge der Zuschauer bis vor die Kirche, wo sie ihre Last auf einen reichverzierten Triumphwagen niedersetzten. Dieser wurde von einem Gespann Ochsen, das mit purpurnen Stoffen behangen war, gezogen. Hierauf begann der Zug. Die Franziskaner gingen in zwei langen Reihen voran und hielten Palmzweige und brennende Fackeln in den Händen. Sie sangen gemeinschaftlich den Lobgesang: „Proles de coelo prodiit," von Gregor IX. selbst zu Ehren des heiligen Franziskus verfaßt. Neben dem Wagen gingen die drei päpstlichen Gesandten, Bruder Helias, die Bischöfe, die Geistlichkeit und diejenigen Franziskaner, welche vom Papst zu apostolischen Vikaren bei dieser Gelegenheit bestellt gewesen. Es folgten die Beamten der städtischen Regierung und endlich eine zahlreiche Menge bewaffneter Bürger, um das Volk in Ordnung zu halten.

Sobald der Zug an der neuen Kirche angekommen, hielt er stille. Die Gesandten wollten die kostbare Last wieder auf ihre Schultern nehmen und dieselbe mitten in die Kirche stellen, damit die anwesenden Franziskaner und das Volk den Leichnam des heiligen Vaters anzuschauen und zu verehren vermöchten. Doch die Stadt-

Beamten wähnten, dieser ihr Schatz könnte weggenommen und so die Stadt Assisi eines durch seine Fürbitten bei Gott gar mächtigen Beschirmers beraubt werden. Sie drangen deßhalb, ungeachtet des Widerstrebens der apostolischen Vikare, bis an den Wagen vor, drängten die Legaten mit Gewalt zurück, nahmen selbst den Schrein und trugen ihn in aller Eile nach der Unterkirche, wo sie denselben in eine Gruft beisetzten, welche sie allein nur kannten.

Durch diese Gewaltthat war die ganze Feier gestört und die Franziskaner blieben trostlos, weil sie auf eine so unverhoffte Weise des Anblickes ihres heiligen Vaters beraubt worden. Sie beklagten sich durch die Legaten beim Papst, der sogleich den Assisiern schrieb, ihre Gewaltthat ernstlich tadelte und verfügte, daß einige Rathsherren nach Rom kämen, um sich vor ihm zu verantworten.

Doch trotz all' dieser Maßregeln blieb dieser Grabkeller mit dem Leichnam ein Geheimniß, und erst lange, lange nachher, nämlich unter der Regierung des Papstes Pius VII., ist er entdeckt worden. —

---

24. Die Ueberbringung der Reliquien des heiligen Augustinus von Toulon nach Hippo.

(Aus: Süddeutsches Kirchenblatt. Jahrg. 1842.)

Wir entnehmen die Schilderung dieser Ueberfahrt theils dem Berichte des Bischofs von Châlons über seine Reise nach Algier, theils den Mittheilungen eines andern Augenzeugen.

„Nach unserm Aufenthalte zu Toulon, wo sieben Bischöfe der Reliquien des heiligen Augustinus harrten, und wo die Ankunft derselben mit vielen religiösen Ceremonieen unter großer Theilnahme der frommen Provençalen gefeiert worden, sah man am 25. October 1842, zehn Uhr Morgens, die Prozession sich gegen den Hafen hin bewegen unter Begleitung einer imposanten Militärmusik und dem Zudrang einer Volksmenge, die kaum von den Truppen in Ordnung gehalten werden konnte. Zwei elegant verzierte Boote erwarteten uns dort und brachten uns rasch an Bord des „Gassendi," eines schönen königlichen Fahrzeugs von 220 Pferdekraft. Die sieben Bischöfe von Bordeaux, Algier, Marseille, Châlons, Valence, Digne und Nevers bestiegen dieses, während zu gleicher Zeit 30 Geistliche aus verschiedenen Diöcesen sich auf dem „Ténare" einschifften. Unter diesen war auch eine Colonie von Schwestern der christlichen Lehre (Soeurs de la Doctrine chrétienne) und Brüdern von St. Johann von Gott (Saint-Jean-de-Dieu) nebst andern Personen, die ihr frommer Eifer nach Algerien führte.

Die Ueberfahrt ging rasch von Statten beim schönsten Sonnenschein und dem günstigsten Winde. Das Meer schien vor uns seine Wogen zu beugen, die stolz waren, den köstlichen Schatz zu tragen. Anfänglich hatten wir im Sinn, ein wenig in Sardinien zu Cagliari auszusetzen, um dort im Vorbeigehen das Grabmal zu verehren, wo die heiligen Reliquien zweihundert Jahre lang aufbewahrt gewesen waren; aber wir mußten dieses Vorhaben aufgeben, um unsere Ankunft in Algier nicht zu sehr zu verzögern. Statt dessen ließen wir auf dem Verdeck einen Altar aufrichten, worauf das Reliquienkästchen gestellt und verziert wurde. Die Schiffsmannschaft zeigte bei der Zurüstung großen Eifer und Geschicklichkeit. Hierauf wurden die Vesper-Psalmen feierlich gesungen, woran die Bischöfe in der Mitra, die sämmtlichen Geistlichen und alle Seeleute, die nicht bei der Handarbeit nöthig waren, Theil nahmen. Dieser Gottesdienst schloß damit, daß mit der Reliquie zuerst Frankreich, das wir verließen, dann Algier, wohin sich unsere Fahrt richtete, dann Sardinien, an dessen Küsten wir hinfuhren, der Segen gegeben wurde. Dieser rührende, religiöse Akt machte auf die Schiffsmannschaft großen Eindruck, welche schweigend mit entblößtem Haupte demselben anwohnte. Solche Huldigungen, die Gott auf dem Meere, diesem gewaltigen Elemente, unter freiem Himmel dargebracht werden, sprechen das Herz lebhaft an; man fühlt sich ganz durchdrungen; ernste, große Gedanken ergreifen uns, und es ist in der That wahr, was man so oft gesagt, daß die Matrosen fromme Leute sind. Den unsrigen muß ich dieses wohlverdiente Zeugniß geben.

Unterdessen kamen wir bei fortwährend günstigem Winde nach dreitägiger Ueberfahrt in Afrika an, und befanden uns bald vor Bona, dessen Felsen, trockene Küsten, Fortins, Minarets und Rhede wir schon in der Frühe entdeckt hatten.

Hier erwartete uns mit Ungeduld eine zahllose Bevölkerung aus Arabern, Mauren und Europäern bestehend. Wir fuhren nun dem Hafen zu, nachdem wir in der Bai einen langen Umweg beschrieben, wobei wir mit unsern Schaluppen und Booten eine lange, prozessionähnliche Linie bildeten. Es war ein feierlicher Anblick; nur das Geplätscher der Ruder und die Artilleriesalven unterbrachen unsere Lieder und Psalmen. Die Bischöfe, die in der letzten Schaluppe in ihrem kirchlichen Ornate beisammen waren, beschlossen den Zug. Endlich betraten wir, bewaffnet mit den heiligen Reliquien, den afrikanischen Boden, um ihn in unserer Weise zu erobern und von Neuem jenen christlichen Glauben, der ehemals dort blühte und so viele Wunder gewirkt hat, wieder aufzupflanzen. Wir leben der Hoffnung, daß man mit Gottes Gnade durch die Fürsprache eines großen Heiligen diese Wunder sich wird erneuen sehen.

Herr Abbé Suchet empfing uns an der Spitze der Geistlichkeit, und ebenso die Civil- und Militärbeamten mit der ganzen Garnison. Eine Menge Araber waren bis in's Meer vorgedrungen, um dieses großartige Schauspiel besser genießen zu können.

Die Prozession ging nun nach dem großen Platz von Bona, wo man, weil die sonst zum Gottesdienste bestimmte Moschee für die große Volksmenge nicht Raum genug bot, einen Altar errichtet hatte, unter dessen mannigfachen Verzierungen uns besonders die Blumen auffielen, die hier im Monat November so reichlich wie im Frühling sprießen. Der Bischof von Algier brachte das heilige Opfer dar und richtete dann an die Versammlung eine rührende Rede.

Sonntags, den 30sten, sollten die Reliquien des heiligen Augustinus nach Hippo gebracht werden, das nur eine halbe Stunde von Bona entfernt ist, um dort in dem Denkmal niedergelegt zu werden, das die französischen Bischöfe auf jenem glücklichen Hügel errichtet haben. Die Reliquien, vor denen her eine zahlreiche Geistlichkeit und mehrere Congregationen gingen, wurden von Geistlichen im reichen Ornate getragen, die sich ablösten. Hinter ihnen kamen die obrigkeitlichen Personen und ein glänzender Generalstab; die Truppen bildeten in der schönsten Haltung zu beiden Seiten der Prozession Spalier. Man sah auch viele Araber, die aus der Ebene und der Wüste gekommen waren. Die lachenden Hügel, welche das unlängst errichtete Monument umgaben, waren mit Zuschauern bedeckt. Sogar auf den Bäumen hatten sich Gruppen gebildet, und mitten aus den Olivenästen sah man Turbane hervorschimmern und griechische Mützen; schöne muntere Kinder waren in Schaaren herbeigekommen zu dem niegesehenen wunderbaren Schauspiel. Der Erzbischof von Bordeaux feierte das heilige Meßopfer, assistirt von 6 Bischöfen mit der Mitra und dem Chormantel. Dann hielt er eine begeisterte Rede, und nach ihm zeichnete sich besonders durch ihre Gluth die des neugewählten Bischofs von Nevers aus, der zur Erinnerung an diesen Tag und die erhebende Feier bei seiner künftigen Consekration zu seinem Namen Dominikus noch den des heiligen Augustinus fügen will. Jeder der Bischöfe nahm dann nach der Reihe das silberne Reliquienkästchen und segnete damit Frankreich und Algier, alle Gläubigen und Ungläubigen.

Am nämlichen Tage, als wir die Reliquien des heiligen Augustinus an diesen Ort brachten, hatte Herr Gaume von Paris den glücklichen Gedanken, die bei ihm erschienene neue Gesammtausgabe der Werke des heiligen Kirchenlehrers zu schicken, zu dem Ende, sie in dem Grabmale niederzulegen und mit seiner Asche zu vereinigen.

Mittlerweile hatte der General Randon ein prächtiges Mahl bereiten lassen unter den gewaltigen Gewölben eines ehemaligen römischen Bades, neben welchem die Wohnung des heiligen Augustinus gewesen sein soll. Diese kühnen Wölbungen erschallten nun nach einem Schweigen von Jahrhunderten wieder von den kräftigen Tönen einer kriegerischen Musik, während Geistlichkeit und Militär in schöner Eintracht sich des festlichen Tages freuten.

Endlich verließen wir segnend und unter dem freudigen Zuruf und rührenden Lebewohl des christlichen Volkes diese Küsten und bestiegen die Schiffe, welche uns nach Algier bringen sollten. Wir kamen daselbst in der Nacht vom 31sten an; erst mit Tagesanbruch konnten wir diese sonderbare Stadt entdecken, die, vormals ein Raubnest, nun bestimmt ist, der Sitz europäischer Humanität zu sein. Am Allerheiligenfeste hielt der Erzbischof von Bordeaux das Pontifikalamt in der prachtvollen Moschee, die nun als Kathedrale dient. Abends predigte Herr Dufetre mit einer Ueberzeugung, die seiner Stimme etwas Prophetisches verlieh, von den künftigen Schicksalen Algiers, von der Bekehrung der Ungläubigen dieses neuen Frankreichs.

Zwei Tage darauf waren alle Bischöfe zu Belidah, 15 Stunden von Algier, wo der Bischof von Marseille eine schöne Moschee zur katholischen Kirche einweihte, nachdem schon Tags zuvor der Bischof von Valence den Grundstein zu einer Kirche geweiht hatte, welche in dem Dorfe Drariah erbaut wird.

Am 6ten fuhren die Bischöfe, nachdem sie Algier den Segen ertheilt, wieder nach Frankreich ab. Durch einen heftigen Sturm genöthigt, in Palma auf Majorka anzulegen, hielten sie sich dort zwei Tage auf, wurden von der Geistlichkeit zuvorkommend aufgenommen, hatten auch Gelegenheit, den exilirten spanischen Bischof von Kalahorra zu sprechen, und die Reliquien des heiligen Alphons Rodriguez zu verehren, der als Bruder Pförtner im Jesuitencollegium zu Palma wegen seiner tiefen Demuth bei strahlenden Tugenden von Papst Leo XII. kanonisirt wurde." —

---

25. Die Greifenklaue des heiligen Imerius.

(Aus: Die Sagen des Elsasses von August Stöber.)

Zwischen den Trümmern des Schlosses Hoch-Hattstatt und dem Dorfe Geberschweiher erhob sich ehedem das stattliche Benediktiner-Kloster, St. Markus oder St. Marx-Zell genannt.

König Dagobert hatte dasselbe um's Jahr 676 gestiftet und einigen Mönchen von St. Georgen, im Schwarzwald, übergeben,

damit sie Gott dieneten mit Beten, Singen, Fasten und andern guten Werken.

Als erster Abt wurde dem neuen Gotteshause St. Imerius oder Himerius vorgesetzt, ein frommer Mann, welcher der ganzen Umgegend als würdiges Vorbild diente. Er lebte ganz seinem heiligen Berufe, und lag Tag und Nacht dem Gebete ob.

Der stete Verkehr mit seinem Herrn und Heiland erweckte nach und nach in der Seele des Abtes eine solche Sehnsucht, die Stätte, auf welcher der Erlöser einst gewandelt, mit eigenen Augen zu sehen und an dessen Grabe zu beten, daß er den Entschluß faßte, die weite Reise zu unternehmen.

Er vollführte ihn auch, und nachdem er sich gehörig vorbereitet, trat er die ersehnte Reise an.

Unterwegs schiffte er an einer Insel vorüber, von welcher lautes Jammern und Wehegeschrei zu seinem Ohre drang. Ein furchtbarer Greif hauste daselbst und verbreitete Graus und Schrecken unter den Bewohnern der Insel.

Da jammerte den heiligen Pilgrim die Noth der armen Bedrängten. Er stieg an's Land, und mit lautem, herzinnigem Gebete trat er dem Ungethüm entgegen. Die Macht dieses Gebets und der gotterfüllte, feurige Blick des frommen Imerius bezwangen den Greifen, und „aus Gottes Kraft" brach der Abt ihm eine seiner hintern Klauen ab, wodurch er ihm alle Gewalt benahm.

Als Imerius aus dem gelobten Lande zurückkehrte, brachte er die Greifenklaue mit und schenkte sie dem Kloster zu ewigem Angedenken.

Dieselbe wurde Jahrhunderte lang von den Mönchen zu St. Marx zur Erinnerung an den ersten Vorsteher ihres Hauses und an seine Heiligkeit aufbewahrt. Erst als im Jahr 1360 die sogenannten Engeländer mit dem Herrn von Coucy das Elsaß überfielen und verheerten, wurde das Kloster dieses Schatzes beraubt. Sie versetzten dieselbe sodann dem Abte von Marbach um zwanzig Gulden, wofür er jedoch noch eine kostbare Perle einlösen konnte, die das welsche Volk ihm in seinem eigenen Kloster geraubt hatte.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sah Maternus Berler die Greifenklaue noch im Kloster Marbach, wo sie mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurde. —

26. Löffel und Glocke des heiligen Gallus.

Zu St. Gallen in der Schweiz befinden sich noch mehrere Reliquien von dem heiligen Gallus, der bekanntlich im Anfange des siebenten Jahrhunderts den Grund legte zu der später so berühmt gewordenen Abtei St. Gallen und der Stadt gleichen Namens.

In dem sogenannten Ostensorium erblickt man ein Stückchen von dem Habit des Heiligen und ein kleines Bündelchen des Habits selbst von groben, braunen und weißen Haaren an Kettchen aufgehängt in einem krystallenen gläsernen Cylinder. —

Der daselbst aufbewahrte Löffel des heiligen Gallus ist derselbe, dessen er sich bei Lebzeiten immer bedient hat, und ist jetzt von einem überaus künstlich gearbeiteten silbernen Gehäus umschlossen. Auf St. Gallustag erhielt das Volk bis vor etlichen Jahrzehnten Wein aus diesem silbernen Gehäuse, damit die inwendige Reliquie nicht darunter leide. Fieberhafte, die aus ihm Wasser oder geweihten Wein tranken, wurden von ihrer Krankheit wunderbar geheilt. —

Dort besitzt man auch die Glocke des heiligen Gallus. — Es ist dieß die Glocke, mit welcher er zum Gebete läuten ließ. Sie wurde wundersamer Weise bei drei Kirchenbränden gerettet; bei dem ersten Brande fand man eine noch lebendige Maus unter ihr, daher in der Abbildung dieser Glocke auf ihrer Schattenseite ein Mäuslein abgebildet ist. Die Umschrift um den gemalten St. Gallus lautet buchstäblich: „Ao. 612. hat dis für sein Gloggen gebraucht d. h. Gallus in seiner Wohnung zu St. Gallenstein bei Bregenz.“ —

27. Das verwandelte Brod.

In der dem heiligen Kastulus geweihten Hauptkirche zu Landshut hängt mit silberner Einfassung ein runder Stein in der Gestalt eines Brodes, in dessen Oberfläche sich vier kleine Höhlungen befinden.

Davon geht folgende Sage:

Kurz vor seinem Tode kam der heilige Kastulus als ein armer Mann zu einer reichen Wittwe in der Stadt, und bat um ein Almosen. — Die Frau hieß ihrer Tochter das einzige Brod, das sie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. — Die geizige Tochter aber, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen; aber in demselben Augenblicke verwandelte sich das dem Heiligen schon eigene Brod in Stein, und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger ganz deutlich. —

28. Die englischen Krönungs-Insignien.

Jeder regierende Herrscher von England muß dem Herkommen gemäß in der Westminster-Abtei gekrönt werden, hingegen die Krönung einer Königin, die nur durch Vermählung, nicht durch Geburt

Königin von England ist, hängt lediglich von dem Belieben ihres Gemahls ab. —

1. Zu der Krönungs-Feierlichkeit der protestantischen Könige von England dient noch immer die uralte katholische Krone, genannt „die Sanct-Eduards-Krone," von dem König Eduard dem Bekenner, obgleich sie eigentlich für die Krönung Carl's II. gemacht worden ist, da die ältere Krone 1642 gestohlen und verkauft worden war. Dieß ist die Königskrone, welche bei der Krönung auf des Königs Haupt gesetzt wird; bei allen andern feierlichen Gelegenheiten, namentlich im Parlament, trägt der König die kleinere und leichtere Staatskrone. Bei einer Krönung werden die zu der Staatskrone gehörigen Juwelen und Edelsteine herausgenommen und an die Reichskrone gesetzt; nach Beendigung der Krönungsceremonie treten falsche Steine an ihre Stelle. —

2. „Sanct-Eduards-Stab;" derselbe ist ein breiter goldener Stab mit einem Reichsapfel und einem Kreuz am Ende, und wird im Krönungszuge vor dem Könige hergetragen. —

3. Noch kann man den Krönungs-Stuhl und die Salbungsgefäße mit zu den Krönungs-Insignien rechnen. Der Krönungs-Stuhl, genannt „Stuhl des heiligen Eduard," hat von Allen das meiste historische Interesse. Er ist ein alter bunt bemalter Sessel von hartem festen Holz, mit Rücken- und Armlehnen, in welchem in der ältesten Zeit die Könige von Schottland gekrönt wurden. König Eduard I. brachte ihn 1296, als er den schottischen König Johann Baliol bei Dunbar besiegt hatte, nach England; seitdem ist er in der Westminster-Abtei geblieben, und alle Könige von England sind darauf gekrönt worden. Unter dem Sitze befindet sich neun Zoll über dem Boden ein Bret, das von vier Löwen getragen wird; auf diesem Brete liegt der berühmte „Jakobs-Stein," oder „Stein des Schicksals," auf welchem der Kopf Jakob's geruht haben soll, als er von der Himmelsleiter träumte. Ursprünglich war dieser Stein der Königssitz der Könige von Irland; er hieß Liafail oder „Stein des Schicksals," und ihm zu Ehren wurde die ganze Insel „Innisfail" oder „Schicksals-Insel" genannt. Der Sage nach wurde dieser Stein von Gathol, König der Scoten, die ein Stamm der Galen waren, nach Brigantia, einer Stadt in Galicien in Spanien, von da aber von Simon Brech, dem Anführer einer Schaar von Scoten, etwa 700 Jahre vor Christus, nach Irland gebracht. Hier bedienten sich die Scoten dieses Steins, um Diejenigen darauf zu setzen, die durch den hohen Priester (Baal's Diener auf Erden) zu Königen ausgerufen werden sollten. Die Gottheit oder Baal selbst soll diesen Stein dem scotischen Stamme mit der

Verheißung gegeben haben, daß in jedem Lande, in welchem sich dieser Stein je befinde, Einer dieses Stammes herrschen würde; daher der Name Stein des Schicksals. Die Verheißung ist enthalten in den uralten Mönchsversen:

„Ni fallat fatum, Scoti, quocunque locatum
Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem!

Wenn das Schicksal nicht trügt, werden die Scoten herrschen, wo sie nur immer den Stein finden werden."

Die beglaubigte Geschichte des Steins erzählt Walter Scott in seiner Geschichte von Schottland. Fergus, Eric's Sohn, angeblich ein Nachkomme von Simon Brech, wurde aus Irland vertrieben, ließ sich 503 nach Christus in Schottland an der Küste der Grafschaft Argyle nieder, und brachte den Stein mit, den er in Dunstaffnage deponirte; später brachte ihn König Kenneth nach Scone in der Grafschaft Perth, woselbst von dieser Zeit an auf demselben die schottischen Könige unter Vortritt eines Barden, der das Verzeichniß der Könige von Fergus an hersagte, gekrönt wurden, bis Eduard I. die Krönungsstätte in Scone völlig zerstörte und den Stein als Zeichen seiner Eroberung von Schottland nach London brachte, wo er seitdem immer geblieben ist. Die Schotten glaubten ehemals, der Stein gäbe laute harmonische Töne von sich, sobald der rechtmäßige Thronerbe sich darauf setzte, bliebe aber stumm, sobald ein Usurpator gekrönt zu werden verlangte. Die Wegführung des Steins nach England wurde vom ganzen schottischen Volk als eine National-Demüthigung gefühlt; daher wurde auch in dem 1328 abgeschlossenen Vertrag zwischen England und Schottland die Rückgabe des Steins ausdrücklich bedungen. König Eduard III. erließ auch einen Befehl wegen Zurücksendung des Steins, der aber aus unbekannten Ursachen nie vollzogen worden ist. Als Jakob VI., König von Schottland, im Jahr 1603 unter dem Namen Jakob I. den englischen Thron bestieg, schien die erwähnte Prophezeihung in Erfüllung zu gehen; ein großer Theil der schottischen Nation legte wirklich viel Gewicht darauf, und der Einfluß dieses Umstandes war so groß, daß unter der Regierung der Königin Anna viele Schotten die Vereinigung Schottlands und Englands, der sie sich unter andern Umständen widersetzt haben würden, ruhig geschehen ließen und selbst beförderten. Unstreitig ist der Stein ein merkwürdiges Ueberbleibsel des grauesten Alterthums. Uebrigens ist er in keinem Fall ein Meteorstein, wie mehrere Schriftsteller behauptet haben, sondern ein rother Sandsteinblock, der aber ungewöhnlich viele Eisentheile enthält. Er war ehemals mit Vergoldung, Malerei und Sculptur verziert, doch sind

diese Verzierungen längst verschwunden; bei den neuern Krönungen ist er mit Goldstoff bedeckt worden. —

4. Die „Ampulla" oder das Gefäß für das heilige Oel, mit welchem die Könige bei der Krönung gesalbt werden, hat die Form eines Adlers, der mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Piedestal ruht, Alles von Gold und vortrefflich gearbeitet; sie ist 7 Zoll hoch und wiegt etwa zehn Unzen. Der Schnabel des Adlers öffnet sich mittelst eines Charniers, um das Oel auszugießen. Ehemals wurden die Könige auf dem Kopfe, in den Armhöhlen, auf beiden Schultern, zwischen den Schultern, auf der Brust und auf den Händen gesalbt. In neuern Zeiten fanden immer nur drei Salbungen Statt: auf dem Kopf, der Brust und den Händen, welche Ruhm, Heiligkeit und Stärke bedeuten sollen. Man legte ehemals auf diese Salbung großes Gewicht, daher sagt Richard II. bei Shakspeare:

Des Königs, des gesalbten, Balsam waschen
Des tiefen Meeres Wasser selbst nicht ab. —

Eine seltsame Legende knüpft sich an diese Ampulla. Nach derselben wurde zuerst König Heinrich IV. mit demselben Oele gesalbt, welches die heilige Jungfrau Maria dem Märtyrer Thomas, Erzbischof von Canterbury, gegeben hatte, d. h. dem Thomas Becket. Er empfing dieses außerordentliche Geschenk in der Verbannung, und die Jungfrau versicherte ihm, „daß alle mit diesem Oele gesalbten Könige von England milde Herrscher und treffliche Kämpfer der Kirche sein würden." Dieses heilige Oel, in einem goldenen Adler und steinernen Krug aufbewahrt, war lange verloren, wurde aber endlich auf wunderbare Weise an's Licht gebracht. Während nämlich Herzog Heinrich von Lancaster in fremden Ländern zu Felde zog, wurden ihm Adler und Krug von einem heiligen Mann übergeben, dem der Ort ihres Verstecks durch göttliche Eingebung bekannt geworden war. Er gab das Gefäß dem unter dem Namen des schwarzen Prinzen bekannten Prinzen Eduard, der es in den Tower von London lieferte. Es wurde in ein mit ungewöhnlicher Sorgfalt verwahrtes Kästchen verschlossen, aber das Kästchen selbst kam durch Zufall abhanden, so daß das heilige Oel bei der Krönung Richard's II. nicht gebraucht werden konnte. — Im Jahr 1399 forschte Richard II. nach den ihm von seinen Vorfahren hinterlassenen Schätzen, und fand das Gefäß zugleich mit einer von Thomas Becket geschriebenen Schrift, welche die prophetische Beschreibung aller Vortheile und Segnungen enthielt, die den Königen von England durch die Salbung mit diesem heiligen Oele zu Theil werden würden. Dieß machte auf den König solchen Eindruck, daß er eine Wiederholung seiner

Krönung wünschte und sich deßhalb an den Erzbischof von Canterbury wandte. Dieser Prälat weigerte sich beharrlich und erklärte, daß die Salbung wie das Sakrament der Taufe nicht zum zweiten Male vollzogen werden könne. Richard nahm das Gefäß auf seiner unglücklichen Reise nach Irland mit und übergab es bei seiner Rückkehr in Chester dem Erzbischof von Canterbury mit den Worten zur Aufbewahrung: „Offenbar ist es Gottes Wille, daß ich mit diesem heiligen Oele nicht gesalbt werden soll; diese Gnade ist einem glücklicheren Monarchen vorbehalten!" Der Erzbischof behielt den kostbaren Schatz bis zur Usurpation des Königs Heinrich IV., welcher der erste mit dem heiligen Oele gesalbte englische König ist. Die ursprüngliche Ampulla, welche Thomas Becket erhalten haben soll, wurde mit den übrigen Krönungs-Insignien in der Zeit der Republik zerstört und für Carl II. neu angefertigt, sowie der Löffel für die Salbung, der ebenfalls von getriebenem Gold und am breitesten Theile des Griffs mit vier großen Perlen geziert, aber nach seiner geringen Dicke zu schließen, sehr abgenutzt ist. —

---

29. Das Evangelienbuch von St. Emmeram.

(Aus: Sagenbuch der Bayerischen Lande von A. Schöppner.)

Nach alter Sitte zog der König Conrad nach St. Emmeram zu Regensburg, um zu beten an den Gräbern seiner Vorfahren im Reiche, der beiden letzten Carolinger, Arnulf und Ludwig. Er legte den zehnten Theil des Regensburger Zolles als Seelgeräth auf den heiligen Altar. Gleichwohl führte er, von einem gelehrten Hofkaplan angeregt, im Schilde, dem Kloster seine schönste Zierde zu rauben, das kostbare Evangelienbuch, das Carl der Kahle nach St. Denys geschenkt hatte, und das darauf nach St. Emmeram gediehen war.

Die Mönche, fürchtend die mächtige Bitte, fragten Tuto, den Bischof. Der befahl ihnen, das Buch auf den Altar zu legen, und sprach zum Könige: „Der, so dieß Buch dem Kloster entzieht, den wird der Heilige zu Rede stellen am großen Tage des jüngsten Gerichts, wenn ihn nicht früher noch des Himmels Strafruthe züchtigt!"

Der König, der unsanften Mahnung zürnend, befahl, das Buch gleich vom Altar zu nehmen, verließ das Gotteshaus und stieg zu Pferde. Die Trabanten reichten ihm das Kleinod. Aber er fühlte plötzlich einen so nagenden Schmerz in den Eingeweiden, daß er augenblicklich vom Pferde mußte, mächtig gerührt in sich ging und

das Buch wieder zurücktragen ließ. Doch blieb ihm ein beständiges Nachgefühl dieses Wehes bis an seinen, nur zwei Jahre darauf, zwei Tage vor der Weihnachtsfeier, erfolgten Tod. —

Dem Bischof Tuto aber ging das Wunder, so er gewirkt, und seines Fluches rasche Erfüllung nicht minder zu Herzen. Er ließ St. Emmeram einen Altar von Goldblech machen und durch einen berühmten Meister aus Griechenland mit Perlen und Edelsteinen gar herrlich ausschmücken. —

Das Buch aber ziert jetzo König Ludwig's Bücherschatz in München. —

30. Altirische Heiligenkreuze.

(Aus: Reisen in Irland von J. G. Kohl.)

Etwas, was die Ruinenstätte von Monasterboice in Irland auszeichnet, sind die merkwürdigen Kreuze, die zu Ehren von drei berühmten irischen Heiligen, nämlich St. Patrick, Boetius und Columb-Kill, errichtet sind. Diese Kreuze gehören zu den merkwürdigsten altchristlichen Alterthümern Irlands, denn sie sind mit besonders großer Kunst verziert und besser erhalten als andere Kreuze ähnlicher Art. Sie sind aus mehreren großen übereinandergelegten Steinblöcken zusammengesetzt, haben etwa eine Höhe von 20 bis 24 Fuß, und sind von oben bis unten mit zierlichen Sculpturen geschmückt.

Die Form dieser Kreuze ist ganz eigenthümlich. Auf einem etwa 14 Fuß hohen Pfeiler, der seinerseits auf einem breiten Piedestal steht, ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen befestigt, deren jeder sich nach der Spitze zu etwas verbreitert. Die Arme des Kreuzes sind durch einen großen steinernen Ring oder Cirkel verbunden, dessen Bruchstücke von einem Kreuzesarm zum andern gehen. Es sieht also aus, als sei ein steinernes Kreuz und ein steinerner Ring zu einer Figur verschmolzen.

Die Pfeiler, das Kreuz, der Ring, Alles ist mit Sculpturen bedeckt, die dem irischen Antiquar Manches zu denken geben. Sie verrathen in ihrer Eigenthümlichkeit einen ganz besondern Styl der christlichen Kunst des alten Irlands, und erinnern in der Weise ihrer Linien und Zeichnungen an die Malereien und Ausschmückungen der alten irischen Manuscripte auf der Bibliothek in Dublin.

Die Pfeiler und die Arme der Kreuze sind vierseitig, und der Rand jeder Seite ist mit einigen sich verschlingenden Linien oder Schnörkeln eingefaßt, und dann die ganze Seite in kleine Quadrate abgetheilt, in deren jedem eine Scene aus der Geschichte des Alten

oder Neuen Testaments erscheint, z. B. Adam und Eva, Kain und Abel, das Paradies, die Hölle u. s. w. In dem Abbilde des Paradieses bemerkte man ein paar Harfenspieler. Die Irländer hatten natürlich ihr geliebtes National-Instrument in's Paradies bringen müssen.

Ganz sonderbar sind die Schnörkel und die Nebenzierathen, die hier und da zur Ausfüllung dienen. So z. B. in einander verschlungene Schlangen, die sich um Menschenköpfe winden; eine Frau, der an jedem Ohr ein langer Hund hängt. Hunde und Schlangen kommen überhaupt oft und zu ganz besondern Figuren verschlungen daran vor. Eine ganz eigenthümliche Zeichnung an den Kreuzen ist ein cirkelrunder Kreis, auf dessen Fläche viele verschlungene Wellen und Spirallinien durcheinanderlaufen. Auf einem dieser Wirbelkreise liegt eine Hand, zierlich in Stein en bas relief ausgemeißelt.

Am Fuße des einen Kreuzes sind verschiedene Ungethüme ausgemeißelt, wahrscheinlich zur Anspielung auf das Heidenthum und die Feinde des Christenthums, in deren Mitte sich glorreich das Kreuz erhob, und die nun gefesselt ihm zu Füßen liegen.

Diese Kreuze wurden (nach der Legende) hier nicht von Menschenhand errichtet, sondern sie wurden von Engeln aus Rom hergebracht; nur das des heiligen Columb-Kill haben die Menschen aufgesetzt. Columb-Kill ist einer der berühmtesten irischen Heiligen. Er war aus königlichem Geblüte. Denn väterlicherseits stammte er von dem Vater so vieler Könige von Rial, während seine Mutter, Aethena, aus einem fürstlichen Hause von Leinster war. Ehe sie aber ihren später so berühmten Sohn gebar, hatte sie folgenden Traum. Es erschien der Fürstin Aethena, dieser gar frommen Seele, bei nächtlicher Weile ein Engel vom Himmel und brachte ihr einen Schleier von wunderbarer Schönheit, in welchem die reizendsten Bilder der Blumen des ganzen Weltalls gestickt und gemalt erschienen. Aethena bewunderte die Schönheit des Schleiers und wollte ihn erfassen. Aber der Engel hob ihn in die Höhe, breitete ihn aus, ließ ihn in die leere Luft entfliegen; und als die Fürstin ihn fragte, warum er das kaum ihr gezeigte Geschenk so schnell ihr wieder raubte, da antwortete er: daß dieser Schleier ein Vorzeichen eines großen Ehrengeschenks für sie sei, welches sie auch nicht länger für sich behalten könne, vielmehr bald in die Welt entlassen müsse. Die Fürstin sah darauf den Schleier in die Lüfte erhoben und, immer weiter sich ausbreitend, sich langsam von ihr entfernen, und sie erblickte ihn endlich, mit schönen Blumen und glänzenden Sternen bedeckt, weithin über die Thäler, Berge, Ebenen und Wälder aus-

gebreitet. Wenige Zeit darauf gebar sie den Columba, oder wie er Anfangs hieß, Corinthan. Denn der Name Columba wurde ihm erst später gegeben, da man die taubengleiche Einfachheit und Unschuld seines Charakters erkannt hatte. — Kill heißt im alten Irischen so viel als Kirche, und das Ganze: Columb-Kill bedeutet also: „Die Taube der Kirche.“ Nicht bloß für Irland, wo er Klöster und Schulen stiftete, sondern auch für Schottland, wohin er auswanderte und dessen großer Apostel er wurde, ist er von der größten Wichtigkeit. —

Das Kreuz, welches ihm zu Ehren hier unter den Ruinen von Monasterboice errichtet war, ist schon einmal umgeworfen und zerbrochen, und nachher in seinem verstümmelten Zustande wieder aufgesetzt worden. An seinem Fuße, der in einem viereckigen Loche des Piedestal steht, hatte sich Wasser gesammelt. Dieses Wasser, sagte der gläubige Irländer, steht das ganze Jahr hier und trocknet nie ein, selbst wenn es lange Zeit nicht geregnet hat. Die Leute kommen weit und breit herbei, um sich mit diesem von Columba's Kreuze ausgeschwitzten Wasser die kranken Gliedmaßen zu waschen. Auch schaben und kratzen sie die kleinen Moose ab, welche auf der Oberfläche des Kreuzes wachsen, nehmen sie sorgfältig in Papier gewickelt mit nach Hause und streuen sie in den Thee, den sie trinken. Das bringt ihnen Glück, sagt der fromme Volksglaube. —

31. Der große liebe Gott in der St. Godehardi-Kirche zu Hildesheim.

(Aus: Niedersächsische Sagen von G. Schambach.)

Der „große liebe Gott“ (so pflegt das Volk ein Crucifix zu nennen), der unter der Orgel in der Godehardi-Kirche hängt, ist so groß wie ein Riese. Keiner weiß, wo er gemacht ist; denn er ist einmal bei einer großen Ueberschwemmung auf der Innerste hergeschwommen. Als er aber beim Godehardi-Kloster angekommen war, drehte er sich immer auf dem Wasser herum und wollte nicht weiter schwimmen. Da fischte man ihn auf und brachte ihn in die Kirche. —

Schon viele hundert Jahre hatte er in der Kirche gehangen, als die Franzosen kamen und aus der Kirche ein Heumagazin machten. Dabei war ihnen der große liebe Gott im Wege. Schon machten sie sich daran, ihn von der Wand zu reißen; aber kaum hatten sie ihn angerührt, als er herabfiel und zwei von den gottlosen Franzosen erschlug.

Seitdem hat man ihn wieder aufgehängt, und künftig wird wohl Jeder seine Hände davon lassen. —

32. Das Crucifix auf der Mainau.

(Aus: Seerosen von Ottmar Schönhuth.)

Nachdem die Schweden im Jahr 1633 das Eiland „Mainau" eingenommen hatten, luden sie das Crucifix und die beiden Schächer von Erz, welche nächst der Insel am See standen, auf einen zweispännigen Wagen, und fuhren damit fort.

Am Berge von Lützelstetten hielten die Pferde, und der Wagen war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt gar zwölf Pferde daran spannten.

Sie ließen ihn nun sammt seiner Ladung stehen, und spannten nur ihre Pferde davon aus, — worauf die Bauern ihn mit zwei Ackergäulen ganz leicht zurückführten und das Crucifix nebst den Schächern wieder an den vorigen Ort aufstellten. —

---

33. Das schwarze Kreuz in der Kirche St. Maria im Capitol zu Köln.

(Aus: Deutsche Sagen von Dr. J. W. Wolf.)

Linker Hand vom Chor der alten Kirche St. Maria im Capitol steht ein Altar, und au demselben ein lebensgroßer Christus am Kreuze, der das Haupt nach der Brust senkt.

Jedes Jahr sinkt dasselbe tiefer; wird es endlich ganz mit dem Kinn auf der Brust ruhen, dann ist der Welt letzter Tag. —

---

34. Das Crucifix de la Luz zu Toledo.

(Aus: Reiseskizzen aus Spanien von Franz Lorinser.)

In einer zwischen Häusern liegenden engen Straße zu Toledo erhebt sich eine Kapelle, „el Cristo de la Luz" genannt, ein höchst merkwürdiges Monument arabischer Baukunst aus der ältesten Zeit. Sie ist eine Miniatur-Ausgabe der Moschee von Cordova, kaum größer als ein großes Zimmer, aber mit einer Menge von Säulen geziert, die von sehr großen und kühnen Hufeisen-Bogen überragt werden, welche gleichsam ein zweites, mit durchbrochenen Bogen-Fenstern geschmücktes Stockwerk als Gewölbe tragen, das zu bedeutender, unverhältnißmäßiger Höhe sich erhebt. Leider! ist das Mauerwerk weiß angestrichen, was dem sonderbaren, alterthümlichen Eindruck des Ganzen Eintrag thut.

In dieser Kapelle wird ein uraltes Crucifix verehrt, an das sich eine merkwürdige Sage knüpft.

Unter dem Gothen-König Athanagild, ehe Wamba noch die Mauern der Stadt nach Norden vorgerückt, stand hier, noch außerhalb der Thore, eine schlichte Einsiedelei, an deren Pforte besagtes Christusbild befindlich war. — Nun gingen einst zwei Juden, deren es damals schon viele und sehr hartnäckige in Toledo gegeben, hier vorüber; und da das Kreuz des Herrn ihnen zum Aergerniß gewesen, so stießen sie voll Ingrimm eine Lanze in die Brust des Erlösers. Aber, o Wunder! ein reichlicher Erguß von Blut strömt aus der wiederum durchbohrten Seite des Heilandes hervor. Die Juden, unbewegt von diesem Gnaden-Zeichen, flohen, wurden jedoch, nachdem man ihr Verbrechen entdeckt, ergriffen und zur Steinigung verurtheilt. *) —

Lange Zeit hindurch blieb hier dieses wunderbare Crucifix ausgestellt, das den Namen el santissimo Cristo de la Sangre erhielt und als ein wunderthätiges in hohen Ehren gehalten wurde. — Als aber die Moren kamen, ward dasselbe, um es vor neuer Verunehrung zu schützen, in die Erde vergraben, und die Araber bauten hier eine Moschee. —

Im Jahr 1085 wurde jedoch, nach glorreich erfochtenen Siegen der Christen über den Islam, Toledo wieder frei, und das Gnaden-Banner des heiligen Kreuzes wehte auf seinen Mauern.

Als nun der König Alphons VI. mit dem Cid, dem berühmtesten spanischen Feldherrn, zur Seite seinen Einzug in die Stadt hält, bleibt Babieça, das edle Streitroß Cid's, plötzlich stehen und wirft sich dann auf die Kniee. — Der König, von einer höheren Eingebung ergriffen, befiehlt nachzugraben an dem Orte, wo das Roß in so außerordentlicher Weise sich geberdet, und man fand das wunderbare Crucifix, das ehedessen auf dem Giebel der alten christlichen Einsiedelei gestanden, und bei ihm noch die Lampe brennend, welche die Frömmigkeit der Christen mit dem Christusbilde dem Schooß der Erde übergeben hatte. — Diese bei demselben brennend gefundene Lampe gab Veranlassung, es von nun an „el Cristo de la Luz" zu nennen. —

Diese Moschee war auch die erste, welche nach der Einnahme von Toledo in eine christliche Kirche verwandelt wurde; und hier hörte der ritterliche König Alphons die erste heilige Messe in der eroberten Stadt, und ließ zum Andenken daran sein Schild in der Kapelle zurück, aus dem man ein hölzernes Kreuz geschnitzt, das heute noch hier aufbewahrt wird, und an einem der Hufeisen-Bogen befestigt ist mit der Inschrift:

*) Die Tafel, welche gegenwärtig an den Wänden der Kapelle hängt, nennt die Namen der Verbrecher; sie hießen Sacao und Abisani.

„Dieß ist das Schild, welches in dieser Eremitage zurückließ der König Alphons VI., als er Toledo gewann und hier die erste Messe gelesen wurde.“ —

---

35. Das Crucifix in der Gruft des Neu-Münsters zu Würzburg.

(Volkssage.)

Tritt man zur Seitenthür aus dem Dome zu Würzburg, so gelangt man in das naheliegende Neu-Münster. Trotz dieses Namens war es die älteste Kirche der Stadt und der eigentliche Sitz des Bisthums. Hier hatte der heilige Burkard im Jahr 746 über den Gräbern Sanct Kilian's und seiner Gefährten ein Gotteshaus gegründet; aber schon nach einem Jahrhundert, 854, verzehrte der Blitz das Gebäude. Nach langer Zeit erst erbaute Graf Reinhard von Rothenburg hier ein kleines Bethaus; sein Neffe aber, Bischof Heinrich I., errichtete an dessen Stelle im Jahr 1000 das Neu-Münster zu Sanct Johannes.

Die eine der beiden Krypten dieser Kirche mit dem Sanct Kilians-Grab ist uralt. — Ebenso steht in der vorderen Krypte ein altehrwürdiges Crucifix, von dem die Sage erzählt:

Lange Jahrhunderte sind über die Erde dahingegangen, seitdem in der vordern „Gruft“ der Neu-Münsterkirche in Würzburg das Bild des Erlösers errichtet war, dessen ausgespannte Arme Nägel an dem Kreuzesstamme befestigten, und auf dessen schmerzvoll zurückgebogenem Haupte über dem Dornengeflechte eine goldene kostbare Krone erglänzte. —

Die Blicke eines Mannes hafteten eines Tages mit großer verzehrender Gier an diesem Crucifix; aber sie zeigten nicht jene sanfte Gluth, in welcher die Erhebung der Seele über die Erde zu erkennen ist, nicht jenes Sehnen und Vertrauen des Gebetes um Rettung der Seele von der drohenden Verzweiflung: sondern sie sprühten nur wilde verwerfliche Leidenschaft, und flammten heller auf, wenn verirrte Strahlen des ewigen Lichtes in vielfarbigen Blitzen von den Edelsteinen der Krone zurückprallten, um Zeugniß ihres Reichthums abzulegen.

„Was soll diese köstliche Krone auf dem Haupte eines Bildes von todtem Holze!“ sprach die Versuchung im Herzen dieses Mannes. „Das Auge des Bildes ist starr und wird nicht von dem Glanze des Goldes gerührt und von den Strahlen des edlen Gesteins, die sich verflechten und verschlingen, und an die Pracht des Regenbogens

erinnern. Diese Krone — wie die Strahlen der Lampe vor ihr zurückbeben, als trügen sie Furcht, sie zu berühren! Ob ich mich auch vor ihr scheuen werde?... Ich?... Warum?"...

Das Gesicht des Mannes wurde verachtend und entschlossen. „Wer nichts von einer Zukunft weiß und wissen will, der hält sich an die Gegenwart und ihre Lust, und er wäre ein Thor, wenn er nicht, wo er's kann, die Entbehrung gegen den Ueberfluß vertauschte. Es steht fest! Ist nur erst die Nacht hereingebrochen, so gehörst du mir und sollst mich in fremden Landen die Trauer und die vielen Entbehrungen vergessen machen und mir das Glück bringen, welches in tausend Gestalten wechselt. Du wirst mein sein!" sprach der Mann noch einmal, indem er einen letzten Blick des Begehrens auf die schimmernde Krone warf und dann die Treppe der „Gruft" hinaufstieg, um in das Schiff der Kirche zu gelangen und diese selbst zu verlassen.

Tiefe dunkle Nacht hatte sich über die Stadt gesenkt und verhüllte ihre Häuser und Thürme, ihre Kirchen und den Friedhof, der sich zwischen der Kathedrale und der Stiftskirche zum andern Münster ausbreitete. Auf dem Friedhofe mischten sich in das leise Rauschen der vertrockneten Todtenkränze, in das Flüstern der leichtbewegten Lindenwipfel vorsichtige Schritte auf dem knisternden Grase und strebten dem matten Scheine zu, welcher das Fenster der Gruft aus der schwarzen Nacht heraufhob.

An die Mauern gedrückt, erreichte endlich der späte Wanderer sein Ziel. Bald waren die schwachen Eisenstäbe der dicht über dem Boden gelegenen Fensteröffnung entfernt, und der Mann in die Gruft hinabgestiegen. Die Säulen der Gruft wuchsen riesig aus dem Boden empor und verloren sich in's Unbestimmte, weil die Wölbung im Dunkeln verschwand; das schwankende blasse Licht der ewigen Lampe verlieh dem Bilde des Gekreuzigten beinahe den Schein, als ob es lebe. Den Frevler jedoch erschütterte dieß nicht, nicht einmal der tiefe, schauerliche Ernst, der an dieser Stätte wohnte. Sein Auge war nur offen für die funkelnden Edelsteine und für das helle Blinken, und sein Herz gedachte nur des Besitzes der kostbaren Krone und der Freuden, die er sich damit erkaufen konnte.

Der Räuber stützte sich auf den Altar, über welchem der Gekreuzigte hing, schwang sich hinauf und langte nach der Krone... Da fühlte er, wie sich plötzlich zwei Arme um ihn legten, und das Haupt des Bildes neigte sich vorwärts, um aus lichten Augensternen warnende Blicke in sein Auge zu senden. Es vergingen ihm die Sinne, und er hing bewußtlos in den Armen des Gekreuzigten.

Als die Sonne heraufgekommen war, sahen fromme Beter, die in die Gruft kamen, das furchtbare Schauspiel; bald schlossen sich dunkle Kerkermauern über dem Frevler. —

Das Bild des Gekreuzigten hängt noch immer mit den auf der Brust gekreuzten Armen und mit gesenktem Haupte da, und ermahnt, daß eine höhere Hand jeden Frevel ernstlich bestrafe. —

---

36. Das Crucifix bei Hechingen.

(Von Louis Egler.)

Im Süden der Stadt Hechingen, dem uralten Sitze der Grafen und Fürsten von Hohenzollern, breitet sich vor den Augen des Wanderers die großartigste Landschaft aus. Zum Theil umgrenzt von hohen, schwarztannigen Waldgebirgen, üppigen Fluren und schattigen Baumgruppen prangen auf der Ebene und in den Thalgründen in schönster Abwechslung Klöster, Dörfer und Landhäuser. Ueber der ganzen Gegend, wie ein gewaltiger Schutzherr, ragt mit seiner neuen, in mittelalterlicher Pracht aufgeführten Burg der Hohenzoller. Am Fuße dieses erhabenen Berges, nur wenige Schritte von dem altehrwürdigen Kloster „Maria Gnadenthal," steht, umweht von heiligem Frieden, von einer uralten Linde und einigen hohen Pappeln überschattet, als Hüterin eines Friedhofes die merkwürdige Kapelle zum heiligen Kreuz, an welche sich eine der schaurigsten Sagen knüpft, die von dem Munde des Volkes erzählt werden. —

1. Es war um das Jahr 1400, als Graf Friedrich von Zollern, der auf seiner stolzen Burg immer glänzenden Hof hielt, zu einem Schützenfeste ehrbare ritterliche Freunde aus dem ganzen Schwabengaue geladen hatte. Den Kampfpreis sollte der glückliche Sieger aus den Händen der schönen Adelhaide, der sittigen Tochter des Grafen, erhalten. In großen Schaaren kamen nun die Gäste herbei, und Einer suchte den Andern an Schönheit und Pracht in der Rüstung bei dem nahenden Feste zu übertreffen. Unter diesen war auch ein Junker, Berthold von Wildenstein, der schon längst eine stille Neigung zu Adelhaiden nährte, von der edlen Jungfrau aber noch keine Erhörung finden konnte.

Am Vorabend des Festes, während es oben auf der Burg, der vielen Vorbereitungen wegen, bunt und rauschend herging, stieg der Junker herab in das Thal, um sich einsam dem Gedanken hinzugeben, wie es ihm möglich werde, den Preis aus den Händen der geliebten Grafentochter zu erringen. Wie er so an dem Waldessaume sinnend hinwandelte, trat plötzlich ein Mann aus dem Gebüsche zu ihm, in

einen rothen Mantel gehüllt, und fragte ihn zutraulich um die Ursache seines tiefen Nachdenkens und seiner einsamen Wanderung. Der Jüngling erschrack bei dem Anblick des Rothen, und gab ihm keine Antwort auf seine zudringliche Frage, und wollte auf seinem Wege wieder zurückgehen. Der Rothmantel aber faßte ihn beim Arme, und sprach mit teuflischer Freundlichkeit: „Nur nicht erschrocken, mein Junker! Ich weiß schon, was Euch betrübt und kopfhängerisch macht; Ihr liebt die Tochter des Grafen von Zollern, die schöne Adelhaide, und möchtet gerne morgen aus ihren Händen den Kampfpreis erringen. Das wird nun nicht am besten gehen, denn ich weiß, Ihr seid kein geübter Schütze, Ihr wißt besser die Harfe zu spielen, als den Bogen zu spannen, und so könnte es leicht der Fall sein, daß ein Anderer zugleich mit dem Siegesdank auch das Herz der holden Jungfrau für immer davon trägt. Doch da weiß ich Rath; wollt Ihr nur meiner Rede willig Folge leisten, so wird Euer Pfeil morgen das richtige Ziel treffen und für Euch den Lohn des Sieges gewinnen." — Diese Worte klangen dem Jüngling seltsam zum Ohre; er blieb erwartungsvoll stehen, und bat den Mann, ihm den Rath zu offenbaren. Dieser führte ihn aus dem Gebüsche heraus auf die Ebene, und sprach: „Sehet Ihr dort unten die einsame Linde stehen? Sie beschattet mit ihrem Laubkranz ein zierliches Bildniß —" — „„Das Christusbild?"" wandte fragend der Jüngling ein, und der Rothmantel erwiederte erschrocken: „Ja, das ist es! Vor diesem Bild stellt Ihr Euch heute Abend beim Mondscheine mit Pfeil und Bogen gerüstet auf und sucht mit Einem Pfeile dreimal das Bild zu treffen. Diesen Pfeil bewahrt Ihr alsdann sorgfältig, denn er ist es, welcher die Kraft besitzt, morgen Euch zum glücklichsten Sieger zu machen!" — Der Jüngling wurde unwillig über dieses gottlose Ansinnen, und entgegnete: „„Lieber will ich Alles verlieren, Frauenhuld und Ehre, als daß ich diese vergänglichen Güter mir auf eine Weise erhalte, die mich die ewige Seligkeit kosten würde. Nein! nein! davor möge mich Gott bewahren!"" — Dadurch ließ sich der Rothe noch nicht zufriedenstellen, er vermehrte seine Freundlichkeit, und verwies dem Junker seine „grenzenlose Thorheit." „Was geht mich Eure Liebe an?" schmollte er lachend, „Ihr könnt thun, wie Ihr wollt! Nur das will ich Euch noch sagen, verlaßt Ihr Euch morgen auf Euere eigene Kunst, so werdet Ihr das Ziel nicht treffen; Ihr werdet vielmehr zum Spott und zum Gelächter der Zuschauer dastehen müssen! Adelhaide wird mit Verachtung die Augen von Euch wenden; sie, die Tochter des Grafen Zollern, kann nur Denjenigen mit ihrer Liebe beglücken, der auf der Bahn des Kampfes siegreich triumphirt!" —

Lange stand der Jüngling schweigend und wie in einem Kampfe mit sich selber. Auf einmal rief er dem Rothmantel entgegen: „„Teufel! was hast du mir vorgemalt? Ja, ja, ich muß den Preis erringen, koste es, was es wolle, Adelhaide muß meine Gattin werden!““ — „Das ist nun einmal gesprochen, wie ein Junker, der ritterliches Blut besitzt, sprechen soll! Gebt mir Eure Hand darauf, daß Ihr Alles so befolgen wollt, wie ich es gesagt habe.“ Der Jüngling gab dem Rothen die Rechte, worauf dieser im Gebüsche wieder verschwand. —

2. Die Sonne war untergegangen, und eine schöne sternhelle Nacht mit strahlendem Mondschein lagerte über der ruhenden Erde. Da stand vor dem Bildstocke unter der alten grünenden Linde ein Jüngling. Es war Berthold. Oft hatte er vor dem heiligen Crucifix schon gebetet; dieses Mal aber war er mit Pfeil und Bogen erschienen, um nach dem Rathe des Rothmantels den höllischen Schuß zu vollbringen. Jedes Blättlein, das im Winde flüsterte, bebte ihm Entsetzen zu. — Er stellte sich nun in einiger Entfernung vor dem Bild auf, nahm seinen Bogen und legte den Pfeil zurecht — doch — als er eben abdrücken wollte, da zupfte ihn Jemand am Mantel; er schaute um sich — und siehe, ein kleines, anmuthiges Knäblein stand vor ihm und flehte: „„O Junker, laßt ab von Eurem Beginnen um Gotteswillen, denkt an Eure arme Seele!““ Der Frevler aber hörte nicht auf die Warnung, sondern stieß den Knaben mit rauhen Worten von sich: „„Geh' nach Hause!““ rief er, „„du hast so spät nichts mehr im Freien zu schaffen!““ Er wollte eben wieder anlegen, da hielt ihn das Knäblein zum Zweitenmale zurück: „„O laßt doch ab, Herr Junker! ich bitte Euch bei Allem, was Euch heilig ist.““ Da gab ihm der Junker einen starken Fußtritt, daß es davon zurücktaumelte und seufzend von dannen ging. — Jetzt schwirrte der Pfeil — und er haftete im Kopfe des heiligen Bildes. Berthold bereitete sich zum zweiten Schuß — und der Stahl traf die Füße des Gekreuzigten; der dritte Schuß aber drang in die Seitenwunde des Heilandes. — Schauer überfiel den Junker, denn als er der Brust den Pfeil entnehmen wollte, floß Blut heraus — es war ihm, als ob das leblose Bild die Augen öffnete und ihn ernst und wehmüthig anblickte. — Jetzt bebte der Grund unter seinen Füßen — die Erde öffnete sich und der Rothmantel lachte ihm fürchterlich entgegen — der Jüngling wollte fliehen — doch er sank, hinabgerissen von seinem Verführer, in den Abgrund, der sich krachend über seinem Haupte wieder zuschloß. —

3. Auf eine wundersame Weise wurde bald die schreckliche Begebenheit in der ganzen Umgegend kund Von allen Seiten

strömten Menschen herbei zur Betrachtung und Verehrung des Bildes, durch welches sich die göttliche Gerechtigkeit so fürchterlich geoffenbart. In dem Chore des nahen Klosters „Stetten im Gnadenthal“ sollte nach dem Willen des Grafen Friedrich von Hohenzollern das wunderbare Crucifix aufgestellt werden. Mit großer Rührung kamen nun die frommen Nonnen in Prozession zu der Linde und brachten das Bild unter Gebet und Gesang an die bezeichnete Stelle, wo es dann von andächtigen Betern aus Nah und Fern schaarenweise besucht wurde. — Oft aber sah man in tiefer Andacht versunken eine junge Nonne davor knien — es war dieses Adelhaide, die fromme Grafentochter, die den Schleier genommen, weil sie sich als die Ursache von dem schrecklichen Schicksale des Junkers Berthold erblickte. — Sie betete für die Seele des Unglücklichen, und verlebte in stiller Gottseligkeit ihre Tage. —

4. Eines Abends, da die weite Landschaft in sonniger Beleuchtung strahlte, sah der Graf Friedrich von Zollern mit seinem heldenmüthigen Sohne, der Oettinger genannt, von den Zinnen seiner stattlichen Burg herab in das herrliche Thal; die ritterlichen Herren ergötzten sich lange durch den Anblick der mannigfaltigen malerischen Landschaftsbilder. Da ließ endlich der alte Graf sein Auge auf der einsam stehenden alten Linde im Thale ruhen, und er sprach, angegriffen von dem dort vollbrachten Wunder: „Mein Sohn! siehe dort unten die Stelle, wo das heilige Kreuz gestanden — ich will sie für ewige Zeiten bezeichnen durch eine schöne Kapelle, in deren Hallen das wundervolle Crucifix aufgestellt werden soll!“ — Und siehe, nach wenig Monaten erhob sich allda ein Kirchlein, geschmackvoll aufgeführt, das heute noch steht und das uralte Wunderbild des Gekreuzigten in seinem Innern verbirgt.

Gerne noch wallfahrten die frommen Gläubigen nach der altehrwürdigen Kapelle, und stärken sich durch die Betrachtung des heiligen Kreuzes, und finden jenen Trost, jenen Frieden, den sie vergeblich im Gewühle der Welt suchten. —

---

37 — 39. Inschriften auf Kreuzen.

1. Unter dem Kreuz auf dem Kirchhofe von Sanct Quintin zu Mainz befand sich, ehe dasselbe renovirt ward, folgende sinnige Inschrift, die jetzt ungern vermißt wird:

„Effigiem Christi, qui transis, pronus honora,
Non tamen effigiem, sed quem designat adora!“

und darunter die treue Uebersetzung:

„Vor Christi Bild, so du gehest her,
Erzeig' demselben rechte Ehr';
Doch nicht das Bild sollst beten an,
Sondern den es bedeutet daran!“ —

2. In der heiligen Kreuz-Kapelle des Doms zu Mainz standen ehedessen unter dem Crucifix daselbst die hehren Worte:

„O Amor Miserentis!	O Liebe des Erbarmers!
O dolor Patientis!	O Schmerz des Dulders!
O Misericordia Redimentis!	O Barmherzigkeit des Erlösers!
O Ingratitudo redemtae Gentis!	O Undank der Erlösten!“ —

3. Auf dem Wege nach dem lieblichen Maria-Thal im Herzogthum Nassau erhob sich noch im Jahre 1828 unter einem schattigen Lindenbaum ein schlichtes hölzernes Kreuz, das in der Inschrift die rührende Bitte des Lammes Gottes an den vorbeiziehenden und dort auf Augenblicke ruhenden Pilger enthielt:

„Mich nicht betrüb'!
Allzeit mich lieb'!
Sieh' an mein Kreuz und Schmerz!
O Sohn, gieb mir dein Herz!“ —

40. Die Rose von Jericho.

Jericho heißt eine im ehemaligen Gebiete des Stammes Benjamin, 60 Stadien westlich vom Jordan und 150 Stadien nordöstlich von Jerusalem, an der zu dieser Hauptstadt führenden Heerstraße in einer schönen und besonders an Balsamstauden, Rosen und Palmen fruchtbaren Gegend gelegene Stadt, die des zuletzt erwähnten Umstandes wegen auch mit dem Namen „Palmen-Stadt“ bezeichnet wurde. Sie war blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. — Diese sehr alte Stadt, die einst ihren eigenen canaanitschen König hatte und befestigt und der Schlüssel Palästina's war, wurde von den Hebräern bei ihrem Eindringen in das ihnen verheißene Land Canaan unter Josua erobert und zerstört. (Jos. 2, 1. u. 6, 1.) —*)

*) Die heutige Stadt Jericho schildert Alexander Ziegler in seinem im Jahr 1855 zu Leipzig erschienenen Werke, betitelt: „Meine Reise im Orient,“ mit folgenden Worten:
„Jericho, ein erbärmliches wüstes Dorf mit etwa 150 Seelen, ist mit Bäumen, Ricinus-Sträuchen, Granaten, Tabak-, Mais-, Waizen-, Gersten-, Melonen- und Gurkenfeldern eingefaßt, auf großen Schutthaufen gebaut, und die elenden Wohnhütten der Bewohner, sammt dem sogenannten Castell von Jericho, liegen

Als eine besondere Merkwürdigkeit sind aber die Rosen von Jericho berühmt, denn von ihnen geht die alte christliche Sage: sie wachse nur an den Stätten, welche die heilige Jungfrau Maria auf ihrer Flucht nach Aegypten berührt habe; darum wurde sie auch immer von den Pilgern nach Jerusalem wie ein heiliges Kleinod verehrt.*) Die Kirche selbst legt auch der gebenedeiten Mutter unseres Erlösers den Ausspruch, im Alten Testament gethan, in den Mund: „Ich wuchs wie eine Palme von Cades und wie eine Rosenstaude zu Jericho!" Eccles. 24, 18.

Dieses wunderbare Gewächs, von dem Volke bei uns „Weihnachtsrose" genannt, hat freilich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einer Rose. Sie bildet keinen eigentlichen Strauch, sondern aus einer einen Mittelfinger langen Wurzel sprossen auf einmal mehre 4—8 Zoll hohe holzartige Stengel aus der Erde, die sich in mehre sparrige Zweige theilen, welche mit wenigen länglich zugestumpften Blättern besetzt sind. Die Blumenähren zeigen sich in den Blattwinkeln, sind aber sehr kurz und die Blumen selbst sind klein, erst röthlich, dann grünlichgelb und nach und nach gehen sie ganz in's Weiße über. In der Blüthe stehend gleicht diese Pflanze einigermaßen dem Hollunderstrauch, ist aber völlig geruchlos. Ist sie verblüht, so fallen Blätter und Blüthen ab und es bleiben nur einige eckige, stachelige Schötchen mit Samenkörnern, welche selbst bei uns

---

zwischen Trümmern und Ruinen versteckt. — Wer gedächte hier nicht unwillkürlich des Jericho zur Zeit Josua's, wo es eine durch feste Mauern geschützte Festung und eine der vornehmsten Königsstädte Canaans war, wo das Volk ein großes Feldgeschrei machte und die sieben Priester sieben Halljahrsposaunen geblasen? Der Bannfluch Josua's: „Verflucht sei der Mann vor dem Herrn, der diese Stadt Jericho aufrichtet und baut!" Jos. 6, 26. scheint an diesem Orte trotz mancherlei späteren Versuchen, es wieder herzustellen, für die Gegenwart in Erfüllung gegangen zu sein. — Von der in der Bibel erwähnten „Palmenstadt" und den duftenden Balsamgärten, welche Josephus erwähnt, ist nur noch der Name übrig. Von Palmen ist, mit Ausnahme einer einzigen, bei Jericho nichts mehr zu sehen, und ebenso sind die gepriesenen Maulbeerbäume und Zuckerpflanzungen verschwunden! —

*) Merkwürdig ist, daß in England eine ähnliche Sage von dem zum Weihnachtsabend blühenden „Schwarzdornbusch" von Glastonbury bekannt ist, der angeblich von dem Stocke des heiligen Joseph herrühren soll, den dieser bei seiner angeblichen Reise durch England auf dem Wearyall Hill, einem kleinen Hügel in der Nähe der eben genannten Stadt, in die Erde gestoßen, und der sodann Wurzel geschlagen habe. —

dergleichen liefern. Der reife Fruchtbüschel kehrt seine Aeste nach Innen; die Form ist bogenförmig und das Ganze einem Ballen ähnlich, an dem eine Wurzel hängt. — Steht die Pflanze im Lande, so sind die verschiedenen Aeste während der Hitze und dürren Jahreszeit geschlossen, öffnen sich aber wieder, wenn Regen kommt und dadurch der Boden feucht wird. Anfangs sind die Stengel weiß, ist aber der Strauch dürr und über ein Jahr alt, so werden sie dunkelfarbig. — Diese Pflanze verdirbt nie, noch verfault sie. Man kann sie ganz aus der Erde nehmen oder abbrechen, sie hält sich unter allen Umständen. Setzt man die dürre und geschlossene Pflanze in's Wasser, so öffnet sie sich nach und nach, und entfaltet sich bis zu dem kleinsten Fäserchen, schließt sich aber, sobald man sie heraushebt, und nimmt die frühere vertrocknete Gestalt wieder an. Wie lange man diesen Versuch an einem Exemplare machen kann, geht daraus hervor, daß man eine dieser zur Zeit der Kreuzzüge nach Europa gebrachten und als Reliquie aufbewahrten Rosen nach 700 Jahren in's Wasser setzte und sie sich ebenso öffnen sah, als sei sie eine ganz junge frische Pflanze.

Aus der Sitte, solche Rosen in der heiligen Christnacht in Wasser zu setzen, mag die Sage entstanden sein, daß die Rose von Jericho in jener Nacht und genau um die Stunde, in welcher der Heiland geboren, sich entfalte, und dann wieder schließe.

Weil man von dieser Rose glaubt, sie liege im Winter im Wasser und hebe sich im Frühlinge wieder heraus, darum wird sie auch die „Auferstehungs-Blume" genannt und ist dem Heiland geweiht.

Ueber die Rosen von Jericho schrieb im September 1854 Dr. Galli aus Jerusalem an einen Freund zu Rom unter Anderem: „Sie würden erstaunen, sähen Sie die Stöcke, auf denen die „Rosen von Jericho" wachsen. In der heiligen Schrift lesen Sie die Beschreibung der Stelle, wo Josua das erwählte Volk über den Jordan gehen ließ. Von dort herabgestiegen, setzen Sie sich noch auf die nämlichen Steine, welche nach Gottes Verordnung zum ewigen Gedächtniß eben dort aufgethürmt wurden. Sie schauen Jericho zerstört, und eine Ebene mit Sand und gewaltigen Steinen zeugt Ihnen von seinem Verschwundensein. Kein Grün, nirgends etwas Erquickliches für's Auge, und mit dem Dichter der Lusiade könnte man sagen: „„Wende dich, wohin du willst, überall nur schauest du Steine, denn überall steht das offene Grab bereit!"" Doch ihre Menge hier ist außerordentlich groß. Zwischen ihnen nun sprossen in großer Zahl jene Rosen, doch farblos, ohne Geruch, wiewohl aber auch ohne die Ehre, gepflanzt zu sein. Dennoch scheinen sie wie im Garten gezogen." —

41. Die St. Corbinians-Linde bei Freising.

(Von Carl Geiger.)

Auf dem Vorsprung des Hügels von Weihenstephan, gegenüber der Stadt Freising, erhebt sich ein majestätischer Baum, der wohl zu den größten im ganzen deutschen Vaterlande gerechnet werden darf. Er ist unter dem Namen „St. Corbinians-Linde" bekannt. Auch die Stelle, auf welcher diese Linde emporragt, ist eine der schönsten im Lande, denn unter dem dortigen Hügel breitet sich die große Ebene des Isarthales aus, hin bis zur fernen Alpenkette sich erstreckend, die alle ihre Riesenberge vom Salzkammergut bis zur Schweiz uns hier vorführt. Auf dem Gipfel der Anhöhe, die sich zur Rechten fortzieht, steht das alte Kloster (eine Landwirthschaftsschule) Weihenstephan; zur Linken winkt der Domberg herüber, und in der Tiefe liegt die Stadt Freising, deren Häuser zwischen den beiden Höhen sich hinziehen. In dieser reizenden Lage prangt also die Linde. Neun Männer umfangen mit Mühe den gewaltigen Stamm, der, obwohl mehrmals geborsten, sich doch noch in unerschütterlicher Festigkeit bewahrte; hunderte von Aesten und Zweigen sendet der Baum nach allen Seiten hinaus, mit Tausenden von Blättern und Blüthen schmückt ihn der Sommer, und wie der indische Brodbaum vermöchte er einige Familien unter seinem Laubdache zu schirmen.

Sehen wir auf die Geschichte dieses Baumes.

Nach der Sage ist dieser Lindenbaum vom heiligen Corbinian gepflanzt, der vor 1100 Jahren in der Gegend Freisings das Evangelium gepredigt, und an dieser Stätte seine erste Zelle hatte. Seit dieser Zeit ist der Baum in beständigem Wachsthum begriffen. Wie viele Menschenalter sind in so vielen Jahrhunderten unter ihm hingewandelt, welche Veränderungen hat er geschaut! Er sah neben sich erstehen das Benediktinerstift St. Veit mit seiner Prachtkirche und seinen Kapellen. Er sah in einer Entfernung von hundert Schritten ein zweites Stift zu Ehren des heiligen Stephan sich erheben, wachsen und blühen. Anderseits sah er die Stadt Freising zu seinen Füßen immer mehr sich entfalten, sowie der nahe Dom zum Himmel sich erschwang unter der Pflege so vieler Fürstbischöfe. Er sah aber auch alle diese Herrlichkeiten an seiner Seite wieder zerfallen; er hat den dreimaligen Brand von Weihenstephan überdauert; die Ungarnzüge, welche so verheerend auf die Stadt und die beiden Stifte wirkten, haben ihm nichts angehabt; er sah den Herzog Christoph mit seinen Knappen lauern unter seinen Zweigen, um den von München kommenden Grafen von Abensberg aus Rache zu

erschlagen; er sah dann die Horden der Schweden auf den Berg heraufziehen und die Kanonen aufpflanzen, um die Oesterreicher am Uebergang der Isar zu hindern. Auch die französischen Heere, die sich lange hier gelagert, haben der Linde ihre ehrwürdige Ruhe gelassen. Endlich wogte der Anfang dieses Jahrhunderts heran, brach ringsherum Kirchen und Klöster zusammen, aber den Baum des heiligen Corbinian hat er stehen gelassen. Alle Stürme und Wetter, die dahingesaust, haben ihn nicht zu brechen vermocht.

So erhielt sich die Linde in ihrer ehrwürdigen Majestät durch elf Jahrhunderte als Sinnbild des Christenthums, das der heilige Corbinian in dieser Gegend gepflanzt hat. Es ist aus kleinem Samen hervorgegangen, hat aber allmählich Kraft und Ausbreitung in wunderbarer Weise gewonnen, und prangt noch jetzt als grünender, mächtiger Baum, unter dem Millionen Ruhe und Frieden finden, während Paläste und Reiche den Weg des Verderbens gegangen sind. So stellt das Christenthum auch in unserer Gegend sich dar, wie diese Linde, großartig, duftend, Schatten gebend und Honig spendend. Darum ist auch, nach der Volkssage, eine innige Beziehung zwischen diesem Baum und dem Schicksale Freisings. „Wenn diese Linde einst fällt," sagt man, „soll auch die Stunde des Untergangs für die Stadt Freising gekommen sein." Wir können das so deuten: Wenn der vom heiligen Corbinian gepflanzte Glaube gefallen ist und verdrängt durch Unglauben und Gottlosigkeit, dann wird Stadt und Volk nicht bloß von Freising, sondern von ganz Bayern und Deutschland dem Untergang anheimfallen. —

---

42. Die St. Patriks-Esche und Quelle.

(Aus: Erin, Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen, von K. v. K.)

Nahe bei einem Bauernhäuschen, nicht weit von dem Orte Ballimahon in der Grafschaft Longford in Ireland, steht eine große ehrwürdige Esche, oben ganz abgestorben, aber unten, im Lenze, stets noch mit frischem Laubtrieb, deren Stamm ganz hohl und immer voll Wasser ist; an der Wurzel dieses Baumes ist eine weite Oeffnung im Boden, deren Wände von den verschlungenen Baumwurzeln vollkommen ausgefüttert sind; diese Oeffnung ist ganz trocken, aber etwa zwei Schritte weit links von ihr sprudelt eine kleine klare Quelle, der ein Bächlein über seichten Kieselgrund entrinnt und über den niedrigen Theil des Feldes hinfließt. In der Nachbarschaft der Quelle liegt ein kleiner Begräbnißplatz, auf

dem einige zerstreute Bruchstücke zerbröckelnder Mauern stehen, die ehedessen ein geistliches Stift bildeten.

Baum und Quelle werden gemeiniglich dem heiligen Patricius zugeschrieben, und der Mund des frommen Landmanns erzählt von ihnen Folgendes:

Der Baum ist der ältesten einer im ganzen Königreiche und so wunderkräftig, daß noch im Jahre 1844 seine Aeste unterwärts gewachsen sind und dann wieder aufwärts sich gestellt haben. Der heilige Patricius hat ihn aber selbst dahin gepflanzt, darum heißt er auch die „Patriks-Esche."

Bevor der Heilige je nach Ireland kam, stand da, wo jetzt der alte Baum wurzelt, ein ganzer Wald von Bäumen, und unter ihm soll eine große Höhle sein; und da war ein altes böses Weib, „Aghera Dioul" oder „Teufels-Mutter" geheißen; dieses pflegte sich in ihr bei Tage zu verstecken, des Nachts aber kam es an ihren Eingang hervor und zündete eine schwarze Kerze an, und wer die sah, der fiel vor Schrecken auf der Stelle todt zur Erde nieder.

Nun wohnte aber eine gar liebe Frau mit ihren sieben Söhnen in einem Häuschen just jener bösen Frau gegenüber, die sich jedenfalls dem bösen Feinde verpfändet haben mußte, und hatte das große Wehe, ihre sieben Söhne in sieben Nächten durch die schwarze Kerze der boshaften alten Frau zu verlieren. — Der älteste Junge ging die erste Nacht hinaus, die Kühe aus dem Haferfeld zu treiben, und er sah das Licht und fiel hin und war todt. — Die zweite Nacht ging der zweite Sohn hinaus, die Gänse einzuthun; er dachte nicht an sich, sah nach dem Wald hinüber, und er erlag; und in gleicher Weise geschah es auch mit den übrigen. Hinaus gingen sie Alle eine Nacht nach der andern, frisch und gesund, und herein trug man sie Alle als Leichen. Da weinte die gute Mutter bitterlich, und setzte sich hin und verschloß die Thür und verstopfte jede Ritze, aus Furcht, auch sie könnte einmal das Licht jener höllischen Alten sehen, und müßte sterbend ihr jüngstes Kind als hilflose Waise zurücklassen.

In dieser Noth erschien der heilige Patricius, den Kreuzesstab in der Hand, und verkündigte das heilige Evangelium Jesu Christi, das da ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben.

Kaum hatte er von jenem dämonischen Weibe die Kunde vernommen, als er auch schon in den Wald gottesmuthig hinüber ging, die Alte aus ihrer Höhle hervor- und sie vor sich hertrieb; mit jedem Fuß, den er aufsetzte, weihte er den Erdboden, so daß sie auf demselben nicht mehr zurückkehren konnte; und so scheuchte er sie Fuß für Fuß weiter, bis er an den Schannon kam; da hielt er an

und schlug das Kreuz feierlich zwischen sich und ihr, und blies einen Sturm aus seinem Athem, und fort flog das unheimliche Wesen über's Wasser auf die Inchbofin-Insel im Schannon; dort mußte sie bleiben für immer, und sie soll auch dort begraben liegen.

Wie aber die Leute, die dort herum arbeiteten, die Alte wie einen Vogel fliegen sahen, verschworen sich Einige, der Heilige sei der Teufel selbst, Andere aber meinten, es müsse wirklich Sanct Patrik sein, von dessen Wunderthaten im Namen Jesu sie schon Vieles gehört hatten.

Aber nur Letzteres war das Richtige!

Sobald der Gottesmann, der ehrwürdige, dieses Werk vollbracht hatte, kehrte er wieder um und kam geradenwegs in den Wald zurück, und eh' man die Hand umkehrt, stand schon der Wald helllichterloh im Feuer; nicht einen Stock, gut oder schlecht, ließ er stehen, sondern verbrannte Alles bis auf den Grund, und dann segnete er den ganzen Platz rund um die Höhle, worin die dämonische Alte gehaust, und steckte den eschenen Kreuzesstab, den er in der Hand hielt, mittendrein hinein, und am andern Morgen war's ein großer, dicker, starker Baum, so groß, dick und stark, als er's jetzt noch ist, und das Brönnelein floß aus der Stapfe von Sanct Patrik's Fuß, weil der Grund weich war, wie er es jetzt noch ist.

Diese Esche und diese Quelle und der Boden umher wurden alsbald wie „heilig" erachtet; fromme Männer bauten auch daselbst ein Gestift; und von dort aus verbreitete sich allhin das Wort vom Kreuz und dem ewigen Leben; wenn Einer aus dem Gestifte starb, so wurde er auf dem kleinen Gottesacker hintendran begraben; und deßwegen ist's der heiligste Ort in der ganzen Grafschaft. —

---

43. Die Entstehung der Johannis-Aepfel.

Sanct Johannes, zugenannt „das Lamm," der den bischöflichen Stuhl von Tongern im Jahr 631 bestieg, war vorhin ein reicher Gutsherr.

Eines Tages, währenddem er sich in gewohnter Weise mit Ackerarbeiten beschäftigte, an denen er stets eine große Freude hatte, stand plötzlich ein Pilger neben ihm, der eben aus dem heiligen Lande gekommen schien. (Man sagt, es sei ein Engel Gottes in Pilgergestalt gewesen.)

Der Pilger wandte sich freundlich zu Johannes und sprach: „Deine Werke sind angenehm vor dem Herrn, darum hat er dich zu einem Bischofe von Tongern erwählt!"

Darob erstaunte Johannes höchlich, und er wollte das nicht glauben und antwortete, indem er seinen dürren Stab in die Erde stieß: „„Dieses trockene Holz soll Früchte tragen, ehe noch deine Weissagung sich erfüllen wird!““

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der entrindete Stock sich mit neuer frischer Rinde bedeckte, aufschoß und Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte trieb, welche letztere liebliche Aepfel von einem gar guten Geschmacke waren.

Bald verbreiteten sich die Schößlinge des Baumes im Land, und heute findet man diese süßen Aepfel überall.

Zum Andenken an den frommen Johannes heißt man sie bis zu diesem Tag noch „„Johannis-Aepfel.““ —

44. Die tausendjährige Eiche bei Dagobertshausen.

(Nach: Die Vorzeit, von K. W. Justi. Jahrg. 1821.)

Eine Stunde von der kurhessischen Stadt Marburg entfernt, sieht man das Dorf Dagobertshausen, und nah' bei demselben eine Eiche, hoch und hehr, und von solchem erstaunlichen Umfange, daß der Wandersmann bei ihrem Anblick unwillkürlich ausrufen muß: „Solch eine Eiche sah ich noch nie!“

Nach einer alten Sage hatte hier im siebenten Jahrhundert der fränkische König Dagobert eine Kapelle erbaut zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria.

Die Kapelle ist verschwunden; der Platz aber, wo sie gestanden, und den die uralte Eiche überschattet, ist noch immer ehrwürdig, weil er doch früher eine Stätte des Gebets und der Andacht gewesen.

Was aber ist aus der Eiche geworden?

Weil sie unten hohl war, so wurde sie gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für das Wohl des Schweinhirten des Dorfes — zum Schweinstalle gemacht!! — Oben singen nun in der goldenen Frühlingszeit die Nachtigallen ihr Lied, und unten grunsen die Schweine!! — —

Noch immer treibt diese uralte Eiche frisches Gezweig und Blätter, und erneuert so alljährlich das beschimpfte und entweihte Andenken einer ehrwürdigen religiösen Vorzeit! —

45. Die Strebel-Staude bei der Abtei Königsfelden.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau, von E. L. Rochholz.)

Auf den großen Kornfeldern bei Windisch wurde am 1. Mai 1308 Kaiser Albrecht durch seinen Neffen Johann von Schwaben und dessen Mitverschworene ermordet; sie ließen den

vom Pferd Gehauenen liegen und entflohen. Im Schooße eines armen Weibes, die aus dem Städtchen Brugg gegangen kam, gab er hier den Geist auf.

Seine Wittwe Elisabeth und seine Schwester Agnes, die Wittwe des Ungarnkönigs Andreas, errichteten an dieser Stätte des Unheiles vorerst eine Kapelle mit einem Häuschen, und übergaben Beides zweien Waldbrüdern zur Aufsicht. Der eine war Bruder Klaus von Bischofszell; der andere Berchthold Strebel von Oftringen. Dieser war ein waghalsiger Ritter und König Rudolph's Freund gewesen, nach dessen Tod aber Franziskaner geworden.

Während die beiden Klausner hier für des Kaisers Seele beteten, vollzogen dessen Frau und Schwester jene fürchterliche Blutrache, in der so viele Schuldige und Unschuldige hingeschlachtet wurden, daß der Aargau und Zürichgau lange danach voll menschenleerer Burgen stand.

Zwei Jahre darauf erschienen die zwei Frauen wieder, und legten den ersten Stein zum großen Gotteshause und den dazu gehörenden zwei Klöstern von Königsfelden. — Diesem stolzen Bau mußte die kleine Zelle der Waldbrüder weichen. — Gerade als Agnes den Grund ausebnen ließ, um den neuen Fronaltar darauf zu setzen, trat Strebel zur Königin und prophezeite ihr: „daß dieser Neubau **nur** so lange dauern würde, als die große **Haselstaude** leben werde, die hier an seiner eingerissenen Zelle stand."

Man schonte sie. —

Die Staude dauerte bis in's Jahr 1520 und hieß die „Strebel-Staude." Mit ehrfürchtiger Scheu war sie von allem Landvolke betrachtet.

Da verdorrte sie nach und nach sichtlich.

Und es kam die Glaubensspaltung; die Klosterleute wurden verjagt; und die reformirenden Berner hatten aus allen Gebäuden der aufgehobenen Abtei eine Hofmeierei gemacht, so daß die vielgenannte Stiftung im Jahre Christi 1528 zu nichts wurde. — Endlich fielen die Franzosen in's Land und brauchten die Räume als Lazareth; das Uebrige verfiel und verbrannte. — Der letzte noch erhaltene Flügel ist nun ein Irrenhaus! —

---

46. Die drei Linden zu Dankmarshausen.

(Aus: Sage und Geschichte aus den Sachsenländern, von E. Heusinger.)

Nördlich von Dankmarshausen, hart am Wege nach Großensee, steht eine uralte Linde. Früher sah man noch drei solcher Bäume an jenem Orte, und in alten Zeiten stand eine

Kapelle im Schatten der Bäume, in der ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau Maria verehrt wurde.

Eine Tradition meldet hierüber das Folgende:

Zur Zeit der großen Theuerung, welche im Jahre 1221 einen großen Theil von Thüringen und die angrenzenden Länder heimsuchte, wanderten selbst wohlhabende Leute aus, um sich ein Stück Brod in der Fremde zu suchen. —

So hatte auch ein Mann nebst Kindern die Heimath verlassen, um sich in's Fuldaische zu begeben, wo man den Bedrängten, wie er gehört, Hilfe leistete. Er zog von Ort zu Ort und bat in jedem um eine Gabe. Aber die Bewohner hatten kaum selbst, um ihren Hunger zu stillen. Die Gaben fielen nur dürftig aus und sterbend vor Mattigkeit, nicht viel besser als wandelnde Gerippe, hatten sie endlich die Nähe von Dankmarshausen erreicht. Die Frau, welche zwei von den Kindern führte, war erschöpft, und der Mann unterlag fast der Bürde des ältesten Knaben, den er tragen mußte, weil ihm die Schwäche nicht mehr zu gehen gestattete.

Er konnte nicht helfen und hörte drum mit Schmerz und Verzweiflung das Aechzen der Seinen und ihr Winseln um Brod. Der Wahnsinn des Hungers war ihm schon nahe getreten und hatte seine Sinne verwirrt. Und in dieser Sinnesverwirrung that der Unglückliche seiner Ehe-Gefährtin den grausigen Vorschlag: „Eines ihrer Kinder zu schlachten und von seinem Fleische zu zehren, da es besser sei, daß Eines für Alle sterbe, als daß sie Alle dem schrecklichen Hungertod erliegen müßten."

Mit Entsetzen hörte die Mutter den schrecklichen Plan. Obschon selbst mit dem Hungertode kämpfend, wollte sie doch Keines ihrer Lieben vom Mutterherzen reißen. Aber der von doppelter Qual gepeinigte Gatte ergriff rasch den ältesten Knaben, welcher der schwächste von Allen war, zuckte die tödtliche Waffe und wandte sich abwärts, damit die Andern nicht Zeuge würden von der nothgedrungenen That. — Da warf sich die Mutter in der Verzweiflung ihres Herzens auf die Kniee und flehte mit heißer Inbrunst zur gebenedeiten Mutter des Erlösers um Hilfe in dieser schrecklichen Noth. — Und als nun eben der Vater im Begriffe stand, seinen Liebling — zur Erhaltung der übrigen Kinder — zu opfern: da trieben zwei Wölfe eine Hirschkuh vor sich her, die bis auf den Tod gehetzt zu seinen Füßen verendete. Nachdem sie sich an dem Fleische der Hindin gelabt, dankte der Mann Gott im heißen Gebet, daß er ihn auf so wunderbare Weise vor der Begehung des entsetzlichsten Verbrechens behütet hatte. Und als sie endlich Fulda glücklich erreicht, da bekannte der Reisende dem Abte, welch schreckliche That er im

Schilde geführt und wie die heilige Jungfrau Maria ihn in Schutz genommen und sie vor dem Hungertode bewahrt hätte. — —

Der Ort, wo ein Mirakel geschah, war jederzeit heilig; und so kam es, daß auch an jenem Fleck, wo jetzt von den dreien nur noch die einzelne Linde steht, der Mutter Gottes zu Ehren, welche so Großes an der Familie gethan, eine Kapelle erbaut wurde. Manches Jahrhundert wallfahrteten die frommen Gläubigen zu der heiligen Stätte, um dort zu opfern und sich Erleichterung von geistigen und leiblichen Uebeln zu holen, bis sie im Bauernkriege, gleich so manchem andern ehrwürdigen Denkmal aus der Vorzeit, zerstört wurde. —

47. Die Riesenlinde zu Frauenstein.

Frauenstein, ein stilles, aber anmuthig gelegenes Dörfchen im Herzogthum Nassau, war schon im frühen Mittelalter der Stammsitz des berühmten Adelsgeschlechts „Frowenstein.“ Einsam trauern, seit der dreißigjährige Krieg sie gebrochen hat, die wenigen Ueberreste seiner Burg, einige Trümmer ihrer Ringmauer und die hohe, mit Zinnen gekrönte Warte, auf dem spitzen Quarzfelsen eines vorspringenden Hügels, und nur das alte Burghaus am Fuße der Ruine ist noch bewohnbar. Seltsam stechen diese düstern Mauern mit ihrer Grabesstille ab gegen die jugendlich frische, heitere Natur, welche um dieselbe prangt. Reben und Obstbäume schmücken die Wände des engen Thälchens, und seine Kirschen gelten für die besten in der ganzen Umgegend.

Bemerkenswerth ist namentlich in der Mitte dieses Dörfchens vor der Kirche die uralte, sieben und zwanzig Fuß im Umfang messende, prachtvolle Riesenlinde, deren fünf Aeste selbst wieder mächtige Stämme bilden und sammt ihren Zweigen auf einem starken hölzernen Gerüste ruhen, während sich um den Hauptstamm eine niedrige Mauer schlingt, die sowohl den Ortsbewohnern, wie den Wanderern, als angenehmer Ruhepunkt dient.

Aus unschuldigem Blut soll dieser Baum entsproßt sein. Von seiner Entstehung erzählt aber eine alte Sage:

Vor vielen Jahren kam ein junger Mann daher in ritterlicher Tracht. Der hatte ein Mägdlein bei sich, schön und zart, aber, wie es schien, von einer langen Wanderung übermüdet. „Liebe Schwester, nur noch ein wenig ausgeharret, und bald sind wir in der gastlichen Burg unsers Onkels und dann in sicherem Hort vor den Knappen deines Entführers!“ rief der Jüngling. — Und dort, unter der epheubewachsenen Burg stand ein einsames Haus, dem alten Burg-

herrn gehörig. Dahin wankte der Arme mit seiner gänzlich erschöpften Gefährtin. Der Wächter des Hauses nahm ihn freundlich auf. In der Stube drinnen aber saß eben der Burgherr. Mit scharfem Blick faßte der Finstere die Eintretenden in's Auge; schleunig stand er dann auf und winkte seinen Dienstmannen hinaus. Der Jüngling und seine Schwester standen durch das seltsame starre Benehmen ihres Onkels schwer betroffen. Da trat indessen der Wirth mit freundlichem Gesichte wieder herein, bot den Labetrunk und erquickte das Herz der beiden Ermatteten. Während sie dankbar sagten: „Vergelt' dir's Gott!" drangen auf einmal Geharnischte herein, die Beide ergriffen und auf die Veste führten. „Willkommen!" schrie der ergrimmte Burgherr dem Jüngling entgegen, „willkommen, du Räuber! Meines Bruders Tochter ist's, die du raubtest, und Kunde hatt' ich bereits von deiner Missethat, ehe du hierher dich verirrtest! Wohlan, führt ihn hinab und richtet ihn!" — Umsonst rief der Jüngling: „„Onkel, du kennst mich nicht! Ich bin ja Rudolph, Bertha's Bruder, der deines Bruders leiblicher Sohn, wie Bertha deines Bruders leibliche Tochter ist! Sie wurde allerdings gewaltsam entführt; doch ich stürzte dem Räuber nach, und entriß ihm die kostbare Beute erst in der Nähe dieser deiner Burg! Eilet nicht mit meiner Verurtheilung und überzeuget Euch vorher von meines Wortes Wahrheit!"" Der Burgherr wollte in ihm den Sohn seines Bruders nicht erkennen und drang auf dessen blutige Bestrafung. — Der Jüngling ward gebunden und an der Stelle getödtet, wo jetzt noch die Linde schattet.

Zu spät forderte man von Bertha den Aufschluß. Erschüttert von dem tiefsten Schmerz über das furchtbare Geschick ihres guten Bruders, der sichtbarlich ihr Schutzengelsdienste geleistet, begab sich die trostlose Jungfrau in ein Kloster, um dort für sein Seelenheil zu beten, und ihm stets Thränen einer heiligen Erinnerung zu weihen; bevor sie aber schied, ließ sie in die Erde, die das Blut ihres unschuldig gerichteten Bruders einsog, diese Linde pflanzen. —

Seitdem ist es, als ob ein Leben in diesem Baume wäre, das nicht ersterben kann, und Niemand wagt es, ein Aestlein abzuschneiden, oder eine traubige Blüthe zu brechen, weil man fürchtet, es würde Blut herausfließen. —

---

48. Der Rosenstrauch im Dome zu Hildesheim.

Kaiser Ludwig der Fromme jagte einst zur Winterszeit im Walde und verlor sein Reliquien-Kreuz, das er stetig am Halse trug. Da sandte er Diener aus, das viel werthe Kreuz zu suchen, und

siehe! tief im Walde trafen sie mitten im Schnee einen blühenden Rosenstrauch, und an diesem Strauche lag des Königs Kreuz, ließ sich aber nicht von dannen heben und wegnehmen.

Da ward dem König die Wundermähr angesagt, und er eilte selbst an den Ort, und fand nur eine Waldstrecke beschneit, in Form eines großen Kirchenschiffes, und am obern Ende den über und über voll blühenden Rosenstock, und daran am Stamm das Kreuz, daß sich der König über alle Maßen verwunderte. Da rief er aus: „Das ist Hilde-Schnee (Heiliger Schnee)!" — und kniete nieder und betete zu Gott, ihm zu offenbaren, warum das Kreuz nicht von der Stelle wolle. Und da ward ihm offenbaret, einen Dom zu bauen; so weit des heiligen Schnees Umfang reiche, so groß solle des Domes Umfang sein. Da gelobte der König den Bau, und nun vermochte er sein Kreuz wieder an sich zu nehmen.

Ludwig ließ alsbald den Raum abstecken, den Tempelbau beginnen, und trug Sorge, daß der Rosenstock erhalten bleibe. Um das hohe Münster siedelten sich nun Bau- und Werkleute und andere Fromme an, der König verlegte das Bisthum von Elze an diesen Ort, der nun fortdauernd Hildeschnee hieß, bis daraus im Laufe der Zeit der Name Hildesheim entstand. Der Rosenstock wuchs fort und gedieh, und steht heute noch am Hildesheimer Dome. Seine Wurzeln treibt er bis unter den Hochaltar. —

Da schnitzte einst ein frommer Domherr aus einem Wurzelstock ein Crucifix, das ward in hohen Ehren gehalten, und jeden Charfreitag, oder jeden Morgen in der Charwoche mußten die Domherren das Kreuz in das heilige Grab legen, das im Paradiese oder der Vorhalle bereitet war. Einstmals vergaßen die Domherren, dieß zu thun, da hob das Bild sich von seiner Stelle und wandelte von selbst in das Grab. Seitdem ward es das „Wandelkreuz" genannt, und noch mehr denn zuvor verehrt. —

---

49. Die Eiche von Allonville.

Unter den Denkmälern der Pflanzenwelt, die Frankreich der glorreichen Himmelskönigin geweiht, ist die Eiche von Allonville im Lande Caux wahrlich das schönste, das in seinem ganzen weiten Gebiete zu finden ist. Der Umfang dieses ehrwürdigen Baumes beträgt 34 Schuh oberhalb seiner Wurzel und 26 in Manneshöhe. Sein breiter Wipfel gleicht dem der Ceder, und ihre weit hingestreckten Zweige, die aus dem Stamme acht Fuß über seiner Basis herausgewachsen, breiten sich horizontal aus, und bedecken so eine

weite Strecke des Bodens. Der Baum ist nach seiner ganzen Länge hohl; seit mehreren Jahrhunderten sind die mittleren Theile schon zerstört, und er besteht nur mehr durch seine Rinde und die innern Lagen von Splint. Dennoch trägt er alle Jahre eine Fülle von Eicheln, und schmückt sich mit einem dichten Blätterdache.

Man hat in der Höhlung dieser Eiche, die wenigstens neun Jahrhunderte alt ist, und noch die Druidenwälder fallen sah, eine liebliche kleine Kapelle erbaut; sie ist bekleidet mit Marmor, und der Altar mit dem Bildniß der Gottesmutter geziert. Ein Gitter verschließt dieß Heiligthum, ohne den Augen des Pilgers den Anblick des Gnadenbildes zu rauben. Oberhalb der Kapelle befindet sich eine Zelle, die würdige Wohnung eines neuen Styliten (Säulenstehers), und eine Wendeltreppe, die rings um den Stamm herläuft, führt in dieselbe. Diese luftige Behausung, die ein spitziges Dach deckt, bildet ein Glockenthürmchen, auf dem ein eisernes Kreuz prangt, das sich malerisch über den Zweigen der Eiche erhebt.

An gewissen Jahresfesten, vorzüglich am Patrocinium dient die Kapelle zur Feier des Gottesdienstes. Schaarenweise strömt dann das Volk aus den nahen Dörfern an diesen Tagen zu den Füßen der gnadenreichen Jungfrau, die ihre lieben Kinder mütterlich mit ihrem grünen Mantel zu bedecken scheint. Wahrlich, diese guten Leute lieben ihre Muttergottes, und haben ihre Liebe bewährt zur Stunde der Prüfung, und sich würdig gemacht, daß ihre That sich vererbe auf die spätesten Geschlechter.

In jenen unseligen Tagen nämlich, da Alles, was zum Gottesdienste gehörte, verbannt war, wo man die geringste Aeußerung des Katholizismus mit dem Tode bestrafte, geschah es: daß eine Rotte rasender Revolutionsmänner in Kriegsrüstung nach Allouville marschirte, in der unverhehlten Absicht, die Eiche sammt dem Bildnisse der heiligen Jungfrau, die hier Herberge gefunden, zu verbrennen. Aber sie fanden Männer, die ein anderer, ein besserer Geist beseelte. Kaum benachrichtigt von der Herankunft des wüthenden Haufens, griffen die Bauern der Normandie, obwohl sonst keine Enthusiasten wie die Bretagner, zu den Waffen, versammelten sich unter ihrer lieben Eiche, und warfen die Republikaner so tapfer zurück, daß diese es für rathsam hielten, es bei diesem verunglückten Versuche bewenden zu lassen, und beschämt nach Hause zogen.

Und als das Schreckenssystem am furchtbarsten waltete, als ringsum auf allen Punkten des französischen Gebietes die frommen Gesänge verstummt waren, als ein verirrtes Volk die ruchlosesten Scheusale der Menschheit an die Stelle der Gottheit setzte und in grauenvollem Unsinn lästerte: „Es giebt keinen Gott, keine Heiligen,

keine Unsterblichkeit der Seele!" — mit einem Worte: als die Hölle in Frankreich los war, da sah man noch immer aus den knotigen Aesten der Kapellen-Eiche von Allouville siegreich das eiserne Kreuz sich erheben, da las man noch immer über ihrem Frontispice die so rührende Inschrift:

„Unserer Lieben Frau vom Frieden!" —

---

50. Der Sanct Helenen-Brunnen.

(Erzählt nach N. Hocker.)

In der Nähe des Dorfes Euren befindet sich am Eingang in eine Thalschlucht ein zierlich in Steine gefaßter Brunnen, vom Volke der „Sanct Helenen-Brunnen" genannt. —

Als die Mutter des Kaisers Constantin, die fromme Helena, einst zur Mittagszeit in großer Sommerhitze mit ihren Frauen lustwandelte, wurde sie vom fürchterlichsten Durste gepeinigt. Weit und breit war keine Quelle zu sehen, so daß sie beinahe verschmachteten. Da stieß die heilige Frau, im Vertrauen auf Gott, ihren Stab, der am wahren Kreuze Jesu Christi angerührt war, vertrauensvoll in den Boden, und sofort entsprang demselben ein frischer Quell, an dessen silbernen Fluthen sie ihren Durst löschten.

Gelabt und gestärkt lagerten sich die Frauen noch zur Rast auf der grünen Wiese; da aber rings kein Bäumlein und kein Gesträuch schattete, so breitete Helena ihren Schleier über sich; und alsbald entsproßten ringsum wilde Rosen, die mit ihren duftigen Kelchen Kühlung fächelten und ein schützendes Blüthendach über sie breiteten. —

Als eines Tages Kinder aus Euren an der Quelle spielten, sahen sie das Bild der heiligen Helena in dem klaren Wasserspiegel.

Nun wurde die Quelle schön eingefaßt und „Sanct Helenen-Brünnchen" genannt. —

---

51. Das St. Bonifacius-Brünnlein bei Fulda.

Es ist ein schöner freundlicher Maitag, kühlende Lüfte mindern den Einfluß der hoch am Himmel stehenden Sonne, ein eigenthümliches, feierliches Schweigen herrscht in der Natur, es ist Festtagsstille. Wir schreiten zu dem Paulusthore der alten Bonifaciusstadt Fulda hinaus, das frisch sprossende Grün der schönen Anlagen vor der Stadt thut unseren Augen so wohl, dort zwischen Ahorn- und Lindenbäumen blickt das graue Gemäuer einer Kapelle hervor, es

ist die Todten=Kapelle des Friedhofes der Dompfarrei, und viele Edle ruhen auf diesem Orte des ewigen Friedens.

In den Anlagen und Laubgängen um uns ist es still und leer, nur hier und da ein Spaziergänger, der Klang einer Glocke tönt in abgemessenen Schlägen zu unserem Ohr, die armen Mönche vom Orden des heiligen Franziskus in dem Kloster auf dem vor uns liegenden Frauenberge gehen jetzt zur Vesper. — Der Frauenberg — er diente einst dem heiligen Bonifacius zur Wohnung, wenn der Heilige in den Buchenwald kam, um nach dem Kloster zu sehen, welches er dort durch seinen Liebling Sturmius und dessen Gefährten gründen ließ, das Kloster, welches nachher so berühmt geworden ist, dem ein Aegil und Rhabanus Maurus vorstanden, dessen Schule einen Otfried von Weißenburg, einen Walafried Strabo zu ihren Schülern zählte.

Aus den schattigen Baumreihen, die zur Höhe des Frauenberges führen, wenden wir uns rechts, und an dem östlichen Abhange des Berges hingehend, kommen wir zu einem Rasenweg, der uns um den nächst dem Frauenberge gelegenen Calvarienberg mit seinen die Leidensgeschichte des Heilandes darstellenden-Stationen allmählich in's Thal hinabführt; da winkt uns am Fuße dieses Berges Birkengrün und frisches Buchenlaub entgegen, ein gar freundliches, schattenreiches Wäldchen liegt vor uns, dort ist des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius, Brünnlein!

Wir wollen den ehrwürdigen Ort und seine Umgebung etwas näher betrachten.

An der Nordseite des Calvarienberges, tief im Grunde und von jenem Wäldchen umsäumt, liegt in einer viereckigen, ausgemauerten Vertiefung, von einer steinernen Fassung umgeben, das Brünnlein; in eben nicht starkem Strahle fließt sein Wasser in ein kleines Becken. Felsgestein bildet die nächste Umgebung der Quelle; in dem Gesteine, das sich hinter dem Brunnen erhebt, lesen wir auf einer Steinplatte die Inschrift: „Bonifacius=Brunnen." Eine große Linde erhebt sich über die Felsengruppe, zwei steinerne Ruhebänke stehen vor der Vertiefung mit der Quelle. Nur wenige Schritte von letzterer entfernt und höher in der Mitte des Wäldchens gelegen, findet sich ein dem heiligen Bonifacius gewidmetes Denkmal. Zwei riesige Pappeln stehen vor der steinernen Einfriedigung, welche das Denkmal umgiebt, sechs Treppenstufen führen zu dem von dem Steingeländer umschlossenen Raume. Das Denkmal selbst ist ziemlich einfach; in der Mitte seiner Vorderseite befindet sich eine Vertiefung von viereckiger Form, die auf einer vergoldeten Steinplatte ein Reliefbild enthält, welches uns den heiligen Bonifacius im Gebete

begriffen darstellt. Vor einer aus Felsen springenden Quelle, über der ein Baum sich erhebt, an dessen einem Ast ein ebenfalls aus Baumästen gefertigtes Kreuz befestigt ist, kniet der Heilige im Benediktinerordensgewand unter einem mächtigen Baume, seine Rechte hält ein aufgeschlagenes Buch, die Linke legt er, gleichsam zur Betheuerung seiner heiligen Gefühle, auf die Brust. Sein Blick ist himmelwärts gerichtet, die Züge des edlen Antlitzes tragen den vollsten Ausdruck der Andacht und hehrer Begeisterung; vor dem Heiligen liegt auf der Erde sein Wanderstab und Pilgerhut; hohe Felsen bilden den Hintergrund der ganzen Darstellung.

Unter dem Bilde befindet sich folgende Inschrift:

Locus in quo divus Bonifacius German. Apost. dum viveret certo tempore Deo horas minores persolvere solitus, inde Horas dictus.

Aus dieser Inschrift ersehen wir also, daß der heilige Bonifacius in diese Gegend — denn locus dürfte hier nicht im engsten Sinne des Wortes für Platz (Stelle) zu nehmen sein — kam, um die heiligen Tageszeiten zu beten, welche Gewohnheit des Heiligen dem ganz nahe gelegenen Dorfe Horas den Namen gegeben haben soll.

An dem Piedestal des Denkmals ist die Litanei zum heiligen Erzbischof und Martyrer Bonifacius in weißer Schrift auf blauem Grunde verzeichnet; drei Treppenstufen vor dem Denkmale dienen den frommen Besuchern desselben als Betschemel. Unter dem Gesimse in der Höhe des Denkmals sind Engelsköpfe angebracht, über demselben ist ein einfaches vergoldetes Kreuz befestigt. Die Rückseite des Denkmals zeigt uns das Bild des heiligen Bonifacius in halberhabener Arbeit, er ist hier in voller Figur und im erzbischöflichen Gewande dargestellt.

Zu beiden Seiten des Monumentes stehen zwei steinerne Pyramiden, die Fußgestelle derselben weisen uns auf der einen das Bild des heiligen Ordensstifters Benediktus, auf der andern jene des ersten Fuldaischen Abtes und Apostels der Sachsen, des heiligen Sturmius, auf. —

52. Der Brunnen des heiligen Otto.

Vor der Stadt Pyritz befindet sich eine Quelle, welche den Namen des „heiligen Brunnens" führt. Aus dieser Quelle hat der heilige Otto, Bischof von Bamberg, die heidnischen Pommern zu Pyritz getauft.

Es war nach Christi unseres Herrn Geburt im Jahre Eintausend einhundert vier und zwanzig, unter dem Papste Calixtus und dem Kaiser Heinrich V., als er mit vielen Begleitern nach dem Lande zu Pommern zog. — Er begab sich zuerst zu dem Pommer'schen Herzoge Wartislav, der schon ein Christ war. Derselbe empfing ihn freundlich, und gab ihm auch seinen Feldobersten Paulitius mit mehrerem Gefolge mit, daß sie ihn unterstützen sollten, wenn die Pommern es sich möchten einfallen lassen, ihn ungebührlich zu behandeln. Also zog Sanct Otto weiter und kam zuerst gegen Abend nach Pyritz; allda waren an viertausend Menschen versammelt, die ein heidnisches Fest feierten. Als das der Bischof hörte, blieb er die Nacht draußen und zog erst am anderen Morgen zu den Leuten. Denen hielt er dann eine große und freundliche Anrede, sie auffordernd, daß sie ihre Götter verlassen und den wahren und einzigen Gott verehren sollten; der Oberst und die Räthe des Herzogs unterstützten ihn. Da geschah es denn wunderbarer Weise durch die Gnade Gottes, daß all' das versammelte Volk sogleich bereit war, sich taufen zu lassen und Christen zu werden. Darauf säumte der Bischof Otto auch nicht, und er begab sich schleunig an sein heiliges Werk.

Dieß that er auf folgende Weise: Zuerst unterrichtete er, mit Hilfe seiner Mitpriester, das Volk sieben Tage lang, und ließ sie die Worte im kleinen Katechismus auswendig lernen. Danach legte er ihnen auf, drei Tage lang zu fasten. Wann sie so gefastet, dann mußten sie baden und reine Kleider anziehen, also daß sie nicht nur mit reinem Herzen, sondern auch mit sauberem Leibe zur Taufe gehen möchten. Dann ließ er sie ihren Katechismus aufsagen und sie beten. Unterdeß hatte er drei Taufen zurichten lassen, eine jede besonders, nämlich eine für die Männer, die andere für die Frauen und Jungfrauen und die dritte für die Knaben. Dieselben Taufen ließ er mit Teppichen umhängen, damit die Feierlichkeit durch nichts gestört werden konnte. Also tauften die anderen Priester die Männer und Frauen; er selbst aber taufte die Knaben, auf daß sie desto länger und fester das Christenthum in ihrem Herzen behalten sollten.

So taufte er in zwanzig Tagen über siebentausend Menschen, die von allen Seiten gen Pyritz kamen, um von dem frommen Manne das Wort des wahren Gottes zu empfangen. Die Quelle, an der er die Taufzelte errichtet hatte, und aus welcher das Wasser in die Taufwannen geschüttet wurde, hat von der Zeit an den Namen des heiligen oder auch des „Otto-Brunnens" bekommen, den sie noch bis auf den heutigen Tag führt. —

Diese heilige Quelle ist seit dem Jahre 1824 durch die Huld des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. würdig erneuert worden. Sie ist jetzt mit behauenem Granit eingefriedigt, und bequeme Stufen führen zu ihr hinab; ein großes, granitnes Kreuz erhebt sich über ihr, mit einer passenden frommen Inschrift. —

53. Das Sanct Amalberga-Brünnlein zu Temsche.

(Aus: Niederländische Sagen von Dr. J. W. Wolf.)

Wenige Schritte von der Stelle, wo es nun sprudelt, quoll ehedem ein Brünnlein, das einzige in der ganzen Umgegend, woraus denn auch alle Umwohner ihr Wasser holten. Der Eigner des Ackers, auf dem es entsprang, war aber ein geiziger Mann, und gedachte Nutzen aus dem Brünnlein zu ziehen: darum verbot er Allen und Jedem, ferner sich Wasser daselbst zu schöpfen. In der Noth, welche aus dem Verbot entsproß, versammelten sich die Männer der Gemeinde und gingen zur Sanct Amalberga, welche als Burgfrau in Temsche wohnte, um dieser das Leid zu klagen. Da nahm Amalberga ein Sieb mit recht vielen Löchern und ging mit den Klägern zu dem Brünnlein; da schöpfte sie das Sieb voll Wasser, trug es einige Schritte fort, wo der Acker des Geizhalses aufhörte, und stürzte es da um. Und zur selben Stunde entsprang dem Boden daselbst ein heller Wasserstrahl, der noch reichlicher emporschoß, als der in dem andern Born, welcher seit dem Augenblicke gänzlich versiegte. —

Zum Andenken an dieses wundersame Ereigniß wurde dort ein Kapellchen erbaut.

Noch heute quillt die wunderbare Quelle, und Tausende von Pilgern wallen zu ihr hin, um sich von ihrem Wasser zu holen; denn dasselbe ist heilkräftig und half schon Manchem, an dessen Aufkommen alle Aerzte verzweifelten. —

54 und 55. Die Anbetung des Lammes.

(Gemälde von den Brüdern Hubert und Johann van Eyck.)

In ihrem Werke „Reiseerinnerungen aus Belgien" schreibt Luise von Plönnies unter Anderem:

1. Die Ruinen der alten Abtei St. Bavo in Gent sind eine jener Stellen, an welcher, wie an wenig anderen, der Geist in lang dahin verrauschte Zeiten versetzt wird. Ein Hauch der Schwer-

muth, welcher durch die Ruinen streift, macht sie nur noch anziehender. Auf den halbzerbröckelten Mauern, die schon im siebenten Jahrhundert erbaut wurden, wachsen und blühen junge frische Sträuche und Blumen. Die Kapelle St. Macaire, im elften Jahrhundert erbaut, ist noch fast ganz erhalten. Sie ist einer der malerischsten Punkte, den man auffinden kann; auch trafen wir jedesmal, wenn wir die Stelle besuchten, junge Maler dort an, welche sie von allen Seiten aufnahmen. Daß Eginhard Abt der Abtei St. Bavo gewesen sein soll, macht sie für uns Deutsche noch interessanter. Man findet im Fußboden, neben üppig wucherndem Grase, Reste ehemaliger Mosaikarbeit. Die noch vorhandenen Mauern sollen eine Stufenleiter der verschiedenen, im Mittelalter herrschenden Baustyle darstellen, und sind deßhalb für Architekten besonders merkwürdig.

Einige hundert Schritte von den Ruinen der Abtei St. Bavo ziehen sich die alten Wälle und spanischen Festungswerke hin, welche Carl V. aus den Trümmern der genannten Abtei erbauen ließ. In den unteren gewölbten Gängen findet man neben den Schießscharten Pfeiler und Säulen, die man augenblicklich für gothische Reste jener Kirche erkennt. Auf diesen hohen Wällen hat man eine reiche herrliche Aussicht. Die Stadt Gent mit ihren vielen Thürmen bildet einen weiten Halbkreis, der an der Grenze der Wälle von einem langen breiten Kanal durchschnitten wird, auf welchem viele Schiffe liegen. Jenseit der Festungswerke breitet sich eine weite Ebene aus, welcher zerstreute Dörfer, Weiden und Windmühlen ein Ansehen von Heiterkeit und Frische geben. Zwischen dem friedlichen Leben der Ebene und dem geräuschvollen Treiben der Stadt liegen die alten Schanzen und Mauern kalt, ernst und halb zertrümmert, als habe der Finger des Todes einen Strich mitten durch die reiche Landschaft gezogen. Ich stand an einem alten Graben, über den einst eine stolze Brücke führte. Meerlinsen und Wassergewächse haben eine grüne Decke darüber gezogen, schwarz und halb verfallen starren die Pfeiler der Brücke aus der regungslosen Fluth, die Brücke selbst ist längst versunken. Durch das schwankende Schilf und Rohr strich seufzend der Herbstwind; hoch über den zerfallenen Werken früherer Größe und Herrlichkeit zog, wie eine schwarze Wolke, ein Zug Schwalben schöneren Gegenden zu. Kein Ton des Lebens weit und breit, es war mir, als stehe ich am Eingang der Ewigkeit. Der kalte Hauch der Vergänglichkeit wehte mich an, und doch war es mir, als könne ich nicht von diesem Orte scheiden. —

2. Die Kirche St. Bavo in Gent trug ursprünglich einen andern Namen; aber als Carl V. die Abtei St. Bavo zu seinen Festungswerken verwendete, übertrug er Namen und Abtei auf diese

Kirche. Sie ist übrigens keine der schönsten Belgiens; namentlich ist ihre innere Ausschmückung zum Theil sehr geschmacklos, wenigstens weiß ich kein passenderes Wort für die häßlichen schwarzen Marmormassen, die wie kolossale steinerne Coulissen den Chor fast ganz zuschließen. Im Chor bewunderte ich das Grabmal eines Bischofs in weißem Marmor, schön, wahr und lebendig von Duquesnoys. Oben am Chor sind in glänzender Reihe die Wappen des goldenen Vließes zu sehen, das hier zu Philipp's Zeit Kapitel hielt. Ein großes Gemälde von Rubens über dem Altar schien mir keins der besten des Meisters zu sein.

Aus der Kirche stiegen wir in die Krypte hinab. Eine unterirdische Kirche hat immer etwas Schauerliches; die geheimnißvolle Dämmerung der Gewölbe, die alten Grabsteine im Boden, die uralten Pfeiler, welche diese Krypte tragen, und die weite Ausdehnung dieser halbdunkeln Hallen regen die Nachtseite der Phantasie an. In einer der unterirdischen Seitenkapellen wird die Kinderlehre gehalten. Es geschah vor zwei Jahren, daß drei Kinder, welche sich bei dem alten steinernen Sarkophage versäumt hatten, vom Küster in der Krypte eingeschlossen wurden; am Morgen hat man sie todt gefunden. Seitdem hat der Küster Befehl, immer dreimal in die Krypte zu rufen, und dreimal laut zu pochen, ehe er die Thüre schließt.

Eine Kapelle unter dem Chor wird als Begräbnißplatz der Gebrüder Hubert und Johann van Eyck und ihrer Schwester Margaretha bezeichnet; doch Professor Serrure sagte mir, daß bei den Nachforschungen, welche man vor einigen Jahren auf seine Veranlassung gemacht, sich nichts von ihren Resten gefunden habe, woraus man schließe, daß diese Kapelle wie die ganze Kirche in den Unruhen der Kriege durchstöbert worden sei.

Etwas beklemmt von dem schauerlichen Eindruck des Ortes stiegen wir hinauf, und betrachteten das herrliche Gemälde „**die Anbetung des Lammes**," womit die Brüder van Eyck die Kirche St. Bavo geschmückt haben. *) — Als der Vorhang sich

*) J. D. Passavant bemerkt in seiner „Kunstreise durch England und Belgien" das Nachstehende:

Seit ihrer Entstehung weltberühmt sind die Werke der Brüder van Eyck, welche sie für Judocus Vyd in Gent malten, und die dessen Altar in seiner Familien-Kapelle in der ehemaligen St. Johannes-, jetzt St. Bavo-Kirche zierten. (Es ist auf Holz mit Flügelthüren gemalt.)

Noch sieht man hier das Hauptbild: die Anbetung des makellosen Lammes, und die drei einzelnen Gestalten des ewigen Vaters, der Jungfrau Maria und Johannis des Täufers. Diese vier Gemälde bilden zusammen die ganze Mitte des innern Altarbildes. —

theilte, war ich ganz hingerissen von seiner wunderbaren Schönheit. Es kam eine stille Seligkeit über mich, es war mir, als wenn die Strahlen, welche, von dem heiligen Geist ausgehend, wie ein Goldnetz auf das Bild fallen, sich auch über meine Seele legten. Ich begriff den heiligen Geist, welcher alle diese Strahlen zusammenfaßt, ich war gänzlich von ihm durchdrungen, von dem hohen heiligen Geiste der Poesie. Welche selige Momente muß jene von ihm erfüllte Maler-Dreieinigkeit vor diesem Bilde zugebracht haben, denn das Bewußtsein, welches so selten dem Künstler lohnen darf, erreicht zu haben, was er erstrebte, ist ihnen geworden. Wie ein Wunder, offenbart in Farbenglanz, strahlt das Bild von der Wand herab, unberührt vom Flügelschlag der Zeit, ungetrübt vom bleichenden Auge des Lichts. Die drei oberen Bilder, welche Maria zwischen Christus und Johannes dem Täufer darstellen, zogen mich weniger an, obgleich die Ausführung daran, zumal mancher Theile des Schmuckes, meisterhaft ist.

Meine Augen hingen gebannt an der Anbetung des Lammes und der reichen Poesie dieses Gemäldes. Das göttliche Lamm ist von einer Gruppe schöner Engel mit Regenbogenschwingen umgeben, außerdem haben sich alle Heilige des Alten und Neuen Testaments eingefunden, um es anzubeten. Ganz in der Mitte des Vordergrunds ist ein Brunnen mit springendem Wasser. Zur Rechten knien die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes, zur Linken die Apostel und Bekenner des Neuen Bundes. In der Gruppe zur Rechten findet man die Köpfe der Malerbrüder. Am Rande der Hügel und Büsche, welche diesen Haupttheil des Bildes begrenzen, zeigen sich nochmals zur Rechten und Linken zwei Gruppen heranwallender Betenden. Den Zug zur Rechten bilden Jungfrauen und Heilige, den zur Linken Bischöfe und Ordensgeistliche, welche Palmzweige in den Händen tragen. Die Gruppe zur Linken, wie überhaupt die ganze linke Seite dieses oberen Theiles des Gemäldes ist bei weitem schöner, als die rechte Seite. Während zur Linken

---

Außerdem bewahrt die Geistlichkeit der Kirche noch zwei andere Theile der Flügelbilder, nämlich die mit den Figuren von Adam und Eva.

Die sämmtlichen Flügelbilder (mit Ausnahme der eben genannten zwei schmalen Theile) befinden sich jetzt im Berliner Museum. Sie wurden von dem Brüsseler Gemäldehändler Neuwenhuys im Jahr 1817 während der Abwesenheit des Bischofs um 6000 Francs erstanden; nachmals verkaufte er sie in Aachen, nebst einigen andern alten Bildern an Herrn Solly um 100,000 Francs; mit dessen Sammlung, welche der König von Preußen um 500,000 Thlr. erstand, kamen sie in's Berliner Museum. —

der leichtgewölbte Hügel, auf dessen grünem Rasen der Sonnenschein zu spielen scheint, mit seiner durchsichtigen Wand von Rosenbüschen, die lieblichste Verbindung mit der reichen und poetischen Fernsicht bildet, sind die Hügel zur Rechten schwer, die Gesträuche dunkel und undurchsichtig, ja die heranziehende Gruppe erhält dadurch, daß die Gestalten genau von Einer Größe sind und die Köpfe eine gerade Linie bilden, etwas Steifes. Zu beiden Seiten eröffnet sich hinter den Hügeln und Büschen eine freie Aussicht. Gothische Thürme und Zinnen einer großen Stadt steigen zwischen hohen Bäumen empor, während dunkelblaue Berge das reiche Bild begrenzen, aber nicht abschließen, denn das Gemälde eröffnet, wie manche tiefe Musik, ein weites Reich der Ahnung. Im Mittelpunkt, wo hinter dem Altare die Hügel zu beiden Seiten auseinandertreten und einen freien Blick in die sonnige Ferne gewähren, schwebt in blauer Luft der heilige Geist als Taube. Im Schnabel der Taube zusammengefaßt, breiten sich die Strahlen im Herniederfallen aus, und weben ein Goldnetz über das Bild. Das Ende des Lichtgewebes senkt sich auf die Heiligen im Vordergrund. Aus der Architektur der Thürme wollen Viele die Stadt Cöln, Andere Mastricht erkennen. Ich dachte unwillkürlich an Jerusalem; eine schlanke Palme, welche in der sonnigen Landschaft zur Linken steht, führte meine Seele nach Zion. Der Umstand, daß die Architektur einiger Thürme dieser Ansicht widerspricht, stört mich nicht in meiner Auffassung, denn wenn man die Werke älterer Maler mit Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man häufig Widersprüche dieser Art, sie rücken auf eine oft wunderbar naive Art die Erscheinungen verschiedener Jahrhunderte zusammen. —

56. Das Christusbild in der St. Antonius-Kirche zu Triest.

(Gemälde von Tunner.)

Unter den Leistungen, welche in der Malerei durch österreichische Künstler in diesem Jahrhunderte des Aufschwunges der Kunst vor anderen Anerkennung verdienen (sagt Ritter Anton von Prokesch-Osten), steht Tunner's, des Steiermärkers, Altarblatt in der Antonius-Kirche zu Triest obenan. Sie ist keine von denen, welche bei dem Modegeschmack um Beifall betteln, durch Extravaganz der Composition, Mißhandlung des Lichts und Verblasenheit der Farben dem unerfahrenen Auge schmeicheln, oder durch das Vorwort der aufgeregten Sinnlichkeit uns Lob abnöthigen; sie gehört der — geweihten Kunst an.

Der Gedanke ist einfach und klar; Christus am Kreuze, dessen entschwebende Seele Engel anbetend erwarten; unten die Mutter, der geliebte Jünger und Magdalena.

Eine unendliche Ruhe und Frömmigkeit ist über das ganze Bild ausgegossen. Wer es erblickt und das Bedürfniß der Andacht im Herzen trägt, den wird der Gebet erweckende Geist, in dem es gemalt ist, bald wie ein süßer Zauber durchdringen, dem wird die Einheit des Bildes in der Frömmigkeit des Künstlers und durch dieselbe klar werden, und kein Beiwerk, keine Farbe, kein Gegenstand in diesem Bilde wird ihn stören. Die Zeichnung ist mit großer Meisterschaft durchgeführt, namentlich ist der Körper Christi das an wissenschaftlicher Kenntniß Reichste, was irgend ein Zeichner unserer Zeit geleistet hat. Die Färbung ist von tiefdurchdachter Uebereinstimmung und erquickender Schönheit; nirgends ist freches Vordrängen der Farbe sichtbar; alle helfen und fördern sich gegenseitig, jede nach dem ihr zustehenden Maße, und alle zusammen dienen dem Hauptgegenstande. Das Licht, hinter dem Kreuz hervorgehend, beweist das lange, tiefe Studium des Meisters; nirgends ist es abgebrochen, unwahr sich entwickelnd, effekthaschend; es ist eines und dasselbe, das Ganze durchdringend, wärmend und bindend.

Das sind die Hauptvorzüge dieses schönen und erhabenen Gemäldes. Wir könnten, in das Einzelne eingehend, gar manches Lob aussprechen. Darüber entscheidet die Individualität des Beschauers. Aus dieser ging auch allein der Tadel hervor, den man hier und da hörte, z. B. daß Magdalena das Auge nicht geöffnet hatte. Es kommt dieser Tadel aus dem Gefühle, daß eine so schöne Gestalt auch ein herrliches Auge haben müsse, und mancher der Beschauer wünscht es zu sehen. Aber, ach! auch das schönste Auge kann vom Schmerze gebrochen sein; und wer nichts mehr auf Erden zu suchen hat, ganz nur in sich zurückzieht, mit allen seinen Gedanken und Empfindungen, wer an dem consummatum est seines Lebens steht, dem ist es erlaubt, das Auge zu schließen! — Oberflächliche Tadler fanden die Farben der Gewänder zu bescheiden, andere begriffen die schwebenden Engel nicht. In beiden ist der Meister nicht nur seinem richtigen Gefühle, er ist dem Beispiele der größten Maler der schönsten Kunstperiode gefolgt, offenbar sein langjähriger vertrauter Umgang. — Ehre diesem Werke! — Es wird die Verehrung desselben mit den Jahren steigen, und mit Freude wird namentlich der Steiermärker in späten Zeiten davor ausrufen:

„Das hat mein Landsmann gemacht!“ —

57. Hans Holbein's Madonna.

Hans Holbein's Mutter Gottes, eine Zierde der Dresdener Gallerie, ist ein Bild, welches noch ein besonderes Interesse durch eine lebhafte Polemik gewonnen hat, die Schlegel über die Bedeutung desselben hervorrief und die noch jetzt von zwei Parteien unentschieden angeregt bleibt.

Geschichtlich weiß man über die Entstehung des Bildes nur, daß ein Bürgermeister von Basel dasselbe von Holbein malen ließ, und der Künstler vollzog den Auftrag auf eine Weise, die ihm die Bewunderung und den Dank der Mit- und Nachwelt gesichert hat.

In der Mitte des Gemäldes steht, mit einem Knaben auf dem Arm, die heilige Mutter — das Bild einer Mutter, wie sie aus dem einfachen, tiefen und frommen Gemüth eines Deutschen hervorgehen konnte, und bei deren Anblick man fühlt, wie bei manchen gefeierten Madonnen italienischer und anderer Meister mehr eine herrliche, göttliche Jungfrau das Ideal des Künstlers war, während hier eine Mutter Gottes und der Menschen heilig und mild das Herz des Beschauenden rührt. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Figuren, die gleichsam demselben Gefühle folgend zu Füßen der Mutter Christi knien. Sie stellen den Bürgermeister und seine Familie vor, mit ausdrucksvollen Gesichtern, aus welchen Tüchtigkeit, Frömmigkeit und kindliche Verehrung spricht. Unter diesen Figuren, die in Andacht die Hände falten, steht auch ein kleiner Knabe, unbekleidet und ohne in Miene und Haltung an dem Gebete der Erwachsenen Theil zu nehmen. Dieser Knabe ist ein Bild vollkommener Schönheit und Gesundheit, während das Kind, welches die Mutter Gottes auf dem Arme hält und an die Brust schmiegt, unverkennbar nicht nur weniger schön ist, sondern selbst einen Ausdruck von Schwächlichkeit und Kränklichkeit besitzt. —

Beide Knaben sind nun diejenigen Figuren, über deren Bedeutung ein Streit entstanden ist. Schlegel legt dem Bild eine eigenthümliche Entstehung unter, welche dem Künstler Veranlassung gegeben hätte, darin eine Idee auszuführen, die wir hier mittheilen.

Er sagt nämlich:

Der Bürgermeister von Basel, Jakob Meier, hatte ein krankes Söhnlein, das nach eifrigem Gebet zur Jungfrau Maria genas. Aus Dankbarkeit widmete er derselben dieses Bild. Holbein stellt nun die vom Gebete der Familie um Erhaltung des Knäbleins angeflehte Mutter Gottes dar, wie sie gleichsam als zweite Mutter den kranken Liebling auf den Arm nimmt, damit ihm vom göttlichen Herzen Gesundheit und neues Leben zuströme. Wer

eingedenk ist des schönen, alten Glaubens, welcher der Fürbitte Maria's und der Heiligen mit Recht so wunderbar segensvolle und heilsame Kräfte beilegt, der wird gewiß diese Idee nicht weit hergeholt finden und den kleinen Heiland in dem andern, so auffallend schönen Knaben erkennen, der, inmitten der Familie stehend, mit der Hand den Beschauenden gleichsam einzuladen scheint, die Verehrung der allgütigen Himmelsmutter zu theilen. — Daß es sich aber wirklich so verhält, ist nicht historisch erwiesen, und Dieß und manches Andere können daher freilich Diejenigen einwenden, welche ein momentanes Herabsteigen des Gotteskindes von seinem Thron zu Gunsten des Bürgermeistersöhnchens nicht zugeben wollen. — Wie dem nun sei, Schlegel's Erklärung fußt jedenfalls auf einer schönen, wahrhaft poetischen Auffassung des Bildes. —

---

58. Die heilige Cäcilia.

(Gemälde von Raffaello Sanzio d'Urbino.)

Das herrschende Motiv in diesem Bilde, das sich in Bologna befindet, ist (wie K. Friedrich Scholler erläutert) das hinreißende Gefühl der innigsten Andacht, die, im irdischen Herzen nicht mehr Raum findend, in Gesänge ausbricht; sowie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino (Perudschino) Alles in eine fromme Begeisterung hinschmelzen sieht. Aber da ist es eine stille Andacht, wie die feierlichen, lang gezogenen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphael's Bild ist die Beziehung auf Musik noch bestimmter, und es ist die ganze, geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieser magischen Kunst, andeutend, hier entfaltet. Der tiefsinnig in sich versunkene Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken erinnert uns an jene alte Kraft der Melodieen, welche Thiere bezähmen und Felsen bewegen konnte, aber den Menschensinn zerreißen, den Geist und die Seele durchschneidend. Die harmonische Hoheit der gegenüberstehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beschauer gewandten Gesichtszügen der Dresdener Madonna auffallend ähnlich ist, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beseligten Geister, welcher in den Zaubertönen der irdischen Musik zwar schwächer, doch aber noch vernehmlich widerklingt. Die Seele der in der Mitte stehenden lobpreisenden Cäcilia ergießt sich in einen Strahl gerade aufwärts, der verklärte Ton dem himmlischen Licht entgegen. Durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwischen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet sich das Ganze zum vollen, ununterbrochenen Chor. Der kindliche

Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken schwebenden Engelein ist gleichsam der himmlische Widerschein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verschiedenen, zerstreut umherliegenden Instrumente stellen uns die ganze, mannigfaltige, wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunstreiche Gebäude des heiligen Gesanges ruht und sich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemäldes ist durchaus gefühlvoll, ganz begeistert und musikalisch; die Ausführung im höchsten Grad objektiv und gründlich.

Eine Jungfrau in Rom, Cäcilia, so erzählt die Legende, hatte ihr reines Leben frommer Beschauung geweiht. Ueber Alles liebte sie die Musik; sehr oft strömte sie das gottergriffene Herz zum Orgelklang in Vollgesängen aus. So innig ihr Leben und Dichten Gott geweiht war, so fest und innig hing sie an der göttlichen Kunst. Einst, als sie spielte und ihr Herz ganz verloren war in dem Gange der verhallenden, seelenvollen Töne, that sich, wie ein Morgenroth, über ihr der Himmel auf, und sie vernahm die Musik der Engel um den Thron des Herrn in aller ihrer Herrlichkeit. Später hat sie unter den Händen des blutigen Römervolks den Martyrertod erlitten. Die Christen aber in jenen ersten Zeiten der Frömmigkeit und Liebe verehrten sie bald als eine Heilige; und Die, so sich mit der Tonkunst abgaben, sahen sie an als ihre Fürbitterin vor dem himmlischen Throne.

In dem Bilde der Cäcilia stellte Raphael nichts Geringeres dar, als die Begeisterung selbst, die mit der Kunstschöpfung verbunden ist. Wie der Freund der Weisheit und der Wissenschaft, sofern er dieser ist, in Begriffen denkt: so denkt der Maler, weil er ein solcher ist, in farbigen Bildern; und wie das klare, auf's Tiefste durchbildete, allseitige Bewußtsein seines eigenen Wesens jenem als Gipfel des Bestrebens winkt, von dessen Höhe sich die Aussicht frei nach allen Seiten öffnet: eben so ist für diesen das Vermögen, jene Kraft selbst bildlich darzustellen, womit er wirkt, die höchste Aufgabe, deren preiswürdige Lösung ihm den Meisterbrief einhändigt, der ihn mit weiser Freiheit berechtigt, alles Große und Erhabene zu bilden; denn für Den, der diese Aufgabe gelöst, ist nichts mehr zu schwer, und er sieht, in seliger Befriedigung, ruhig von seiner Höhe, die keine über sich hat, über die ungeheure Weite, welche das Gebiet der Kunst umspannt.

Raphael hat in der Cäcilia gleichsam — das Wort sei gewagt, wenn es auch dunkel klingt — die Incarnation des Kunstgeistes gemalt. Wie er in seinem letzten Bilde, das über seinem Katafalke stand, das Geheimniß der Verklärung des Heilandes auf Tabor gemalt und die Religion verherrlicht hat: so offenbarte er in der

heiligen Cäcilia das Geheimniß der Verklärung der Kunst. Werke von so unergründlicher Tiefe setzen die höchste Reife Dessen voraus, der sie geschaffen; und wirklich malte Raphael beide Bilder: die Transfiguration im Vatikan und die tonbeseelte Heilige, in den letzten Jahren seines Lebens, in der wundervollsten Blüthe seiner Künstlerkraft. Der große Meister starb im Jahre 1520, und die Transfiguration war sein letztes Werk; das Bild der Cäcilia aber hatte er im Jahre 1518, da es vollendet war, nach Bologna gesandt.

Es giebt kaum eine einfachere Gruppe, als die, welche Raphael in diesem Bilde geordnet; ja man ist ungewiß, ob man sie eine Gruppe nennen dürfe, da die einzelnen Figuren sich zwar alle auf den gemeinsamen Mittelpunkt beziehen, aber untereinander selbst gar nicht durch Handlung verbunden sind. Und dennoch sieht man ohne Mühe die Kunst und Weisheit der Zusammenstellung in der harmonisch aufgelösten Mannigfaltigkeit der dargestellten reichen Charaktere.

Den Mittelpunkt nimmt Cäcilia selbst ein. Zu ihrer rechten Hand steht zunächst der Evangelist Johannes und dann neben diesem der Apostel Paulus; auf ihrer linken Seite begegnen wir zuerst dem heiligen Augustinus und hierauf der heiligen Magdalena. Alle Figuren sind nebeneinander fast in eine Reihe gestellt, doch nicht so steif und einförmig und auf sich allein bezogen, wie in den Bildern jener kindlicheinfachen älteren Meister; vielmehr gewahren wir hier auch in der Anordnung, bei aller Einfachheit, einen durchgreifenden, lebendigen Wechsel.

Die Figuren nämlich stehen zwar alle auf einem Grunde, doch stehen St. Johannes und St. Augustin etwas mehr vertieft; Mittel- und Hintergründe entbehrt das Gemälde. Eine Zusammenstellung in dieser Art bringt es leicht mit sich, daß alle Figuren mehr oder weniger vereinzelt werden und die Einheit des Ganzen in der Anordnung verloren geht, wie wir an unzähligen Bildern älterer Meister sehen. Daß Raphael diesen Mangel vermieden habe, ist schon an sich so einleuchtend, daß wir es kaum bemerken dürfen; er vermied ihn dadurch, daß er die beiden äußersten Figuren rechts und links, den Apostel Paulus und die heilige Magdalena, in's Profil drehte; Beide wenden sich nämlich nach der Mitte gegen Cäcilia und schließen so die Gesellschaft ab; sie bilden mit St. Johannes und St. Augustin beinahe einen kleinen Halbkreis, gerundet, nicht gleichmäßig, um die Heilige, wie um ein unschätzbares Kleinod.

Der Apostel Paulus steht ruhig und in sich gekehrt, auf das Schwert gestützt, womit er enthauptet worden, das ihm, als kenntlichmachendes Symbol, der Maler in die Hand gegeben hat. Er ist

eine würdevolle, hohe Gestalt. Der Zustand, in welchem er die Heilige schaut, gegen die er gewandt ist, hat ihn zum Nachdenken gebracht; man sieht tiefe Gedanken sich geistreich in seinen Zügen spiegeln.

St. Johannes, der neben ihm steht, ist von der Bewegung, worin er die Heilige erblickt, mitergriffen. Er wendet sich rasch gegen den heiligen Augustinus, als wolle er ihn auffordern, bei Dem, was er sehe, doch nicht so kalt und ruhig zu bleiben. Sein Gesicht erscheint, wie vom Purpur der sanftesten Hitze geröthet. Er bildet mit Paulus die eine Hälfte der Gruppe, zur rechten Seite der Heiligen, und steht mit demselben in einem vortrefflichen Gegensatze: bei Paulus das stille Nachdenken des in sich versunkenen Geistes; bei Johannes das lebendige Aufwallen des im Innersten bewegten Gemüthes. Indem er sich gegen Augustin wendet, verbindet er die beiden Hälften der Gruppe auf die natürlichste Weise. Aber am tiefsten und geistvollsten scheint in der Anordnung des Ganzen der Zug zu sein, daß Johannes unmittelbar hinter Cäcilia steht; auch er erscheint gewissermaßen begeistert; sein Feuer entzündet sich an der beseelenden Wärme der Heiligen; und wie unübertrefflich schön ist dieser Unterschied derselben Lage des Gemüthes bei Mann und Weib hier ausgedrückt! Mit welcher Kunst aber ist Cäcilia hervorgehoben, daß das Auge fast nur sie und Keinen aus ihrer herrlichen Umgebung erblicken kann!

St. Augustinus, zur linken Hand der Heiligen, steht gleichfalls ernst; doch ist er nicht nachdenkend in sich, sondern mehr beobachtend. Sein Geist scheint in düsterer Gluth, und eine unbeugsame Festigkeit und Beharrlichkeit bezeichnet seine Haltung und seine ganze Gestalt. Sehr bestimmt unterscheidet er sich in Charakter und Ausdruck von Paulus; obgleich Beide durch Das, was sie sehen, zum Nachdenken gebracht werden, so ist die Art ihres Nachdenkens doch verschieden.

Die heilige Magdalena ist die letzte Figur zur linken Hand Cäcilia's. Ihr Körper steht gegen diese gewandt, und dieses bringt sie in Einheit mit der Gruppe. Das Antlitz ist, aus dem Bilde heraus, gegen Den gekehrt, der das Werk anschaut. Was wollte der Maler damit sagen? Daß der Kopf eine andere Richtung hat, als die übrige Gestalt, beweist, daß diese Wendung des Angesichts nur eine augenblickliche sei. Sie muß eben Cäcilia mit Liebe und Aufmerksamkeit betrachtet haben, und indem sie nun mit freiem, siegendem Auge herausblickt, scheinen auf ihren Lippen die Worte zu schweben: „Begreifst du das?“ Die Figur der Magdalena spricht gleichsam das erhebende Selbstbewußtsein, den Uebermuth des Malers aus in der Wonne über das so einzig gelungene Werk.

Endlich sind wir bei Cäcilia selbst angelangt. Wer beschreibt den Ausdruck in ihren Zügen! Sie hat den Gesang der Engel vernommen, die, damit wir den Zusammenhang des Ganzen besser verstehen, sich in kleinen, leichten, zierlichen Umrissen in den Wolken zeigen. Bei den nie gehörten Tönen läßt sie die Hände, welche die Orgel halten, sinken. Das Auge schweift in allen Feuern des Entzückens in die hallenden Lüfte, und über der verhüllten Brust wallt der warme, bebende Hauch des unsterblichen, seligen Lebens. Es ist, als ob ihr Athem anhalte; die Brust wogt aufwärts; das Antlitz, wie in Glorie, sieht aufwärts, und alles Geistige in ihr hebt sich mit luftigen, unüberwindlichen Gewalten nach Oben. Und mit welcher sanften Anmuth, mit welcher edlen, zarten Sitte hat Raphael die Stärke des hinreißenden Ausdrucks gemildert! Hier erscheint vielleicht die Größe des Meisters am bewundernswürdigsten; hier sieht man am klarsten, mit welcher Sicherheit seine Hand die Kunst, sein Geist das Menschliche beherrschte. Ein Zug zu scharf, ein Ton zu hoch konnte die ganze Harmonie und Kraft der Darstellung zerreißen; aber die Kunst Raphael's fehlte nicht, und indem sie die Verklärung der Menschheit durch ihr eignes, tiefes Wirken, durch ihre heiligen Flammen, darstellte, beharrte sie selbst in ewiger, reiner Jungfräulichkeit.

Die Weisheit des Künstlers sieht man bis in's Kleine; so ist es sehr wohl gedacht, daß die Heilige mit den sinkenden Händen die Orgel hält. Eine starke Bewegung der Hände konnte der zarten Schicklichkeit des weiblichen Ausdrucks schaden, und doch war sie so natürlich; darum wurden die Hände mit der Orgel beschäftigt.

Von der Zeichnung dürfen wir kaum sprechen, da das Bild unter Raphael's gereifteste Arbeiten gehört. Die Färbung ist von einer Art und Wärme, wie sie nur die besten seiner Arbeiten zeigen; ihr besonders ist der Lebenshauch beizumessen, der über Cäcilia's Angesicht und Brust hinschwebt. Sogar eine Art von Helldunkel ist in der Harmonie beobachtet, worin sich die Töne vereinigen; das goldfarbene Gewand Cäcilia's kann als Grundton angesehen werden; das Gewand der Magdalena ist lichter, das des Paulus dunkler gehalten, doch immer noch in verwandten Uebergängen.

Da die warme Färbung die Lebendigkeit im Ausdrucke Cäcilia's so sehr begünstigt und hebt, dafür so wesentlich ist, so wird das Bild in Kupferstichen, welche die Farbengebung nur höchst mangelhaft andeuten können, sehr verlieren müssen. Für den Kupferstich eignen sich, weil seine vorzügliche Stärke in der Zeichnung liegt, solche Bilder am Besten, deren wesentliche Eigenthümlichkeit nicht durch die Färbung bedingt ist, sondern eben in der Zeichnung beruht.

Das Angesicht Cäcilia's ist nicht von idealer Schönheit, aber von edler Naturwahrheit; in anderen raphaelischen Werken finden wir weibliche Köpfe von schöneren Formen. Im Bilde Cäcilia's sollte der Ausdruck sich jede andere Rücksicht unterwerfen. Voll Charakter und frischem Leben sind übrigens alle Köpfe; und was würden sie auch ohne das im Ausdruck darbieten können?

Die Orgel in Cäcilia's Hand soll nicht von Raphael selbst gemalt sein; sein Schüler Giovanni d'Udine soll sie ausgeführt haben, dessen sich Raphael oft bediente, um Pflanzen, Thiere und Geräthe zu malen; Gegenstände, in deren Behandlung jener eine große Uebung und Fertigkeit besaß. Zur Zeit, da Raphael dieses Bild ausführte, mochte er seine Hand nur an das Höchste legen und wackern Schülern gern das Beiwerk überlassen wollen.

Das Bild ist auf Holz gemalt, aber noch in recht gutem Zustande. Eine Kopie danach von Guido Reni sahen wir später in Rom. Diese Kopie ist jedoch kaum ein Schatten des Originals: es fehlt ihr alle Lebenswärme; sie ist kalt, hart, unklar und nachgedunkelt dazu; sie scheint eine Jugendarbeit des Guido Reni zu sein. —

59. Die Einführung des Christenthums in Deutschland.

(Gemälde von Philipp Veit.)

Das Werk des gefeierten Meisters, ein Fresco-Gemälde, *) stellt die Einführung des Christenthums in Deutschland dar.

Die erste Figur (sagt Professor Dr. Franz Anton Staudenmaier in seinem Werke: „Geist des Christenthums"), die unsere Bewunderung in Anspruch nimmt, ist die christliche Religion in der Gestalt einer hohen Jungfrau, angethan mit priesterlichem Gewand und geschmückt mit heiligen Zeichen. Auf dem himmlischen Antlitze thront der Ernst, die Würde, die Ruhe, der Tiefsinn, die Majestät mit der Milde und der Liebe des Christenthums. Die eine Hand ruht auf dem Evangelium, das ihr aufgeschlagen ein Engel, ein wahrhaft himmlischer Chorknabe, vorhält; in der andern Hand reicht sie einen Oelzweig dar, das Zeichen des Friedens, den Christus der Welt giebt, und den diese bisher nicht kannte. — Mehr im Vordergrund, aber zur Linken der allegorischen Figur gekehrt, steht der heilige Bonifacius, wie er unsern Voreltern die christliche Religion verkündet. Der Eifer und der Ernst, mit dem er predigt, die Liebe,

*) Es befindet sich im Städel'schen Institute zu Frankfurt am Main.

mit der er sich Denen hingiebt, zu welchen nur Liebe ihn hergeführt, hat seinen Leib vorwärts gebogen. Schon liegt die für heilig gehaltene Eiche gefällt zu seinen Füßen, und an ihrer Stelle entquillt der Erde ein kräftiger Born frischen Wassers, das Symbol jenes Wassers, das Christus giebt, und das in's ewige Leben fließt. Vor ihm sehen wir einen Deutschen, ganz in der Stellung und mit den Geberden eines solchen, der nicht weiß, was er glauben und was er thun soll. Die christliche Verkündigung setzt ihn in Erstaunen; aber er hat seinen Glauben an Wodan noch nicht aufgegeben. Darum starrt er den Verkünder mit einer gewissen Gedankenlosigkeit an, zu dem hin Anfangs nur eine gewisse Neugierde ihn getrieben hatte, die Neugierde des Wilden, von dem Spuren genug auf seinem Gesichte zu lesen sind. Dennoch aber nimmt er unser Interesse in Anspruch, und es scheint uns in der rohen Hülle mehr Gehalt zu liegen, als in denen, die zu seiner Rechten sich befinden. Diese haben zwar die Verkündigung auch gehört; aber wie einst mehrere Jünger Jesu, nachdem der Meister — von sich — als dem Brode des ewigen Lebens gesprochen, über diese Rede murrten und sagten, das sind harte Worte, wer kann sie ertragen, und dann ihn verließen (Joh. 6, 61 u. 67): eben so wenden sich auch diese, unter welchen Priesterinnen sich befinden, mit Unwillen vom apostolischen Mann ab, Mehrere haben sogar schon die Flucht, vielleicht und wahrscheinlich aus Schrecken, ergriffen, weil sie es fühlten, die heidnische Sache sei der göttlichen des Christenthums erlegen. — Aber nichts fesselt in dieser Umgebung unser Auge mehr, als ein Kind, welches mit frommer Liebe und in kindlicher Demuth aufschaut zum hohen Verkünder, der von ihm gerade am meisten verstanden wird, zum Zeugniß, daß es nur der kindliche Sinn ist, der das Himmelreich rein in sich aufzunehmen vermag, und im Stand ist, Alles das aus sich zu entwickeln, was in der unendlichen Tiefe und Fülle des christlichen Geistes als Segen für die Zukunft ruht. Aber auch diesen Segen hat der sinnige Künstler unsern Blicken vorgeführt, und so siehst du schon zur Zeit der Verkündigung des Christenthums in unsern vaterländischen Gauen auch die erfüllte christlich-deutsche Zukunft vor dir. Die Kinderwelt, in jenem Kinde vorgestellt, sie ist zur Reife des Jünglings und des Mannes gekommen. — In allegorischer Gestalt stellt sich uns zur Linken das deutsche Kaiserreich dar, majestätisch, ernst, edel, würdig und kräftig; zur Rechten erblicken wir gleichfalls wieder in allegorischer Figur Italien, wie es hohe, erhabene, ewige und göttliche Gedanken denkt, um wie vom Mittelpunkt der Welt aus die Völker der Erde als göttlich verordnete Hirtin zu ihrem ewigen Ziele hinzuführen. Wenn in diesen beiden herrlichen Figuren das große Leben der

Christenheit in Staat und Kirche dargestellt ist, so tritt zur Vollendung des Ganzen noch das Leben der Kunst hinzu. Darum siehst du im Hintergrund die gothische Kirche. Es ist die Elisabethenkirche in Marburg; sie ist ihrer Vollendung nahe, und nur die Thürme sind noch nicht ausgebaut. Aber die Höhe, die bereits erreicht ist, sowie die Werkzeuge, die zum Ausbau dienen müssen, und die auf die unermüdete Thätigkeit hinweisen, sie verkünden die Vollendung als eine nicht mehr ferne. Vor der Kirche, und zu uns hergewendet, stehen in schönen Gruppen die andern Künste, als weibliche Figuren, mit ihren künstlerischen Zeichen; andere sind im Vordergrunde zur Rechten. Nur die christliche Dichtkunst steht in männlicher Gestalt vor uns. Sie ist edel und schön, und auf dem Antlitz liegt hohe Begeisterung. Ihr zur Seite ist der christliche Ritter, in welchem sich Glaube und Kraft wundersam vereinigen. Sein Blick ist nach Morgen gerichtet, denn schon hat er den kühnen Gedanken gefaßt, gegen Aufgang zu ziehen und das Grab seines Erlösers zu befreien. —

60. Die Vermählung der heiligen Katharina.

(Gemälde von Hans Memling.)

In seiner Kunstreise durch England und Belgien erzählt J. D. Passavant:

In dem Kapitel-Saal des St. Johannis-Hospitals zu Brügge befindet sich unter Anderem auch das Gemälde von Hans Memling, die „Vermählung der heiligen Katharina“ darstellend; es besteht aus einer großen Altartafel mit Flügelbildern, und die Figuren sind von zwei Dritt-Theilen Lebensgröße.

Mittelbild: Maria sitzt auf einem Sessel mit hinten herabhängendem Teppich; über ihr schweben zwei Engel, welche anmuthsvoll eine Krone über ihr Haupt halten; das schöne Christkind hält in seiner Linken einen Apfel, und steckt der links knienden heiligen Katharina einen Ring an den Finger; hinter ihr kniet ein Engel von unaussprechlichem Liebreiz, der auf der Orgel spielt; rechts kniet Sta. Barbara, in einem Buche lesend, und hinter ihr ist ein Engel, gleichfalls ein Buch vor sich haltend, worin Maria blättert; noch weiter hinten steht Johannes der Evangelist, den Kelch segnend. Er ist von hoher Schönheit, tief und mild im Charakter, die schönste und würdigste Darstellung, welche ich je von diesem Liebling des Herrn gesehen. — Im Grunde zwischen den Säulen des Thronsessels sieht man etwas Landschaft und ein Stück Stadt mit der

Darstellung, wie St. Johannes in Oel gesotten wird. — Links hinter der heiligen Katharina steht Johannes der Täufer mit einem Lamm zu seiner Seite; im Grunde hinter ihm, in der Landschaft, ist seine Predigt in der Wüste und seine Gefangennehmung dargestellt; ferner, wie das Rad, womit die heilige Katharina sollte gemartert werden, von himmlischem Feuer zerstört wird. —

Der Flügel links stellt die Enthauptung Johannis des Täufers vor; die Tochter der Herodias empfängt auf der dargereichten Schüssel den Kopf von des Henkers Hand; dabei stehen noch mehrere Männer; im Grunde sieht man in einer offenen Halle den Tanz der Herodias, und in der Landschaft ganz in der Ferne die Taufe Christi. —

In dem Flügelbilde rechts ist der Evangelist Johannes auf der Insel Patmos vorgestellt; sitzend sieht er aufmerksam nach Oben, die Vision beobachtend; auf dem Schooße hält er ein Buch, und taucht mit der Feder in ein Tintenfaß. Ein Theil der Vision erscheint in dem Himmel: in der Ecke links sitzt Gott in einem Tabernakel, von Regenbogen umgeben, und hält das Buch der sieben Siegel; es wird von dem Lamme geöffnet. Um sie herum stehen die drei Thiere und der Engel, die da beständig sprechen: „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war, der da ist, und der da kommt!" Weiter im Kreise sind die vier und zwanzig Aeltesten mit Kronen auf den Häuptern. (Man sieht aber deren nur dreizehn). Ein Engel weist auf die Erscheinung; unter ihm in den Wolken steht ein Diakon vor einem Altar und läßt räuchernd den Dank zum Himmel steigen. — In noch kleineren Figuren ist weiter dargestellt, wie das siebenköpfige Thier die Jungfrau verschlingen will, wie diese, in den Himmel gerückt auf dem halben Monde, über dem Irdischen erhaben, vor den Angriffen des Thieres geschützt steht, sodann, wie St. Michael mit dem Thiere kämpft; der Engel mit den ehernen Beinen; wie die Sterne mit Feuer vom Himmel fallen; wie die Schiffe im Wasser untergehen, und der Brand auf Erden; wie die Menschen in großer Angst sich in die Höhlen verstecken u. s. w. — Im Hintergrund erblickt man viele Harpyen und die vier Reiter und das Thier, welches den Reiter Tod verschlingt. — Man muß es sehen, dieses apocalyptische Bild, das an Erhabenheit der Darstellungen denen von Dürer nicht nachsteht und ihnen um zwanzig Jahre vorangegangen ist! —

Auf den äußern Flügelbildern sind links zwei Hospital-Brüder kniend, und hinter ihnen stehen der Apostel Jakobus und der heilige Antonius von Padua. — Auf dem Flügel rechts knien zwei Hospital-Schwestern, und bei ihnen stehen die heilige Agnes und die heilige Clara. —

Das Gemälde ist von außerordentlicher Erhaltung. Hinsichtlich der Ausführung, wie auch der Zeichnung, selbst an dem Kinde, läßt es nichts zu wünschen übrig. Erfreuen nun diese schon auf's Höchste den Sinn, so ist es doch hauptsächlich die Poesie dieses reichen Bildes, welche wahrhaft bezaubert. Es ist wohl das herrlichste große Gemälde, welches Hans Memling jemals verfertigt hat! —

61. Das Gastmahl des heiligen Papstes Gregorius.

(Gemälde von Paul Veronese.)

Die Kirche „Madonna del Monte Berico" in Vicenza, ein Meisterbau Palladio's, bewahrt in dem Refectorium des zu ihm gehörigen Klosters ein großes, wunderherrliches Gemälde von Paul Veronese. „La Cena di San-Gregorio" genannt. —

Der Stoff ist aus der Legende des heiligen Papstes Gregorius genommen, der immer reichliche Tafel für Arme und Dürftige bereit hielt, und welche dann auch noch reichlich beschenkt wurden. — Einst fand sich auch ein Pilger von sehr ehrwürdiger Gestalt bei ihm ein, der sich an die Seite Gregor's setzte; als das Mahl beendet war, sah der Papst den Teller des Pilgers in reines Gold verwandelt, und erkannte in ihm die Person des lieben Heilandes selbst.

Das Gemälde ist mit einem außerordentlichen Reichthum von Einbildungskraft ausgeführt; es nimmt eine ganze große Wand ein und enthält 37 lebensgroße Figuren, ganz abgesehen von dem Perspektivischen und Architektonischen. Die Lebendigkeit und der Ausdruck der Gestalten, die Mannigfaltigkeit der Gruppen und der Glanz des Colorits wetteifern mit einander. Von beiden Seiten führen Treppen in eine prächtige Säulenhalle, wo die Tafel gedeckt ist. Die auf- und abeilenden Diener, die sich auf den Treppen drängenden und um die Tafel gelagerten Gäste, in deren Mitte sich Christus mit dem Papste zeigt, einige umhersitzende Cardinäle, Pagen und Kinder, ja selbst Hunde und Affen geben dem Bild eine Bewegung und Abwechselung, welche nur ein Künstler ersten Ranges zu erfinden vermochte. —

62. Peter's von Amiens letzte Predigt vor der Einschiffung seines Kreuzzuges.

(Gemälde von Max Hauschild.)

Im Hintergrunde dieses schönen Gemäldes (sagt Th. Kriebitzsch in: Allgemeine Geschichte in Charakterbildern) erblickt man die hohen Thürme und Mauern einer alterthümlichen Stadt, und

hat die Fernsicht auf das Meer, welches mit den Schiffen bedeckt ist, die bald das Heer der Gottesstreiter aufnehmen und nach dem heiligen Lande tragen sollen. Im Vordergrund ist eine große Menge Menschen versammelt in mannigfaltigen Gruppen. Unter diesen fällt uns ein Mann in's Auge, der schon durch sein seltsames Aeußere und sein feuriges Auge uns fesselt. Er steht auf einer Erhöhung, sein hageres, scharf markirtes, angespanntes Gesicht drückt den Gram und die Begeisterung aus, welche seine Worte athmen mögen. Ein langer, weißer Bart deckt Kinn und Brust, das Haupt ist kahl, der abgezehrte vorgestreckte Leib ist von einem schlichten Mantel nachlässig umhüllt, die Füße mit Sandalen umgürtet, die linke Hand hält ein Crucifix, die rechte deutet mit dem Zeigefinger nach Osten, dem heiligen Lande der allgemeinen Klage und Sehnsucht, und bedeutungsvoll und sinnig fällt in diesem Augenblick das Sonnenlicht herein und überstrahlt verklärend die Scene.

Wären wir noch ungewiß, wer dieser Mann ist: der zu seinen Füßen ausgestreckte Esel *) läßt keinen Zweifel mehr, daß der begeisterte Redner kein Anderer sei, als Peter der Einsiedler von Amiens.

Zur rechten Seite des Bildes sehen wir in einer reichen Gruppe sogleich die Wirkungen der Kreuzpredigt. Ein Mönch, mit langem Bart und einfachem Mantel, liegt andächtig auf den Knieen und blickt gläubig zu dem Redner auf, mit gefalteten Händen das Kreuz im Arm. Ein Ritter in blonden Locken und reichem Ritterschmuck kniet daneben; er hat die linke Hand zum Zeichen seines Gelöbnisses auf die gepanzerte Brust gelegt und berührt mit der rechten in schwärmerischer Hingebung den Saum von Peter's Gewand. Ein Mönch neben ihm ist eben beschäftigt, das rothe Kreuz, das Zeichen der Glaubensstreiter, auf seine rechte Schulter zu heften. Zu den Füßen dieser liegt ein lebensmatter Greis, mit langem, weißem Barte, kahlem Haupte, im Arm das Crucifix, in der Hand den Rosenkranz; er kann nicht mehr mitziehen und mitkämpfen mit seinem schwachen Arm, er kann nur sein Gebet für die frommen Streiter zum Himmel senden. — Im Gegensatz zu dieser Erscheinung sehen wir weiter rechts einen jungen kräftigen Mann mit sonnverbranntem Gesicht; er drängt sich mit glühendem Feuer im Auge zu der Stelle Peter's vor, und wehrt die alte Mutter, die sich an seine Füße heftet, und die Gattin, die mit dem Kinde von hinten ihn zurückzuhalten sucht, ungeduldig und unwillig ab. „Wer Vater oder Mutter

---

*) Er pflegte aus Demuth, wie ehedessen sein Herr und Heiland selbst bei dem Einzug in Jerusalem, auf einem Esel zu reiten. —

mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth!" Diesen Ausspruch des Erlösers scheint er den Seinigen als einen Trost noch zuzurufen. — Zur linken Seite steht in ritterlichem Aussehen ein Mann neben einer Urne, aus welcher er die rothen Kreuzbänder hervorholt, deren eines er einem nebenstehenden Ritter zu übergeben im Begriff ist; sein Haupt ist mit einer Kapuze bedeckt, sein Leib von einem Mantel umhüllt, sein Auge ruht fest, wie fragend auf den Herzugetretenen, und der Zeigefinger der rechten Hand ist, warnend und mahnend, erhoben. — Nicht weit davon knien drei reichgekleidete Ritter, sie blicken auf jenen Ersteren, mit gefalteten Händen, die Helme abgelegt, Schwert und Schild im Arm. — Hinter dieser Gruppe steht ganz allein ein anderer Ritter, welcher in seiner Linken die Fahne hält, in der Rechten ein Schwert, das er gen Himmel hebt. Das Auge hat er in Andacht und Begeisterung nach Oben gewandt. Die Fahne ist an ihrem oberen Ende mit einem blinkenden goldenen Kreuze geschmückt, und auch das Zeichen des Wappens ist ein großes, prächtiges Kreuz. Der Wind bewegt die Fahne, so daß sie sehr malerisch und sinnig, gerade über dem Haupte Peter's sich entfaltet und entwickelt. — Weiter stellen sich uns auf der linken Seite des Gemäldes eine Menge von Kindern, Greisen, Matronen, Jünglingen und Jungfrauen dar, alle von jenem begeisterten, hohen Gedanken erhoben, der nicht von dieser Welt war.

In den Hallen der Kapelle, welche rechts dem Auge sich darstellt, steht ein Bischof, die vor ihm kniende Menge segnend und mit Weihwasser besprengend. Daneben liegt an einem Pfeiler, schwermüthig trauernd, ein Kranker, seine Krücken neben ihm.

Und damit dem wundervoll reichen Bilde keine Form und Gestalt der Theilnahme an dem großen Werke fehlt, erblicken wir in der linken Ecke auch das dämonische Princip, in einem Menschen, der ein Brett vor sich hat, auf welchem er Goldstücke zählt. Rings um ihn her liegen Lanzen, Schwerter, Schilde, die er an die Kreuzfahrer verkauft; aus seinem Auge spricht gemeine Habsucht und tückische Hinterlist.

Von der Burg ziehen endlose Schaaren Gewappneter dem Ufer zu, von Einem Gefühle durchglüht:

„Gott will es!" —

---

63. Maria Antoinette auf ihrem Gange zum Gericht.

(Gemälde von Paul Delaroche.)

Das Bild des berühmten französischen Malers, das auch in den größten Städten Deutschlands zur Ausstellung gekommen war, stellt (so berichtet die deutsche Zeitschrift „Grenzboten") Maria

Antoinette vor auf ihrem Hinausgange vom Gericht, das ihr das Todesurtheil gesprochen hat. Man führt sie eben vom Tribunal in's Gefängniß, das sie nicht eher verlassen soll, als auf ihrem Gange zum Schaffot. —

Im Hintergrunde stehn die Richter, durch das zweifelhafte Licht einer Lampe beschienen, und mit ihren revolutionären Insignien bekleidet. Sie haben gesiegt, sie triumphiren, aber ihre Stirne ist finster, ihr Blick verwirrt. Im Vordergrund, den Rücken dem Tribunal zugewendet, und mit dem Gesicht gegen den Zuschauer, nähert sich die Königin, von Gensd'armen und Nationalgarden geleitet. Der Offizier, der die Letzteren anführt, gehört seiner Physiognomie nach den leidenschaftlichen Jakobinern an, während die untergeordneten Schergen jene stumpfe Gleichgiltigkeit zeigen, die in Zeiten, wo man sich an das Blut gewöhnt hat, ihrem Gewerbe eigen ist. Die Sitzung des Tribunals hat lange gedauert, sie hat eine ganze Nacht hindurch gewährt. Der blasse und kalte Strahl eines Octobermorgens stiehlt sich zum Fenster hinein und wirft auf das Antlitz, die Schultern und die Arme der Königin ein unheimliches Licht. Zur Seite ist eine niedrige Tribune, in welcher eine Menge Zuschauer sich aneinander drängt, von jedem Alter und von jedem Geschlecht. Dort sieht man den wüthenden Jakobiner, der gegen das Opfer die Faust ballt, die zahnlose Megäre, die ihr flucht, das junge Weib, das vielleicht eben erst den glühenden Haß ihres Volkes gegen sie theilte, die aber jetzt gerührt wird, und in deren Auge eine Thräne sich zeigt, den Gamin der Zeit, dessen brauner Kopf sich malerisch unter der rothen Mütze hervordrängt, und dessen mehr muthwilliges und neugieriges, als boshaftes Auge sich von dem seltsamen und neuen Schauspiele nicht abwenden kann. Die Kleidung der Königin zeigt nichts von ihrem alten Glanz, aber sie ist so anständig, wie ihre Kerkermeister es ihr erlaubt haben. Schwarzes Kleid, weißes Halstuch, das Haar mit einem schwarzen Bande zusammengehalten. Die ganze Situation ist so einfach, daß alles Interesse sich in dem Ausdruck im Gesichte der Königin concentrirt. Ihre Stirn trägt zwar nicht mehr die Krone, aber sie ist stolz und majestätisch, und der Schmerz und die Angst der Gefangenschaft haben sie vor der Zeit mit einem Diadem weißer Haare umkränzt. Wenn auch der Kummer und die Schlaflosigkeit ihre Farbe gebleicht, ihr Auge gehöhlt und gedunkelt haben, wenn man in ihm die Spuren vielfacher Thränen sieht, so ist es doch noch immer das Antlitz — einer Königin. Die natürliche Majestät ihres Ganges, die gleichgiltige Verachtung, mit der sie an den Schmähungen des Pöbels vorbeigeht, das leichte Zucken ihrer Augen-

braunen, das unwillkürliche Anschwellen der Nasenflügel, das bittere und zugleich resignirte Zusammenziehen der Lippen, das Alles sind einzelne Züge von dem königlichen Ausdruck, den der Maler ihrem edlen Gesicht zu geben gewußt. Er hat begriffen, daß der feierliche Augenblick weder Gesten, noch Worte duldet. Die Königin schweigt und lebt nur noch in den Gedanken. Ihre Arme hängen bewegungslos und folgen ohne Anstrengung der Haltung des Körpers. Die Physiognomie ist ruhig und concentrirt. Der Kopf ist überhaupt ein Meisterstück: er drückt alle die verschiedenen Empfindungen aus, die hier am Orte sind, aber ohne Uebertreibung. Man fühlt die religiöse Haltung des Martyriums heraus. —

---

64. Die St. Maria-Magdalena-Höhle bei Aix in Frankreich.

(Nach der Ueberlieferung des Volksglaubens in Frankreich.)

Es ist wahrscheinlich (so behaupten uralte französische Schriften), daß die Büßerin Maria Magdalena *) bei der heiligen Jungfrau und Muttergottes Maria bis zu deren Tode blieb, und ihr alle Dienste der aufrichtigsten Liebe in Treue erwies.

Später schiffte sie sich mit ihrer Schwester Martha, mit Lazarus, Maria, des Jakobus Mutter, Maria Salome und mit einem Schüler Namens Maximin ein, und landete an der Mündung der Rhone, unweit Arles und Marseille. — Sie hatten, wie man erzählt, diese Fahrt auf einem Schiffe ohne Segel und Ruder gemacht, woraus Manche den Schluß zogen, daß die Juden sie zur

---

*) In einer altschwedischen Legende wird die Art ihrer Bekehrung in folgender Weise erzählt:

Maria Magdalena war eines Morgens zu der Quelle in der Nähe ihres Schlosses Magdalum in Bethanien gegangen. Da begegnete ihr Jesus, und sie sah, daß er von seiner Wanderung sehr erschöpft sein müsse. Sie bot ihm deßhalb einen Trunk an mit den Worten: „Hätte ich doch nur eine Silber-Kanne hier!“ Er dagegen sprach: „„Wärest du nicht so unrein, ich tränke dir aus der bloßen Hand!““ Sie schwört — rein zu sein. Jesus aber in seiner Allwissenheit enthüllt ihr alle ihre Frevel, verheißt ihr jedoch Gnade und Verzeihung, wenn sie aufrichtige Buße wirken und ihm fortan in Heiligkeit und Gerechtigkeit nachfolgen wolle. Magdalena, getroffen von dem mildesten Blick des guten Hirten und vom Gewichte der Wahrheit, die aus des Meisters Wort erklungen, gelobte dem Heiland alsbald die feierlichste Bußübung, worauf er sie von den sieben Teufeln befreite, von denen sie seither in so entsetzlichster Weise besessen war. (Mark. 16, 9.)

Zeit der Verfolgung, in welcher der heilige Apostel Jakobus der Jüngere umkam, so der Wuth der Wellen und der Stürme preisgegeben hätten. Sie verkündigten das Evangelium in der Provence; Lazarus ward Bischof zu Marseille, Maximin Bischof zu Aix, Martha wählte Tarascon zu ihrem Aufenthaltsorte, die beiden Marien blieben in Arles, Maria Magdalena aber zog sich in eine mitten in einer wilden, unfruchtbaren Gegend gelegene, ganz mit Klippen umschlossene und bedeckte Höhle zurück.

Magdalena brachte dreißig Jahre in dieser Höhle zu, wo sie unter heißesten Thränen und schwersten Bußübungen die Sünden ihrer Jugend beweinte; widerliche Kräuter und Wurzeln und Wasser aus einer nahen Cisterne blieben ihre Nahrung, und in allem Leid und Wehe verlangte sie nie nach einer Tröstung oder Erquickung. So umschwärmte einmal eine Biene ihre Höhle, und Magdalena verscheuchte sie. „Warum," rief die Biene, „verscheuchst du mich? Ich will ja dich nicht verwunden mit meinem Stachel, ich will dir nur Honig bringen!" Und es erwiederte die strenge Büßerin: „„Ich weiß es wohl; aber eben deßhalb entfliehe; denn ich verlange nichts Süßes mehr von dieser Welt, sondern nur Bitteres, um für meine vielen Sünden dem Herrn und seiner Barmherzigkeit einige Genugthuung zu leisten!""

Ihr ganzes Sinnen und Trachten, stets versenkt in die Wunden ihres Erlösers, oder erhoben im sehnsüchtigen Aufblicke in's Himmlische, hatte mit der Erde keine Gemeinschaft mehr; ihr Wandel war auf Erden wie im Himmel schon; deßwegen wurde sie auch (wie der heilige Franziskus von Sales erzählt) von Engeln einmal in den Himmel emporgetragen, um in ihren Chören die sieben canonischen Stunden zu singen. —

Als auch ihr das letzte Stündlein hienieden schlagen sollte, und sie, weil das leise Nahen des Todes mehr und mehr empfindend, das heilige Abendmahl zu empfangen wünschte, brachten die Engel sie nach Aix zum Bischof Maximin; und nachdem sie kniend den heiligen Leib des Herrn aus seiner Hand empfangen, gab sie ihren Geist auf, der (wie der heilige Franziskus von Sales gleichfalls bemerkt) sich auf's Neue zu den Füßen ihres Heilandes aufschwang, um dort auf immer den besten Theil zu genießen, den sie schon hienieden, in dieser Welt der Mängel gewählt hatte. Engel Gottes haben ihre scheidende Seele zum Throne Gottes emporgetragen. —

Man zeigt zu Aix ihren Todtenkopf. Die Haut desselben ist an der Stelle, wo Jesus Christus mit dem Kreuzeszeichen die Stirne berührt hat, noch immer ganz frisch erhalten; deßgleichen auch die blonden Haare, insoweit sie die Füße des Welterlösers berührten. —

Die Höhle, in der Magdalena dreißig Jahre lang gelebt, ist seitdem von dem Volke als sehr heilig und ehrwürdig erachtet worden, und sie trägt den Namen: La sainte Beaume (provençalisch: heilige Kluft). — In der Revolution Frankreichs all ihres Schmuckes beraubt, wurde sie im Jahre 1814 wiederhergestellt, aber 1815 durch die Soldaten des Marschalls Brune abermals geschändet und beraubt, was die Ermordung des Marschalls durch das erbitterte Volk nach sich zog. — Im Jahre 1822, als sie auf's Neue geweiht wurde, zählte man auf einmal 40,000 Pilger. —

Als sinnbildliche Beigabe ist Magdalena von den Künstlern stets mit dem Salbgefäße dargestellt. — Im Stande der Sünde erscheint sie oft im glänzenden Putz; im Stande der Bekehrung erscheint sie in dem Augenblick, da sie, von heißester Reue ergriffen, diesen Schmuck von sich wirft. — Als Büßerin trägt sie häufig ein schwarzes Gewand, und hat ein Crucifix, ein Buch*) und einen Todtenkopf neben sich in der Höhle. —

Maria Magdalena ist in der Kirche die Patronin der reuigen Sünderinnen. — Mit der Hoffnung, gleich ihr, durch Jesu Huld und Erbarmen begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte zu einem geistlichen Orden, der in Deutschland schon vor 1215 bestand und um diese Zeit in Frankreich, Spanien und Italien viele Häuser erhielt. Sie nannten sich „Klosterfrauen von der Buße der Magdalena" (Orden der Pönitentierinnen oder Magdalenetten). — Bei der jedesmaligen Aufnahme neuer Büßerinnen, was stets während der Abhaltung feierlicher Exequien geschah, mußten sie wie todt auf dem Boden liegen: als ernsteste Mahnung, wie sie fortan der Welt absterben und der aufrichtigsten Selbstkreuzigung leben sollten. —

---

65. Die Einsiedelei bei Solothurn.

(Geschildert von Meiners.)

Wir wollten Solothurn nicht verlassen, ohne zuvor die Kapelle und die berühmte Einsiedelei zu besuchen, welche vor ungefähr hundert Jahren, eine halbe Stunde vor der Stadt, von einem ägyptischen

*) Nicht weit von dem großen Fischbehälter im Park zu Brüssel erhebt sich auf einem künstlichen Felsen ein Bild der heiligen Magdalena. Sie hat ein Buch vor sich, in welchem sie zu lesen scheint. Jede Neujahrs-Nacht (so geht die Sage unter dem Volke) zwischen Zwölf und Eins hebt sie die Hand auf und wendet ein Blatt in dem Buche um. Wenn sie das letzte Blatt umschlagen wird, dann naht das Ende der Welt. —

Eremiten Arsenius angelegt und bewohnt worden ist, und noch jetzt von einem Kapuziner unterhalten wird, der aber gerade ausgegangen war, als wir hinkamen. Der Weg führt bei einer Menge von Klöstern, Kirchen und Kapellen vorbei, von welchen man ein unaufhörliches Geläute der Glöckchen hört. Wir standen eine fürchterliche Hitze aus, ehe wir die Einsiedelei erreichten, wurden aber für den vergossenen Schweiß hinlänglich belohnt.

Die Einsiedelei liegt in einem engen und tiefen Bergthal, das von hohen Felswänden eingeschlossen wird, die von der Natur selbst gespalten und auseinandergerissen zu sein scheinen. So einsiedlerisch die Gegend, so hat sie doch nichts Furchtbares und Beängstigendes, weil das Thal nach beiden Seiten offen ist und sich in einen lachenden Grund zu endigen scheint. Links sieht man zuerst eine Nische mit dem Bilde des Stifters, der hier gewohnt hat; und dann am Felsen Christum auf dem Oelberge, die drei Apostel zu seinen Füßen und etwas höher die Stadt Jerusalem, in welcher Gruppe man weder Ausdruck, noch richtig beobachtete Verhältnisse suchen muß. — Unendlich rührender ist die Kapelle, zu welcher man von zwei Seiten auf etwa zwanzig Stufen hinaufsteigen kann. Diese Kapelle ist von dem alten frommen Einsiedler mit unsäglicher Mühe in einen äußerst harten Felsen hineingehauen worden und besteht aus drei Abtheilungen, die in Form von Gewölben oder Schwibbögen gearbeitet sind. Diese Gewölbe mögen etwa zwanzig Fuß tief und zwölf bis fünfzehn breit sein. In dem mittlern und größern liegt unser Heiland im Grabe; die beiden übrigen sind leer und werden wahrscheinlich an gewissen Festtagen geöffnet. Da, wo das in den Felsen hineingehauene Gewölbe aufhört, ist Das, was zu einer Kapelle fehlte, so künstlich hineingebaut worden, daß man die Grenzen der Kunst und der Natur kaum unterscheiden kann. — Alle Inschriften, die ich hier gefunden habe, waren viel würdiger und passender, als man sie sonst an ähnlichen heiligen Orten zu finden pflegt. —

Von der Kapelle wandten wir uns zur Wohnung des ersten Einsiedlers, die ihr gegenüber an dem Fuß eines ungeheuern, steilen Felsens errichtet ist und von der Kapelle durch einen Bach getrennt wird, dessen tiefes Bett zeigt, daß er zu gewissen Zeiten viel fürchterlicher wird, als er jetzt war. Weil der abwesende Kapuziner die über den Bach angelegte Brücke verschlossen hatte, so mußten wir mit vieler Mühe an seinen jähen Ufern hinab- und hinaufsteigen, um in den Garten der Einsiedelei zu kommen, der vor der Hütte angelegt ist. Das Gärtchen enthielt, außer einigen Gemüsebeeten, verschiedene Blumen, besonders Rosenstöcke, von welchen wir einige

abbrachen. Es that uns weh, daß wir nicht selbst um die Blümchen, die wir mit vorausgesetzter Erlaubniß ihres Pflegers nahmen, bitten konnten; allein wir zweifelten nicht, daß der gute Vater uns diese kleinen Geschenke gern gegönnt hätte. — An der linken Seite des Hauses war ein kleines Holzmagazin, und an der rechten eine kleine Werkstätte oder ein Arbeitsplatz. — Im Hause selbst, in welches wir nur durch ein Fenster hineinsehen konnten, fanden sich ein schlechtes Bett und einige hölzerne Stühle. — In eben diesem Geschmack einsiedlerischer Genügsamkeit oder Dürftigkeit ist die Kapelle des ehemaligen Waldbruders gebaut, die mit der Hütte an derselben Seite, aber auf einem höhern Arm des Felsens steht, und deren merkwürdigste Verzierung das an die Wand gemalte Bild ihres ersten Stifters ist. —

Der Anblick der Einsiedelei in dieser schönen Jahreszeit und in der schwülen Nachmittagsstunde, worin ich sie besuchte, hatte so etwas Feierliches und Bezauberndes, daß ich, wenn ich den ersten Regungen meines Herzens hätte folgen wollen, den Aufenthalt in diesem engen Thale dem Aufenthalt in jedem mir bekannten Kloster vorgezogen hätte. Freilich würde der Zauber dieser heiligen Stätte bald verschwinden, wenn man sie in Augenblicken sähe, wo die nahen, herüberhängenden Felsen vom Donner erschüttert oder vom Blitze gespalten würden, oder auch das ganze Thal von ellentiefem Schnee unzugänglich geworden wäre!! —

---

66. Die heilige Grotte bei Subiako.

(Bericht eines Reisenden in: Neue Sion. Jahrg. 1845.)

Subiaco ist eine kleine, höchst malerisch gelegene Stadt im Sabinergebirge, 28 Miglien von Tivoli entlegen. Das Schönste von Subiaco ist seine Umgegend, eine unerschöpfliche Quelle für Landschafts- und Historienmaler; das Städtchen selbst ist auf einen Hügel terrassenförmig hingebaut.

Verläßt man das Städtchen und geht etwa noch zehn Minuten flußaufwärts, so findet man eine Wegscheide und links die Einmündung in ein enges Thal. Am Scheidewege steht ein neues, rundes Kirchlein, zu Ehren der heiligen Placidus und Maurus, über dessen Eingang auf einer Marmortafel in lateinischen Versen das Wunder zu lesen ist, welches der heilige Benedikt an den eben genannten zwei Schülern wirkte, als Ersterer in den See gefallen war. Der See ist zwar verschwunden, doch kann man das Dagewesensein eines solchen leicht entdecken. Geht man links weiter, etwas bergauf, so

hat man das schmale Thal vor sich, durch zwei bedeutend hohe, unfruchtbare Berge eingeschlossen, an deren Fuß der Anio rauschend vorüberzieht. Auf dem linken Bergabhange begegnet man nach wenigen Minuten einem Kloster, mit Namen St. Scholastika. Der Name sagt, woher es seinen Ursprung hat. Hier wohnte die Schwester des heiligen Benedikt, Scholastika, und wurde hier öfter von ihrem heiligen Bruder besucht. Das Klostergebäude besteht aus drei zu ganz verschiedenen Zeiten erbauten Theilen, wovon sich die ältesten aus dem neunten und zehnten, die neuesten aus dem dreizehnten Jahrhundert herschreiben. Der in's Gevierte gebaute neue Klosterhof hat mehrere Freskenporträte (in ganzer Figur) von Päpsten, unter andern auch das von Innocenz III. Ebenso sieht man darin einen Sarkophag mit bacchischen Vorstellungen. Die Klosterkirche ist weder durch ihre Bauart, noch durch andere Kunstschätze sehenswürdig. Das Kloster ist von geistlichen Söhnen des heiligen Benedikt bevölkert, deren Anzahl sich dermalen auf dreißig beläuft.

Wir verließen den Ort, um uns zur heiligen Grotte St. Benedikt's (sacro speco), des großen Patriarchen des Mönchthums im Abendlande, zu begeben, welche von hier nur fünfzehn bis achtzehn Minuten entfernt liegt. Der Weg dahin ist beschwerlich und wird deßhalb gewöhnlich zu Esel (somarescamente) von Subiaco aus gemacht. Der Boden ist außer einem Fußpfade mit Gesträuch und Gras für die Heerden bewachsen; auf einmal sieht man eine eben nicht große Strecke mit Oel- und anderen Bäumen besetzt, an deren anderem Ende ein Kloster an eine Felswand wie ein Schwalbennest hingebaut erscheint. Unten und oben Felswände und mehrere Felsblöcke über dem großen Gebäude so locker, daß man augenblicklichen Einsturz befürchten müßte, hätte diese Gefahr nicht schon durch ihr Jahrhunderte langes Andauern das Schreckliche verloren. Ganz ruhig antwortete uns ein Benediktinermönch dieses Klosters auf die Frage, ob sie sich nicht vor dem Niedersturze dieser Felsstücke fürchteten: „Ma perchè aver paura? s. Benedetto tiene i sassi! Warum denn Furcht haben? Der heilige Benedikt hält ja die Blöcke!“ Beim Eintritt in's Kloster liest man rechts in lateinischen Distichen des Inhalts, daß man, um Ruhe für seine Seele zu finden, sich von der Welt zurückziehen und einen solchen Ort zum Aufenthalt und zur Einkehr in sich selbst wählen müsse. Durchschreitet man einen zimmerähnlichen, mit Heiligenbildern verzierten Gang, so hat man sogleich zur Linken die Thüre des Klosterkirchleins, hinter dessen Hochaltar eine Treppe in die untere Sakristei und die heilige Grotte führt.

Diese Grotte, oder besser gesagt, Grotten, sind Naturfelsen, künstlich hier und da etwas nachgeholfen, um desto leichter einen Altär oder eine Stiege anbringen zu können. Altäre sind gegenwärtig in den Grotten neun, worunter sich Einer besonders auszeichnet und fortwährend von mehreren silbernen Lampen beleuchtet wird: nämlich der am Eingang in die eigentliche heilige Grotte, worin der heilige Benedikt drei Jahre verborgen gelebt hatte. Hinter diesem Altare kniet, in andächtiges Gebet versunken, der heilige Ordensstifter, eine herrliche Statue vom Cavalier Bernini gemeißelt. Einzelne Stellen zwischen den verschiedenen Grotten sind mit Gemälden, die großentheils auf dortige vorgefallene Begebenheiten Bezug haben, aus dem fünfzehnten Jahrhundert geschmückt, die denn auch wieder von Malern häufig kopirt werden. Dieß ist nun der Platz, wo der große Mann aus Nursia verborgen lebte. Sein Name heißt der „Gesegnete" (Benedictus), um anzudeuten den himmlischen Segen, mit dem er selbst überhäuft wurde und den er hinwieder reichlich auf Andere verbreitete. Dieser Platz ist die Wiege des ersten und größten Ordens im Abendlande. Hier wurde jener mächtige Baum gepflanzt, der schon durch mehr denn tausend dreihundert Jahre so viele und edle Früchte getragen hat. Auf diesem Felsgrunde schlug er seine Wurzeln tief in den von dem Gärtner dieses Wunderbaumes geheiligten Boden und über die ganze Erde breitete er seine Riesenäste. Wenn auch im Laufe der Zeiten mancher Sturmwind durch seine Blätter rauschte und hier und da ein einzelnes Zweiglein oder Blättchen von Stamm und Aesten riß: so steht der Baum dennoch in frischester Kraft und Blüthe, und wird jede Unbild der Zeit zu Schanden machen.

In der Sakristei zeigte man uns das Glöcklein des heiligen Kloster- und Ordensstifters, mit dem ihm während seines Aufenthalts in dieser sehr hart zugänglichen Grotte ein Mönch seine Ankunft mit dem spärlichen Mittagmahle kundgab. — Eines Tages, sagt die Legende, habe der allgemeine Menschenfeind, der die Strenge des Einen und die mildthätige Liebe des Andern nicht mehr ertragen wollte, das Glöcklein zerbrochen; dessenungeachtet habe der fromme Mönch seinen Liebesdienst fortgesetzt. Wirklich hat das uns gezeigte Glöcklein ein Stück am Rande verloren und ist mit Drähten übersponnen. — Der P. Sakristan unterließ nicht, uns auch den wenigstens sechs und einen halben Fuß langen Stab zu zeigen, welcher die wahre Körperlänge des heiligen Benedikt darstellen soll. — Interessant ist auch noch das Gärtchen mit dem wunderbaren Rosenstrauche. Als sich nämlich Benedikt nicht mehr verborgen halten konnte, eilten Viele zu ihm, um sich in der Lehre des Heiles unterrichten zu lassen. Nach einiger Zeit aber wurden seine Lehren Manchem zu hart

(durus est hic sermo), und sie faßten so den höllischen Gedanken, den Mann Gottes aus dem Wege zu räumen. Sie mengten Gift in den Wein des heiligen Abtes. Benedikt, dieß durch Gottes Offenbarung wissend, segnet in ihrer Gegenwart den Kelch, und siehe da! eine Schlange springt aus dem Becher und verbirgt sich in einem Rosenstrauch, und seit jener Stunde sind viele Blätter dieses Strauches mit Schlangen bezeichnet. Wir pflückten selbst ein Dutzend solcher Blätter, mußten sie aber unter den nichtbezeichneten heraussuchen, da die stigmatisirten von den vielen Fremden und auch von den Mönchen, sobald sie hervorsprossen, gesammelt werden. —

Zwölf Benediktinermönche leben gegenwärtig in dem Kloster der heiligen Grotte, die den Chor- und Gottesdienst versehen. Sie sind arm und können daher den ermüdeten Ankömmlingen kaum etwas Anderes bieten, als ein Stück Käse und schwarzes Brod. Unter Strafe der Excommunication ist es ihnen auch verboten, einen Fremden, sei er, wer er wolle, ohne besondere Erlaubniß des Papstes über Nacht im Kloster zu beherbergen; und dieß kommt ihrer Armuth wohl zu Statten. —

Zu der heiligen Grotte gehört auch noch als Eigenthum eine nicht ferne gelegene ehemalige Einsiedelei. — Vor etwas mehr als hundert Jahren lebte und starb dort der heilige Einsiedler Lorenzo (Laurentius), der, um wegen eines begangenen Todtschlages strenge Buße zu üben, eine nahe Felsenkluft zum Aufenthalt wählte. Sein aus spitzigen Drähten geflochtenes Bußhemd ist in der Sakristei der heiligen Grotte, sowie der Leichnam des heiligen Büßers unter der Mensa eines Altars derselben Grotte begraben. In den dreißiger Jahren besuchte der heilige Vater Papst Gregor XVI. die Stadt Subiaco, und machte von dort aus den beschwerlichen Weg nach dem Kloster St. Scholastika, zur heiligen Grotte und hinauf zur Einsiedelei zu Fuß, wie es an einer Marmortafel in der engen Kapelle der Eremitage geschrieben steht. —

Wahr sind die Worte am Eingang in das Kloster der heiligen Grotte: „Wer Ruhe sucht für seine Seele, der suche sie nicht im Getümmel der Welt, wo man sie nicht finden kann, sondern suche sie an solchen Orten, wie **diese** heilige Grotte ist, an Orten der Einsamkeit; denn an diesen redet Gott zu dem Herzen des Menschen!" —

---

67. Der Berg della Verna.

Wenn man sich aus dem Kirchenstaat in das Großherzogthum Toskana begiebt und an Borgo di Rassina vorbei sich den Apenninen naht, gewahrt man schon in der Ferne mitten in der Bergkette

zwischen dem Tiber und dem Arno einen hohen viereckigen Felsen, dessen Gipfel mehr als sechs italienische Meilen über die Fläche erhaben ist. Von da aus ersteigt man mittelst der in den Felsen eingehauenen Stiegen den zweiten Berg. Das ist der Fels, welchen man den Berg Della Verna, oder geradezu il sagro monte, den „heiligen Berg" nennt. In den Sommermonaten ist dieser Fels ein ungemein angenehmer Ort, und ohne ihn einem irdischen Paradiese zu vergleichen, kann man doch sagen, daß kaum geeignetere Plätze können aufgefunden werden, um, fern von dem Gewühle der Welt, sich in der Einsamkeit mit dem Gebet und der Betrachtung Gottes in der Natur zu beschäftigen. Wiewohl der Boden des Berges Della Verna felsig ist, so bedeckt ihn nichtsdestoweniger ein reiches Wachsthum. Hin und wieder besonders auf den Felsen-Vorsprüngen erheben sich stattliche Buchen- und Tannen-Wälder, von lieblichen kleinen Grasplätzen durchzogen, welche von hohen Fichten beschattet und mit verschiedenem Grün umzäunt sind. An der Ostseite hat der Fels einen Abhang, woraus viele kleine Quellen hervorsprudeln, die durch liebliche Wiesen und im Schatten der Fichten den Berg hinuntergleiten. Die anderen Seiten sind sehr steil und von Felsen und Abgründen umgeben. Auf dem am weitesten hervorragenden Punkte der Südseite über dem Kloster der Franziskaner bemerkt man die Ruinen einer alten Burg, ehemals ein festes Schloß des Grafen von Chiusi. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wohnte dort der Graf Orlando Catani, ein mächtiger und frommer Ritter, der aus Gefälligkeit gegen den heiligen Franziskus von Assisi den ganzen Berg zur Benutzung den Franziskanern überließ. Später und selbst noch im sechzehnten Jahrhundert wohnte ein Podestat, ein Vasall der deutschen Kaiser, auf der Burg. Einer dieser Vasallen war der Vater des gefeierten Künstlers Michel Angelo Buonarotti, der, auf diesem Schlosse geboren und erzogen, sich in der beständigen Anschauung der ihn umgebenden ernsten und großartigen Natur die erhabenen Auffassungen aneignete, welche alle seine Kunstwerke beleben.

An der Westseite sieht man die Stelle, wo der heilige Franziskus von Assisi zwei Jahre vor seinem Tode durch Stigmatisirung die heiligen Wundmale unseres Herrn empfing. *) Daselbst ist eine schöne Kirche gebaut worden. Von diesem Punkte bis zur Südseite trifft man eine Menge Plätze an, welche durch den Aufenthalt des Heiligen von Umbrien geheiligt und dessen Andenken

---

*) Dieses Ereigniß ist geschildert im IV. Bande des „Katholischen Anekdoten-Schatzes Seite 446.

gewidmet sind. Ueberall entdeckt man kleine Kirchen, Bethäuser, Kapellen, Grotten, welche durch dieses oder jenes Wunder, durch eine himmlische Erscheinung oder durch strenge Bußübungen des heiligen Franziskus berühmt sind. Rund um diese denkwürdigen Plätze sieht man in ungleichen Entfernungen kleine Zellen, von gottesfürchtigen Franziskanern erbaut, welche in der Nähe der Stellen, wo ihr heiliger Stammvater seine Zeit in so erhabenem Gebet zugebracht hatte, sich auch mit Gott unterhielten oder ihren Eifer in der Haltung ihrer Ordens-Regeln erneuerten, um mit größerem Erfolg in dem heiligen Weinberge des Herrn arbeiten zu können.

An einem schönen Junitage des Jahres 1230 bestieg auch ein junger Franziskaner den heiligen Berg und begab sich in das Kloster, das an dem Abhange des südlichen Vorsprunges des Felsens für die Brüder seines Ordens gebaut worden war. Bei seiner Ankunft im Kloster erkannte man in dem jungen, durch Kränklichkeit gar elendiglich aussehenden Manne den berühmten Portugiesen, Bruder Antonius, gefeiert in der Kirche Gottes als der heilige Antonius von Padua, dessen Ruf schon ganz Italien und Frankreich erfüllte. Durch eine so unerwartete Ankunft erfreut, hofften die Brüder des Berges, der Heilige würde in ihrem Kloster bleiben und sie mit Wort und That erbauen, wie er schon an so vielen Orten gethan hatte. Doch Antonius bedeutete ihnen, daß er den heiligen Berg nur bestiegen hätte, um sich in vollständiger Einsamkeit mit Gott zu beschäftigen. Er begehrte die Erlaubniß, fern vom Wohnorte der Brüder in der Nähe der zweiten Zelle des heiligen Franziskus eine kleine Hütte anlegen zu dürfen. Das wurde ihm bereitwilligst zugestanden, und hier lebte er einsam vor Gott und genoß in seiner stillen Betrachtung der höchsten himmlischen Freuden. —

An dieser Stelle hat man später eine schöne geräumige Kapelle erbaut, welche die beiden Zellen, nämlich die des heiligen Franziskus von Assisi und die des heiligen Antonius von Padua, umschließt.

Die genannte Kapelle ist jahraus und jahrein von vielen andächtigen Pilgern besucht. —

---

68. Die Straße der Frömmigkeit zu Bologna.

(Aus: Das Friedensopfer, von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Jahrhunderte hindurch wurde eine Straße in Bologna die „Straße der Frömmigkeit“ (la strada pia) genannt, weil in jener der Sage nach ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist.

Dort wohnte eine adeliche und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt, und gegen einen Fremden, der im Vorübergehen ihn gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser gleich von solchem Jähzorn entflammt, daß er seinen Degen zog und dem Knaben den Todesstoß versetzte. Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen überfallen ward; mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Stiege hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie um die Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könnte. Obwohl von Entsetzen durchschauert, gewährte sie seine Bitte; aber während sie einen solchen Ort ihm zeigte, waren auch die Gerichtsdiener, dem Thäter nachspähend, in's Haus gekommen. Die Matrone, da sie durch ihr Versprechen gebunden zu sein meinte, beantwortete ihre Frage nicht, sie überreichte ihnen alle Schlüssel, und sprach: Es steht euch frei zu suchen, sehet selber. Da sie aber, nach vergeblichem Suchen, wieder das Haus verließen, rief Einer von ihnen: „Diese gute Dame scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist, welcher ermordet worden, sonst wäre sie die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, statt ihn zu bergen!" — Die unglückliche Mutter hörte das; der Leichnam ihres Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt, ihr Blut erstarrte, der Schauer des Entsetzens rüttelte ihre Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer, da warf sie sich auf ihre Kniee, ihr Auge fing an, zu Gott zu thränen; bald wieder durch die Gnade, die in reichem Maße ihr gegeben war, gestärkt, brachte sie die herbe Kränkung dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht allein dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch, zum Zeichen dieser herzlichen Vergebung, ihn, statt des Getödteten, zum Sohne anzunehmen. Und sie verwendete für ihn so viele Bitten, und brachte so nahmhafte Opfer für das gemeine Beste, daß die Richter um ihretwillen dem Verbrecher die Freiheit beließen, an welchem sie auch, was sie gelobt, in's Werk gesetzt hat. —

---

69. Das Geburts-Zimmer des heiligen Ignatius von Loyola.

(Aus: Der Erzähler. Jahrg. 1849.)

Nahe bei Azpeytia in Spanien, zwischen den waldigen Hügeln und den grünen Thälern der Provinz Guipuscoa, an dem Ufer der klaren Urula, liegen das Kloster und die Kirche des heiligen

Ignatius im Loyothal: eine gewaltige, wenn schon theilweise verfallene Gebäude-Masse. Die Ställe und Höfe, die Gänge und Treppen, die das Kloster mit seinen mächtigen Mauern in sich schließt, sind zahllos; die Kirche bietet in ihrem korinthischen Porticus und ihren stolzen Treppen von Außen einen schönen und großartigen Anblick dar; im Innern ist sie anmuthig, sorgfältig und reichlich mit eingelegter Marmorarbeit und Bildnerwerk verziert; statt der Gemälde schmücken den Dom acht ungeheuere ausgehauene Schilde mit dem Wappen des Heiligen, dem königlichen Wappen u. s. w.

Die größte Merkwürdigkeit der ganzen Gebäude-Masse indeß ist der in ihrem besser erhaltenen Theile befindliche Wohnsitz der Familie Loyola. Um ihn herum sind die Marmormauern des Klosters aufgeführt worden, ohne ihn zu berühren, so daß sie das in seinem ursprünglichen Zustande bewahrte hohe Gebäude von Backsteinen nur als ein „Heiligstes des Heiligen" einschließen.

Ganz oben in der Wohnung, die uralt sein soll, ist ein langes und sehr niedriges Zimmer, dessen Fenster nach dem unfern gelegenen Ocean gehen und welches den ersten frischen Abend-Luftzug von der Bay her empfängt. Dieses ist die Stube, in welcher der heilige Stifter des Jesuiten-Ordens nicht nur geboren, sondern auch in der entscheidenden Zeit seines Lebens, als er von der Belagerung Pampeluna's zurückkam, auf dem Schmerzensbette lag.

Jetzt ist diese merkwürdige Stube in eine eigenthümliche, reich verzierte Kapelle verwandelt, in die nur mit allen äußeren Zeichen der größten Andacht einzutreten erlaubt wird. — An dem einen Ende des Zimmers steht der Altar mit dem Baldachin, der aus dem ehemaligen Betthimmel des Heiligen bereitet worden; die riesigen alten Balken, die so tief unter der niedern Decke der Wohnstätte hervorspringen, daß sie eben nur gestatten, unter ihnen durchzugehen, sind von reich vergoldeter Bildner-Arbeit umschlossen; die Decke selbst der im Uebrigen durchaus unveränderten Stube endlich ist überreich mit religiös-sinnbildlichem Schnitzwerk, Malerei und Vergoldung geschmückt. —

---

70. Das Sterbe-Zimmer des heiligen Stanislaus.

(Aus: Das Bündniß des Friedens mit Gott, von P. J. N. Stöger.)

Zu Rom auf dem sogenannten Monte Cavallo, dem päpstlichen Palaste gegenüber, steht das kleine Kirchlein zum heiligen Andreas, welches man seiner Schönheit und Zierlichkeit wegen „la gemma romana — den römischen Edelstein" zu nennen pflegt. Es ist die Kirche des Noviziat-Hauses der Gesellschaft Jesu.

Im zweiten Stocke dieses Hauses ist das Zimmerchen (jetzt in eine Kapelle umgestaltet), worin der heilige Stanislaus gestorben. An beiden Enden dieses Zimmers erhebt sich ein Altar; der Eine dem Herzen Jesu, der Andere dem Herzen Mariä geweiht. Zwischen diesen Altären an der Seitenwand ist ein Ruhebett, worauf die Statue des sterbenden Stanislaus in Lebensgröße liegt, das Kreuz in der Hand, um welches ein Rosenkranz geschlungen. Alles ist von dem kostbarsten Marmor; Kopf, Hände und Füße von weißem, das Ordenskleid von schwarzem, alles Uebrige von farbigem Marmor. Die Statue des Heiligen ist von einem der größten Künstler, und so gelungen, daß es scheint, als ob Stanislaus wirklich todt — als Leiche — hier läge. Hinter derselben an der Wand ist ein prächtiges kolossales Gemälde, auf dem himmlische Jungfrauen und namentlich die heilige Barbara, Agnes und Cäcilia dem sterbenden Stanislaus entgegen kommen und Blumen auf den Weg streuen, wo er in den Himmel einziehen soll. Ganz oben erwartet ihn die seligste Jungfrau Maria, von Engeln umgeben, mit ausgespannten Armen, mit sehnsuchtsvollen Blicken, um ihren Sohn an ihr mütterliches Herz zu drücken und ihn einzuführen in die Freuden des Paradieses. —

Was hier im Bilde dargestellt ist, das hat sich wirklich zugetragen, als Stanislaus von dieser Welt abscheiden sollte.

Wenige Tage zuvor sah man diesen unschuldigen Jüngling noch ganz gesund am Tische sitzen und einen Brief schreiben. — An Wen schreibt er denn? — Ach, ein gläubiges kindliches Herz kann sich daran nicht ärgern! — er schreibt einen Brief an die heilige Mutter Gottes. — Und Was schreibt er ihr? — „Du weißt, ich bin von Jugend auf dein Eigenthum gewesen; ich habe dich so innig lieb und es ist mir hart, so lange von dir getrennt zu sein; sieh, das Fest deiner Himmelfahrt ist nahe; ich möchte es so gerne schon im Himmel feiern; o laß mich sterben aus Liebe zu dir, nimm mich schon für dieses Fest in den Himmel auf!" — Er siegelt den Brief; er legt ihn auf den Altar, wie einst Ezechias in anderer Absicht den Brief des Syrerkönigs auf den Altar des Heiligthums gelegt. — Maria erhört die Bitte. — Weniger von dem leichten Fieber, als von der Liebe verzehrt, liegt Stanislaus am Feste „Maria-Himmelfahrt" mit fröhlichem Angesicht, das Kreuz, den Rosenkranz und ein kleines Bildchen der Mutter Gottes in der Hand auf dem Sterbebette.

„„Was thust du denn jetzt mit dem Rosenkranz,"" sagte ein Pater zu ihm, „„du kannst ihn ja nicht beten?"" Stanislaus lächelte und sprach mit schwacher Stimme: „Er ist ja Etwas von meiner lieben Mutter Gottes, deßwegen verehre ich ihn; ja, weil er von ihr ist, so gewährt es mir einen Trost, wenn ich ihn auch nur

anschaue!" — Darauf sagte der Pater: „„Ach, wie wirst du dich erst erfreuen, wenn du über ein Kleines Maria in ihrer Glorie sehen, wenn sie dich zu sich rufen, wenn du ihre Hände küssen, wenn du an ihr Herz sinken wirst!"" — Bei diesen Worten kam Stanislaus ganz außer sich, sein Gesicht ward entzündet, mit Freude und Jubel erhob er Auge und Hände gen Himmel, nahm das Bildchen der Mutter Gottes, küßte es und drückte es mit Liebe und Frömmigkeit an seine Brust. —

Als man ihm die letzte Wegzehrung brachte, verlangte er auf die Erde gelegt zu werden, und empfing mit größter Demuth, Freude und unaussprechlicher Lieblichkeit seines jungfräulichen Angesichts den Leib des Herrn. „Die Zeit ist kurz!" rief er dann, „die Zeit ist kurz!" Und nachdem er Gott nochmal innigst gedankt hatte für seine Erschaffung, für seine Erlösung, für seinen Beruf in die Gesellschaft Jesu und dabei das Crucifix, das er in den Händen hielt, auf das Zärtlichste anblickte, fügte er die Worte des Psalmes bei: „Mein Herz ist bereit, o Gott, mein Herz ist bereit!" — Als er in den letzten Zügen athmete, sprach er ganz leise die Namen „Jesus!" und „Maria!" aus, welche, wie man glaubt, in Begleitung jener heiligen Jungfrauen, die er vorzüglich verehrte, ihm entgegengekommen ist, und hauchte seinen Geist so ruhig und sanft in die Hände seines Schöpfers aus, daß man nicht wußte, ob er schon todt, oder noch lebend sei. — Die Farbe seines Angesichts war noch frisch, seine lieblichen Augen, gen Himmel gewendet, glänzten und waren nicht gebrochen. — Da hielt man ihm das Bild der heiligen Mutter Gottes vor die Augen; er aber küßte es nicht mehr, er gab kein Zeichen mehr seiner Zärtlichkeit zu Maria. — Nun ist es gewiß: Stanislaus muß todt sein; denn leben könnte er nicht, ohne seine Liebe auszudrücken zu Maria, seiner theuern Mutter! —

---

71. Die Insel Rhodus.

(Aus: Athanasia. Jahrg. 1839.)

Drei Ritterorden sind zur Zeit der Kreuzzüge im gelobten Land aufgekommen. Es nannten sich die Angehörigen dieser geistlichen Militärcorporationen: Hospitalbrüder, Templer, Kreuzherren. Der Orden der Hospitalbrüder oder Johanniter ist der älteste von den dreien; seit 1118 zeichnete er sich aus durch Kriegsthaten. Als die Johanniter Palästina verlassen mußten, begaben sie sich (1291) nach Cypern; unter dem Großmeister Fulko von Villaret eroberten sie Rhodus, das dann von 1310 bis 1522 ihr Sitz blieb; von den Osmanen verdrängt, fanden sie ein Asyl zu Viterbo im

Kirchenstaat; 1530 überließ ihnen Kaiser Carl V. die Insel Malta, die ihnen blieb bis 1798, wo es Bonaparte gefiel, sie auf der Fahrt nach Aegypten im Flug einzunehmen. —

Auf der Insel Rhodus, die jetzt den Türken gehorcht, sind noch viele Spuren der Ritterherrschaft zu finden. Die Kanonen an den Thoren der Hauptstadt tragen das Bild des heiligen Johannes des Täufers, und Inschriften, welche bezeugen, daß sie einst im Dienste christlicher Krieger gewesen. Nicht ferne vom Eingang tritt man in die Straße der Ritter. Da rechts, über den Thüren der alten festgebauten Häuser, sieht man noch jetzt die Wappen jener edlen Geschlechter, die aus den Ländern des Westens ausgezogen waren zum Kampfe für den Glauben der Väter und das Land der Verheißung. Es erwecken diese Zeichen das Andenken an manchen Pilgrim und mannhaften Streiter aus noch jetzt in der Heimath fortbestehenden Häusern; denn hier in Rhodus, im Munde seiner Ritter, sprach sich der ernstliche Wunsch, dem von Osten hereinbrechenden Verderben (das noch heute sorgsam gehegt und gepflegt wird!) zu steuern, in acht verschiedenen Zungen aus. Der Palast des Großmeisters, mit seinen Hallen und Gemächern, das alte Gebäude der Kanzlei und der Rittersaal, erinnern durch die noch ungebrochene Kraft ihres festen Gemäuers an die Stärke ihrer Gründer und an jene Einfalt, die sich so gut mit der Würde vertrug. Der Weg an der Mauer der Stadt hin eröffnet eine Aussicht hinab in Gärten, und diese waren noch ungleich mehr, als jene von Magnesia mit den Kräften und Schönheiten des warmen Südens angethan. — Es war eben die Zeit der Orangenreife; die hohen dickstämmigen Bäume prangten in dem reichsten Schmuck ihrer goldfarbenen Früchte. An der vormaligen Allerheiligenkirche konnten wir freilich nur die prächtigen Marmorsäulen vor dem Haupteingange betrachten; ihr Inneres, das als eine der Hauptmoscheen der Stadt im Dienste des Islams steht, durften wir nicht betreten. Hier in der Nähe sind auch die Gebäude und Zellen einer türkischen Hochschule. Dieser arme gespenstische Schatten, dieses Zerrbild einer Schule der Weisheit an solchem Orte macht einen schmerzlichen Eindruck. Ja, Rhodus ist freilich vormals in anderm Maße eine Schule der Kunst und der Weisheit gewesen; in den Zeiten des Chares und Laches, der Bildner des großen Sonnenkolosses, eine Schule der Sculptur; in den Tagen Roms eine Schule der Redekunst und Staatsweisheit, deren Lehren Cato und Cicero, Cäsar und Pompejus hier vernahmen; dann im Mittelalter eine Schule der ritterlich-christlichen Tapferkeit und Waffenkunst; jetzt aber ist diese ruhmgekrönte Stadt des Alterthums für Jeden, der ihre

Geschichte bedenkt, eine Schule nur jener verborgenen, auf Glauben gegründeten Weisheit, welche in der zu Boden gefallenen geborstenen Frucht jene Samenkörnlein erblickt, aus denen einst die Gewächse einer neuen Zeit hervorkeimen werden. Wie die fest und schön begründete Stadt all den Belagerungsmaschinen des Demetrius so kräftig widerstehen konnte, begreift man eher, als wie Rhodus, als seine Bewohnerzahl kaum noch ein Fünftel der frühern war, die überlegene Gewalt der Osmanen so lange von sich abzuwehren vermochte. Die Geschichte dieser tapfern Abwehr gehört zu jenen Ereignissen, welche nach ihrem Maße die Stärke und Herrschaft eines ernsten Willens und des Menschengeistes überhaupt in dem Trotz gegen das leibliche Element beweisen.

Wir hatten über den Rückblick in die Vergangenheit der Stadt Rhodus fast die Beachtung ihrer Gegenwart vergessen. Doch diese ist so eindringend lieblich, daß sie bald das Auge wieder auf sich lenkt; wie ein schönes Kind, das einen nachsinnenden Alten so lange am Gewande zieht, bis er endlich nach ihm hinsieht, stand der Frühling von Rhodus neben uns auf dem grünenden Hügel, und legte, spielend mit Farben und Gestalten, seine duftenden Blumen zu unsern Füßen. Es blühten da (im November!) die frühen Ranunkeln und Hyacinthen des Südens; von den Schaaren der vor Kurzem angekommenen Wandervögel schienen manche, des Weiterziehens vergessend, auf den Hügeln, wie an der Küste die Stätte ihres Winteraufenthaltes zu suchen. Das vaterländische Rothkehlchen und die Bachstelze zwitscherten im Gebüsch und am Felsen. Wenn auch die verödeten Hallen des Palastes und des Rittersaales auf peinliche Weise von Krieg und Zwietracht der Völker zeugen; so redet dagegen die Straße der Ritter in der stummen Zeichensprache ihrer Wappen, in denen die Edlen aller christlichen Reiche Europa's zusammengestellt erscheinen, von einer Eintracht und einem Frieden, welchen der Glaube und die Kraft des Geistes geben, und welche einmal künftig, wenn das Senfkorn aufgeht, nicht über eine, sondern über viele Inseln und Länder und Meere ihren Schatten breiten werden. Erst heute lernten wir die noch immer ansehnliche Stadt recht kennen. Große Gebäude stehen hin und wieder in dumpfer Verödung; alterthümliche Gesimse sind bewohnt von Tauben; Marmortafeln mit Resten halberhabener Zierathen werden als Thürschwelle gebraucht. Dennoch unerachtet dieser kleinen Züge allmählich vorschreitender Auflösung, erscheint das ritterliche Rhodus wie ein auf der Todtenbahre liegender Held, der in der Blüthe seiner Tage, ohne vorangegangene Krankheit, plötzlich den Tod des Schlachtfeldes starb, und dessen Leichnam noch unentstellt den Ausdruck der männlichen Stärke und Schönheit sich erhielt. —

72. Umschau auf der Habsburg.

(Nach: Schweizerische Touristenblätter von Alfred Müller. 1856.)

Eine kleine Strecke von Baden im Kanton Aargau in der Schweiz entfernt, weiter oben am Limmatstrom und von diesem im Halbbogen umfaßt, liegen die stattlichen Gebäude der ehemaligen Abtei Wettingen. Sie ist in neuester Zeit aufgehoben und ihrer Kunstschätze entkleidet worden. In den alten Hallen ist ein modernes Lehrer-Seminar und eine landwirthschaftliche Anstalt etablirt; und dieses neue Treiben kommt Einem vor — wie eine auf eine große Impietät gegründete Erbärmlichkeit, und diese Seminaristen erscheinen wie Zerrbilder der alten ehrwürdigen Cisterzienser-Mönche, die hier in heiliger Weltentsagung, Gebet und Betrachtung ihre gottgeweihten Tage verlebten.

Anziehender als dieser Anblick der Kloster-Schändung ist dagegen ein Ausflug auf den Willibalds- oder Wülgelsberg drüben am rechten Ufer des Aarstroms, an dessen Fuß die Bäder von Schinznach liegen. —

Steigen wir den Hügel hinan! —

Es steht da ein altes seltsames Gemäuer, ein einfaches, aber festes Ding mit runder Thür und spärlichen schmalen Fenstern, nicht Thurm, nicht Burg, jedenfalls Ruine. — Es ist die Habsburg. — „Wie viel enger wohnten einst unsere Väter!“ sagte der Kaiser von Oesterreich Franz I., als er im October 1815 mit glänzendem Gefolge diese Wiege seines Stammes besuchte. — Ist es nicht eine merkwürdige Thatsache, daß dieses ehrenreiche Kaiserhaus, dem die schönsten Länder Europas angehören, und das über ein Dutzend Nationalitäten herrscht, diesen kleinen Bodenfleck, seine Wiege, **nicht** „sein eigen“ nennen darf! —

Zwischen den acht Fuß dicken Mauern, auf den aus starkem Eichenholz gezimmerten Fußböden der spärlich erleuchteten Gelasse, die Radbot gebaut und in denen der Graf Rudolph gewohnt hat, treibt nur noch ein Wächter sein Wesen, um die Lärmkanone zu bedienen, wenn Feuer in der Landschaft aufgeht. —

Im Fremdenbuche findet sich die Aufzeichnung: „Franz M. ppria, der erste östreichische Kaiser.“ — Später die Aufzeichnung seines Sohnes: „Prinz Ferdinand, Erzherzog, Kronprinz von Oestreich, besuchte die Burg Habsburg am 5. November 1815.“ — Seitdem hat die Ruine wiederholt Besuche von Gliedern des Kaiserhauses erhalten.

Wunderschön ist die Aussicht aus diesen Fenstern über das Delta der korn- und weinreichen Landschaft, welches der Aar- und Reußstrom vor ihrer Vereinigung und bis zum herrlichen Gelände

der Alpen einschließen; und einzig ist sie in ihrem geschichtlichen Werthe, indem sie auf einem Raume von einigen Quadrat-Stunden eine ganze Menge geschichtlich berühmter Punkte umfaßt.

Da liegen die Trümmer der alten gewaltigen Vindonissa auf der Ebene im „Eigen.“ Vom Amphitheater sind noch Reste da; innerhalb der ehemaligen Ringmauer haben sich mehrere Dörfchen angesiedelt. — Mitten drin blickt das alte Kloster Königsfelden heraus, die Stätte der schweren Blutschuld und der gräßlichen Sühne. An der Stätte, wo am 1. Mai 1308 der deutsche Kaiser Albrecht von seinem Neffen Johann von Schwaben (jetzt genannt „Johannes Parricida“) meuchlings ermordet worden, erhebt sich der Hochaltar. In des Klosters Todtengewölben ruhten bis gegen die neuere Zeit die Leichen der Königin Agnes, der Kaiserin Elisabeth und mehrerer Herzöge. — (Man erinnere sich hier an die „Strebel-Staude,“ Seite 64.) —

Unweit davon auf dem Birrfelde ist das Schlachtfeld, wo die alten Helvetier unter Aulus Cäcinna eine schwere Niederlage erlitten, und später Constantius Chlorus die Horden der Alemannen schlug. Drüben am Berge ragen die Ruinen von Brunneck, dem Familienschlosse des Landvogts Geßler.

An dem andern Ufer der Reuß ist das Schlachtfeld von Tätwyl; bei Wohlenschwyl wüthete im Jahr 1653 der Schweizer Bauernkrieg, und etwas höher bei Villmergen wurden 1657 und 1712 zwei Religions-Kriege ausgefochten.

Man sieht, daß die historischen Erinnerungen dieses Bodenfleckens zwar überreich, aber gar trauriger Art sind! —

---

73 — 76. Im Escorial.

(Nach: Reisebilder aus Spanien von Hans Wachenhusen.)

1. Man nennt das einige Stunden von Madrid entfernt liegende Schloß, das alte, stolze und schweigsame Grab der spanischen Könige, gemeinhin Escorial; diesen Namen tragen aber eigentlich mit Recht nur die beiden Flecken, nämlich Escorial de Arriba, der obere, unmittelbar am Fuße des Gebirgs Guadarrama liegende, ziemlich modern gebaute, und der untere, im Thal liegende Flecken Escorial bajo mit seiner Kirche. Das Schloß selbst trägt den Namen „Kloster vom heiligen Laurentius“ (monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria), und zwar heißt es nach seinem Ursprunge so, denn König Philipp II. erbaute es in Folge eines Gelübdes, das er am St. Laurentius-Tage, nämlich am Tage vor der Schlacht St. Quentin (10. August 1557), abgelegt.

Philipp gewann die Schlacht; er wollte daher ein Kloster erbauen, wie noch keines auf Erden existire, und dieser große Gedanke steht jetzt versteinert vor uns. Juan Bautista de Toledo, ein Schüler Michel Angelo's, übernahm den Bau dieses Kloster-Palastes; als er 1567 starb, setzte sein Schüler Juan de Herrera das großartige Werk fort. Der Escorial ist ganz von grauem Granit errichtet; er macht einen kolossalen massiven Eindruck, trägt den dorischen Styl und mißt in seiner gen Westen gehenden Hauptfront 774 Fuß Breite; die auf den beiden Enden stehenden viereckigen Thürme sind 200 Fuß hoch, dieselben werden indessen bei weitem durch die große, 330 Fuß hohe Kuppel der Kirche überragt.

Die Stille, welche den Escorial umgiebt, die Lage am Fuß eines nackten, grauen Gebirgs, eine weite, ebenfalls arme, aber im Allgemeinen von niedrem Laubholz bewachsene Ebene beherrschend: Beides stimmt durchaus mit dem Charakter dieses Palastes überein. Letzterer würde unstreitig noch großartiger erscheinen, wenn die Granitmassen dieses Gebirgs nicht das Granitwerk von Menschenhänden verspotteten; man sieht jedoch beim ersten Blick, daß Philipp II. gerade diese Stelle als mit seinen Absichten am besten übereinstimmend erkannte. Dort oben auf der Spitze des Berges konnte er in seinem Felsenstuhl, ähnlich dem des Xerxes am Bosphorus, sitzen und auf sein Werk herabsehen, wie es aus der Erde wuchs; hier gerade mußte der Klosterpalast stehen, den ein Philipp erbaute.

Die Straßen des höher gelegenen Fleckens führen unter Brücken hindurch auf den Platz des Escorial. Hier steht man vor der breiten Seitenfront des Schlosses und tritt durch eine Nebenthür in die Gänge zu den Königlichen Gemächern.

Ich will den Leser jedoch gleich vor die Hauptfaçade führen, vor eine riesige Wand aus Granit-Quadern, mit denen das Schloß innen und außen bis zu der Spitze der Kuppel hinan aufgeführt ist. Diese Front macht einen überwältigenden, aber etwas finstern Eindruck, den der jede Verzierung meidende Styl des Schlosses und die graue Farbe des Granites nothwendig hervorbringen müssen. Philipp's Geist spricht aus jedem Quader, aus dieser ganzen, mächtigen Schöpfung; so weit man aber Schlösser gebaut hat, vermag sich kein einziges mit diesem zu messen! Doppelt finster ist der Eindruck dieser Façade durch die schlechten Fenster, die zum Theil vergittert, fast alle aber gebrochen und mit Brettern vernagelt sind, denn hinter denselben befindet sich das, alle weltlichen Rücksichten verachtende Kloster.

Unter den drei Portalen ist das mittlere der Haupteingang: eine große viereckige Thür, dunkelroth bemalt, mit großen Messing-

nägeln ausgeschlagen, unschön und plump, aber dafür von desto größerer Bedeutung. Dieses Portal öffnet sich jedem Herrscher von Spanien nur zweimal; einmal bei seinem Leben und einmal im Tode. Allerdings steht es ihm frei, wie jeder Sterbliche durch dieses Thor einzutreten; mit königlichem Pomp aber darf er es nur einmal beschreiten und ebenso wird auch seine Leiche durch dieses Thor in die Königsgruft gebracht.

In dem düstern Nebenportal rechts hangen die beiden Kinnbacken eines Wallfisches, den man 1574 bei Valencia gefangen. In den Zimmern über dem Hauptportal befindet sich die Bibliothek des Escorial. Unter dem höchsten Portal steht die große, fünfzehn Fuß hohe Statue des heiligen Laurentius, mit seinem Attribut, dem Rost, in der Hand; durch dieses Thor tritt man in den Königshof und befindet sich der Façade der Kirche gegenüber, an deren Frontispice sechs große Bildsäulen von Granit, ebenfalls fünfzehn Fuß hoch, stehen, nämlich die biblischen Könige David, Salomo, Ezechias, Josias, Josaphat und Manasse. Alles im Hofe ist Granit, sogar das aus 555 Fliesen bestehende Pflaster, wie auf den übrigen fünfzehn Höfen, die dieses Gebäude umfaßt. —

Am Hauptportale der Kirche frappiren den Fremden sofort die ungeheueren Bronce-Flügel, die, in Saragossa gearbeitet, ihres Gleichen suchen. —

2. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den das in der Form eines griechischen Kreuzes erbaute Innere dieser Kirche macht; ja, ich möchte sagen, St. Peter selbst mit all seiner Pracht ist hier in manchen Beziehungen übertroffen. Man denke sich drei Schiffe, durch zwei Reihen der riesigsten Pfeiler getrennt, die mit ihren ungeheuern Granit-Quadern sich nach Oben in den köstlichsten Fresken des Gewölbes verlieren. Rings umher kleine Kapellen mit 48 Altären, im Fond der Hochaltar, *) ihm gegenüber, auf der andern Seite das große Chor, das einzige Chor in den spanischen Kirchen, das zweckmäßig für den Totaleindruck und unabhängig vom Hochaltar angebracht ist. Das ganze Innere trägt die Farbe des grauen polirten Granits, diese dämpft das einströmende Licht und verbreitet ein mattes Dunkel in der ganzen Kirche. Alles, was das Auge hier trifft, ist massiv, gediegen, klassisch vollendet, Alles spricht von der Energie des Erbauers.

---

*) Der Hochaltar besteht aus drei Reihen übereinanderstehender Säulen von braunem Marmor; das Tabernakel ist mit kleinen Säulen von gediegenem Golde verziert, und seine Wände bestehen aus durchsichtigem Bergkrystall.

Vor dem Hochaltare fand ich meine Herren Kapläne wieder, die mir dießmal von großem Nutzen wurden, denn in ihrer Gesellschaft erschloß sich mir Manches, was sonst keinem Reisenden gezeigt wird; durch ihre Vermittelung sah ich die größten Geheimnisse der Klosterkirche, nur ein Gegenstand neben der Sakristei blieb mir verschlossen, und der dienende Bruder, der die Geistlichen in das Gemach hinabführte, bedauerte mit der größten Entschiedenheit, daß es ihm nicht möglich sei, mich einzulassen. In ihm bewahrt man nämlich das Retablo de la Santa forma, eine miraculöse Hostie, die nur am 29. September und 29. October den Gläubigen gezeigt und an diesen Tagen vor ein meisterhaftes Gemälde Clodio Coëlo's (die Apotheose dieser Hostie) gestellt wird, das sich in dieser Sakristei befindet.

Der Hochaltar trägt eine massiv silberne Statue des heiligen Laurentius, 450 Pfund schwer; wie oft auch dieser Heilige hier personificirt ist, überall sieht man ihn nur mit seinem Rost in der Hand, denn bekanntlich wurde er lebendig auf einem Rost gebraten, wie dieß auch mehrere Gemälde der Kirche darstellen. Selbst die kostbaren Meßgewänder, welche man uns zeigte, tragen den Rost, wie denn auch der ganze Grundriß des Escorial die Gestalt eines Rostes hat. Bunte Marmorstufen führen zum Altar hinauf, der wiederum von drei übereinander stehenden Säulenreihen aus taragonischem Marmor bis zu der 330 Fuß hohen, mit Fresken gezierten Kuppel hinauf überragt wird. Am Fuße der Kuppel umschweben zwei 12 Fuß hohe Marmor-Engel ein Crucifix in Bronce, das größte, das je gegossen sein soll; zu beiden Seiten des Gekreuzigten zwei andere Bronce-Gestalten; von Pelegrini, Giordano, Carduchi u. A. gemalte Fresken decken die Kuppel.

Zu beiden Seiten des Hochaltars, in hohen Nischen, sieht man auf der einen Carl V. im Kaisermantel, mit dem doppelköpfigen Adler über sich, im Kreise seiner Familie das allerheiligste Sakrament anbeten; auf der andern Seite kniet betend Philipp II., von Anna, seiner vierten, Isabella, seiner dritten, Marie, seiner ersten Frau, und deren Sohn Don Carlos umgeben, mit gefalteten Händen. Beide Gruppen sind broncirt.

Der Vorsitzende des Kloster-Ordens, den meine Kapläne sich aufgesucht hatten, führte uns durch eine verschlossene Thür von in Bronce gefaßten Marmortafeln hinter dem Tabernakel eine kleine Treppe hinan und zeigte uns hier unter einem Glasdache verschiedene heilige Gegenstände, auch ein Tabernakel aus gediegenem Golde.

Von hier begaben wir uns in das Chor gegenüber. Hier sieht man auf drei Seiten Doppelreihen von 260 Betstühlen aus dunklem

Holze, sehr schön geschnitzt, in der Mitte ein Lüstre von Bergkrystall von einer Taube gekrönt, eine wunderbar herrliche Arbeit; unter demselben ein ungeheures, drehbares Bücherstativ von Bronce, über 12,000 Pfund schwer, so gediegener, sicherer Arbeit, daß es mit einem Finger zu drehen ist und seit 300 Jahren, der ganzen Zeit seiner Existenz, nicht nivellirt zu werden brauchte.*) Ganz links in der Ecke zeigte man uns einen Eckstuhl, in welchem Philipp II. zu sitzen pflegte, wenn er mit den Mönchen das Officium betete, und in welchem er auch die Nachricht von dem Ausfall der Schlacht bei Lepanto empfing. Auf beiden Seiten des Chors eine Orgel; das Gewölbe desselben trägt ebenfalls die schönsten Fresken. —

3. Man öffnete an dem Altare rechts eine massive Thür und führte uns eine reiche Marmortreppe hinab in die el Panteon genannte Gruft der Könige und der Mütter von den Königen.**) Man tritt zuerst in eine reiche Kapelle, ganz von Marmor und Bronce, dann in das achteckige Gemach, das, ebenfalls von Jaspis und Marmor bekleidet und mit vergoldeter Bronce geschmückt, die in 26 Nischen übereinander stehenden Marmorsärge der Könige enthält. Ueber seiner Thür steht mit großen Buchstaben: „Locus sacer mortalitatis catholicorum regum!" Ein Kronleuchter sehr gediegener Form hängt in der Mitte herab, wird jedoch nur angezündet, wenn die Gruft sich um einen Herrscher Spaniens bereichert. Hier unten ruht Spaniens größte Geschichte, hier ruhen ja seine großen Könige! —

Ein eigenthümliches Halbdunkel, das Blick und Gemüth befangen macht, herrscht in dieser Gruft; die Marmorsärge mit ihren plastischen goldnen Aufschriften umfassen ohne Unterschied die großen und die kleinen Männer; die Carle, die Ludwige, die Philippe tragen hier Alle eine gleiche Firma, Keiner wird vor dem Andern ausgezeichnet,

*) Auf diesem Notenpulte liegt ein kolossales Antiphonarium zum Gebrauche des Chorgesanges. Jede einzelne der viereckigen Noten kann wohl eine Größe von mehreren Quadratzoll haben. Auf dem Gange, der zum Chore führt, befindet sich ein Schrank, woselbst die einzelnen Bände dieser riesigen Antiphonarien aufbewahrt werden, von denen jeder nur eine Woche enthält. Sie sind von den ehemaligen Mönchen des Klosters geschrieben.

**) Die einfachen, ganz gleich gearbeiteten Marmorsärge sind mit goldenen Verzierungen und einzig nur mit dem Namen Desjenigen versehen, dessen Gebeine sie enthalten. Die Deckel schließen nur durch ihr Gewicht die Särge. Die Könige ruhen auf der Evangelienseite links von dem bescheidenen Altar, die Königinnen, welche männliche Erben hinterlassen haben, auf der Epistelseite.

weil er ein Carl V. oder Philipp II. gewesen! In den 26 Nischen des Achteckes dieser Gruft stehen noch acht Särge, die keine Aufschrift tragen und leer sind; sie erwarten noch acht Könige oder Königinnen, und sobald diese noch gestorben sein werden, können die Uebrigen hier keinen Platz mehr finden. —

Links beim Heraustreten aus der Gruft liegt die Sakristei des Escorial, ein prächtiger Saal mit höchst werthvollen Gemälden von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts und einer großen Garderobe von kostbaren Meßgewändern in langen antiken Schränken. Meinen Geistlichen machte die Besichtigung dieser Gewänder sehr viel Vergnügen; und für mich war die Erfahrung interessant, daß die Franzosen auch von diesen Gewändern die schönsten mit fortgeschleppt oder wenigstens die Edelsteine von ihnen abgetrennt hatten.

Bei Allem, was man im Escorial besichtigt, muß man die Notiz hören: „Die Franzosen haben uns das Beste gestohlen!“ Nach Allem, was man hier erfährt, müssen Indiens Schätze hier und in den andern Kirchen aufgespeichert gewesen sein, denn die Franzosen sollen allein aus dem Escorial einige zwanzig Wagen voll Gold und Silber fortgeschleppt haben, wie sie denn überhaupt ein höchst geniales Plünderungs-System in Spanien anwendeten. Es ist bekannt, daß namentlich Sebastiani und Andere — Maler vorausschickten, die incognito die Klöster und Paläste recognosciren und die werthvollsten Bilder bezeichnen mußten, und namentlich eine große Jagd auf Bilder von Murillo, Velasquez und Ribera veranstalteten; aber wie man die letzteren raubte, scheinen sie sich auch wieder verkrümelt zu haben oder in Privathänden geblieben zu sein. Ferdinand VII. hat Manches wieder in den Escorial zurückbringen lassen, der größte Theil seiner Schätze ist jedoch nicht heimgekehrt.

Einen einzigen Blick auf diejenigen Kirchenschätze, welche man während der Invasion der Franzosen zu flüchten oder zu verbergen Gelegenheit hatte, giebt uns einen Begriff von dem ehemaligen Reichthum der spanischen Kirchen; ich habe die berühmteste Madonna Spaniens, die von Atocha, gesehen, die mehr Diamanten besitzt, als der Großmogul in seinen besten Vermögens-Umständen besessen haben kann; das Christuskind derselben Kirche, auf dessen Brust ein Diamantenstern erster Größe glänzt; ich sah die unschätzbaren Custodien der Cathedrale von Toledo, die Madonna derselben Kirche, die man vor den Juwelen-Liebhabern Frankreichs in Sicherheit gebracht hatte, und war geblendet von den unermeßlichen Schätzen, mit welchen namentlich die Mutter Gottes geradezu überladen war.

Immer wieder von den Vorrechten meiner geistlichen Gesellschaft Nutzen ziehend, ward ich auch in das Reliquien-Kabinet der

Kirche geführt; hier in diesem kleinen Gemach lagen auf einem Altar die Manuscripte von St. Ambrosio und Crisostomo; von der Hand der heiligen Theresia von Jesu bewahrt man mehrere Bücher, ebenso ihr sehr einfaches Schreibzeug in der Form einer Bibel in einem Ebenholzschrein. In einer Schieblade des letztern liegt eine große, $2^1/_2$ Fuß lange Zange, ein Marterwerkzeug, mit welchem die Mauren die armen Christen gepeinigt. In der Nische eines Fensters steht hinter einem grünen Vorhang ein Krug von etwa 3 Fuß Höhe; er soll, der Sage nach, einer aus denjenigen Krügen sein, in welchen Jesus Christus zu Kana Wasser in Wein verwandelte. —

4. Wohlthuend war uns die Kühle in den Kreuzgängen unten und in dem großen Treppenhause des eigentlichen Klosters. Hier auf der Marmortreppe standen wir vor Giordanos meisterhaftem, ungeheurem Gemälde der Schlacht von St Quentin; wir durchstrichen die schönen breiten Klostergänge, stets die Magnificenz derselben anstaunend, und traten endlich in die Bibliothek des Escorial, die, trotz der französischen Plünderung, der auch sie unterlag, noch immer eine unserer berühmtesten ist. Vor dem Jahre 1808 zählte sie 4300 Handschriften, unter diesen namentlich arabische, sowie 70,000 gedruckte Bücher. Joseph Napoleon schickte den größten Theil nach Paris; Ferdinand VII. ließ sie wieder im Escorial aufstellen, doch ist Vieles davon verloren gegangen. Die Bücher stehen in schön geschnitzten Schränken und sind alle gleichmäßig eingebunden und mit Goldschnitt versehen.

Der erste Saal der Bibliothek bietet einen magnifiken Anblick, namentlich durch die Fresken in seiner Wölbung. Von all den Bildern des Escorial aber hat mich kaum eines so gefesselt, wie hier in der Bibliothek die beiden lebensgroßen Portraits Carl's V. und Philipp's II., von Pantoja, beide so lebhaft im Colorit, als seien sie erst gestern gemalt (Pantoja starb 1610); beide so plastisch und lebendig, als müßten sie aus ihren Rahmen heraustreten. — Da steht der stolze Carl V. in seiner blanken, stählernen Rüstung, den Scepter in seiner Rechten, die Linke auf den Helm gestützt; man möchte glauben, sein großes Auge, seine Gesichtszüge bewegen sich. — Und drüben der schon kränkelnde Philipp II. (zwei Jahre vor seinem Tode gemalt) mit den bleichen, matten Gesichtszügen, dem dünnen, weißen Haar, den Rosenkranz in der Linken, die Rechte auf den Sessel lehnend. Die schwarze seidene Tracht contrastirt grell mit dem weißen Haupt und den feinen matten Gesichtszügen; sein Blick ist trüb, seine schmälen Lippen sind zusammengepreßt; er scheint so müde, als müsse das goldene Vließ seine Brust und die schwarze Sammetmütze dieß müde und dennoch so königlich stolze Haupt

drücken. Welch eine unendliche Verschiedenheit in diesen beiden Herrscher-Portraits: da der stolze kräftige Kaiser Carl mit seinem imponirenden Blick und dem unverkennbaren Wohlwollen in seinen Zügen, angethan mit Stahl, ganz Held, ganz Kaiser — und ihm gegenüber dieser Philipp, der tief gebrochene Greis, wie er langsam zum Grabe, zum „Schlaf im Escorial," wankt! —

Unser Begleiter lenkte uns nun durch allerlei Kreuzgänge in die Mauern der Kirche selbst wieder, das heißt: durch einen in diese riesigen Mauern gehauenen Gang, der in mehreren Etagen das Schiff der Kirche umläuft und an allen vier Ecken dieses architektonischen Kreuzes an eine offene Ballustrade führt, von welcher man einen Blick in die Kirche hinab thut; wir standen also bald über dem Chor, bald hinter dem großen Crucifix, in welchem sich der Hochaltar gipfelt. Von diesem dunklen Gange wanderten wir über eben so dunkle Wendeltreppen auf 238 Granitstufen zur Kuppel der Kirche hinan, deren innere Wölbung, wie schon erwähnt, 330 Fuß hoch und in der man also manche unserer höchsten Kirchen sammt ihrem Thurm placiren könnte. Auf der höchsten Gallerie der Kuppel hatten wir den schönsten Blick auf den ganzen Escorial und seine Umgebung.

Da lag dieser Koloß zu unsern Füßen, nicht ein Palast, nicht eine Kirche, nicht ein Kloster — eine ganze Stadt von Granit; da lagen die vier Thürme um uns her (die Füße des Rostes darstellend, in welcher Form ja der Escorial zu Ehren seines Heiligen gebaut); da lagen die sechzehn Höfe, in einem derselben der Tempel des Evangelisten; die 216 Fontänen, die neun Kuppeln, die Tausende und Abertausende von Fenstern und Thüren, die Gallerien, die Statuen, die Taxusgärten, der Park — und alles Dieses schuf Philipp's II. eiserner Wille in ein und zwanzig Jahren! —

---

77 — 82. Inschriften auf Häusern.

1. Im Jahr 1547 hielt sich Kaiser Carl V., nach seinem Sieg über den Schmalkaldischen Bund, vier Wochen lang zu Heilbronn, im „Schönthaler Hofe" daselbst, auf, um am sogenannten „Siebenröhren-Brunnen" eine Wasserkur, die ihn von der so schwer drückenden und den quälendsten Trübsinn erzeugenden Gichtkrankheit heilen sollte, zu gebrauchen. — Aber sie schlug nicht sonderlich bei ihm an, und das Leiden des Kaisers verschlimmerte sich immer mehr und mehr. — Zum Andenken an den Besuch des so hohen Gastes bezeichnete man das von ihm innegehabte Wohnhaus mit einer gereimten Inschrift folgenden Inhalts:

„Der Anfang unsers Lebens
Vergeht in Unverstand,
Der Fortgang wird vergebens
Und unnütz angewandt.
Das Mittel heget Quälen,
Das End' ist Angst und Noth;
Die Rechnung kann nicht fehlen,
Das Ende ist der Tod!" —

2. Auf einem alten Hause in Basel liest man den einfachen, schönen und sinnreichen Spruch:

„Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben;
Reichthum that nach Hochmuth streben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder!" —

3. Wenn man in dem Siegner Land von dem Waldgebirge, genannt „der hohe Hain," herab dem Rheine zugeht, da führt der Weg gar einsam, der in schauerlicher Wildniß gelegenen Burg vorüber, nach der sehr hoch liegenden Murbach zu. — Ehe man zu dieser überaus ärmlichen Hütte kommt, muß man erst in ein enges Thal hinunter, in welchem rechts vom Wege in ödester Stille ein anscheinend von allem menschlichen Verkehr abgeschnittenes Bauernhaus liegt, genannt „Weiherseifen." — Und auf der Hausthüre dieser einsamsten Wohnung steht die Inschrift:

„Um eine kleine Zeit
Lass' mich hier sicher wohn'
In christlicher Zufriedenheit,
Und gib mir auch durch deinen Sohn
Des Himmels ew'ge Seelenfreud'!" —

4. Ein Wirth im Salzkammergut ließ die Wanderung Jesu mit den beiden Jüngern nach Emaus in dem Schild seines Hauses abbilden, mit der Inschrift:

„Laßt uns hier bleiben, es wird Abend, und der Tag hat sich geneigt!" —

5. Ein Bauernhaus in Ober-Oesterreich hat folgende gemüthliche Worte zur Inschrift:

„Auf die Welt, so bunt,
Schau'n die Englein herunt,
Und bedauern die Menschen, daß sie bauen so fest,
Und seind doch auf Erden nur Gäst!
Und im Himmel, wo die ewigen Freuden sein,
Da bauen die Menschen so wenig hinein!" —

6. Dicht bei einer wunderlieblichen Wiese, rings umschattet und umrauscht von Trauerweiden, Fichten, Birken und Weihmuthskiefern, durch welche die flüchtigen Wellen der Nidda herüberblinken und tosen, steht in dem Dr. L. Brentano'schen Garten zu Rödelheim bei Frankfurt am Main ein schlichtes Schweizer-Häuschen, das, bezüglich all der wundersamen Herrlichkeit der Natur umher, die sinnige Inschrift trägt:

„Hier sind wir fremde Gäste,
Drum steht dieß Haus nicht feste,
Wer Jesu liebt, hat dort ein Haus,
Im Himmel, da sieht's schöner aus!" —

---

83. Der heilige Kreuzstein bei Sallmannshausen.

Unter den Mönchen, welche dem großen Bonifacius aus England nach Deutschland folgten, um dort das Evangelium zu verkündigen, hat sich Einer, Namens Wunibald, ganz besonders im Werra-Thal durch den heiligen Eifer ausgezeichnet, mit dem er die Thüringer zu bekehren bemüht war. Er reizte aber dadurch die Gegner des Christenthums zur heftigsten Erbitterung. —

Als er einst auf einer Rundreise in der Nähe von Sallmannshausen einen Kreis von Buchen erwählt hatte, um in ihren Schatten das Wort Gottes zu verkündigen, stieg der Stolz einiger Heiden zu einer solchen Höhe, daß sie sich zusammenrotteten, um ihn zu tödten. Aber sie fanden ihn nicht mehr. Eben als sie ihn greifen wollten, hatte sich eine der Buchen aufgethan und ihn in ihr Innerstes aufgenommen; und hier blieb er verborgen, bis seine Feinde beschämt und verwirrt von der Verfolgung abließen.

Als dieß dem Bonifacius, der schon seinen Sitz in Fulda genommen hatte, zu Ohren kam, ließ er auf der Stelle, wo das Wunder geschehen, ein hohes steinernes Kreuz aufrichten, wohin die Gläubigen bis in die spätesten Zeiten zum Gedächtniß der wundervollen Errettung des heiligen Mannes Wallfahrten anstellten, und sich im Glauben auf's Neue bestärkten. —

Am östlichen Eingange des Dorfes stand auf einer kleinen Rasen-Erhöhung, jetzt nur noch von einem einzelnen Baume beschattet, ein mächtiger Stein, der nicht bloß in die Erde eingelassen ist, sondern auf einer viereckigen, halbversunkenen Grundmauer ruht. Er ist am Fuß in der Form einer Säule viereckig abgesetzt, so daß zu vermuthen bleibt: daß er Einer von den Ecksteinen gewesen, welche dem Piedestal des Kreuzes zur Schutzwehr und Zierde diente. Sturm und Wetter haben indessen so tiefe Furchen

in die Oberfläche dieses ehrwürdigen Zeugen einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit gezogen, daß der Meissel der Steinmetzen noch kaum daran zu erkennen ist.

Sorgfältig wird jedoch der Stein von der Gemeinde gegen den gänzlichen Umsturz gehütet, die ihn unter dem Namen „Heiliger-Kreuz-Stein“ als eine gewiß seltene Reliquie aus einer Zeit verehrt, wo ihren Vorfahren zuerst der Morgen der christlichen Gottes- und Heils-Erkenntniß zu tagen begann. —

84. Der Jerusalemsberg zu Lübeck.

(Aus: Lübische Sagen von Dr. Ernst Deecke.)

Im Jahre des Heiles 1493 ist in dem Eichholz vor dem Burgthor zu Lübeck, welches „Jerusalem“ hieß, der Berg Golgatha von Herrn Heinrich Constin aufgehöht.

Dieser war ein reicher Kaufherr, und allewege sehr angesehen; aber er war heftig im Jähzorn, und so that er einst seiner Frau, die er sonst zärtlich geliebt, ein so großes Herzeleid an, daß sie seitdem nimmer genesen wollen, und endlich gestorben ist.

Von Stund an hat er keine Ruhe gehabt in seiner Heimath; er verläßt also sein Haus und seine Güter einem treuen erfahrenen Diener, giebt seine einzige Tochter einem frommen Kaufgesellen in Novgorod zum Ehegemahl, und zieht selber in das gelobte Land, um Buße zu thun und seiner Seele Frieden zu gewinnen.

Dort hat er gegen die Ungläubigen sich so tapfer erwiesen, daß man ihn zum Jerusalems-Ritter gemacht. So hat er alle Wege und Stege wohl ausgemessen, und sich vorgenommen, wenn Gott ihn wohlbehalten in die Stadt Lübeck zurückführe, den Schädelberg an der Stätte daselbst, die „Jerusalem“ vor Alters genannt ist, aufzurichten.

Seitdem ist er ruhig und friedsam geworden, und es ist ihm seiner Frauen Gestalt im Traum erschienen, und hat ihm verheißen, indem sie ein himmlisch leuchtendes und mit Blumen verziertes Crucifix sanft über ihm emporhob, daß Gott wegen seiner innigen Reue ihm gnädig sei. —

Da er nun zurückgekehrt, hat er Alles fleißig abmessen und aufreißen lassen; und hat sich befunden, daß von der alten Gerichtsstube an der Kanzlei bis an das „Jerusalem“ vor dem Burgthor genau die Zahl der Schritte sei, wie im Morgenlande von Pilati Richthaus bis zur Schädelstätte.

Danach sind die Schritte von der Stätte, wo Christus das Kreuz getragen, abgezählt, und ein Denkstein in die Mauer der St. Jakobi-Kirche am Kuhberge gefügt, wo die Kreuzestracht begonnen.

Deßgleichen ist vom ersten Burgthor ab bis nach dem „Jerusalem" die Länge des Weges gefunden, wo Simon von Cyrene für den Herrn das Kreuz genommen.

Als nun der Berg erhöht und das Bild der Kreuzigung aufgestellt ist, und Herr Constin den lieben Herrn und Heiland Jesus Christus inbrünstig anbetet: siehe, da kommt ein großes Schiff die Trave aufwärts, das führt seine Tochter sammt ihrem Eheherrn daher; die legen ihm ihr Kind, seiner verstorbenen Frauen Ebenbild, in den Arm.

Danach ist er sanft und selig entschlafen. —

Als aber nach vielen Jahren durch einen Blitz der Stein der Kreuzigung zerrissen, sind doch an Christo Jesu die Beine ganz heil und unzerbrochen geblieben; wie zuvor gesagt ist: „Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen!" Dessen haben sich die Leute, die es gesehen, nicht genug verwundern können. —

85. Heinrich's des Heiligen Stuhl zu Regensburg.

Kaiser Henricus II., Herzog in Bayern, der Heilige, hat sich nicht geschämt, zu Regensburg in den öffentlichen Prozessionen mit entblößtem Haupt und Füßen das heilwerthe Kreuz voranzutragen. In den von ihm erbauten Klöstern, vier und zwanzig an der Zahl, welchen er vor dem Kirchenportal jedem einen andern Buchstaben aus dem Alphabet, etliche Pfund feines Gold schwer, eingraben lassen, hat er zum öftern mit den Ordensbrüdern zu psalliren und die Lectiones mit heller Stimme abzulesen sich gewürdigt.

Als er auf einige Zeit zu Abbach ober Regensburg an der Donau seinen Aufenthalt genommen, pflegte er alle Nacht von diesem Ort zehntausend Schritte weit nach der Stadt auch im strengsten Winter zu gehen, und allda in St. Emmeram's Gotteshaus mit andern Ordensmännern die Metten zu singen.

Man sieht noch bis auf diese Stunde einen sehr großen Stein als **Sessel** ausgehauen, auf welchem der damals noch junge Fürst auszuruhen gepflegt, bis die Kirchenthore eröffnet worden, welchen Dienst mehrmalen die heiligen Engel verrichtet, damit er desto ehender seiner Andacht abwarten konnte. —

86. Das Hungertuch in der Kirche von Ruffach.

(Aus: Geschichte und Beschreibung des Elsasses. Basel, 1782.)

Im Jahr 1347 herrschte eine furchtbare Hungersnoth im ganzen Lande Elsaß, und war großes Elend. Zur Erinnerung daran wurde das große Hungertuch gemacht, welches noch heutzutage

vom Aschermittwoch bis zum Samstag vor Ostern über den Hauptaltar in der Kirche zu Ruffach gespannt wird, um die Ornamente desselben zu verhüllen.

Davon kommt der sprüchwörtliche Ausdruck: „Am Hungertuche nagen!“ —

87. Der Blutstein auf Marienberg.

In dem Kirchlein der Veste Marienberg bei Würzburg wird ein Stein am Fuße des Altars gezeigt, der von Blut befleckt ist.

Davon geht im Volke die Sage:

Als die Schweden im Jahr 1631 nach Würzburg kamen und das feste Schloß des Bischofs erstürmten, drang ein wüthender Haufe in die Kirche, woselbst ein greiser Kapuziner am Altare soeben das heilige Meßopfer feierte. Bei dem Anblicke des würdigen Priesters ergrimmt die rohe Schaar, und Einer haut ihn meuchlings mit seinem Schwerte nieder. Das Blut des Unschuldigen spritzte auf einen Stein, von welchem es nicht mehr abgewaschen werden konnte.

Noch heutiges Tages zeugt der blutige Stein von der unmenschlichen That. —

88. Die graue Kanzel.

(Aus: Das Pfennig-Magazin. Jahrg. 1845.)

Das Schloß von Esnes ist einer jener altadeligen Wohnplätze, denen man so häufig in Flandern begegnet. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Festungen hat man dieses Schloß in ein Thal gebaut, so daß es von den Höhen ringsherum beherrscht wird. Seine Mauern, von ungeheuern weißen Steinen errichtet, heben sich, weit entfernt, von der Länge der Zeit geschwärzt zu werden, bleudend von dem dunkeln Grün eines großen Waldes ab. Die Zeit, in der dieses Schloß gebaut wurde, ist nicht bekannt, und die Bauart, voll Sonderbarkeiten und von einem eigenthümlichen Charakter, giebt in dieser Beziehung nicht das geringste Licht.

Am äußersten Westende des Schlosses und zufolge einer Ausnahme, von der man sich schwer einen Grund angeben kann, erhebt sich ein kleiner Thurm aus Sandstein, dessen zierliche und leichte Formen mit dem übrigen Gebäude einen seltsamen Contrast bilden. Seine Bogen auf dreifachen Säulchen sind untereinander durch einen Kopf verbunden, der ein höchst possirliches Ansehen hat, und auf den Wänden sind Figuren von besonderer Arbeit angebracht, deren Hände

sich wie zum Gebet falten. Das Auge, das von der blendenden Weiße ringsumher belästigt wird, wendet sich mit Vergnügen auf dieses herrliche kleine Bauwerk, das die Bewohner der Gegend mit dem Namen „graue Kanzel“ belegt haben.

Die Flamländer erzählen (nach der uralten Volkssage), daß die graue Kanzel ihren Ursprung der Einmischung des Teufels verdanke.

Als St. Vaast, der Apostel von Flandern, diesem barbarischen Lande das Christenthum predigte, bekehrten seine begeisterten Reden und seine Wunder die wilden Nervier. Satan ergrimmte vor Schmerz, als er sie in so großer Anzahl zu dem heiligen Manne strömen sah, um sich taufen zu lassen. Er beschloß, um den Schaden wieder gut zu machen, den Wundern des Heiligen Wunder entgegenzusetzen, und er ließ daher Feuer vom Himmel fallen, welches das Schloß von Esnes bis auf den Grund zerstörte.

Der Baron von Esnes, dem das Schloß gehörte, war einer der Neubekehrten. Er eilte mit Thränen zu den Füßen des heiligen Vaast, und bat ihn, das Schloß durch ein Wunder wieder zu erbauen. Der Heilige entließ ihn mit väterlichen Tröstungen und ermahnte ihn zur kindlichen Ergebung in den Willen des Herrn.

Als nun der Baron von Esnes betrübt und niedergeschlagen fortging, erschien ihm der Teufel. Er sagte ihm, daß er in Einer Nacht sein Schloß wieder aufbauen wolle, wenn der Baron die Religion vom Kreuz wieder abschwöre. Der Baron war's zufrieden, und am andern Morgen stand, zum Staunen der ganzen Umgegend, das Schloß von Esnes in neuer Gestalt wieder da.

Ein so großes Ereigniß machte denn doch an der Macht des Heiligen irre, und der demüthige Apostel begab sich, um den übeln Eindruck zu verwischen, nach dem Schlosse des Esnes, wo man ihm aber den Eingang verwehrte. Darauf lehnte er sich an das Gemäuer, um die Menge, die sich zahlreich um ihn versammelt hatte, anzureden. Plötzlich fiel ein Sonnenstrahl herab auf das Haupt des Greises, auf dem vier Engel herniederstiegen, welche um den Heiligen eine graue Kanzel erbauten. Bei diesem Wunder waren alle Zweifler zerknirscht, und Alle, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten, drängten sich jetzt herzu. Auch der Baron von Esnes vermochte diesem Beweise der göttlichen Macht nicht zu widerstehen, und kehrte reumüthig zurück, der Teufel selbst ward irre, und die Gebets-Kraft des Heiligen trieb ihn vollends in seine höllische Tiefe. —

89. Der steinerne Kopf am Rathhause zu Kissingen.

(Aus: Der Sagenschatz des Frankenlandes von Ludwig Bechstein.)

Ein steinerner Kopf am Kissinger Rathhaus ist, wie die Sage will, dem Andenken eines Bürgers, Namens Peter Heil, gewidmet. —

Es war eben im Schwedenkrieg, und zwar im Jahr 1643. — Die Schweden hatten bereits von ihrem Lager von Bischofsheim aus die ganze Gegend verheert und geplündert, und drohten nun unter ihrem Führer Reichwald auch der Stadt Kissingen mit einem heimlichen Ueberfall. Der Feind barg sich in dem nordöstlichen Bergwalde, wo ihn jedoch einige Krämer entdeckten und den Kissingern die nahe Gefahr anzeigten. So kam es, daß der Feind tapfern Widerstand fand, der nun aber die Stadt mehrere Tage lang beschoß und sie durch einen Sturm zu gewinnen suchte. Kaum vermochten die kampfesmüden Einwohner dem immer heftiger andringenden Feind Widerstand zu leisten, als Peter Heil den Rath gab: die zahlreichen Bienenkörbe, welche die Bürger besaßen, von der Mauer hinab auf den anstürmenden Feind zu stürzen. Dieß geschah, und die Bienen, so gestört, fielen voll Grimm auf die Feinde und stachen Manchen derselben bis zum Tode. Da ward schleuniger Rückzug anbefohlen, und die Stadt war gerettet.

Dem Peter Heil aber, dessen Rath ihr wahrhaft zum Heile geworden, setzten die Bürger das ihn verewigende Denkmal. —

---

90. Das Reuterlein an der Säule.

(Auszug aus: Die Sagen des Elsasses, von August Stöber.)

Endlich, nach langwieriger, anstrengender Arbeit, stund das Schiff des Münsters zu Straßburg vollendet da.

Allsobald beschloß Bischof Konrad von Lichtemberg, den Bau der Vorderseite zu beginnen. Meister Erwin von Steinbach, der weltberühmte Werkmeister, stellte die Visirung zu diesem prachtvollen Wunderbaue.

Dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, ertheilte Bischof Konrad großen Ablaß allen Gläubigen, welche ihm durch Geldhilfe oder mit thätigem Antheile beistehen würden an dem Baue, der, wie Konrad selbst in einem seiner Ablaßbriefe sagt, der Frühlingsblume gleich, immer höher und blühender emporstieg, und immer mehr das Auge des Beschauers entzückte.

Und abermals, wie zu Bischof Werner's Zeiten, eilte wieder Alles herbei, von nah und fern, voller Eifer und Andacht. Bis

aus Oesterreich und aus andern fernen Ländern kamen die Fuhrleute nach Straßburg, die da, um Gottes willen und Unserer Lieben Frauen zu Ehren, die Steine aus des Werkes Grube holten und dem Bauplatze zuführten.

Im ganzen Lande gab man den Amtleuten und den Geistlichen Büchsen, um die Steuern einzusammeln. An jedem der Festtage Mariä forderten die Pfarrherren, von der Kanzel herab, ihre Beichtkinder auf zur Steuer, und mahnten sie, je nach ihren Kräften, Unserer Lieben Frauen beizustehen an ihrem Baue. Und wann die Büchsen voll waren, da brachten sie die Geistlichen auf Unser Lieben Frauen Werk nach Straßburg, wo der Schaffner die Sammler erquickte mit Speise und Trank. Sodann kehrten sie nach Hause zurück mit den leeren Büchsen, um diese hernach abermals zu bringen, wann sie neuerdings gefüllt sein würden.

Ebenso gedieh der Ablaß allen Denjenigen, welche um Pfingsten oder zu den vier Frauenfesten Steine, Holz, Wein oder Korn herbeiführten zum Dombaue. — Allen diesen, den Leuten, den Wägen und Pferden, ertheilte auch der Rath zu Straßburg Friede und Sicherheit, zwei Tage vor und zwei Tage nach den Festen, zur Herreise und zur Heimkehr, die Mörder allein ausgenommen und Diejenigen, welche sich in der Stadt offener Acht befanden.

Und da war es denn auch jedesmal ein Drängen und Rennen und ein Jagen und Rasseln mit Leuten, Rossen und Kärchen, daß die Straße, von dem Kronenburgerthore an bis zur Steingrube Unserer Lieben Frauen im Kronthale, dicht angefüllt war. Auch dieses Mal wieder, wie zu Bischof Werner's Zeiten, wollte Jeder in seiner Opferwilligkeit es dem Andern zuvorthun, ein Jeder wollte der Erste sein in der Steingrube, und sodann auch der Erste zurückkommen zum Münster mit seiner Ladung.

Der Erste aber, der aus dem Kronthale auf der Baustätte anlangte, das war ein wackrer Müller. Hoch zu Roß ritt er auf dem Frohnhofe an, mit fröhlich triumphirender Miene, und ließ den gewaltigen Felsblock, den er herbeigeschleppt hatte, abladen bei der Steinhütte.

Lauter Jubel begrüßte den eilfertigen Müller.

Und allsobald machte sich einer der Steinmetzen an's Werk, und aus diesem ersten Quaderstücke schnitt er, zum Angedenken mit kunstgeübter Hand des Müllers stattliche Gestalt, wie derselbe, soeben, auf seinem wiehernden Gaule, beim Münster angeritten war. — —

Und heutzutage noch soll oben an einem der großen Pfeiler, welche die Vorderseite des Münsters und oben drüber den Riesenthurm tragen, der wackere Müller prangen, mit seinem krausen Haare, im rothen Rocke, auf seinem Schimmel sitzend, den er mit zierlicher Hand am Zügel hält und regiert.

Und Jahrhunderte hindurch wies man den Fremden, unter andern sogenannten Wahrzeichen im Innern des Münsters, das Reuterlein droben an der Säule, und pries denselben gebührend den frommen Eifer des braven Müllers, der einst den ersten Stein herbeiführte zu Erwin's glorwürdigem Vorderbau. —

---

91. Die Bildsäule eines großen Wohlthäters.

Zu Lyon in Frankreich wurde am 17. September des Jahres 1849 die Bildsäule des berühmten Johann Kleberger (geboren zu Nürnberg 1468, gestorben zu Lyon am 6. September 1546) feierlich eingeweiht.

Dieser Nürnberger hat sich bei der Bevölkerung von Lyon durch seine Wohlthaten ein Andenken bewahrt, das alle Stürme der Revolutionen überdauert. Die arbeitenden Klassen haben ihm, dem ersten Stifter des Hospitals „de la Charité," insgemein „l'homme de la Proche" genannt, schon im sechzehnten Jahrhundert auf einem Felsen des Cai Burgneuf ein hölzernes Standbild errichtet, das von ihnen am 23. Juni 1828 zum dritten Male hergestellt worden war und nun in eine lebensgroße Bildsäule aus weißem Stein von der Hand des jungen Lyoner Bildhauers Bonnaire verwandelt ist; die durch zwei Denkmünzen erhaltene Büste Kleberger's diente dem Künstler als Modell.

Kleberger war auch als Krieger ausgezeichnet; er hatte in der Schlacht bei Pavia dem Könige Franz I. das Leben gerettet.

Aber hier ist er dargestellt, wie er in einer Hand eine Börse, in der andern sein Testament hält, in welchem sich ein ansehnliches Vermächtniß für das bereits erwähnte Hospital befindet.

Eine Deputation aus sämmtlichen Handwerkergilden zog an der Spitze des Festzugs, dem alle Behörden beiwohnten; die Bildsäule, mit Draperien geschmückt, war auf einen Wagen gesetzt und wurde in der ganzen Stadt herumgefahren.

Unter dem Volke lebt Kleberger unter dem Namen als der „gute Deutsche." —

---

92 — 94. Die Gürtel-Bruderschaft des heiligen Thomas von Aquin.

(Auszug aus: Das Leben des Heiligen von Dr. Dominikus Mettenleitner.)

1. Die wundersame Kindheit des Heiligen.

In der alten Landschaft von Lavoro, beinah' gleichweit von Rom und Neapel entfernt, aber doch in dem Königreiche, dessen Hauptstadt letztere ist, liegt die kleine Stadt Aquino, deren Namen durch einen der größten Heiligen und großartigsten Geister des

Christenthums so berühmt geworden ist. Sie liegt im Mittelpunkt einer weiten fruchtbaren Ebene, welche in der Sprache des Landes Campagna felico heißt und auf allen Seiten von größtentheils nackten und unfruchtbaren Bergen eingeschlossen ist.

Auf der Spitze des in die Ebene am weitesten vorgerückten und mit Recht Rocca-Secca genannten Felsen ragte vor Alters ein Schloß gleichen Namens hervor, dessen Ruinen noch Zeugniß geben von seiner früheren Größe. Dieses Schloß gehörte der edlen und mächtigen Familie der Grafen von Aquino, welche zugleich Herren von Loretto und Belcastro, und ursprünglich unter dem Namen der Grafen von Sommaclo bekannt waren.

Aus diesem Geschlechte heirathete der Graf Landulf die Theodora von Theato aus der berühmten Familie Caraccioli. Sie stammte von jenen normannischen Fürsten ab, welche vor zwei Jahrhunderten aus ihrer kalten Gegend im Norden abgezogen waren, um sich unter dem schönen Himmel von Neapel und Messina ein Reich zu gründen, und deren tapferes Schwert nach Vertreibung der Saracenen und Griechen sich in der Folge vor dem wehrlosen Bischofe der ewigen Stadt gebeugt hatte.

Als die Gräfin Theodora, eine durch ihre Ahnen und ihre Tugenden gleich edle Frau, auf ihrem Schlosse verweilte, kam zu ihr ein ehrwürdiger Greis, Namens Bonus. Dieser Mann, noch besser als sein Name durch seine Frömmigkeit, führte mit einigen Genossen auf dem nahe gelegenen Gebirge Rocca-Secca ein einsiedlerisches Leben, und wurde von allen Bewohnern dieser Gegend für „heilig" erachtet. Er sprach zu Theodora: „Gräfin, freue dich, denn du wirst einen Sohn gebären, der während seines Lebens einen solchen Glanz der Wissenschaft und Heiligkeit verbreiten wird, daß ihm in diesem Jahrhundert kein Mann nahekommt, den man mit ihm vergleichen könnte; du sollst ihm den Namen Thomas geben!" — Die fromme Gräfin fiel auf ihre Kniee nieder und erwiederte: „„Ich bin nicht würdig, einen solchen Sohn zu haben; doch geschehe mir nach dem Willen Gottes!""

Theodora, Mutter geworden, vergaß nicht eines Befehles, den sie mit so großartigen Voraussagungen empfangen hatte. Ihr Kind wurde in der heiligen Taufe „Thomas" genannt, was so viel als „Schlund" oder „Abgrund" bedeutet. — Die ganze Zukunft des Kindes war in diesem Wort enthalten! — Es geschah dieß gegen das Ende des Jahres 1226. Der Heilige war also gerade in dem Jahre geboren, das den heiligen Franziskus von Assisi in das Grab und den heiligen Ludwig auf den Thron Frankreichs steigen sah.

Und kaum ist Thomas geboren, so wacht auch schon der Blick des Himmels über ihm, und beleuchtet ihn so zu sagen mit seinen Strahlen. — Eines Tages schlägt der Blitz in einen Thurm des Schlosses, in welchem sich der Knabe in diesem Augenblicke befand; er tödtet seine Schwester neben ihm; den Knaben aber verschont er. — Mehrere Male bemerkte man eine schimmernde Krone auf seiner ruhigen und reinen Stirn, und daß aus diesem jungen Haupte Lichtstrahlen hervorschossen, welche es später über die ganze Welt verbreiten sollte. —

Als Theodora sich eines Tages zu Neapel mit anderen Damen in's Bad begab, ließ sie den Knaben durch die Amme nachtragen. Diese gewahrte nach geraumer Zeit, daß Thomas in seiner Hand ein Blättchen Papier hielt, ohne daß sie begreifen konnte, wie er es an diesem Platze gefunden hatte. Sie versuchte die Hand des Knaben zu öffnen; dieser jedoch vertheidigte sich mit seinen Thränen. Man mußte ihn im Besitze dieses sonderbaren Schatzes lassen und ihn nach Hause bringen, ohne daß er auf eine Minute die Hand öffnete. Dieser ungewohnte Widerstand reizte indeß die Neugierde der Gräfin, und sie öffnet die Hand ihres Sohnes ungeachtet seines Schreiens und Jammerns. Das Papier aber enthielt nichts Anderes als die Worte des englischen Grußes: „Ave Maria! Gegrüßt seist du Maria!“ —

2. Die Verleihung des Gürtels.

Dieser fromme Knabe wurde ein noch frömmerer Jüngling, der den Grafen Graf sein ließ und wider den Willen seiner Familie als Novize in den Orden der Dominikaner trat.

Die Kunde hiervon verbreitete sich schnell in ganz Neapel, und die Ordens-Wahl eines so hoffnungsreichen jungen Grafen versetzte alle Welt in Erstaunen, seine Angehörigen aber in eine furchtbare Entrüstung. Man bot Alles auf, ihn der Welt zu erhalten. Der Name „Bettel-Mönch“ erschien der Familie als etwas Entsetzliches.

Die Dominikaner schickten ihn zu seiner Sicherheit nach Rom, wo er mit großer Freude in dem berühmten Convente zur heiligen Sabina aufgenommen wurde.

Aus Furcht, auch hier könne Thomas der heiligen Einsamkeit entrissen werden, sandte man ihn nach Paris, damit durch diese weite Entfernung seine Verfolger entmuthigt würden, und zugleich er, der Novize, auf der ersten Universität der Welt seine Studien fortsetzen sollte.

Trotz aller Vorsicht — wurde er auf der Reise nach Paris von seinen Brüdern aufgefangen. Raynald befehligte nämlich mit seinem Bruder Landulf eine jener schrecklichen kaiserlichen

Legionen, welche damals die Lombardei verheerten. Man sperrte ihn, wie einen Verbrecher, in einen Thurm des väterlichen Schlosses. Und seine eigenen Brüder, nachdem sie gegen ihn allen möglichen Spott, Vorwürfe und schlechte Behandlung versucht hatten, zerrissen ihm sogar das ehrwürdige Ordenskleid, den Gegenstand seiner Liebe und ihres Hasses, um ihn dadurch zu nöthigen, zur Bedeckung seiner Blöße jene weltlichen Kleider wieder anzuziehen, die er mit so großer Verachtung an des Klosters Pforte hinweggeworfen hatte.

Ein letzter Sturm war indeß noch übrig, welchen die Welt gegen den heiligen Beruf des Jünglings wagte. Er sollte eine jene Versuchungen erfahren, welche gar oft die stärksten Thürme einstürzen, die Härte des Steines brechen und die Cedern Libanons entwurzeln läßt. Es bereitete sich für ihn einer der schrecklichsten Kämpfe vor, wo man viele Kämpfer, aber wenige Sieger findet!

Auf Veranlassung seiner Brüder wurde ein sittenloses Weib, überschwänglich mit Allem ausgerüstet, was ihr den Sieg der Hölle etwa sichern konnte, in die Kammer gebracht, in welche Thomas allein eingeschlossen war. Der Kampf jedoch gestaltete sich so, wie er sein mußte, um zum Sieg und Ruhm des Streiters Christi zu enden; er war nämlich kurz und entschieden. Waffenlos schafft sich seine Gottesfurcht und Standhaftigkeit eine neue Art von Waffen. Er erhebt seine Augen zum Himmel empor, nimmt ein brennendes Scheit Holz aus dem Kamin, schlägt gewaltsam die Unglückliche zurück und verfolgt sie, bis sie aus seinen Augen verschwand. Dann zeichnet er mit dem nämlichen Feuerbrand, dem Werkzeug seines Sieges, ein Kreuz an die Mauer seines Gefängnisses, fällt auf die Kniee nieder, giebt Gott die Ehre ob dieses Sieges und erneuert in diesem glorreichen Zustande das Gelübde, welches ihn gänzlich dem Herrn weihte. —

Während er noch betete, befiel ihn ein sanfter Schlaf. Engel schwebten vom Himmel herab und besuchten ihn in dieser Ekstase der Jungfräulichkeit. Und nachdem sie den unbefleckt gebliebenen Jüngling begrüßt und ihn ob seines hohen Sieges beglückwünscht hatten, umgaben sie seine Lenden mit dem **Gürtel** der göttlichen Kämpfe, indem sie zu ihm sagten: „Wir kommen zu dir im Auftrage Gottes, dir die Gabe der beständigen Jungfräulichkeit, deren unwiderrufliche Gnade er von diesem Augenblick an dir gewährt, zu überbringen!"

Aber Thomas wurde nicht ohne lebhaftes Schmerzgefühl, das ihn plötzlich zum äußern Leben zurückrief, zum Ritter des Himmels und der Keuschheit gewappnet. — Auf das unfreiwillige Seufzen, das er bei seinem Erwachen vernehmen ließ, eilten seine Wächter

herbei. Er schickte sie jedoch wieder fort, indem er sich wohl hütete, diesen rohen Menschen etwas von der ihm soeben zu Theil gewordenen besonderen Gnade zu sagen.

Seine tiefste Demuth beobachtete auch während seines ganzen Lebens darüber unbedingtes Stillschweigen.

Erst bei dem Herannahen seines Todes entdeckte er das Geheimniß dem Pater Renaud, seinem Beichtvater und innigsten Freund. Er bekannte bis in's Einzelnste die Erbarmungen des Herrn, indem er ihm erklärte: seit dem Tage des Kampfes und Sieges habe ihn der himmlische Gürtel gegen jene für den Christen so gefährlichen Versuchungen und Eingebungen des Satans geschützt, welche der große Apostel Paulus trotz seiner hohen Offenbarungen und unermeßlichen Arbeiten immerfort empfunden hatte. (2. Kor. 12, 7.)

3. Die Gürtel-Bruderschaft oder die englische Streitmacht.

Der wunderbare Gürtel, welchen Sanct Thomas von Aquin von den Engeln erhalten hatte, und den er bis zum Ende seines Lebens trug, wurde von Johann von Vercelli, dem sechsten General des Ordens, dem Hause der Dominikaner zu Vercelli in Piemont übergeben.

Rom hat seitdem sein Verlangen nach dem Besitze dieses ehrwürdigen Kleinods ausgedrückt; aber die Familie des heiligen Dominikus glaubte ihn den Bitten der Päpste verweigern zu müssen; was aber diese — unter Andern Innocenz X. in einem Breve vom 21. März 1654 und Benedikt XIII. in einer Bulle zu Gunsten der Universität Toulouse im Jahr 1725 — doch nicht abgehalten, die fromme Bruderschaft, wozu er die Veranlassung gegeben hatte, mit den kostbarsten Gnaden zu bereichern.

Nach dem Muster dieses Gürtels wurden bald danach ähnliche, durch das Andenken an den heiligen Thomas von Aquin und die Segnungen der Kirche geheiligte Gürtel gefertigt. Sie wurden das unterscheidende Kennzeichen und gleichsam die mächtige Waffe einer neuen religiösen Verbrüderung, die „englische Miliz“ oder die „englische Streitmacht“ genannt, deren Zweck war, den heiligen Schatz der Reinheit entweder zu bewahren, oder, war er verloren gegangen, ihn wieder zu erwerben.

Diese heilige, für den Sieg des Geistes über das Fleisch bewaffnete Legion verbreitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit über alle Gegenden Europas und hat sich bis auf unsere Tage erhalten. — Mehrere Jahrhunderte hindurch sah man in der That Männer und Frauen aus allen Ständen, von jenen an, deren Reichthum die Neigungen begünstigt, bis zu Jenen herab, deren Armuth die Leiden-

schaften fast nicht zu besiegen vermag, unter die Insignien dieser schönen und keuschen Miliz sich schaaren. Könige und Königinnen rechneten es sich zur Ehre, den Gürtel des heiligen Thomas von Aquin zu tragen; zumal die Studirenden aller Universitäten trugen ihn häufig. Und wer könnte aufzählen die herrlichen Siege, die durch ihn sind errungen worden, und alle die Tugenden, die der wohlbeschützten Jungfräulichkeit gar herrlich entkeimten? —

Bewunderungswürdiger Jüngling, heiliger Thomas von Aquin! der, das Wort des heiligen Augustinus verwirklichend, Liebe durch Liebe besiegte und Feuer durch Feuer vertrieb: ihm wurde in allen Schulen der Welt eine zahlreichere geistliche Nachkommenschaft als die irdische Abraham's gegeben, und wird ihm gegeben werden bis an das Ende aller Tage! —

---

95. Die Roms-Bruderschaft zu Dudingen.

In seinen Erinnerungen an die Schweiz schreibt Louis Veuillot:

Wenn du, lieber Leser! vielleicht eines Tages nach Dudingen in der Schweiz kommst, so wäre es möglich, daß du dich mitten in eine rührende Feierlichkeit versetzt fändest. Die Glocken schlügen mit lautem Rufe zusammen, und du erblicktest in der Kirche eine Versammlung von Menschen in Sonntagskleidern, und unter ihnen Einen mit einem zufriedneren, vielleicht auch ernsteren Gesichte, sowie in dem Haufen der Zuschauer einige besonders frohe oder auch betrübte Physiognomien.

Dieß ist die „Roms-Bruderschaft!" — So heißt hier nämlich eine gar fromme und anmuthige Sache; denn die Roms-Bruderschaft ist eine Verbrüderung aller Einwohner des Orts, die einmal nach Rom gepilgert sind. — Kommt nun Einer von dort zurück, so versammeln sich Alle vor dem Altar, um Gott zu danken, daß er den Pilger glücklich zurückgeführt hat; oder um den Schutz der Engel für Den zu erflehen, der, den Wanderstab in der Hand und schon halb auf dem Wege, noch einmal und zum letzten Male mit seinen Verwandten und Freunden betet. Dieß Gebet ist heiß und gläubig, und getreulich wird es der Pilger ihnen zurückgeben, wenn er das Ziel seiner Reise erreicht hat. Der Gang ist aber auch bedenklich genug, und Verwandte und Freunde wissen dieß wohl. Gewöhnlich ist dem Pilger das Land, welches er zu durchwandern hat, gänzlich unbekannt; Sprache, Sitten, Wege sind ihm fremd; Geld fehlt gleichfalls. Indessen was liegt daran? Er folgt getrost

dem Stern der Frömmigkeit, der ihn leitet und schützt, der Stella maris, und er wird glücklich ankommen. Am Ostermorgen wird er müde, staubbedeckt, mit geschwollenen, wunden Füßen, aber freudigen Herzens, auf den Marmorstufen von St. Peter hingestreckt, den höchsten Segen erwarten, der über die Stadt, über die Welt, über ihn selbst ausgesprochen wird. Und nur Wenige von Jenen, die ihn bei dem Zeichen der Kanonen und Trompeten mühsam sich erheben und niederknien sehen, mögen in ihrer Seele eine so lebhafte Freude und eine so feste Hoffnung fühlen, und so süße Erinnerungen in die Heimath zurückbringen.

Rührend lauten die Abschiedsgebete der Roms-Bruderschaft, und sind folgenden Inhalts:

Die Genossen sprechen: „Zieh' hin, Bruder, wohin auch wir gezogen sind! Laß dich nicht irre machen durch Regen, Sonnenschein und Sturm; nicht durch Unwetter und böse Menschen! Werde nicht muthlos, befürchte nichts, denn du findest Gott auf deinem Wege, du findest ihn am Ziele deiner Reise, du findest ihn bei deiner Rückkehr in die Heimath! Er ist aller Orten mit seinem getreuen Diener; seine Engel werden dich unterstützen, wenn du ermüdet bist, die gütige Mutter Gottes wird dich aufheben, wenn du fällst! Ziehe hin, Bruder, unsere Gebete folgen dir täglich; du aber, wenn du in der großen Kirche bist, bete auch für uns!" —

Der Pilger: „„Nichts kann mich aufhalten, als der Wille des Himmels! Indessen betet für mich, Brüder, alle eure Gebete sollen euch getreulich zurückgegeben werden!"" —

Die Mutter: „Heilige Mutter Jesu, es ist mein Kind, das von mir zieht, verzeihe mir meine Thränen! Ich bin betrübt, aber ich lasse es ziehen, und vertraue auf dich, denn jetzt bist du allein seine Mutter! Jeder Wanderer ist verwaist auf dieser Welt, und bis zur Heimkehr hat er keine andere Mutter, als dich! Dir übergebe ich ihn, wache über ihn!" —

Der Pilger: „„Ich gehe, um für die Seele meines Vaters, um für dich und meine Schwester zu beten! Ich werde meinen Weg beschleunigen, ich werde bald wieder kommen, besser und befestigt in der Liebe Gottes! Darum tröste dich, du wirst gesegnet werden in deinen Kindern, dieß fühle ich im Innersten meines Herzens!"" —

Die Schwester: „Mein Gott, der du die Kinder Israels trockenen Fußes durch die tückische Meeresfluth ziehen ließest, der du den königlichen Magiern durch einen leuchtenden Stern den Weg zu dir zeigtest: schenk' auch ihm eine glückliche Reise, ruhige und freundliche Tage, damit er unter der Führung deines heiligen Engels den Ort seiner Sehnsucht erreiche, und zuletzt in dem Hafen des ewigen Lebens aufgenommen werde!" —

Der Pilger: „„Heilige Jungfrau Maria! Du weißt, wie oft ich dir dieselben Wünsche und Gebete für meine Schwester dargebracht, die sie jetzt für mich darbringt! Immer habe ich an den Füßen deiner Altäre ihren Namen ausgesprochen! Erhalte sie rein, demüthig, ergeben in den Tagen der Prüfung; behüte ihre Unschuld, ihren Frieden, und mache, daß sie stets alle Blüthen von ihrem weißen Kranze bewahre, um sie dir in dem Himmel zu übergeben!““ —

Ein Genosse: „In der einsamsten Gegend von Rom wirst du ein Denkmal in Trümmern sehen, hoch, weit, unermeßlich wie einer unserer Berge, wenn man ihn aushöhlte, um ganze Kriegsheere in ihm zu verbergen. Du wirst hineintreten; und vor dem dürftigen Kreuze von Holz, das in der Mitte des Denkmals aufgerichtet ist, knie nieder und bete für mich fünf Vater unser und fünf Ave Maria als Dankgebet! Denn als ich eines Tages von schlimmen Gedanken gequält, die mich fortwährend bedrängten, also, daß mir das Gesetz des Herrn allzustreng erschien, hier umherwandelte, fiel es mir ein, vor jenem Kreuze zu beten, und sogleich schenkte mir Gott den alten Muth wieder. Eine Stimme sprach in meiner Seele: „„Die am meisten litten, sind die Glücklichsten!““ und seit jener Stunde trage ich alles Wehe leicht und getröstet!“ —

Der Pilger: „„Wie heißt jenes Denkmal?““ —

Der Genosse: „Ich weiß es nicht, du wirst es aber bald erkennen, denn nie wurden solche Steinmassen von Menschenhänden zu einem Werke verwendet!“ —

Der Pilger: „„Ich werde dahin gehen und dort für uns beten!““ —

Die Genossen: „Gott möge dich geleiten und wieder zurückbringen! Pilger, unsere Gebete folgen dir täglich! Und wenn du in der großen Kirche bist, bitte für uns!“ —

Die Mutter: „Mein vielgeliebtes Kind, Gott gebe dir gute Witterung und milden Sonnenschein!“ —

Die Schwester: „Möge der allmächtige und barmherzige Gott meinen Bruder auf dem Wege des Heils leiten; möge der Engel Raphael und sein heiliger Patron ihn nicht verlassen bis zur Heimkehr, damit er gesund, freudig und im Frieden unser Haus wieder betrete!“ —

Der Pfarrer: „Scheide, mein Sohn; ich segne dich im Namen des allmächtigen Gottes!“ —

Der Pilger: „„Nichts kann mich aufhalten, als der Wille des Himmels; indessen betet für mich, meine Brüder! Alle eure Gebete sollen euch getreulich zurückgegeben werden!““ —

Der Pfarrer, die Mutter, die Schwester, die Genossen: „Herr! zeige ihm deine Wege, lehre ihn deine Pfade!“ — —

Nach diesen Segens-Wünschen wird der neue Pilger, der dagen Rom zieht, in Liebe entlassen. —

---

96. Die Bruderschaft auf dem Arlberge.

Ein rührenderer Zug von echter Seelenerhabenheit und aufopfernder Sorge für die Noth des Nächsten, als Heinrich's, des Findelkindes von Kempten, findet sich schwerlich in den Jahrbüchern der christlichen Menschenliebe; vielleicht nur im Morgenlande unter den ersten Bekennern unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Hören wir, wie der einfache Natursohn seine That erzählt:

„Ich, Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Maier von Kempten, der verdarb wegen Bürgschaft. Der hatte neun Kinder und ich, Heinrich Findelkind, war das zehnte. Da that er uns halb aus dem Hause, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich, Heinrich Findelkind, zu zweien Priestern, die wollten nach Rom; mit denen ging ich über den Arlberg und wir kamen zu Jacklein über Rhein. Da sprach Jacklein: „Wo wollt ihr mit dem Knaben hin?“ Da sprachen die Herren: „„Er ist zu uns kommen auf dem Felde.““ Da sprach Jacklein: „Wollt ihr ihn hier lassen, daß er uns die Schweine hüte?“ Da sprachen sie: „„Was er thut, ist uns lieb.““ Und er dingte mich und gab mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bei dem genannten Jacklein zehn Jahre und ging mit ihm zur Kirche in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viel Leute, die waren auf dem Arlberg in dem Schnee verdorben; denen hatten die Vögel die Augen ausgefressen und die Kehlen ab. Das erbarmte mich, Heinrich Findelkind, so sehr, und ich hatte fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da rufte ich, und sprach: ob Jemand nehmen wollte die fünfzehn Gulden und einen Anfang anheben, auf dem Arlberg zu bauen, daß die Leute nicht so verdürben? Das wollte Niemand thun; da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den lieben Herrn Sanct Christophel, der ein großer Nothhelfer ist, und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdient hatte, und den ersten Winter half ich sieben Menschen mit dem heiligen Almosen. Seitdem haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen, daß ich und meine Helfer des Lebens gerettet haben fünfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im Anfang des Jahres 1386 am Tage Johannis des Täufers.“ — —

Der Segen des Herrn folgte einer so frommen Johannis-Feier und erweckte christliche Gemüther zur Nachahmung.

Heinrich durchzog bittend Deutschland, Böhmen, Polen und Kroatien. Leopold, Herzog von Oesterreich, welchem der arme Knecht Heinrich seine Bitte vortrug, „ein Haus auf dem Arlberg zu bauen, damit die armen Leute Herberge hätten, wenn sie vor Unwetter oder Krankheit nicht weiter kommen könnten,“ gab Beihilfe und Erlaubniß, weil viel guter Dinge von einfältigen Leuten angefangen worden, und ermahnte in einem offenen Briefe, Grätz, den 27. December 1386, alle Nahegesessenen und Reisenden, sich dem Werke mit zu unterziehen. Er selbst und noch drei fürstliche Paare desselben Stammes verbrüderten sich mit der Versicherung eines jährlichen Beitrages und ließen ihre Wappen prächtig in das pergamentene Brüderbuch hineinmalen, welches bis zum Jahr 1414 viele der edelsten Geschlechter Deutschlands aufführt; siebzehn Bischöfe gaben reichliche Steuer oder geistliche Vortheile der St. Christophels-Kapelle, welche in der Elenden-Herberge entstand. — Wenn Heinrich um Beisteuer bat, redete er also: „Liebe Kinder, ihr sollt mir Almosen geben auf den Arlberg zu Weg und Steg und zu einer Herberge, darin man beherbergt Arm und Reich, und aus dem ich mit meinen Knechten, jeglicher mit vier Schneereifen, alle Abende ausziehe und rufe, und wen wir im Schnee finden, den tragen wir in die Herberge und geben ihm Almosen.“

Also ward, wie auf dem St. Bernards-Berg durch die frommen Mönche, eine Brüderschaft gestiftet, deren zwei Brüdermeistern die Pflicht auferlegt war, jährlich vor dem Winter das Gottes- und Gasthaus zu besichtigen, dem Oberbrüdermeister zu berichten, damit bei Zeiten vorgesorgt würde. Der Bruderwirth auf dem Berge wird gehalten, jedem Reisenden über gute und böse Wege Auskunft zu ertheilen, dem Reichen Speise und Trank gegen Bezahlung, dem Armen umsonst zu reichen. Jedem pilgernden Priester ward gestattet, bei St. Christophel Messe zu lesen für die Seelen verstorbener Brüder und Schwestern, und dafür an Speise und Trank achtzehn Kreuzer zu erhalten. Beim Ave Maria Abends und Morgens mußte im Winter und bei Unwetter der Wirth sammt einem Knecht mit vier Schneereifen, einem Krug Wein und einem Stück Brod abwärts zu den abgesteckten Stangen gehen, viermal mit lauter Stimme rufen, und sobald er einen Hilfsbedürftigen wahrnahm, ihn der Herberge zuführen, laben und speisen. — Alles, was sich das Jahr über zutrug, mußte der Wirth dem Pfarrer zu Zambs, als nächstem Brudermeister, anzeigen.

Bis in die neuesten Zeiten, in welchen die Landespolizei sich der Straßen und Wege annahm, ward durch eine freiwillige Gesellschaft, ohne Geheiß als durch das Gebot christlicher Liebe, vielen Tausenden Hilfe und Rettung bereitet. Aber bis auf das Jahr 1790 gedachte man nicht des Namens eines Wohlthäters, dessen Grab ein Wallfahrtsort für Freunde des Menschenwohls zu sein verdient. —

97. Die Bruderschaft zur Enthauptung des heiligen Johannes zu Rom.

(Von P. Maria Joseph von Geramb.)

Unter den frommen Anstalten, welche die Hauptstadt der Welt zieren, und daselbst in seiner ganzen Pracht den Geist der Liebe, welcher das unterscheidende Merkmal des Katholicismus ist, glänzen lassen, befindet sich auch eine — ausschließlich zum Beistande für die zur Hinrichtung verurtheilten Missethäter bestimmt. Diese religiöse Anstalt heißt: „Erzbruderschaft zur Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers.“ Sie besteht aus frommen Leuten, sowohl Geistlichen, als Weltlichen, und die Päpste haben sie — in Erwägung der Dienste, welche sie diesen Unglücklichen leisten, mit vielen Privilegien und Ablässen begabt. —

Am Vorabend der Vollstreckung des Urtheils machen die Mitbrüder in allen Theilen der Stadt einen schriftlichen Anschlag, mit dem Bedeuten: in ihrer Kirche bleibe das Allerheiligste ausgesetzt, und die Gläubigen seien zum Besuche eingeladen, um für die Schuldigen einen gnadenvollen Uebergang in die Ewigkeit zu erflehen. Sie theilen die nämliche Nachricht allen Klöstern mit und laden sie zum gleichen Zwecke ein; endlich durchlaufen sie in einen Sack gehüllt, mit einer Börse in der Hand, die Stadt, und das Almosen, welches sie erhalten, wird dazu verwendet, um für die Ruhe der Seele des Hingerichteten heilige Messen lesen zu lassen.

Um von Allem, was bei dieser Gelegenheit vorgeht, nichts zu verschweigen, will ich bis auf die Mittheilung zurückgehen, welche der Gerichtshof am Vorabend vor der Hinrichtung dem Oberaufseher der Bruderschaft vom heiligen Johannes macht, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß am folgenden Tage zu einer bestimmten Stunde, an einem bestimmten Orte eine Hinrichtung von einem oder mehreren Verurtheilten stattfinden werde.

Sobald der Oberaufseher diese Nachricht erhält, ladet er vier oder fünf Mitbrüder ein, unter denen ein Priester sein muß, sich

am Abend in die Kirche des heiligen Johannes und von da in die neuen, nicht gar weit davon entfernten Gefängnisse zu begeben. Zur bestimmten Stunde sagen die vereinigten Brüder vor dem Altar einige Gebete her, um den Beistand Gottes in der peinlichen Dienstleistung, die sie vorhaben, anzuflehen. Hierauf gehen sie paarweise aus der Kirche, und begeben sich unter Vortragung von Laternen im Stillen nach dem Gefängnisse, wo sie von den Bediensteten der Regierung empfangen werden. Nach ihrem Eintritt begeben sie sich sogleich in die Kapelle, die man Contortesia, oder „Ort der Stärkung“ nennt, legen ihren schwarzen Sack an und umgürten sich mit einem aus Hanf gedrehten, groben Stricke. Der Kapellan weiht dann das Wasser, und nachdem er sie damit besprengt, gehen sie in ein Zimmer, wo der Aufseher einem jeden Bruder die Verrichtung anweist, die gerade ihm obliegt. Zwei nehmen den Namen der „Beiständer“ an; sie haben sich ganz vorzugsweise mit den geistlichen Bedürfnissen zu beschäftigen, der dritte übernimmt die Verrichtung des Meßners und der vierte schreibt in einem dazu bestimmten Buche mit der größten Ausführlichkeit, ohne das Mindeste zu verschweigen, Alles auf, was während dieses Beistandes vorgeht, das heißt, von dem Augenblick an, an dem der Schuldige sein Urtheil vernimmt, bis zu dem, wo es vollstreckt wird. Diese in den Archiven der Bruderschaft aufbewahrten Bücher gehen weit zurück, und sind wegen der Eröffnungen, die sie enthalten, und wegen der Vorschriften für das Benehmen in verschiedenen Fällen sehr merkwürdig.

Nach diesen Vorbereitungen holen die Gerichtsdiener um Mitternacht den Verurtheilten aus seinem Gefängniß, binden ihm die Hände und führen ihn über eine geheime Stiege, die zur genannten Kapelle führt, hinauf. Im letzten Stockwerke dieser Stiege ist ein Saal, wo der Notar der Regierung ihm das Todesurtheil verkündigt. Kaum ist dieses Urtheil verkündigt, so zeigen sich ihm die beistehenden Brüder, umarmen ihn, und indem sie ihm das Bild Jesu des Gekreuzigten und der schmerzhaften Mutter vor die Augen halten, suchen sie ihm das Bittere des gefällten Urtheils durch alle Beweggründe, welche die Religion darbieten kann, zu mildern. — Dieser Augenblick ist gewöhnlich schrecklich! — Mehr betroffen über das verkündete Urtheil, als von den Tröstungen gerührt, die man ihm giebt, ist der Unglückliche in Unruhe und Betrübniß, und nicht selten in heftigen Zuckungen. Die Beiständer verdoppeln dann ihre Sorgfalt, sie geben ihm lindernde Mittel, und wenn sie seinen Körper erholt und seinen Geist ruhig sehen, so benützen sie diesen Zustand, um ihm Gedanken an das Seelenheil beizubringen und ihn auf eine gute Beicht vorzubereiten. Man fragt ihn um die vorzüglichsten

Sätze der Religion, um zu sehen, ob er genugsam über Das unterrichtet, was zu wissen nothwendig ist. Man vermeidet indessen durch allzulanges Zureden Den zu ermüden und abzuschrecken, den man erquicken und trösten soll; man zieht sich einen Augenblick zurück und läßt ihn allein. — Eine innere Stimme spricht alsdann zu seinem Herzen und die Reue erwirbt ihm die Gnade der Versöhnung. Wenn der Verurtheilte seine Beicht abgelegt hat, so verfügt er über seine noch übrigen Habseligkeiten, macht, wenn er will, sein Testament, und erklärt in demselben, daß er im Schooße der katholischen Kirche sterbe, daß er allen seinen Beleidigern verzeihe und den Willen habe, alles dem Nächsten etwa beigefügte Unrecht wieder gut zu machen.

Unterdessen sagen die in der Kapelle befindlichen Brüder abwechselnd Gebete her, um von der göttlichen Barmherzigkeit den Beistand zu erlangen, dessen der Verurtheilte bedarf, um mit Entschlossenheit in den Tod zu gehen und den letzten Seufzer im Frieden des Herrn auszuhauchen. Die Brüder beichten gewöhnlich ebenfalls in dieser Nacht, und nehmen während einer der heiligen Messen, welche vor Sonnenaufgang in der Kapelle gelesen werden, an dem Tische des Herrn Theil. Denn unter den von den Päpsten dieser Erzbruderschaft zum heiligen Johannes gewährten Privilegien ist auch das, zwei Stunden früher, als an den andern Tagen, die heilige Messe lesen zu dürfen. Wenn es nun der Verurtheilte verlangt, so läßt man vor Anbruch des Tages merhree Messen lesen; in einer derselben empfängt er die Wegzehrung, weil er in Berücksichtigung des Zustandes von Schwäche vor dem Empfange des heiligen Abendmahls einige Nahrung zu sich nehmen darf.

Je näher der verhängnißvolle Augenblick heranrückt, desto niedergeschlagener wird der Verurtheilte; sein Haupt senkt sich und seine Füße vermögen ihn nicht mehr zu tragen. Da verdoppeln die beistehenden Brüder ihren Eifer und ihre Liebe, und bieten Alles auf, damit er die Frucht der empfangenen Sakramente nicht verliere. Man betet deßwegen die Litanei aller Heiligen, besucht die Stationen des Kreuzweges, und wenn man im Begriffe wegzugehen ist, so fordert man ihn wiederholt zur Reue auf, und ertheilt ihm den päpstlichen Segen, mit vollkommenem Ablasse. Man segnet ihn überdieß mit einem Stücklein Holz vom wahren Kreuze. Während diese frommen Uebungen in dem Gefängnisse vorgenommen werden, hören die übrigen in der Kirche vereinigten Brüder eine Messe, nach welcher sie in der Stille paarweise in schwarzen Sack gehüllt fortgehen, um den Unglücklichen abzuholen und ihn zur Richtstätte zu begleiten. Vor ihnen wird zwischen zwei Kerzen ein großes Bild

von Christus dem Gekreuzigten, das mit schwarzem Tuch behängt ist, hergetragen. Der Gefangene steigt herab, und auf der Mitte der Treppe des Gefängnisses findet er ein Bild der heiligen Jungfrau, vor dem er niederkniet. Der beistehende Priester ermahnt ihn mit kurzen Worten, sich dieser Mutter der Barmherzigkeit zu überlassen. Der Verurtheilte erhebt sich, geht, und am Ende der Treppe findet er das Kreuz, welches auf dem Zuge zur Richtstätte den Mitbrüdern vorangetragen wird. Da läßt ihn derselbe Priester zum zweiten Mal stillhalten, zeigt ihm die Wunden des Erlösers und ruft ihm auf die rührendste Weise den unendlichen Werth dieses Blutes, und daß es für alle Menschen vergossen wurde, in's Gedächtniß zurück.

Es ist selten, daß die Verbrecher beim Anblick des nahen Todes nicht in sich gehen und die Strafgerechtigkeit Gottes, vor der sie nun bald erscheinen sollen, zu entwaffnen suchen; wenn es sich jedoch der Verstockte zum schrecklichen Ruhme rechnete, Gott nicht zu fürchten, wenn er den Beistand der Religion von sich wiese, und sich hartnäckig zu beichten weigerte — ach! was thun in diesem Falle die Mitbrüder? Sie bieten Alles auf, um dieses versteinte Herz zu rühren; lebendige Vorstellungen, gefühlvolle Ermahnungen, Thränen, Bitten werden angewendet; die Priester selbst werfen sich auf ihre Kniee und beschwören ihn, sich seiner Seele zu erbarmen, und sich nicht zu einem doppelten Tode zu verurtheilen. Um die verhärteten Sünder zu erschüttern und durch die Furcht vor dem Feuer der Hölle zur Reue zurückzuführen, brachte man sonst eine angezündete Kerze in ihre Hand; allein dieses Mittel wird nicht mehr angewendet, die Diener des Herrn wenden sich nur mehr an das Herz. Wenn sich der Unglückliche noch nicht ergiebt, so sucht man von der Regierung die Aufschiebung der Hinrichtung um einige Stunden zu erlangen, und während dieser Frist sucht man andere, durch Wissenschaft und noch mehr durch Heiligkeit ausgezeichnete Geistliche, damit sie, so viel es ihnen immer möglich, Alles anwenden, um über den Unglauben den Sieg zu erlangen. Gott segnet gewöhnlich diesen letzten Versuch, und Der, welcher durch seine Verhärtung die Umstehenden zittern machte, beruhigt sie endlich, indem er beichtet und alle Beweise einer wahren Reue giebt. —

---

98. Die Cathedrale zu Canterbury.

(Aus: Kunstreise durch England und Belgien von J. D. Passavant.)

Die Cathedrale zu Canterbury (seit der sogenannten Reformation dem Cultus der englischen Hochkirche dienend) steht auf dem Grund und Boden des Palastes des sächsischen Königs Ethel-

bert; er hatte ihn dem Mönch Augustin, seinem Bekehrer zum christlichen Glauben, geschenkt, um darauf eine Kirche nebst Kloster zu gründen. Nach der damaligen nordischen Sitte wurde diese Kirche in Holz erbaut; und erst nachdem sie durch die Verheerungen der Dänen viel gelitten hatte, baute sie, nach der Eroberung Englands durch die Normänner, der Erzbischof Lanfranc neu in Stein auf, den er von Caen in der Normandie hierher bringen ließ. Unter seinem Nachfolger Anselm wurde der Chor durch den Prior Conrad so sehr mit prächtigen Malereien und Verzierungen ausgeschmückt, daß dieser Theil der Kirche den Namen des „Glorious Choir of Conrad" erhielt. — Nachdem die obere Kirche im Jahre 1174 gänzlich abgebrannt war, wurde sie prächtiger als zuvor neu gebaut. Dazu trugen besonders die großen Einnahmen bei, welche die Bulle eines Ablasses bewirkte, der wegen des Martyrtods des heiligen Erzbischofs Thomas Becket der Kirche zu Theil wurde. — Im Jahre 1379 fing man an, die Kirche um das Doppelte zu vergrößern, indem man den westlichen Theil nebst dem mittleren hohen Thurm erbaute, wodurch dann das Gebäude seine gegenwärtige Gestalt erhielt.

Von dem alten Bau ist noch die unterirdische Kirche des Chors übrig; sie ist sehr niedrig und ruht auf kleinen Säulen, auf welchen sich Bogen wölben gleich denen aus dem zehnten und elften Jahrhundert in Deutschland. Den Fußböden der Basiliken Roms nachgeahmt, ist hier ein Stück des Bodens von weißem Marmor, Porphyr und Serpentin; dergleichen trifft man auch in andern alten Kirchen Englands und im Dom zu Aachen. —

Der östliche oder ältere Theil der Kirche ist einer der schönsten Ueberreste der normännischen*) Bauart in England. Das mittlere Schiff ruht auf massiven runden Säulen im Geschmack des zwölften Jahrhunderts; diese sind durch Spitzbogen verbunden, darüber erhebt sich der obere Theil mit Säulchen von schwarzem Marmor, wovon immer drei zu Einem Bündel vereint, mit Reifen in der Mitte des Schafts verziert und durch runde Bogen verbunden sind.

Ein prächtiges steinernes Gitter im Spitzbogenstyl vom Jahre

---

*) Die ältesten christlichen Kirchen in England wurden unter der Herrschaft der Angelsachsen in dem Rundbogenstyl erbaut, den wir den „byzantinischen" nennen und der in England der „sächsische" heißt.

Der darauf folgende Uebergangsstyl heißt in England „die Bauart der Normänner," da er unter deren Herrschaft in Aufnahme kam. — Schlankere Verhältnisse, die öftere Anwendung des Spitzbogens und eigenthümliche Verzierungen mit sich durchkreuzenden Bogen-Stellungen unterscheiden ihn besonders von der „sächsischen" Bauart. —

1304 trennt die alte und neue Kirche; es ist mit den Figuren sächsischer Könige verziert, die zum Theil erst kürzlich nach den alten Vorbildern neu verfertigt wurden.

Das hohe Gewölbe im Thurm ist seiner schönen farbigen Verzierungen wegen eines der ausgezeichnetsten, die ich in England gesehen.

Von des heiligen Thomas Becket Grabmal, welches unter Cromwell aller seiner Pracht an Gold und Edelsteinen beraubt wurde, sieht man nur noch die kahlen Wände. — Erhalten ist dagegen das des schwarzen Prinzen, Sohnes von König Eduard III.; noch hängt hier sein Schwert, Helm und Schild nebst seinem mit Gold durchwirkten Kleide; sein Bildniß, ganze lebensgroße Figur, sehr schön in Erz gegossen, liegt auf einem mit Wappen verzierten Sarkophage. — Dieses interessante Monument vom Jahr 1376 hat eine altfranzösische Inschrift rings um die broncene Platte. —

99. Die Kirche Notre-Dame zu Paris.

Die Kirche Notre-Dame ist, ihrer Größe nach, die sechzehnte in der Christenheit. Dieselbe mißt der äußeren Länge nach 412 Fuß, ist 156 Fuß breit und deckt fast 60,000 Quadratfuß an Flächenraum.

Die imponirendste Seite des Doms ist die Fronte mit den zwei Thürmen, obwohl dieselben bei einer Höhe von 225 Fuß unvollendet geblieben sind. *)

Die Kirche selbst steht auf einem uralt christlichen Boden, denn hier soll auf Childebert's Befehl, etwa 522, der erste christliche Bau in Paris entstanden sein, der jedoch 875 von den die Stadt verwüstenden Normannen zerstört worden sein soll. — Erst 1161

*) Die Mauern in dieser Kirche sind außerordentlich dick. Das Dach ist 102 Fuß hoch. Die Anzahl der Säulen, von denen die Bogen vorspringen, durch welche das Dach und die Gänge getragen werden, beläuft sich in allen beinahe auf dreihundert, und jede besteht aus einem einzigen Steinblocke. Von 48 Kapellen, welche die Kirche ursprünglich enthielt, sind noch 30 vorhanden. Der Chor, besonders aber der Altar und das Allerheiligste, worin er sich befindet, sind außerordentlich reich verziert und viele Gemälde von ausgezeichneten französischen Künstlern, von denen einige von bedeutendem Werthe sind, verschönern mehrere Theile der Kirche. Die Regalien Carl's des Großen werden noch immer da aufbewahrt. Das Schiff der Kirche ist außerordentlich dunkel und ein großer Theil ihrer imponirenden Wirkung rührt wahrscheinlich von diesem Umstande her. —

Auf einem der Thürme dieser Hauptkirche hängt eine Glocke, welche 320 Centner wiegt. —

erhob sich der jetzige Bau, an welchem man beinahe 360 Jahre arbeitete. Das Ganze hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Am Fuße desselben ist die Hauptfronte. Von den drei großartigen Haupteingängen werden die beiden äußeren von den zwei abgestutzten viereckigen Thürmen überragt, welche oben mit einem glatten Bleidach und einer Gallerie versehen sind. Die schöne Rose über dem mittleren Hauptportale, die hohen Spitzbogenfenster und Schallöffnungen, die Säulengallerie, durch welche beide Thürme verbunden sind, die Menge der Heiligenbilder und das bis oben hinaufgehende Steinblumenwerk, Alles dieß giebt dem Ganzen eine gen Himmel strebende Leichtigkeit. Das mittlere Portal hat in altdeutscher Weise drei Bogennischen mit Steinfiguren: in der ersten Engel, in den zwei andern Apostel und Heilige. Zu ihren Füßen liegen Ungethüme aller Art: Drachen, Meerkatzen, Larven, den steten Kampf der Kirche mit der im Argen liegenden Welt unter dem Fürsten der Finsterniß, sowie die endliche siegreiche Ueberwindung dieser feindseligen Mächte andeutend.

Der Eingang an der Prachtseite dieses Domes durch das mittlere Portal zwischen den Thürmen führt in gerader Richtung auf den Hochaltar zu, über welchem sich das hohe Chor mit schlanken Säulen zur Kuppel wölbt. Der Tag wirft eben seine letzten vergoldenden Strahlen durch die Glasmalereien der hohen Fenster, und läßt die herannahende Dämmerung mehr ahnen als sehen. Wahrlich, der Anblick ist groß! Durch das majestätische Mittelschiff, zwischen den Reihen der gewaltigen, über 100 Fuß hohen Bündelsäulen sucht der Blick das Ende dieser schönen Perspective, den Hochaltar, um welchen ein matter Schein von vier armdicken Kerzen auf silbernen Leuchtern vor dem Allerheiligsten schimmert. Wir wenden uns rechts und links, und bewundern die Seitenschiffe, welche zwischen den Säulenreihen hin wie Durchsichten in einem Tannenwald erscheinen. Hohe Spitzbogen erheben sich über den Säulenbündeln und tragen die obere Wand des Mittelschiffes, dessen großartige, mit steinernen Rosetten geschmückte Fenster mit farbig gebrochenem Dämmerlicht einen zauberhaften Schein auf Schnitzwerke, Grabmonumente, Statuen und Heiligengruppen werfen, welche alle Säulen und Wände bedecken. —

Eine Reisende, (Emma von Niendorf), welche zu wiederholten Malen diesen Dom am Tage besuchte, sagt: „Je mehr man wiederkehrt, je mehr staunt man die gigantischen Verhältnisse an. Wir müssen uns erst an sie gewöhnen, haben keinen Maßstab für sie, wie immer bei'm Riesenhaften. — Gleich einem Meere wogt eben das Läuten über unserm Haupte. In den dunkeln geschnitzten Stühlen haben sich Domherren niedergelassen, weiße Chorknaben zu ihren Füßen. Gesang ertönt. Schwalben fliegen umher, bis auf

die Stühle sich setzend, ganz traulich in diesem Säulenwald. Wie lebendig geworden aus den alten Zweigen und Nestern von Stein, hüpfen die Vöglein auf dem Mosaik, das die Sonne durch farbige Scheiben über die Platten säet, gleich als auf Blumenbeeten umher. — Welch ein Streben in diesem Baue, himmelhoch! Unendlich wie der Gedanke, wie das Gebet! — Auch ich habe da gekniet, auch ich habe Trauer — des Scheidens, und nicht nur über Erdenmeere, nein, über Erde und Leben selbst hinaus — in dieses Denkmal alter Frömmigkeit getragen, und es ist mir darum gar lieb geworden!" —

Doch verlassen wir das Innere der Kirche, um an einem hellen Tage die beiden Thürme zu besteigen. — Die Aussicht von hier aus ist in der That wundervoll. Zeigt uns der Triumphbogen mehr die Gartenseite, die Juliussäule die Unermeßlichkeit von Paris, so schaut man von hier aus gewissermaßen in das Herz des Riesenkörpers. Unter mannigfachen Krümmungen windet sich die breite, gelblich schimmernde Seine mit ihren Brücken, Inseln und Schiffen vor unsern Blicken durch die Stadt. Die dichte Masse der Häuser wird von dem tausendfach verschlungenen Geäder der Straßen unterbrochen, und hier und da, gleich festen Anhaltspunkten, entsteigen dem bunten Gewirre die Kuppeln der Kirchen und andere Prachtgebäude. In größerer Entfernung überblicken wir die Umgebung der Stadt mit den zerstreuten Gruppen der Vorstädte und nahen Ortschaften. Drüben an der Berghöhe blinken im Sonnenscheine die Springbrunnen von St. Cloud, hier die Grabmonumente des Kirchhofs Père Lachaise; dort hebt sich der Montmartre, und aus blauem Dufte tritt der weiße Thurm von St. Denis hervor, während unter uns die Schornsteine der finstern Cité rauchen. Ueberall reicher Stoff zu den ernstesten Betrachtungen! —

Blickt man nun von den Spitzen der Thürme in das Säulenwerk, die Ungeheuer und die Blumen der Kirche selbst herab — so fühlt man eine ganz eigenthümliche Empfindung: denn alle Bogen und Thürmlein und Ungeheuer entfalten sich wie zu Lilien, Alles spitzt sich zu ihrem Blatte, rings blüht der Stein zu ihnen auf — der ganze Dom Notre-Dame wird nur Ein Geflechte der Blume der glorreichen Himmelskönigin Maria und des irdischen Scepters von Frankreich.

An den Fuß von Dom Notre-Dame drängt sich die große Gottesherberge des Hôtel Dieu. Am Portale liest man: „La sonnette de nuit. Hier schellt man zur Nachtszeit!" —

Wie viele Hände mögen schon krampfhaft an dieser Nothglocke gezogen, wie viele Herzen schon vor dem Sanctissimum im Dom Notre-Dame inniglich gebetet haben! —

100. Die St. Elisabeth-Kapelle im Dome zu Breslau.

(Aus: Die Vorzeit, ein Taschenbuch für's Jahr 1824.)

Hinsichtlich der Pracht und Kostbarkeit ist die Hessische Kapelle vom Landgraf Friedrich zu Hessen, Cardinal und Bischof zu Breslau, der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, gewidmet, ein ausgezeichnetes Werk.

Auf dem Altare steht die Bildsäule der heiligen Elisabeth von weißem italienischen Marmor und hoher Schönheit. Sehnsuchtsvoll blickt ihr aufgeschlagenes Auge gen Himmel, die rechte Hand hebt sie anbetend empor, und die linke scheint sie heben zu wollen. Das Haupt, mit einem weiten herabfallenden Schleier bedeckt und mit einer Krone verziert, wendet sie etwas rechts; ein faltenreiches Gewand umschließt malerisch die schlanke Gestalt, und ein Hermelin-Mantel überhüllt die Brust und sinkt über die Schultern den Rücken hinab. In leicht knieender und schwebender Stellung ruht ihr Fuß auf Wolken, von Engeln getragen.

Der Altar der Statue steht unter einer kleinen, ganz vergoldeten Kuppel, und eine vergoldete Glorie schimmert hinter der Gestalt.

Ihr gegenüber, auf der andern Seite der Kapelle, kniet, aus weißem Marmor gefertigt, auf einem erhabenen Postament der Cardinal mit gefatleten Händen, umgeben von den gleichfalls aus weißem Marmor gefertigten Statuen des Glaubens und der Religion, die auf personificirte Laster treten. Ueber seinem Haupte hängt von der Decke der Cardinalshut herab. Eine Inschrift an dem Grabmal sagt, daß hier die Ruhestätte des Cardinals sei. — Er starb am 19. Februar 1632. —

Ueberall ist eine Fülle von Alabaster und Giallo antico, und an den Wänden stellen mehrere recht brave Alfresko-Gemälde den Tod der heiligen Elisabeth, ihr Begräbniß und andere Legenden ihres Lebens vor.

In der an die Kapelle stoßenden Sakristei zeigt man in einem kleinen silbernen tragbaren Altar ihren Hirnschädel und den Stock, welchen sie gewöhnlich getragen haben soll. Er ist von schwarzem Holz und mit Silber beschlagen, und schmale, ungefähr zwei Hand breit gerade heruntergehende Silberblech-Streifen enthalten den eingegrabenen Lebenslauf der heiligen Elisabeth, und von da an herumgewundene Streifen — die Genealogie des Hessischen Hauses von der heiligen Elisabeth her bis zu dem Cardinale. —

101. Die St. Antonius-Kapelle im Wieliczkaer Steinsalz-Bergwerke.

(Auszug aus: Malerische Feierstunden.)

Wenige Stunden von Krakau, der ehemaligen Residenz der Könige Polens, liegt am Fuße der Karpathen das Städtchen Wieliczka, dessen 6000 Einwohner zum großen Theile Bergleute sind, die in den unerschöpflichen Salzgruben, welche nach dieser Stadt benannt werden und dieselbe ganz unterhöhlen, ihren Lebensunterhalt gewinnen; jedenfalls gehört dieses Salzbergwerk zu den größten unterirdischen Wundern unsers Erdballes.

Die Salzgruben liegen unmittelbar unter der Stadt, erstrecken sich jedoch viel weiter als der Umfang derselben, nämlich von Osten nach Westen über 9800 Fuß und von Süden nach Norden über 3600 Fuß, und erreichen meistens eine Tiefe von 1250 Fuß. Die Bergwerke werden in fünf Stockwerken bebaut, von denen im Durchschnitte der Boden des einen von dem des andern um 180 bis 200 Fuß entfernt ist.

Alle Stockwerke sind durch Förderungsschächte, Leiterfahrt oder Stufenarbeit untereinander verbunden. Man rechnet, daß die Gänge in diesen Bergwerken, in Einer Linie fortgeführt, eine Länge von mehr als zwölf deutschen Meilen haben. Dreizehn Tageschächte, über welchen bretterne Schutzdächer erbaut sind, führen in die Gruben. Damit die Gewölbdecke nicht herabstürze, sind in gemessenen Entfernungen Tragepfeiler ausgespart, die man kunstmäßig aus Salzsteinblöcken aufführt, und denen man eine gefällige Form zu geben weiß. Auch die Gewölbe sind verschieden gebildet, und man erblickt zum Theil seltsame Formen, die dann meistentheils Naturspiele sind. Besonders schön nehmen sich die Salzkrystalle aus, welche in der Gestalt von Eiszapfen von der Gewölbfläche herabhängen und in allen Regenbogenfarben spielen. Selbst der Fußboden ist da, wo er nicht sehr betreten und befahren wird, mit ähnlichen glänzenden Krystallisationen bedeckt. Hier und da erblickt man auch Hütten, theils einzeln, theils gruppenweise. Die Anzahl der Bewohner dieser unterirdischen Stadt beläuft sich fast auf 500; doch bringen sie ihre freie Zeit nicht unter der Erde zu, sondern fahren nach beendigter Schicht zu Tage.

Zum Besuche der Gruben wird die Erlaubniß des Bergamtes nachgesucht. Zu dieser Reise wird man in ein langes weißes Grubenkleid gehüllt, man bedeckt sein Haupt mit der grünen Bergmannskappe und tritt nun an das gehörig starke Förderungsseil, das mit einem Kehrrade in Verbindung steht und in Mannshöhe an seinem Ende in starker Knotenverschlingung hängende Sitze oder Schleifen

hat, auf denen man Platz nimmt, während man das Grubenseil mit dem Arm umfaßt. Zwei bis drei Grubenknaben mit Lichtern und ein Bergmann, welcher, mit seinem Stabe gegen die Schachtzimmerung stoßend, das Grubenseil in der gehörigen Richtung hält, fahren voran, oder nehmen die unterste Stelle am Seil ein, und während das Seil vom Kehrrade abläuft, geht die ganze Caravane mit einem „Glück auf!" in die Tiefe hinab. Und auf diese Weise wird die Fahrt von 30 Klaftern in nur wenigen Minuten vollendet, und man ist auf der Sohle des ersten Stockwerks angelangt, von wo man auf bequemen, in Salzstein gehauenen Stufen, 2060 an der Zahl, in die tiefen Stockwerke gelangt.

Und gleich im ersten Stockwerke nimmt in der Nähe des Fahrschachtes die dem heiligen Antonius geweihte Kapelle die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Besuchenden in Anspruch. Sie ist ganz in Salzstein ausgehauen; Pfeiler, Säulen, Gewölbe, Kanzel, Heiligenstatuen und eine große Menge von Ornamenten sind aus diesem Stoffe gefertigt, und an den Hauptkirchenfesten wird hier vollständiger Gottesdienst abgehalten.

Und wer hier verweilt, den überkommt es wahrhaft wie Andacht, er muß vor diesem Altare demüthig Gott anbeten in den Wundern seiner Allmacht; und wieder erfüllt es den frommen Besucher mit heiligem Staunen, daß auch unter der Erde das heiligste Versöhnungsopfer Jesu Christi zur Erbauung, Tröstung und Ermuthigung der Bergleute unblutig erneuert wird! Wie rührend, wie herzerschütternd und geisterhebend wirkt diese Wahrnehmung! —

Im Jahre 1817 besuchte der Kaiser Franz von Oesterreich diese Kapelle und betete daselbst andächtig bei der Feier des heiligen Meßopfers, das er, nach seiner Intension, für das Wohl des Kaiserstaates, dessen Krone er trug, darbringen ließ. —

In demselben Stockwerke mit der Sanct Antonius-Kapelle befindet sich auch die Kammer Lertow, ein in Salzstein gehauener Saal mit gedieltem Fußboden, Säulen, Orchester-Gallerie und einem Kronleuchter von 20 Fuß Umfang aus dem reinsten Krystallsalze. In diesem Saale ruhen gewöhnlich die Fremden nach Beendigung ihrer Wanderung; bei hohen Besuchen wird aber hier die Tafel servirt und musicirt. —

---

102. Die Drei-Eichenkapelle „Maria-Trost."

(Aus: Sagen aus Baden und der Umgegend von Aloys Schreiber.)

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zog die Pest mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecknissen und Plagen verheerend durch Deutschland. Die Felder lagen öde und unbebaut, die Städte

wurden entvölkert, Sterbende schleppten die Todten zum Grabe, vor den nächsten Anverwandten verschloß man die Thüre; alle geselligen Bande waren gelöst. Schon in den nächsten Städten und Dörfern um Baden hatte diese furchtbare Geißel der Menschheit ihre Verwüstungen begonnen. In letzterer Stadt hatte man die Thore geschlossen und die Behälter der warmen Quellen geöffnet, daß sie qualmend und dampfend durch die Straßen hin strömten. Und immer näher rückte die Seuche; schon waren in dem Weiler Scheuern die Bewohner des äußersten Hauses gegen Oos zu davon ergriffen; der Hausvater hatte nacheinander sein Weib und vier Kinder jämmerlich dahinsterben sehen und sie auf dem nächsten Felde verscharrt, und erwartete jetzt, hilflos, von aller Welt gemieden und geflohen, sein gleichfalls herannahendes Ende.

Wenige Schritte von dem Verlassenen wohnte sein erster Nachbar, Diether, mit Weib und Kindern. Voll Schrecken und Zagen hatten diese gesehen, wie der unglückliche Vater alle die Seinen hinaustrug zum Begräbniß, und wie er selbst mit wankendem Schritt und blassem, bleifahlem Antlitz im Haus umherschlich. Zuletzt mußte ihm auch hierzu die Kraft gefehlt haben, denn so oft sie auch nach dem Hause hinüber schauten, so vermochten sie doch keine Spur von einem lebenden Wesen mehr zu erblicken; das ganze Haus schien ausgestorben zu sein, oder der letzte Bewohner desselben mochte wohl schon mit dem Tode ringen. Endlich zeigte sich doch der Kranke wieder am Fenster, das er öffnete, und rief mit schwacher, sterbender Stimme herüber, indem er die Hände flehend emporhob: man möchte ihm doch, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, ein Gefäß mit Wasser vor die Thüre stellen, damit er den brennenden, verzehrenden Durst löschen könne. Dieser rührenden Bitte vermochte Diether nicht zu widerstehen. Er füllte ein großes Gefäß mit frischem Wasser und stellte es vor die Thüre des Pestkranken, worauf er sich eiligen Schrittes wieder entfernte. Bald darauf sah er den Alten sich mühsam vor die Thüre schleppen und das Wasser zu sich in das Haus ziehen. Es war das letzte Mal, daß er ihn erblickte.

Voll Furcht und Angst musterte Diether, bevor er sich Abends zur Ruhe niederlegte, seine Hausgenossen, ob sich noch an Keinem die Spuren der entsetzlichen Krankheit zeigten. Aber obgleich sie Alle gesund und munter waren, so ließ ihn doch die Besorgniß für die kommenden Tage lange nicht einschlummern. Wie er nun so schlaflos im Bette lag und inbrünstig zur heiligen Jungfrau Maria betete, ihn und die Seinigen vor der schrecklichen Seuche zu bewahren, da vernahm er auf einmal ein seltsames Tönen und Klingen. Bald kam es ihm wie ein leiser, lieblicher Gesang vor,

bald wie fern verhallende Orgeltöne. Er lauschte lange den wunderbaren Lauten, die seine aufgeregte Seele besänftigten und ungemeine Beruhigung ihm einflößten, so daß bald ein erquickender Schlaf seine müden Augen schloß.

Der nächste Tag ging abermals glücklich vorüber, aber die Nacht darauf vernahm er wiederum das liebliche Klingen. Er stand auf und öffnete das Fenster. Ihn däuchte jetzt, als kämen die Töne aus der alten Eiche, die bei seinem Hause stand. Er weckte sogleich seinen ältesten Sohn, und Beide gingen mit einer Leuchte hinaus, die Sache näher zu untersuchen. Diether hatte sich nicht getäuscht. Je näher sie dem alten Baume kamen, desto deutlicher hörten sie den wunderbaren Klang. Sie besahen den Baum von allen Seiten, aber nirgends war etwas Auffallendes daran zu bemerken. Es war nicht anders möglich: der Schall kam doch aus dem Stamme der Eiche. Sie hielten ihr Ohr an die rauhe harte Rinde, da drang das Getöne ganz nahe und laut hervor. Lange blieben sie lauschend stehen, und wußten nicht, was sie davon denken oder was sie beginnen sollten. Endlich kam Diether zu einem Entschluß. Er hieß seinen Sohn eine Axt herbeiholen, und fing damit an, die Rinde an jener Stelle wegzuhauen, wo das Tönen am deutlichsten zu vernehmen war. Kaum aber waren einige Hiebe in den Baum gethan, so sprang ein großes Stück Rinde heraus, und beim Schein ihrer Lampe erblickten sie jetzt in dem Eichenstamm eine Blende und darin ein Marienbild mit dem Jesusknaben, von welchem dieß wunderbare Klingen ausging. Unwillkürlich stieg bei diesem Anblick in Diether der Gedanke auf, der Himmel habe durch dieses Wunder ein Zeichen geben wollen, daß an dieser Stelle die Pest ihr Ende gefunden habe. Dankend und in frommer Demuth knieten jetzt Vater und Sohn vor dem Bilde nieder und verrichteten ihre Andacht.

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem wundervollen Gnadenbild in dem Dorfe und bis in die Stadt; und da zu gleicher Zeit aus den umliegenden Orten die Nachricht einlief, daß die Pest überall plötzlich nachgelassen habe, so bekam die Sage noch mehr Gewicht, und die gläubige Menge strömte schaarenweis herbei, das Wunder zu schauen. Sogar in das verpestete Haus wagten sich einige herzhafte Männer. Sie fanden dessen Bewohner, ein Crucifix in den Händen haltend, entseelt auf dem Boden liegen, und neben ihm das Wassergefäß. Der Leichnam ward zur Erde bestattet, das Haus aber niedergerissen. —

Als im Jahr 1650 die alte Eiche abzusterben anfing, ließ die damalige Markgräfin, Maria Magdalena, zweite Gemahlin Ludwig

Georg's, eine geborne Gräfin von Oettingen, den Baum von den Aesten an abnehmen und über dem Stamm eine Kapelle bauen. „Maria-Trost“ nannte sie die fromme Stifterin; aber der Name ist außer Gebrauch gekommen, und sie wird allgemein die „Drei-Eichenkapelle“ genannt von den drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden.

Noch jetzt steht der Eichenstamm hinter dem Hochaltar und in seiner Blende das Marienbild. Das Gemälde an der Decke der Kapelle bezieht sich auf die Sage von der Entstehung des Kirchleins; es stellt die heilige Jungfrau Maria vor, zu welcher die Pestkranken ihre Zuflucht nehmen. —

---

103. Die Kirche zu den heiligen vierzehn Nothhelfern in Frankenthal.

(Nach: Deutsches Sagenbuch von Ludwig Bechstein.)

Bei Frankenthal, einem Klosterhof des berühmten Stifts Langheim, zwischen Lichtenfels und Bamberg, hütete im Jahre 1445 ein junger Schäfer, des Namens Hermann, seine Heerde, und wollte sie von der Berghöhe heimwärts treiben, als die Abendglocke vom Kloster Banz in das schöne Main-Thal niederklang.

Da hörte er seitwärts ein Rufen, die Stimme eines weinenden Kindes, und sah ein Knäblein einsam auf dem Acker sitzen; er ging auf dasselbe zu; da fand er ein Kind von strahlender Schönheit, das ihn wunderlieblich anlächelte und gleich darauf vor seinen Augen verschwand.

Er ging von der Stelle hinweg, sah sich aber noch einmal um, und siehe! — da saß wieder das Kind, noch viel herrlicher anzuschauen, und zwei Kerzen brannten neben ihm.

Noch einmal eilte Hermann auf die so liebliche Erscheinung zu, und abermals verschwand sie.

Beunruhigt in seinem Gemüthe trieb der Schäferknabe die Heerde heim, und sprach zu seinen Eltern von dem Gesicht, allein diese glaubten ihm nicht, und geboten ihm zu schweigen; er vertraute aber, was er gesehen, einem frommen Priester, und der sagte ihm, was er thun solle, falls er noch einmal einer solchen Erscheinung gewürdigt würde.

Solches geschah auch, doch erst im folgenden Jahr, auf demselben Platze, nur noch viel überirdischer. Das Kindlein, von himmlischer Glorie umstrahlt, hatte ein rothes Kreuz auf der Brust, und war umgeben von noch vierzehn andern himmlischen Kindlein,

alle roth und weiß (das sind des alten Frankenlandes Farben) gekleidet.

Jetzt fragte Hermann: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes: wer seid ihr und was wünschet ihr?"

Da antwortete das himmlische Kind: „„Ich bin Jesus Christus, und diese sind die vierzehn heiligen Nothhelfer. Wir wollen hier wohnen und ruhen, und euch dienen, so ihr uns dienet!""

Darauf schwebte das Jesuskind mit den übrigen vierzehn Kindlein sanft und hehr zum Himmel empor.

Und am nächsten Sonntage sah der Seher vom Frankenthal um dieselbe Stunde zwei brennende Kerzen vom Himmel sich auf jene Stelle niedersenken, und eine des Wegs daher kommende Frau sah dieß Wunder ebenfalls, und sah auch, wie die Kerzen wieder himmelan schwebten.

Da ging nun Hermann der Schäfer zum Abte von Langheim und verkündete ihm und den Vätern des Klosters die wiederholten Erscheinungen, und es wurde eine Kapelle auf jener Berghöhe begründet, die bald als ein besonderer Gnadenort weit und breit in Ruf kam; Wunder geschahen dort, Wallfahrer strömten aus der Nähe und der Ferne herbei, und beteten zu den vierzehn heiligen Nothhelfern, auch wurde die Kapelle mit reichem Ablaß begnadigt; eine Brüderschaft nannte sich „Brüderschaft von den heiligen vierzehn Nothhelfern," ein Graf von Henneberg gründete ihnen einen Ritterorden, und selbst der Kaiser Friedrich III. wallfahrtete dorthin, ein Gelübde zu erfüllen.

Und durch gute und schlimme Zeiten hindurch behielt die Wallfahrt-Kirche Vierzehn-Heiligen ihren großen, dauernden Ruf und Ruhm, immer schöner und herrlicher wurde sie gebaut, eine Propstei ward neben ihr errichtet. Mitten im Kreuz, das da Langhaus und Querschiff bilden, erhebt sich ein dreifacher Altar mit unten offenem Raum über der Stelle, wo der Seher vom Frankenthal die Erscheinung erblickt hatte. An dieser Stelle zu beten, zu büßen, zu geloben, wallen alljährlich viele Tausende dem hoch und schön gelegenen Tempel zu.

Die Namen der vierzehn heiligen Nothhelfer sind: Georgius, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christophorus, Dionysius, Cyriacus, Achatius, Eustachius, Aegidius, Margaretha, Barbara und Catharina.

Unvergänglich lebt das Andenken an den frommen Schäfer Hermann, den Seher im Frankenthal. —

104. Die Wallfahrt=Kirche zu Albendorf in der Grafschaft Glatz.

(Nach: Das schlesische Gebirge von Rudolph Gottschall.)

Der Quadersandstein hat sich an der Grenze der 'Grafschaft Glatz eine eigenthümliche Warte errichtet, eine Art Natur=Ruine, deren Mauern fortwährend in Trümmer zusammenstürzen, mit arabeskenreicher Architektonik. Er begnügte sich nicht mit seinen großen Felsenstädten; er erbaute sich auch eine Burg, um in die Lande sehen zu können.

Die Heuscheuer, diese Burg mit ihren senkrechten Felswänden, wird als eine natur=historische Merkwürdigkeit betrachtet; denn man muß fünf Groschen Entrée bezahlen, ehe man durch die geöffneten Pforten zu den Mysterien des seltsamen Berges dringen kann. Anfangs wandern wir die rauschende Prosna entlang bei zahlreichen Sandsteinblöcken und durch Wald den Leiersberg hinan, auf welchem sich der ungeheure, senkrecht abstürzende Felsenkamm der Heuscheuer selbst erhebt. Es ist viel geschehen, die Ersteigung des Bergs möglich und leicht zu machen. Steinerne Treppen, Bänke, Geländer, Pavillons könnten eher den Glauben erwecken, daß man sich in einem hohen Gebäude, als auf einem Berge befindet. Die seltsamen Sculptur=Bilder, welche die Natur überall hingestellt, erinnern an grönländische Götzen. Mohrenköpfe und Bären, Blasebälge und Backöfen zeigen sich bald zur Rechten, bald zur Linken — die ganze Heuscheuer gleicht einem Gestell von Gypsfiguren, welches der Leiersberg auf dem Kopfe trägt. Hier hohe Wände, dort tiefe Klüfte wie enge Gassen zwischen fensterlosen Häusern, gegen deren Höhe selbst die Gebäude von Edinburg mit ihren zahllosen Stockwerken verschwinden! Hier ziehen die klingenden Steine das Auge auf sich, zwei Höhlungen, eine Elle weit und zwei und ein viertel Fuß tief, inwendig mit einem braunen, eisenartigen Ocker überzogen, die einen hellen Klang von sich geben. —

Eine herrliche Aussicht bietet sich uns vom Tafelstein dar, der mächtigen Platte eines zu schwindelnder Tiefe senkrecht herabstürzenden Felsens. Man schaut hier wie der Vogel aus dem Horst herab; die Tannen in der Tiefe verschwinden wie Buchsbaumgesträuche; der Blick schweift über das ganze malerische Hügel= und Bergland bis zum Riesengebirge. —

Noch umfassender ist die Aussicht vom Großvaterstuhl, dem höchsten Gipfel der Heuscheuer (2835 Fuß hoch), zu welchem zwei bequeme Treppen in die Höhe führen. Hier übersieht man die sanfteren Abdachungen der Eule und der Waldenburger Berge, von

denen sich besonders der Heidelberg hervorhebt, und den stolzen Kamm des Riesengebirges, zwischen den Hügeln zahllose Dörfer und Städte. — Da erhebt sich das vielthürmige Braunau mit seinem Benediktiner-Kloster, weiterhin Friedland, mehr rechts die St. Anna-Kapelle von Neurode! Man sieht bis tief nach Böhmen hinein, Nachod und die Berge in der Nähe von Prag; aber auch bis in das Herz der Grafschaft Glatz und über die Festung hinweg bis auf die Berge von Landeck und die mährischen Höhenzüge. — Zu unsern Füßen liegt das Städtchen Wünschelberg im engen Thalkessel, weiterhin — das große stattliche Dorf Albendorf mit seiner imposanten Kirche, zu welcher viele breite Stufen in die Höhe führen.

Albendorf ist der berühmteste Wallfahrtsort der Grafschaft, zu welchem jährlich 80,000 Gläubige aus Schlesien und Böhmen pilgern in jenen langen Prozessionen, welche die Hauptstaffage der anmuthigen Glatzer Gebirgslandschaften bilden.

Ein Wunder der heiligen Jungfrau Maria gab diesem Wallfahrtsorte seinen Ursprung.

Die Legende erzählt, daß hier im Jahr 1218 ein blinder Mann lebte, Namens Jane, welcher öfter unter einer Linde, die an der Stelle stand, wo sich jetzt die Kirche erhebt, die Madonna anflehte, sie möchte durch ihre Fürbitte bei dem lieben Gott bewirken, daß er wieder sehend werde. Als er eines Tages ohne Führer diese seine Lieblingsstätte besuchte, stieß er heftig an die Linde, und wurde durch eine gewaltige Erschütterung zu Boden geworfen. Da öffneten sich plötzlich seine Augen; und als er emporschaute, erblickte er in der Linde ein kleines, vom Glorienschein umstrahltes Marienbild mit dem Kinde Jesu. — Der Ruf dieses Wunders verbreitete sich rasch durch die Lande. — Ein steinerner Altar war Anfangs das Ziel der zahlreichen Pilger, bis im Jahr 1263 Ludwig von Pannewitz an seiner Stelle eine Kirche erbauen ließ, deren Dach, nach der Sage, die Engel aufsetzten, und welche „zu Ehren von Mariä-Heimsuchung" feierlich eingeweiht wurde. Die Chronik von Albendorf berichtet von immer neuen Wundern, welche um die heilige Stätte geschahen. 1678 wurde der wunderbar heilende „Marien-Brunnen" entdeckt, und das Jahr darauf sah man die Kirche plötzlich von einem lichten Schein umflossen, aus welchem nach Süden und Westen große Strahlen ausströmten.

Die heutige Kirche wurde im Jahr 1730 vom Reichsgrafen von Götzen aufgebaut und 1790 in ihre etwas augenfälligen Farben gekleidet.

Die Linde besteht nur noch in einer getreuen Abbildung an der Wand des nördlichen Seitengangs.

Uebrigens ist die Kirche nach dem Muster des Tempels Salomonis erbaut, da wir uns hier in einem symbolischen Jerusalem befinden. Die Kirche steht auf dem sogenannten „Berge Zion.“ Zwölf Thore führen in den Ort hinein, welchen der Bach Kidron durchströmt; auch die Teiche Bethesda und Siloa fehlen nicht. Der Calvarienberg enthält in 58 Kapellen Abbildungen aus der Passionsgeschichte, und 47 Stufen führen zu ihm und seinen drei Kreuzen empor. Im heiligen Grabe befindet sich ein Stücklein vom wahren Kreuz Jesu Christi und andere Reliquien. —

105. Mariazell.

(Auszug aus: Unser Vaterland von Friedrich Körner. *)

Unter den berühmtesten Wallfahrtsorten Deutschlands ist Mariazell an der Salza jedenfalls der besuchteste, obschon er mitten in den Wildnissen der Alpenwelt nahe an der Grenze zwischen Oesterreich und Steiermark liegt.

Als im Jahre 1157, so erzählt die Legende, ein Priester mit dem Mariabild im Arm in diese Gegenden kam, um das Christenthum zu predigen, sah er vor sich auf dem Gebirge eine lichte Waldstelle. In der Voraussetzung, daß dieß eine von Menschen geschaffene Lichtung sei, lenkte er seine Schritte nach dieser Gegend hin Doch siehe! ein schroffer Fels trat dem bereits ermüdeten Priester hemmend in den Weg. Der Apostel zagte indeß nicht, sondern betete inbrünstig zu Gott, der auch sofort den Felsen sich spalten ließ, um dem frommen Priester den Durchgang zu gestatten. Um die Erinnerung an dieses Wunder zu verewigen, baute der Priester der Mutter Maria eine Zelle, um welche sich die ersten bekehrten Heiden des Gebirgs ansiedelten, so daß mit der Zeit der Ort „Maria-Zell“ entstand. —

Gegenwärtig zählt dieser Gebirgsflecken 104 Häuser, welche sich vom Marktplatze aus, dem Sandbühel, in drei Straßen in die Anfänge von drei Thälern hinabziehen. Am obersten Ende des Orts steht die Kirche, ihr gegenüber auf dem weiten Marktplatze 53 gemauerte, mit Kupfer gedeckte Krämerbuden, die in zwei Reihen hintereinander aufgestellt sind, so daß die Kirche mit ihrer stufenreichen Treppe freisteht. Zahlreiche Steinbilder schmücken das Heiligthum, an dessen einem Ende sich ein runder Thurm mit einer prachtvollen Kuppel erhebt, während das andere Ende drei Thürme

*) Der Verfasser ist Protestant.

hat, deren mittelster als Pyramide aufsteigender Spitzbogen zwischen den niedrigeren viereckigen Nachbarn mit kuppelartig ausgebauchtem Dache 260 Fuß hoch steigt. Die Kirche selbst ist die größte im ganzen Gebirgslande, denn sie mißt 201 Fuß in die Länge, 67 Fuß in die Breite und 99 Fuß in die Höhe. Sieben wohlgestimmte Glocken rufen mit sanftem, seelenvollem Ton weit in die Berge hinein die Zeit des Gebetes.

Ueberaus prachtvoll ist das Innere der Kirche. Der Hochaltar mit dem Crucifix ist von Elfenbein und Silber, die zehn Seitenaltäre sammt der großen rothen Marmorkanzel sind gleichfalls aus edlem Metall und von kunstvoller Arbeit, an den Wänden blitzt und schimmert es von Gold und Edelstein. Da sieht man Gold- und Juwelenringe, silberne Schalen, Ketten mit Edelsteinen, Heiligenbilder in Rahmen von gediegenem Gold, golddurchwirkte Decken, perlengestickte Kissen, goldene Kronleuchter, Ampeln, und mitten in der Kirche hinter einem silbernen Gitter — die uralte Waldkapelle — zu welcher jährlich 100,000 Menschen wallfahrten. — Uralte Steinbilder in den Bögen der Eingangspforte versinnlichen die Geschichte der Kirche; denn rechts kniet, in Andacht versunken, Heinrich, der Markgraf von Mähren, und seine Gemahlin, welche dem Marienbild zu Ehren die Kapelle erbauten, links dagegen erscheint der Ungarn-König Ludwig I., welcher 1363 zum Dank für eine gewonnene Schlacht die große Kirche erbaute, von der nach dem wilden Brande von 1827 nur noch der höchste Thurm übrig blieb. — Unendlich reich ist die Schatzkammer, da jeder Wallfahrer ihr irgend eine Kostbarkeit zu schenken pflegt. Zahllos sind fast die goldenen und silbernen Gefäße, die silbernen Büsten, goldenen Ringe und Kronen, die goldenen Herzen und Gliedmaßen, die man zum Dank für gefundene Heilung schenkte; prachtvoll ist die mit Perlen und Edelsteinen besäete Monstranz und merkwürdig die goldene Feder des deutschen Dichters und Redemptoristen-Paters Zacharias Werner, welche er vom Erzkanzler Carl von Dalberg erhielt und nach seinem Rücktritt zum Katholicismus der Kirche von Maria-Zell schenkte. —

Trotz seiner Abgelegenheit ist Maria-Zell doch sehr belebt; denn außer den zwei Hauptwallfahrten erscheinen im Sommer wöchentlich kleinere Gesellschaften frommer Katholiken oder Züge von Reisenden, welche die großartige Gebirgslandschaft bewundern wollen. Fröhliche Festtage sind es, wenn die großen Wallfahrtszüge in dichtgedrängten Schaaren singend und betend das Thal heraufkommen in ihren bunten Nationaltrachten, voran das Kreuz und die flatternden Fähnlein mit dem Bild eines Heiligen oder der Muttergottes.

Da kommt der breitschulterige Tiroler mit dem spitzen Hut, kurzer Lederhose und knopfreicher Jacke, hinter ihm ein Altbayer mit langem Rock und hochgethürmtem Hut, wogegen die Salzburgerin helle Farben liebt und die Böhmin mit fliegendem Haar, einem rothen Stirnband und einer kleinen grünen Krone auf dem Haupt erscheint, und die Steiermärkerin ihr buntes Tuch um den Kopf geschlungen, ihr Mann aber den grünen Hut mit Bändern, Blumen und Gemsbart geschmückt hat.

Weit hinab in's Thal reicht die Prozession. Kopf an Kopf, Fahne hinter Fahne scheint der Zug kein Ende zu nehmen. Doch jetzt wird geschellt. Alle stürzen auf die Kniee, beten still, erheben dann einen Lobgesang auf die heilbringende Jungfrau Maria und ordnen sich zum Einzug in den heiligen Ort. Voran weht die Oriflamme, Priester mit goldgestickten Gewändern, hohe Geistliche unter purpurrothem Baldachin mit der Monstranz. Chorknaben mit Kreuzen und Fahnen, barhäuptige Mönche in brauner Kutte, dann Männer und Weiber, Kinder und Greise, Krieger und Bauern, Reiche und Arme schreiten mit gesenktem Haupte vorwärts, fallen nieder, erheben sich wieder, bekreuzen sich, je nachdem von der schellenden Glocke des Priesters das Zeichen gegeben wird. Unter andächtigem Glockengeläute ziehen sie langsam die Straße herauf, knien nieder auf die Stufen der Kirchentreppe, küssen sie in heißer Andacht, umziehen dann feierlich dreimal die Waldkapelle im Innern der Kirche, fallen vor dem Wunderbild in tiefer Verehrung nieder, beten zu Gott und bitten um Vergebung ihrer Sünden, geloben reuig Besserung, klagen der Mutter Gottes ihre geheimen Leiden und Gebrechen und erwarten in festem Glauben wunderbare Hilfe von ihrer milden Fürsprache bei Gott.

Ist der Umzug vollendet, so zerstreuen sich die Wallfahrer, indem sie von Krambude zu Krambude gehen, um ein Geschenk für die Kirche zu kaufen. Hat Jemand ein schadhaftes Glied, so kauft er ein solches von Gold, Silber, Elfenbein, Holz, Glas oder Wachs, um es in der Kirche aufzuhängen; oder er wählt einen Rosenkranz aus Perlen, oder Kirchengeräth, Weihrauchfässer, Kreuze, Amulette u. s. w., um sie vom Priester segnen zu lassen und dann mit in die Heimath zu nehmen. —

Dieser heilige Ort selbst aber sieht, außer seiner großartigen Umgebung, ziemlich öde und freudelos aus. Denn die Häuser liegen dicht aneinander gedrängt, gleichsam als hätten sie Furcht, sich in der Gebirgseinsamkeit zu verlieren. Da sieht man keinen Garten, kein Buschwerk; kahl, nüchtern, armselig sieht es aus rings um die schmucken Häuser.

Um so erhabener ist aber die Umgebung. Gewaltige Bergkolosse erheben sich, von denen einer dem andern über die Schulter sieht; dunkle Waldung zieht sich die Berglehnen empor, doch die Berggipfel selbst sind kahl. Hier und da sieht man Heuschober auf den grünen Wiesen und Hürden für eine Schaf- und Kuhheerde, als Seltenheit auch wohl einmal einen Kohlgarten, aber weder ein Saatfeld, noch ein Ackergeräth. Ringsum grüne Alpenmatten, waldige Berghalden, wilde Thäler, die seltsam gestalteten Spitzen des Oetschers, greller Wechsel von Bergwildniß, Schneefeldern und zertrümmerten Felswänden, hier und da eine vereinsamte Sennhütte, in dem lautlosen Thalkessel der helle Klang der Bergglocke und als Goldrahmen um die grüne Landschaft ein brennendes Abendroth! —

106. Kunstschätze im Dome zu Pisa.

Die zu Frankfurt am Main im Jahre 1835 erschienene Zeitschrift „Phönix" theilt von dem protestantischen Schriftsteller Ernst Förster Briefe aus Pisa in Italien mit, in welchen er unter Anderem vom 1. Februar schreibt:

Gestern war ich beim Erzbischof, dem aus einem Purpur- und Hermelin-Mantel ein wohlwollendes heiteres Gesicht schaute. Er verordnete sogleich, daß mir alle Domschätze gezeigt würden. Gewiß ist, und ich kann und werde es nie verläugnen, daß es keine liebenswürdigeren und gefälligeren Menschen geben kann, als die italienische Geistlichkeit. In ihnen vereinigt sich auf die glücklichste Weise Herrlichkeit mit Knechtsgestalt —

Der Dom gehört mit zu den ersten Werken der wiedererwachten Kunst in Italien, und Pisa ist so glücklich, noch einige bewegliche Schätze aus der Zeit der Erbauung zu besitzen, die für die Geschichte der Malerei nicht ganz unbedeutend sind. — Noch bis diesen Tag bewahrt man den Regen-Mantel des Papstes Gelasius II. (der um 1118 den Dom einweihte) mit in Seide gewirkten biblischen Darstellungen. —

Eben so bewundert man dort alte Pergamentrollen mit Bildern, die man ehedem brauchte, um das Volk auf anschauliche Weise mit dem Inhalte der priesterlichen Gesänge bekannt zu machen. Während nämlich der Geistliche die Gebete, die auf der Rolle stehen, absingt, entfaltet er sie allmählich und läßt sie über das Pult hinabgleiten, wo dann die auf ihr gemalten Bilder, da sie umgekehrt gegen die Schrift stehen, dem Volke sichtbar werden. Auf einer der ältesten dieser Rollen fand ich, auf solche Weise von Bildern begleitet, einen Oster-Lobgesang, in welchem zuerst die finstere Nacht geschildert

wird, die uns in die Bande des Todes geworfen, die zu erhellen man mehr als hundert Kerzen anzünden müsse. Dieß wird sodann als Uebergang benutzt zu einem Loblied auf die Bienen und Bienen-Zucht, denen man das Wachs zu den Kerzen verdanke; von der Keuschheit der Bienen endlich wird zur Empfängniß Mariä übergegangen, an welche sich leicht wieder kirchliche Betrachtungen schließen. In keinerlei Weise sind die Bilder Kunstwerke zu nennen, und doch werfen sie auf die Kunst der nachfolgenden Zeit ein bestimmtes Licht, das uns dieselbe als eine auf sie gegründete zeigt; denn das ist die Oekonomie des Geistes, daß er alles Vorhandene benutzt — als eine für ihn gethane Arbeit. So können wir Schritt vor Schritt die Entwickelung der christlichen Kunst verfolgen, und werden als den Hauptgrund ihrer ruhigen Vollendung den inneren Organismus zu bezeichnen haben, von dem ihr Leben gestaltet wurde. —

Mehrere kostbare Reliquienkasten aus ältester Zeit fanden sich hinter so viel Thüren und geheimen Treppen, daß ich — der ich meine Kenntniß davon dem alten Theatrum Basiliae von Martinus verdankte — lange keinen Kirchendiener oder Geistlichen finden konnte, der den Weg gewußt hätte, bis ein ganz alter kunstliebender Klosterbruder sich meiner annahm. Diese Kästen, von denen der eine Erde vom Oelberg zu Jerusalem enthält, der andere ein Stück Stein vom ersten christlichen Altar in Italien, zeigen eine von italischer Kunst gesonderte, frühe Kunst-Ausbildung, über die wir um so weniger Kenntniß bis jetzt haben, da wir uns immer mit der Annahme abgefunden, daß vor dem Wiedererwachen der Kunst in Italien nur griechische Rohheit geherrscht habe. — —

Ich trat wieder hinaus auf den freien grünen Platz vor dem Dom. Die Sonne war gesunken; aber wie in glänzendster Beleuchtung prangen die Marmorsäulen des Thurms und des Doms am reinen blauen Himmel, ein sanfter röthlicher Hauch umduftet die grünen Gebirge, und ich bade mich in der liebsten Luft. Lange noch leuchten die Gebäude, wie mit eigenem Lichte, in die Dämmerung hinein, und ich gehe langsam vor ihnen und einsam auf und ab. — Was hat die Menschheit bewegt, als sie neben ihren Hütten solche Paläste errichtete, wie hoch schlug ihr Puls, daß sie Säulen auf Säulen thürmte und weite Wölbungen schuf, um unter ihnen des gegenwärtigen Gottes sich zu vergewissern. *) Was ist das für ein

*) Diese erhabenen Tempel hat gebaut der katholische Glaube an die wahrhafte und wirkliche und fortwährende Gegenwart des Gottmenschen Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakrament, wodurch sie in höchster Gewißheit — „Gotteshäuser" sind! A. H.

Einzelnwesen, das die Herzen einer ganzen Welt zu solchem Thun entzündet! Siehe oben, auf dem höchsten Giebel des Domes — schon schimmern Sterne über seinem Haupt — glänzt in weißestem Licht ein — Kind in Mutterarmen! Welches unermeßliche Geschenk hat uns das Christenthum mit der Verehrung (der Katholik fügt hinzu: und Anbetung) des Kindes gebracht! —

---

107. Die geschnitzte Kanzel in der St. Gudula-Kirche zu Brüssel.

Merkwürdig ist in der St. Gudula-Kirche zu Brüssel die geschnitzte Kanzel, die das verlorene Paradies, aber in der barockesten Auffassung, vorstellt. —

Ueber Adam und Eva, welche mit tiefgesenkten Häuptern stehen, schwebt der Rache-Engel mit dem feuerigen Schwert. Auf dem gebeugten Nacken des ersten Menschenpaares ruht der Fluch der Sündenlast, versinnlicht durch die Kanzel. Eine bedeutende Ironie herrscht offenbar in dieser Composition, in welcher die verbotene Frucht in allerlei neckischer und humoristischer Weise angebracht ist. Die Kanzel selbst stellt die kolossale hölzerne Schale der Sündenfrucht dar. Ein boshafter Hohn ist in alle Geschöpfe Edens gefahren. Zur Linken des Menschenpaares beißt ein grinsender Affe kräftig in den verbotenen Apfel. Es knirscht dem verhöhnten Paar in die Ohren; es wendet sich verblüfft rechts, da wiederholt ein neckisches Eichhorn den ominösen Apfelfraß. Geärgert senkt es das Auge, da entfaltet ein radschlagender Pfau vor seinem Blicke die Eitelkeit der Welt! —

Dieser hölzerne Humor ist ausnehmend lebendig! —

---

108. Das goldene Rad im Dome zu Fulda.

(Von Polykarp Schmitt.)

Eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des hohen Doms zu Fulda, von welcher noch bis zu dieser Stunde gesprochen wird, obschon sie nicht mehr vorhanden ist, war das — goldene Rad.

Von demselben wird Folgendes erzählt:

Unter den Tausenden, die St. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, dem Erlöser zuführte, war auch eine vornehme Frau von Albions Insel, die vorher einen goldenen Stern als ihren Gott anbetete. — Zur Dankbarkeit für das in Christo Jesu gefun-

dene Seelenheil und zum ewigen Denkmal ihrer Bekehrung ließ die neue Christin in der von Bonifacius zu Fulda erbauten Kirche einen goldenen Stern, mit vielen Glöcklein versehen, aufhängen. —

Mit Fulda's goldnem Zeitalter schwand aber auch dieser goldene Stern in die Münze, um Kriegs-Unkosten, welche die Stadt oft hart drückten, zu decken. —

Damit jedoch das Andenken an das ehemalige goldene Rad erhalten würde, so kam mit dem erzenen Zeitalter — ein Stern von Erz und vergoldet — zum Vorscheine. Der Fürst-Abt Johannes I. von Merlau ließ ihn im Jahr 1415 so ganz nach dem Muster des ersten verfertigen und ihn in der Mitte des Domgewölbes aufhängen. — Seine wellenförmige Achse lief in stark gewebten Bändern, die über dem Gewölbe an einer Welle mit einem Rade (in peritrochio), das ein Mann trat (in der Folge wurde es durch eine Handhabe gedreht) herumgingen und so das Ganze in eine zirkelförmige Bewegung setzten. Der Stern hatte in der Mitte drei Kreislinien, die gleichweit voneinander entfernt waren; zwischen der ersten und zweiten Kreislinie stand eine Schrift mit sehr alten Charakteren des Inhalts: „Anno Domini Millesimo quadringentesimo XV." (1415). In der letzten, die zunächst der Achse war, konnte man noch etliche Thiere, z. B. Hirsche, Drachen, Pegase, Reiter und dergl. erkennen. Die Länge der Achse war sieben Schuh, der Diameter des Sternes von der Spitze des einen bis zu der Spitze des entgegenstehenden Strahles vier und zwanzig Werkschuh; auf der äußersten Kreislinie standen vierzehn Strahlen in Pyramiden-Form, und an jedem Strahle befanden sich zum wenigsten fünfzehn Glöckchen.

Es war ein imposantes und eben so liebliches Glockenspielen, wenn bei großen Feierlichkeiten im Dome dieses Rad gedreht wurde, bei den erschütternden Tönen der majestätischen Orgel, dem Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken und dem Aufbrausen des Choral-Gesangs!

Aber so ist es, Alles vergeht!

Unter Heinrich von Bibra, am 4. Juni 1781, dem Pfingstmontage, riß das Kunstwerk von seinen mürbgewordenen Hängeseilen, während des Hochamtes (der damalige Kammerdirektor Fritze hatte die Bänder zu untersuchen vergessen), los, tödtete durch seinen Sturz Einen der Anwesenden, verwundete mehrere Menschen und zerschmetterte mehrere Bänke, nachdem es beinahe 400 Jahre hindurch eine der schönsten Zierden des Doms gewesen war.

Die Trümmer des eisernen Sterns und seiner Glöckchen wanderten in die Esse des Hof-Schlossers, der sie zu anderen Geräthschaften zerhämmerte. —

109. Die Monstranz zu Loo-Christi.

Ein Kaiser (so erzählt die Volkssage), der Herr von Flandern war, hatte einmal Krieg mit den Türken und verlor viele Soldaten dabei, und kam dadurch täglich mehr in Gefahr, endlich zu unterliegen.

Da that er ein Gelübde, drei Monstranzen von Silber und Gold an eben so viel Liebfrauen-Kirchen zu schenken, und zwar — die eine an Unsre Liebe Frau von Hall, — die andre an Unsre Liebe Frau von Scharzenheuvel, und die dritte an Unsre Liebe Frau von Loo-Christi, deren Bild damals noch in einem Kapellchen mitten in einem Busche stand.

Zur Stunde brach dichte Nacht über das Heer der Türken herein und die Dunkelheit dauerte dreimal vier und zwanzig Stunden, während welcher Zeit für das Christenheer die Sonne nicht unterging. Dadurch wurden die Türken auf das Allervollständigste geschlagen und flüchteten mit Schmach und Schande beladen.

Als der Kaiser nach Flandern zurückkam, erfüllte er sein Gelübde getreulich. —

Noch heute bewahrt man in der Kirche von Loo-Christi **die** Monstranz, welche er dahin geschenkt hat. —

---

110. Ein kostbares Hostien-Kästchen.

(Aus: Catharina von Medici von Alfred Reumont.)

Catharina de' Medici, Herzogin von Urbino, wurde im Jahr 1533 die Gemahlin des Heinrich von Orleans, später Heinrich's II., Königs von Frankreich.

Der Papst Clemens VII. gab dieser seiner Nichte bei dieser Gelegenheit eine reiche Aussteuer in den herrlichsten Kunstwerken.

Das Vorzüglichste derselben war ein **Hostien-Kästchen** von Felskrystall mit Goldfassung, das Werk des damals berühmtesten Künstlers im Steinschneiden, Valerio Vicentino, und wofür der Papst dem Künstler 2000 Goldgulden zur Belohnung gab.

In zwanzig viereckten Bildern in vertiefter Arbeit ist des Heilands Leben von der Anbetung der Hirten bis zu seiner Himmelfahrt dargestellt; in den Ecken sieht man, gleichfalls in Felskrystall geschnitten, die Gestalten der vier Evangelisten; den Deckel schmückt das Mediceische Wappen mit der Inschrift: Clemens VII. Pontifex maximus.

Nichts kommt der technischen Vollendung der Arbeit an diesem Kästchen gleich. Auf eine räthselhafte Weise ist es wieder in seine

italienische Heimath aus Frankreich zurückgekommen und bildet den seltensten Schatz in dem an Schätzen überreichen Gemmen-Cabinet der großen Sammlung zu Florenz. —

---

111. Der ehemalige Domschatz zu Mainz.

(Aus: Der Dom von Mainz und seine Denkmäler von Franz Werner.)

Kaiser, Könige und Fürsten hatten in den älteren Zeiten der Kirche nicht nur Zehnten und liegende Güter mit freigebiger Hand verliehen; sie rechneten es sich auch zur Ehre und zum Verdienst, dieselben mit kostbaren Geräthschaften zum Gebrauche des Gottesdienstes zu versehen. Besonders empfanden jene Kirchen die Wirkungen ihrer Wohlthätigkeit, welche mit der Grabstätte irgend eines berühmten Heiligen prangten. Von allen Seiten strömten Große, Mächtige und Geringe herbei und zollten den Tribut ihrer Verehrung und ihres Dankes zu den Füßen des Heiligen, durch dessen kräftige Fürsprache sie so manche Gnaden von Gott erhalten. Man erstaunt, wenn man die uns aufbewahrten Verzeichnisse von Schätzen so mancher Kirchen liest. —

Erzbischof Christian II. hat uns in seinen Chroniken eine Beschreibung des Mainzer Domschatzes hinterlassen, mit welchem der noch vor der Revolution Frankreichs vorhandene keinen Vergleich aushält. Die häufigen Fehden und Kriegs-Unruhen hatten denselben nach und nach sehr vermindert.

Es befanden sich dazumal eine so große Anzahl aus Purpur und Seide gewirkter Tapeten, auf welchen verschiedene Geschichten vorgestellt waren, daß das ganze große Münster an hohen Festtagen damit behängt wurde. — Die Antipendien an den Altären waren von Gold durchwirkt. Drei hiervon zeichneten sich besonders durch ihren Reichthum aus, indem Eines auf hundert Mark, das Andere auf sechzig geschätzt war. — An Meßgewanden, Dalmatiken, Chorkappen, mit Gold und Edelsteinen besetzt, war ein großer Vorrath. — Unter andern befand sich ein Meßgewand von violetten Farben, welches so dicht mit goldnen Monden und Sternen besetzt war, daß es ein nur sehr rüstiger Mann auf kurze Zeit zu tragen vermochte. Legte es der Erzbischof oder Prälat an hohen Festen an, so nahm man es ihm sogleich nach dem Evangelium wieder ab. — An Infuln oder Bischofs-Mützen waren achtzehn von Gold, an Ringen sechzehn goldene mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Topasen geziert, vorhanden. So auch zwei mit Silber bekleidete Hirtenstäbe. — Auf Weihnachten und am St. Martins-Feste wurde der hohe Altar

mit einer großen silber=vergoldeten Stange geschmückt, woran mehrere künstlich gearbeitete Gefäße von Silber und Elfenbein, in welchen Reliquien verschlossen waren, herabhingen; in ihrer Mitte glänzte ein Smaragd von der Größe einer Melone. — Es befanden sich ferner zehn silber=vergoldete Rauchfässer, nebst Einem aus Gold, drei Mark schwer; eben so viele Schiffchen für das Rauchwerk, wovon Eines, aus einem Onyx verfertigt, die Gestalt eines Drachen hatte, dessen Augen Rubinen waren. — Sodann wurden bei den Festen auf den Altar zwei Kraniche von Silber gestellt, in deren Innern auf glühenden Kohlen stets Weihrauch brannte, welche aus ihren Schnäbeln die köstlichsten Wohlgerüche verbreiteten. — In der Sakristei verwahrte man sehr schön geschriebene Evangelienbücher, deren Decken mit geschnitztem Elfenbein, Silber, Gold und Edelsteinen verziert waren; ferner vier große silberne Becken mit ihrem Handfaß, in Gestalt von Löwen, Drachen und Greifen; eine große Anzahl Leuchter, Kandelaber und Hängeleuchter aus Silber; acht große silberne Kreuze, deren man sich bei Umgängen an verschiedenen Festen bediente. Sodann ein außerordentlich großes Crucifix, welches an Gold sechshundert Pfund wog; das Kreuz selbst war aus Cedernholz, mit Goldplatten belegt und mit kostbaren Steinen geziert; der Christus war in Mannsgröße aus feinem Golde, das Innere hohl und mit Reliquien angefüllt; die Glieder waren beweglich und konnten abgenommen werden; die Stelle der Augen vertraten zwei große Rubine oder Karfunkelsteine. Wer der eigentliche Geber dieses Geschenkes gewesen, darüber sind die Schriftsteller verschiedener Meinung. Aegidius, ein Cistercienser=Mönch der Trierer Diöcese, benennt dieses Crucifix „Benno," und behauptet in seiner Beschreibung der Bischöfe von Lüttich: daß die Juden zur Strafe, weil sie einen kaiserlichen Mundschenk Namens „Benno" ermordet hätten, zur Verfertigung dieses kostbaren Kreuzes verurtheilt worden wären. Das Magnum Chronicon Belgicum ist derselben Meinung, ohne jedoch zu bemerken, wer dieser Kaiser gewesen. Dodechin behauptet dagegen, der erste Mainzer Kurfürst Willegis habe außer mehreren beträchtlichen Geschenken auch dieses Kreuz dem Dom verehrt. Diesem pflichtet auch Serrarius bei. Das Kreuz wurde gemeiniglich „Benna" genannt. An hohen Festtagen wurde es in der Kirche auf einer Erhöhung, wohin Niemand beikommen konnte, ausgesetzt. In der Folge wurde es in den Zeiten der Noth von den Erzbischöfen selbst verstümmelt und die daraus gelösten Summen zu dringenden Bedürfnissen verwendet; so war Arnold von Seelenhoven der Erste, der es wagte, einen Theil dieses goldenen Kreuzes wegnehmen zu lassen, um in der Fehde gegen den Pfalz=

grafen Hermann, von welchem das Erzstift hart bedrängt wurde, seine bewaffneten Mannen besolden zu können; diese That aber hatte auf das Volk einen sehr üblen Eindruck hervorgebracht. — Von gewöhnlichen Paramenten, Kreuzen, Kelchen, Rauchfässern und sonstigen Gefäßen war eine so große Anzahl vorhanden, daß sie der Verfasser der Chronik nicht wohl verzeichnen konnte. Erwähnung verdienten zwölf große, sehr zierlich gearbeitete Kelche, deren jeder ein Paar Meßkännchen und eine Büchse zur Aufbewahrung der Hostien aus demselben Metall hatte. — Sodann befanden sich im Schatze drei Kelche aus dem feinsten Golde. Der kleinere mit dem nöthigen Zugehör zum Gebrauche des Erzbischofs war schon sehr schwer, aber die beiden anderen waren von einem solchen Gewichte, daß man sich ihrer nicht bedienen konnte. Der kleinere wog achtzehn Mark von dem feinsten Golde, dessen Fuß, sowie der Umfang der Patene mit den köstlichsten Steinen besetzt war. Von den größeren wußte er das Gewicht nicht anzugeben; er sagt aber, seine Dicke sei jene eines Fingers gewesen, über und über mit Edelsteinen besetzt; auf den Seiten habe er gleich den Mörsern zwei Handgriffe gehabt; seine Höhe betrug eine Elle, hielt die Hälfte eines Sextariums Wein und konnte nicht leicht von einem Manne gehoben werden; die Patene war in einer verhältnißmäßigen Größe. Auch diese sollen ein Geschenk des großen Erzbischofs Willegis gewesen sein. —

Nebstdem fanden sich elf Fistuln von Silber und vergoldet, mit welchen man das heilige Blut bei der Kommunion genoß, neun silber-vergoldete colae (eine Art Siebe), um sich deren zu bedienen, wenn etwa etwas Unreines in den Kelch sollte gefallen sein. — Erzbischof Christian schließt endlich mit der Betheuerung: daß Alles, so er gesagt, die reinste Wahrheit sei, indem die Kirche — wegen der Heiligkeit ihrer Vorsteher und der hohen Andacht des Clerus — von Kaisern, Königen, Fürsten, Edlen und dem Volke solche große Gaben erhalten hätte. —

Alle diese Herrlichkeiten gingen im Laufe der Zeiten zu Grunde! —

Ein gleiches Schicksal hatte der vor der Revolution noch sehr beträchtliche Schatz. — Man bewunderte damals den zwar nicht schönen, aber äußerst kostbaren Perlenhimmel, welchen der Kurfürst Albert von Brandenburg nebst seinem mit Perlen gezierten Wappen dem Dom zum Geschenke gegeben; mehrere kostbare Meßgewande und Dalmatiken mit Perlen, deren man sich bei der Kaiser-Krönung bediente. — Noch befand sich daselbst eine kostbare Monstranz von Gold mit Brillanten besetzt, ein Geschenk des Kurfürsten Franz

Anselm von Ingelheim, nebst mehreren sehr künstlich gearbeiteten Heiligenbildern und Reliquien-Gefäßen, silbernen Leuchtern, kostbaren Infuln und Bischofsstäben. — Eines der letzten Geschenke war der sehr geschmackvoll gearbeitete silberne Tabernakel, der am Frohnleichnamsfest auf den Altar gesetzt, und von dem Kurfürsten Emmerich Joseph von Breidenbach-Bürresheim als ein Beweis seiner frommen Gesinnungen verehrt wurde.

In dem Jahre 1792 wurde dieser Schatz, da man einen feindlichen Einfall von Seiten der Franzosen befürchtete, den Rhein hinunter, als aber auch diesen Gegenden Gefahr drohte, nach Prag gebracht. Nach erfolgter Säcularisation, oder auch vielleicht schon früherhin, wurden der Perlenhimmel und mehrere andere kostbare Gegenstände von dem Fürsten Primas und dem Domkapitel veräußert. — Auch die sehr beträchtlichen Schätze der Domkirchen zu Cöln, Lüttich und Aachen waren in der Revolution nach Hamburg und andern Orten geflüchtet, wurden aber bei eingetretener Ruhe wieder zurückgestellt. Dieses glückliche Loos wurde dem Mainzer Dom nicht zu Theil! Der verstorbene Bischof Joseph Ludwig Colmar erhielt diese Kirche, von allen Paramenten entblößt, aus den Händen des französischen Commissärs als eine Ruine; alle Fenster waren zerschlagen, die Altäre entweiht, die Monumente beschädigt, ein Magazin von Heu und Stroh darin angehäuft. Von den übrig gebliebenen Kirchengeräthschaften der aufgehobenen Klöster und Stifter, welche die französische Regierung ohne Schmälerung dem Bischof überließ, wurde die Domsakristei mit allem Erforderlichen versehen und völlig eingerichtet. —

---

112. Der goldene Thurm des Domes zu Hildesheim.

(Aus: Sagen aus Stadt und Stift Hildesheim von Carl Seifart.)

Von allen hildesheimischen und braunschweigischen Chronisten wird die Entstehung des goldenen Dom-Thurms zu Hildesheim in folgender Weise erzählt:

Im Jahr 1367 fiel der Herzog Magnus von Braunschweig mit einem großen Heer und mächtigen Bundesgenossen in das Stift Hildesheim, und brachte durch Plündern, Sengen und Brennen die Leute in große Noth.

Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Männer um sich und zog, auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria und sein gutes Recht vertrauend, muthig dem bei weitem größeren feindlichen Heer entgegen. „O seligste Jungfrau,“ rief der Bischof,

als er an der Spitze seiner Mannen einherzog, „heute kommt es auf dich an, ob du unter einem Strohdach oder unter einem goldenen Dache wohnen willst! Siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten, und wir werden nicht mehr die Mittel haben, deinen Tempel würdig zu schmücken; giebst du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst du unter einem goldenen Dache wohnen!“

Als des Bischofs gerüstete Männer nun in der Gegend von Dinclar den übermächtigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden viele verzagt; aber Gerhard richtete ihren Muth wieder auf, und rief: „Ihr lieben Leute, seid unverzagt, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Aermel!“ *) Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligthum der Stadt, das von Ludwig dem Frommen dem Dome vermachte Gehäus mit Reliquien von verschiedenen Heiligen, in seinem Aermel.

Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hilfe der seligsten Jungfrau Maria und die Fürbitte der Heiligen mit ihnen war; gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind, und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Leichen aus den Reihen der Feinde, unter ihnen viele Ritter und Edele, die Wahlstatt. Was von den Feinden noch am Leben blieb, suchte sein Heil in der Flucht, und das ganze Lager mit seinen großen Schätzen gerieth in die Hände der Hildesheimer.

Von diesem Gute nun ließ der Bischof, seinem Gelübde getreu, das goldene Dach machen, welches noch heute den östlichen Thurm des Domes schmückt. —

113. Die Thurmkrone auf dem Dome zu Frankfurt am Main.

(Aus: Frankfurter Sagenbuch von Carl Enslin.)

Der Dom oder die St. Bartholomäuskirche in Frankfurt am Main ist diejenige Kirche, worin einst die deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurden.

An der Stelle, wo sie steht, soll früher eine von Carl dem Großen erbaute Marienkapelle gestanden haben. Die später daselbst errichtete Kirche nannte Carl der Dicke St. Salvators-Kirche. Im Jahr 1238 ward dieser Kirche die Hirnschale des heiligen Bartholomäus geschenkt — wovon sie denn bis heute noch die St. Bartholomäus-Kirche heißt.

*) „Leven Kerle truret nich, hier hebbe ek noch dusend in meiner Maven!“

Der 260 Fuß hohe Thurm, der Pfarrthurm, ist weithin sichtbar, über die ganze Landschaft erhaben, und giebt der Stadt von Weitem ihr bestimmtes Aussehen und eigenthümliches Gepräge.

Er ist, gleich andern Münstern, in gothischem Styl erbaut, jedoch auch, gleich andern Münstern, nicht ausgebaut. Er hatte eine Spitze bekommen sollen wie der Straßburger oder Freiburger Münster; weßwegen dieses aber nicht geschah, darüber gehen folgende Sagen:

Der Baumeister des Pfarrthurms und der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke wetteten miteinander um eine hohe Summe, wer sein Bauwerk zuerst fertig bringe. Der Brückenbaumeister aber war fertig, als der Thurmbaumeister erst so weit gelangt war, wie der Thurm gegenwärtig noch in die Höhe ragt. Da nun der Thurmbaumeister nicht so viel Geld hatte, die verlorene Wette zu bezahlen, stürzte er sich aus Verzweiflung und Scham von dem Thurme herunter — woraufhin dieser nicht mehr fertig gebaut werden konnte. —

Gleich einer runden, fest über den Kopf gezogenen Kappe, oder auch gleich einem einfachen Helm ist die obere Thurmkuppel anzusehen, so daß man fast an die Hirnschale des heiligen Bartholomäus erinnert wird, der zu Ehren dem Thurm die runde Kappe aufgesetzt sein möchte. —

Obwohl Maximilian II. der erste deutsche Kaiser war, welcher 1562 in Frankfurt gekrönt wurde, so sagt man doch, daß, als im Jahr 1512 der Thurm so weit schon gediehen, daß nur noch die Schluß-Pyramide aufzusetzen gewesen wäre, man mit dem Bau eingehalten habe, in der Vorahnung der hohen Bestimmung dieser Kirche. Denn weil es einmal die Krönungskirche sein solle, müsse sie doch auch gekrönt sein.

Und anstatt der spitzen, schlanken Schlußpyramide setzte man dem massenhaften Thurmkoloß die Kaiser-Kappe des heiligen römisch-deutschen Reichs auf, die er denn auch noch trägt, und auch im Jahr 1806 nicht heruntergenommen hat, als das deutsche Reich zusammenbrach. —

Erst im Jahre 1848, in dem es etwas lebhaft herging im deutschen Reich, und namentlich in der freien Stadt am Main, ward der alten Krönungskirche eine Schlußpyramide gegönnt, aber nicht der gothische Aufsatz, der ihr Anno dazumal zugedacht war, sondern in allermodernstem Style.

Auf die Domkappe wurde nämlich eine riesige gläserne Laterne gesetzt, worin mehrere Menschen Platz haben, und die dazu bestimmt war, bei Aufruhr, Krawall oder dergleichen Feuersignale in die Ferne zu geben.

Sie steht noch und giebt dem Thurmkoloß weithin ein ganz anderes Aussehen.

Von dem Volk erhielt sie den Namen: „Reichslaterne." —

114. Der St. Stephans-Thurm in Wien.

Wir stehen auf dem St. Stephans-Platze, vor uns der alte graue Dom in seiner ganzen ehrwürdigen Pracht, mit der Riesen-Pyramide seines Thurmes. Hier muß man wahrhaft dem Wunderthäter „Katholischer Glaube" die Kraft beimessen, ein solches, fast übermenschliches Werk hervorzubringen. Der ganze Bau ist aus Sandsteinquadern, und doch erscheint er mit seinen zahllosen, mit dem zierlichsten Steinwerk geschmückten Giebeln, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem die abenteuerlichsten Thiergestalten, gleich der Schlange unter Blumen, hervorspringen, mit jenem ungeheuern Stamme, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Adler trägt, wie ein Wald, dessen tausend Bäume unten mit den Wurzeln untereinander verwachsen sind.

Und trittst du in sein Inneres, so erblickst du das vom zitternden Farbenlichte belebte steinerne Heer von Engeln, Heiligen, Blutzeugen und Fürsten; oder blickst du zu den blanken Säulenschäften empor, die dem Auge fast unbemerkbar in Aeste sich verschlingen, so wähnt man sich in's ferne Wunderland jenseit der Erde versetzt.

Die St. Stephans-Kirche ist in der Gestalt eines lateinischen Kreuzes erbaut. Fünf Pforten führen in das Innere, von denen das sogenannte „Riesenthor" jedoch nur selten, und zwar allein bei höchst feierlichen Ereignissen, geöffnet wird. Zwei Thürme sollten Anfangs den Wunderbau zieren, doch ist nur der Eine ausgebaut, während der Andere bis zum Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache bedeckt ward. Das Kirchendach prangt wie der Rücken eines geschuppten Drachen, mit glasirten bunten Ziegeln.

Die Länge des St. Stephans-Domes beträgt 321 Fuß; sein Inneres ist in drei Schiffe getheilt, aus denen sich achtzehn freistehende, 8 Fuß im Durchmesser haltende und 86 Fuß hohe Pfeiler erheben, welche das gewaltige Gebäude tragen. Der Thurm hat vom Straßenpflaster an eine Höhe von 421 Fuß, von dem Grundstein an aber mißt er gegen 500 Fuß. Er gehört unter die zehn größten Gebäude der Erde. Nicht weniger als siebenhundert Stufen führen von dem untersten Eingange bis zu der Region, in welcher

die Thurmwächter ihre Wohnung haben. Will man weiter hinauf, so kann man nur auf schwankenden Leitern die Spitze erklimmen.

Die Aussicht von dem St. Stephans=Dom ist großartig. Wiens Häuser=Labyrinth fließt in eine chaotische Masse zusammen; die Märkte erscheinen tellergroß, die breiten Straßen wie breite Furchen, die stolzen Paläste schrumpfen zu Kartenhäusern ein, die Menschen zu Ameisen; — aber das Land öffnet sich im weiten Umkreise; bis an die Marken Ungarns dringt der Blick, über die Wahlstätten hin, wo so vielmal die Völker aus Ost und West miteinander um die Herrschaft der Welt gerungen, und in blauer Ferne thürmt sich das riesige Gemäuer der Alpen.

So schön wie die Aussicht in die weite, weite Welt, so furchtbar ist so zu sagen die Janitscharenmusik der Winde auf dem Thurmriesen. Wenn die Stürme entzügelt sind, dann wird jedes Schall=Loch zur Orgelpfeife und heult seinen eigenen Schreckenston. Hierzu kommt das Kreischen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Geländer und Treppen, das Schlagen und Rasseln der Fensterläden und Thüren, das wilde Heer der vorüberjagenden Wolken und Nebelgestalten, das Leuchten der Blitze, das Rasseln des Hagels, das Gepauke des Donners. Es ist, als dröhnten die schauerlichen Posaunen des Weltgerichtes! —

---

115. Ersteigung des Münsterthurms in Straßburg.

(Auszug aus: Bilder der Natur von Kröger.)

Welche Masse! welche Höhe! welche ungeheure Epopöe von Steinen! Kann die Erde diesen künstlichen Felsen tragen? Versinkt sie nicht unter dem Fuße dieses schauerlichen Kolosses? Welches Denkmal für die menschliche Stärke, Verwegenheit, Unerschrockenheit, ja der Glaubensfreudigkeit! Welche Kühnheit im Gedanken! Welche Kunde im Plan und welche Kraft in der Ausführung desselben! Welches Werk im Ganzen, welcher Fleiß in den kleinsten Theilen! Diese zahllosen Pfeiler und Bogen! Pyramiden in unzähligen, gewagten, abenteuerlichen, unbegreiflichen Verbindungen — dieses Gewicht von grotesken, burlesken, phantastischen in Steinen ausgehauenen Figuren — dieses Gewimmel von Zierathen — welch' eine Arbeit! — Das Offene, Durchsichtige im obern Thurm, zwischen dessen schmalen Pfeilern die Luft unaufhörlich saust, hat etwas besonders Erhabenes und Wunderbares. Hier scheint er nicht mehr von Menschenhänden gebaut — er scheint auf sich selbst zu ruhen, und diese Luftigkeit erhöht die Pyramide ungemein. Man zählt die

Tritte auf Jakob's Himmelsleiter, und die Einbildungskraft besetzt sie mit auf- und niedersteigenden Engeln. Beim Sternenlicht und Mondschein ist er noch erhabener. — —

Da wir ungefähr hundert Stufen gestiegen waren, befanden wir uns bei der ersten Gallerie unter der Rose, wo sich die drei großen Statuen zu Pferde: Chlodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg, jede aus einem einzigen Stein gehauen, befinden. Hier fängt der mittlere Thurm an, welcher sich über das mittelste Portal bis zur Plattform erstreckt, und in welchem die Glocken hängen. Ueber den beiden andern Portalen hätten nach Erwin's Plan zwei gleiche Spitzthürme sich in eine Höhe von sechshundert Fuß erheben sollen; aber diese ungeheure Idee ward nur halb ausgeführt. Nur der nördliche Thurm ward, hundert Fuß weniger hoch, ganz fertig; der südliche ist nur einige Ellen über die Plattform aufgeführt. — Hier erstiegen wir wieder hundert Stufen bis zum Eisengitter, welches mit dem Dache der Kirche parallel ist, wo wir, etwas höher, die Silberglocke und die andern großen Glocken besahen. Bisher war uns das Steigen auf den ziemlich bequemen Wendeltreppen nicht sehr beschwerlich gefallen, aber jetzt beim dritten Hundert fingen wir an zu ermatten. Endlich erreichten wir die Plattform oder die Dachfläche des Glockenthurms. Aber wie ward uns, als wir nach der Thurmspitze hinauffsahen, wohin es von hier noch eben so weit schien, als unten von der Straße!

Welche Aussicht! welche Aussicht! welche Niedersicht war hier! Ach, es ist der schönste Saal auf Erden! Wir badeten uns in dem vollen reinen Luftstrom auf dieser über alle andere Thürme in Straßburg sich erhebenden Fläche und — spürten nicht die geringste Müdigkeit. Von dem Brustwerke dieses Himmelsbodens herab sehen die Leute auf den Straßen zwischen den Häusern, oder vielmehr ihren Hütten, wie Fliegen aus.

Beim Aufgange zu diesem Luftsaal gegen Süden ist die bedeckte Wohnung des Thurmwächters, die einigermaßen den unvollendeten Thurm bedeckt. Nahe bei der Wache findet sich ein großes Bassin von Stein mit Wasser gefüllt, und auf einer schwarzen Marmorplatte unter der Uhr bezeugt eine Inschrift, daß bei dem Erdbeben am 3. August 1728 das Wasser achtzehn Fuß hoch herausgespritzt sei. Der ganze Thurmkoloß soll von einer Seite zur andern wie der Mast eines gescheiterten Schiffes geschwankt haben. Daneben zwei Bildsäulen, von denen eine den Meister Erwin vorstellt, während die andere den Kopf erhebt, gleichsam um die Höhe des Thurmes zu betrachten. Hier sieht man auch den Mars oder Herkules, der früher hier einen Tempel hatte, auf dessen Stelle jetzt die Kirche

steht, sowie die Thurmuhr, deren Schläge man in der ganzen Stadt hört, auch unzählige Inschriften und Namen zum Andenken Derer, welche hier oben schwindelten. Aber der Alles beherrschende Gegenstand ist der obere Thurm, zu dessen Spitze es hier noch eben so hoch wie bis an die Erde tief ist. —

Da wir alle diese Sehenswürdigkeiten lange genug betrachtet hatten, fingen wir unser Steigen wieder an. Auf einer fast unendlich offenen Wendeltreppe, in einem von den vier hohlen durchbrochenen Pfeilern, arbeiteten wir uns gleichsam durch die Luft hinauf bis an den Fuß des obern Thurmes, wo wir von einem Altan auf die beträchtlich tiefer gesunkene Stadt hinabschauten. Ohne Zweifel sind diese vier freistehenden offenen Altanen die höchsten auf Erden. Dieser Standpunkt ist gewöhnlich das non plus ultra Derer, die den Thurm besteigen. Etwas weiter oben ist eine prächtige Gallerie rund um den Fuß des obern Thurms.

Aber jetzt ward das Steigen sehr beschwerlich und zum Theil wegen der beständigen Oeffnungen ziemlich gefährlich. Die Wendeltreppen wurden allmählich immer enger und enger. Am Ende dieser sehr schmalen Himmelsleiter, des passendsten Bildes auf dem engen Weg zum Himmelreich, konnte mein Freund, seines Enthusiasmus und seiner gewaltigen Anstrengung ungeachtet, nicht weiter. Er blieb, so zu sagen, nicht weit von der Spitze in Steinen, Eisen und Bewunderung hängen; aber die Aussicht, Uebersicht und Untersicht von hier war schon so weit, weitläufig und tief, daß einige Fuß mehr unmöglich die Wirkung merklich steigern konnten. Ich selbst war in einer nicht viel stärkeren Verfassung: glühend heiß, entkräftet, athemlos, mit einem Herzen, welches so stark klopfte, als wenn der letzte Seufzer nicht mehr fern wäre. Ich war jetzt über dem obersten Kranz, hoch über der Leuchte, — es war keine Treppe mehr, sondern bloße Stangen; ich mußte mich im eigentlichen Verstande in freier Luft um die Thurmspitze schlingen — ein einziger Fehltritt meines kletternden Fußes, ein plötzliches Nachlassen meiner Hand, mit der ich die Stange hielt, und — ich fiel hinab in die Luft, dreimal todt, eh' ich die Erde erreichte. Erst da ich von unten hinaufsah, in welcher Gefahr ich von Außen am Horn des Steinbocks hing, schauderte mich — jetzt schaudert's mich, wenn ich daran zurückdenke, denn damals hatte ich keine Zeit zu zittern. Meine Bewegung war zu gewaltsam konvulsivisch, um mir Schauder einzuflößen; ich war des Schreckens zu voll, um zu bangen.

Ich gestehe, es war mehr böse, als gut, mehr Thorheit, als Weisheit, oder soll ich eher sagen, mehr Schwachheit, als Stärke in meinen letzten Anstrengungen, um die Spitze, d. h. den obersten

Kranz unter dem Kreuze von Steinen, zu erreichen. Als ich mich auf die letzte Stufe schwang, freute ich mich heimlich, der Einzige auf der Spitze zu sein, und das war die größere Säule. Die Spitze des Thurmes — Triumph! Hier stehe ich auf der höchsten Spitze dieses Thurmes! Welche Mühe, welche Anstrengung, welche Ermattung und welche Gefahr! Meine Kniee zitterten, der warme Schweiß ward kalt, ich konnte fast nicht mehr, es ward mir vor meinen Augen schwarz, unterdeß die ganze lebende Welt unter meinen Füßen fortglitt; aber ich strengte mit konvulsivischem Eifer die letzten ersterbenden Kräfte an — und nun — welcher Sieg, welcher Himmel, in dem ich schwindelte! —

Ganz Straßburg mit seinen Gebäuden — ein zertretenes Ameisen-Nest — mit all' seinem Gewimmel und Lärmen von wühlenden Arbeitern, Pflastertretern und marschirenden Truppen — umgeben von zahllosen, kleinen Hügeln, Dörfern, Wäldern, Lustörtern — die ganze unabsehliche Fläche, durch welche der Rhein sich schlingt, Elsaß, Baden und Breisgau, umgeben von den Bergen Lothringens und des Schwarzwaldes, liegen wie eine Karte tief unter meinem hinabschauenden Blick ausgebreitet! Triumph! so mühsam und beschwerlich ist der Weg zur Zufriedenheit, als glänzend die Uebersicht von ihrer lichten Spitze!

Aetherische Sausewinde strömen durch dieses Gezelt von Steinen, über welchem der höchste gehauene Stein auf Erden ruht (nur die höchste der Pyramiden in Aegypten ist 15 Fuß höher). Wie nah' scheine ich dem kleinen Gewölk am blauen Himmel über meinem Scheitel zu sein! Wie tief schaue ich auf das hohe Hauptgebäude hinab, dessen Dach doch das Auge von der Gasse kaum erreicht! Wie der Körper des Schiffs vom Maste, so erscheint die Stadt von dieser Thurmspitze.

Wunderbares, schreckenvolles, himmelansteigendes Gefühl! Ich sehe nichts! ich höre nichts! ich berühre nichts! Alles um mich her ist leer, Alles ist unendlicher Raum, unbegreifliche Oede... Gott!... Gott!... Gott! — Ja, hier würde selbst der Spötter andächtig ausrufen: „Gott!" — Ich vergaß zuletzt auf dieser himmlischen Spitze die ganze Erde. Meine Phantasie schwärmte so leicht, so frei, so unbefangen, so himmelvoll, trotz meines unbequemen und gefährlichen Standpunktes, als wenn ich die Flügel des Adlers gehabt. Es fiel mir nicht ein, an Fußgleiten, Erkältung, oder wie ich immer wieder herunterkommen sollte, zu denken; denn es fiel mir gar nicht ein zu denken. Ich war nur geistiges Gefühl, Andacht, Anbetung. Fuhr der Blick hinauf zu dir, Unendlicher: wie klein war ich da! —

Der Staub forderte sein Recht, er forderte mich zurück.

Ich fing an zu frieren, und empfand, daß ich auch einen Körper hatte. Noch ein Herabblick, noch ein Ueberblick von dieser einzigen Pyramide! Sind die Ameisen, die dort kriechen, die Herren der Erde, die Günstlinge der Natur, die Schöpfer der Kunst, die Brüder der Engel und die künftigen Bürger der Ewigkeit, die sich vor dem von diesem Standpunkt Betrachtenden im Staube verlieren? War Erwin ein solches Geschöpf? Haben Ameisen diesen Kolossus dem allerhöchsten Herrn erbaut? — Ich muß wieder hinunter, um mich zu überzeugen, daß es Menschen sind! —

Die Gegenstände unter mir wuchsen immer mehr und mehr, aber ich sank und ward immer kleiner, so wie sie größer wurden. Endlich war ich wieder, als vom Himmel gefallen, auf der Erde.

Wir hatten fünf Stunden dort oben zugebracht, es war zwei Uhr und ein heller Tag; aber der große Platz um die Kirche schien mir dunkel. Das Pflaster und die umliegenden Häuser verwundeten mein Auge; es suchte den Horizont und fand keinen; es suchte einen Abgrund, da war keiner; und doch hielt ich mich fest an dem Arm meines Freundes, aus Furcht, das Gleichgewicht zu verlieren. So wie man noch auf dem Lande seekrank ist, so war ich nun erst auf der Gasse luftkrank. Ich sah hinauf nach der Thurmspitze, und sah mich noch daselbst.

Da winkte das offene Portal des Münsters; wir gingen hinein — zur Entrichtung eines Dankgebetes. —

---

116. Die Wenden-Glocken im Wirchow-See.

(Aus: Volkssagen von Pommern und Rügen von J. D. H. Temme.)

In Pommern liegt ein See, der „Wirchow-See“ geheißen. An der westlichen Spitze desselben ist ein Dörfchen, welches gleichfalls den Namen „Wirchow“ führt. An der östlichen Spitze liegt das Dorf Sassenburg.

In alten Zeiten wohnten in dieser Gegend die Wenden. Besonders schlugen sie in dem Dorfe Sassenburg ihre Wohnsitze auf, welches aber damals den Namen Wirchow hatte. Sie erbauten daselbst eine große schöne Kirche, und in dem Kirchthurme hingen die schönsten Glocken des ganzen Landes. — Da geschah es vor vielen hundert Jahren, daß die Sachsen in das Land einwanderten und sich zu Herren machten, die armen Wenden aber verachteten und unterdrückten. Denen gefiel auch das schöne Dorf, so damals Wirchow hieß, und sie vertrieben die Wenden daraus und ließen sich darin nieder, nannten es auch von nun an Sassenburg. Die

verjagten Wenden zogen darauf an die andere Seite des Sees und gründeten dort ein neues Dorf, welches sie zum Andenken an das alte auch Wirchow nannten, wie es noch jetzt geheißen wird. — Aus ihrem alten Wohnsitze hatten sie nichts mitnehmen können, als die schönen Kirchenglocken. Ueber diese freuten sie sich aber sehr, denn sie waren das einzige Andenken, das ihnen von dem Dorfe noch geblieben, in dem sie geboren waren, und in dem ihre Eltern und von so Manchen die Kinder begraben lagen. Allein auch dieses Andenken wollten ihnen die Sachsen nicht lassen. Diese erschienen auf Einmal in dem neuen Dorfe Wirchow, nahmen die Glocken mit Gewalt fort, um sie in ihren Schiffen über den See nach Sassenburg zu bringen. Wie sie aber mitten auf dem Wasser segelten, da erhob sich auf einmal ein schrecklicher Sturm, der ihre Schiffe gegeneinander trieb, daß sie eins das andere zerschellten und zerbrachen, und die Sachsen einen erbärmlichen Tod in den Wellen fanden. Die Glocken gingen mit ihnen zu Grunde. —

Die Leute sagen, von den Glocken allein sei dieses Unglück hergekommen, denn die hätten nicht von den Wenden lassen und den Sachsen dienen wollen; darum wären sie lieber in dem See zu Grunde gegangen. Sie liegen noch unten in dem Wasser, und es kann sie Niemand heraufholen. Zu gewissen Zeiten kann man sie dort hören; sie singen dann, wie mit menschlichen Stimmen, ein Klagelied, daß sie da unten auf dem Grunde liegen müssen und nicht zu den Wenden zurückkönnen. —

---

117. Die Glocke der Freistätte.

Die Wallfahrtskirche von Bickesheim bei Carlsruhe ist uralt; davon zeugt ein Glöcklein auf dem Thurm; auf ihr ist in lombardischen Schriftzeichen die Jahrzahl 918 eingegraben. Demnach ist diese Glocke wahrscheinlich eine der ältesten in Deutschland und schon damals aus Wälschland gebracht worden, vielleicht auf Veranlassung der heiligen Mathildis, Gemahlin Kaisers Heinrich I., die um diese Zeit lebte und viele Kirchen und Klöster gestiftet hat. Von nun an war die Umgebung dieses Kirchleins eine Freistätte, die sich weit hinaus erstreckte. —

Wie wohl mag es so manchem Unglücklichen gewesen sein, wenn er, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, den Klang des der Mutter Gottes geweihten Glöckleins vernahm, das ihm Sicherheit und Ruhe verhieß! —

---

118. Eine schauerliche Glocke.

Nach den Berichten öffentlicher Blätter wurde im Jahr 1855 der Aufbau des vierten Stockes an dem ehemaligen Criminal-Gebäude am hohen Markt zu Wien bewerkstelligt.

Bei dieser Gelegenheit nahm man auch die dort befindlich gewesene Glocke herab, welche geläutet wurde, wenn man einen Verbrecher zum Richtplatze führte.

Man fand aber auf dieser schauerlichen Glocke die folgende Inschrift:

„Sie schlägt keinem Glücklichen!“ —

---

119. Die alte Glocke zu Gilching.

In der Kirche des Pfarrdorfes Gilching, im königlichen Landgericht Starnberg, befindet sich eine Glocke, welche zu den ältesten Glocken in ganz Bayern gehört.

Von dieser Glocke geht die Sage, daß sie aus dem Schooße der Erde ausgewühlt worden sei, und zwar aus dem Gründelberge bei Gilching, wo vor Zeiten ein Schloß gestanden haben soll. —

Heutzutage hat diese Glocke nur noch die Feierabende anzukünden, Kinder-Leichen das Geleit zum Grabe zu geben, an die Scheidung Christi zu erinnern und das hochheilige Frohnleichnams-Fest mitzufeiern. —

---

120. Die große Pfarrglocke zu Botzen.

(Volkssage, erzählt von Beda Weber.)

Hugo von Kühpach goß seine unermeßlichen Schätze an Gold und Silber in eiserne Kugeln, und warf die letztern als unbedeutende Dinge in den Schloßgarten, damit sie desto sicherer wären.

Indessen mußte er mit vielen Rittern ausziehen in Krieg, um die Feinde von den Grenzen zu wehren, und ließ eine junge Frau mit Namen Kunigunde als Verwalterin seiner Güter zurück.

In seiner Abwesenheit kamen die Pfarrgeistlichen von Botzen auf das Schloß, um einen Beitrag einzutreiben zur Bestellung einer großen Kirchenglocke. Kunigunde erwiederte, sie selbst hätte kein Geld, und vermöge nur mit größter Mühe die Wirthschaft weiter zu führen; aber die eisernen Kugeln im Schloßgraben wolle sie ihnen überlassen, wenn sie dieselben brauchen könnten.

Sie nahmen sie weg und gossen sie in die Glockenspeise ein. So kam alles Gold und Silber von Kühpach in die große Pfarrglocke zu Botzen, deßhalb klingt sie so hell und rein. —

Als Hugo zurückkehrte, merkte er im ersten Glockenklang sein Gold und sein Silber. Er wurde dadurch ganz zerknirscht und besserte seine geizige Seele.

„Laßt uns **Gott allein** lieben — und nicht Gold und Silber!" sagte er zu Kunigunden bei seiner Heimkunft. —

---

121. Die Glocke von Münsterkirchen.

(Aus: Sage und Geschichte aus den Sachsenländern von E. Heusinger.)

Am linken Werra-Ufer, Mihla gegenüber, da, wo jetzt der neue von Harstall'sche Oekonomiehof, schlechtweg der „Sand" geheißen, erbaut ist, lag einst das prächtige, nach Fulda gehörende Kloster „Münsterkirchen."

Es war weit und breit berühmt durch seine herrlichen Altäre, besonders durch den Hochaltar, der von Gold und Silber und von edlen Steinen strahlte, mit denen ihn fromme Ritter, die aus dem gelobten Lande heimgekehrt, geschmückt hatten, weil sie es für den besten Gebrauch hielten, den sie von der, den Sarazenen abgekämpften Beute machen zu können glaubten. Von außen war das Kloster besonders prächtig anzuschauen wegen seiner vielen Kuppeln und Thürme, die weithin im Sonnenstrahle glänzten; und das harmonische Glockengeläute, welches man an hohen Festtagen stundenweit durch die hohen Felsenufer der Werra auf- und abwärts hörte, lenkte die frommen Christen vor allen andern am liebsten zur Gottesverehrung in die hohen Dome von Münsterkirchen.

Aber schon seit länger als fünf Jahrhunderten sind alle diese Herrlichkeiten mit ihrem Glanze verschwunden! — Schon zur Zeit, als Adolph von Nassau Creutzburg belagerte, ging ein Theil des prächtigen Klosters in Flammen auf. In den für Thüringen so verderblichen folgenden Kriegen und Fehden wurden die noch übrigen Gebäude bis auf ein einziges zerstört, welches, den Verheerungen des Krieges entgangen, sich bis auf unsere Zeiten erhalten hatte, von dem noch vor dreißig Jahren die Kreuzgänge und einzelne hohe Bogentrümmer sichtbar waren, bis auch sie endlich dem Zahne der Zeit unterlagen, oder, zu sonstigen materiellen Zwecken verwendet, allmählich bis auf einen jetzt noch sichtbaren kleinen Schutthaufen verschwanden. — Der größte Theil des Fleckens Mihla ist davon erbaut worden.

Um die traurigen Reste der ausgedehnten Gebäude hob sich nach und nach der Boden, und darüber hin rankte sich dichtes Gebüsch, so daß sie, von fern gesehen, geradezu einem grünen Hügel gleichen. —

Aber noch viele Jahrhunderte hindurch hörten die Bewohner der Umgegend, vorzüglich die frommen Pilger, welche am Namenstage des Schutzpatrons der Klosterkirche zu einer benachbarten Kapelle wallfahrteten, die große Glocke im Innern der verfallenen Mauern läuten. Auch wenn eine Prozession zum „Gehülfens-Berge" vorüberzog, tönte gar feierlich im Schooße der Erde die Glocke, und von seltsamen Gefühlen durchschauert, vernahmen es Gläubige lange Jahre hindurch.

Vor einigen hundert Jahren nun weidete eine arme Waise die ihr anvertraute Heerde auf jenem Platze. Der Schlaf hatte das Mädchen beschlichen und ihr träumte, daß zwei wildaussehende Männer auf dem Gipfel des Hügels mit klirrenden Waffen kämpften. Dazwischen tönte die Wunderglocke auf eine helle seltsame Weise, und es schien, als wenn plötzlich eine unsichtbare Hand die Schläferin weckte. Schon war das Traumbild vor der zunehmenden Angst des Mädchens gewichen; und als sie erwachend sich furchtsam nach dem zerstreut umherweidenden Vieh umsah, — da erblickte sie dicht über ihrem Haupte zwei kämpfende junge Stiere, die sich grimmig mit den Hörnern anfielen und die Erde aufwühlten unter lautem Gebrüll. Da tönte wieder der Glockenklang, und als das Mädchen vollends den Hügel hinaufeilte, um die Streitenden zu trennen, da gewahrte sie die Handhaben der tönenden Glocke, die aus dem von den Stieren aufgerissenen Boden hervorragten. Sie war es, die den Klang hervorgebracht während ihres Schlafes. Voller Freude über diesen Fund schlug sie in die Hände, und in Sorge, die heilige Glocke möchte etwa wieder versinken, löste sie in der Unschuld ihres Herzens den Leibgürtel, um sie damit an ein benachbartes Gesträuch zu befestigen, bis sie die Heerde heimgeführt und die Leute in Mihla von ihrer Entdeckung benachrichtigt hätte.

Dieses Ereigniß fand um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Statt. Die Glocke war mithin an dreihundert Jahre im dunklen Schooße der Erde, aus der sie nun mit großen Feierlichkeiten vollends zu Tage gefördert wurde, verborgen gewesen. „Maria gloriosa" war ihr Name, und die Wunderglocke von Münsterkirchen rief seitdem die Andächtigen zu Mihla in den Tempel des Herrn und ist unter den dortigen Glocken die größte. —

122. Traurige Umwandlung.

(Aus: Pfennig-Magazin. Jahrgang 1852.)

Die frühere Kirche der heiligen Irene zu Constantinopel — ist jetzt, ganz im Widerspiele zu ihrem „Friede" bedeutenden Namen, ein Arsenal.

Man findet in ihr außer einer Menge neuer Waffen die Schlüssel eroberter Städte, Damascenerklingen, Schilde und Schwerter aus der Zeit der Kreuzzüge, Panzerhemde, Helme, Trommeln, Mörser, eroberte christliche Fahnen, Trophäen aller Art, interessant für Freunde mittelalterlicher Trachten.

Am Eingange der Basilika stehen vor aufgestellten Reihen von Gewehren und Pistolen zwei hölzerne Figuren in eng sich anschmiegenden Kettenpanzern mit Streit-Aexten und grimmigen Gesichtern als Hüter der Waffen. —

Welche Wandlung! Sonst das christliche Kreuz über dem Portal und jetzt vor demselben — die muhamedanische Grimasse! —

---

123. Die Cathedrale von Tours und die Ruine von St. Julien.

(Geschildert von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

Es ist in Frankreich die erste gothische Kirche, welche ich gesehen, und ganz unsäglich schön und wunderbar künstlich. Der Chor besteht eigentlich nur aus riesenhaften, buntgemalten Fenstern, zwischen denen ganz dünne Rippen emporschießen und das Gewölbe tragen. Es sieht unbegreiflich aus; daß von Außen Strebebogen dagegen gelehnt sind, um es zu stützen, bemerkt man darinnen nicht; man denkt auch eben nicht daran, wie es zugehen möge, daß auf diesen, von Diamanten zusammengeschmolzenen Fenstern, auf diesen Wänden von Glas das Dach ruhen könne; man hat nur jenes Gefühl von ekstatischer Freude, von andächtiger Bewunderung, von seligem Erstaunen, welches uns aus einer tiefen Schönheit überwältigend entgegenstrahlt. Ist dieß denn nicht noch die Erde? Ist dieß ein Gebäude aus Stein und Mörtel, von Menschenhänden zusammengefügt? Ist dieser Schmelz von Blumen, von Schmetterlingen, von Sonnenlicht wirklich noch Farbe? Sagen Sie mir, woher hat's der Mensch, daß er solche Schönheit erschaffen kann? Welche leuchtenden Offenbarungen müssen ihm durch die Seele fluthen, welche Geister ihn begrüßen, welche Bilder an ihm vorüberziehen, welche Kräfte ihn befähigen, bevor solche Wunderschöpfung in ihm sich krystallisirt,

Form und Gestalt annimmt, und endlich! endlich! aus ihm heraus und in unsere Welt hineintritt. O, wer in eine solche innere Seelenwerkstatt schauen dürfte! Was müssen da für Schätze angehäuft sein! — — Zwei zierliche Thürme, zu denen man bequem emporsteigt, überragen schlank und hoch den Bau, wie Mastbäume ein Schiff, und von oben taucht das Auge in die Stadt und in die Ebene hinein. — Eine Frau führte uns umher — eine wahre Pflegemutter der Cathedrale! Wie alte Diener sich dermaßen mit ihrer Herrschaft zu identifiziren pflegen, daß sie bei deren Thun und Treiben „wir“ sagen, so hatte sich diese Frau in die Kirche versenkt und sprach von ihr in gleicher Weise und mit einer Liebe, einem Stolz, einer Zärtlichkeit, die mich freute. Ich lobte sie, daß sie so gut die Honneurs ihrer Cathedrale zu machen wisse, und klagte ihr, daß man uns Niemand verschafft habe, der ein Gleiches für die ganze Stadt zu thun verstehe. Sie sagte, sie wolle uns Jemand verschaffen, ging fort und kehrte nach einer Viertelstunde mit einem alten kleinen Herrn zurück — dem Ideal eines Cicerone, keine Frage schuldig bleibend, kleine Ueberraschungen vorbereitend, von verbindlichen Manieren, gesprächig, aber nicht geschwätzig, dazu drei und siebenzig Jahre, schneeweißes Haar, ganz gerade Haltung und junge lebhafte Augen. Nun waren wir berathen!

Er führte uns zu einem Gebäude, das unstreitig das merkwürdigste in Tours, und zwar — ein Pferdestall ist. Als die Revolution hier wüthete, verwüstete sie mit vielen anderen Kirchen auch die von St. Julien, welche darauf für dreißigtausend Franken Assignaten — das ist ungefähr, was man in Oesterreich so absichtslos witzig „Schein“ nennt — an den Ersten Besten zum beliebigen Gebrauche verkauft wurde. Später wollte die Geistlichkeit der Cathedrale sie für hunderttausend Franken in baarem Gelde zurückkaufen; allein der Besitzer verlangte mehr und der Handel zerschlug sich. Darauf fand sich ein Speculant, der sie für hundertsechzigtausend Franken an sich brachte und an einen Gastwirth vermiethete, der neben ihr das Hôtel St. Julien einrichtete und sie zu Pferdestall, Diligence-Bureau, Wagen-Remise und Heu-Magazin umschuf. Eine solche Entweihung in so frappanter Gestalt ist mir nie vorgekommen! Eine Ruine sieht immer ehrwürdig aus, weil sie große Schicksale bezeugt; ein verfallenes und verwahrlostes Gebäude sieht traurig aus, weil es sich selbst und seine Zeit überlebt hat, eben so dieses, wohlerhalten wie Eines und schön wie Keines — schöner in den Verhältnissen, als die Cathedrale selbst — und nun so erniedrigt im Dienste des gemeinen Lebens, das ist wirklich wie eine Heilige in schlechter Gesellschaft! Dazu ist sie — fast möchte ich

sagen leider! — gar nicht zerstört. Die wunderschön fliegenden Gewölbe ihrer lateinischen Kreuzform, die zarten Sculpturen ihrer Fenster, die schlanken biegsamen Rippen ihrer Pfeiler sind unangetastet, so daß ihre Schönheit gar nicht gelitten hat. Aber nun stellen Sie sich eine Diligence vor, die in diese heiligen Räume hineinrasselt, und eine andere, die unter Lärm und Geschrei gepackt wird — die Schiffe der Kirche in eine gepflasterte Straße verwandelt; die Kapellen in Räume für Wagen und Pferde, oder in Bureaux, die Altäre in Schreibtische, den Weihrauch in die Emanationen des Stalles, die andächtige Stille und den Pomp des Gottesdienstes in das brutale Getümmel der Fuhrleute, der Stallknechte, der Reisenden; ob das nicht unheimlich ist! —

---

124. Die vormalige Hospitals-Kapelle im deutschen Hause zu Marburg.

(Geschildert von Dr. K. W. Justi.) *)

Unfern der nördlichen Seite der St. Elisabeth-Kirche, zu Marburg stand bis gegen die Mitte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts eine 25 Fuß, 10 Zoll lange und 14 Fuß breite, in einem einfach-schönen Style — der Sage nach von der Landgräfin von Thüringen St. Elisabeth erbaute Kapelle. Diese zum Gottesdienste für die in der sogenannten Firmaney (Infirmaria, Infirmerie, Krankenhaus) befindlichen Kranken bestimmte Kapelle war an die Giebelwand dieses im siebenjährigen Kriege von den Franzosen abgebrannten Gebäudes angebaut, so daß die Kranken von der Krankenstube aus die heilige Messe hören konnten. Eben diese Kapelle war es auch, worin die fromme Elisabeth ihre tägliche Andacht verrichtete, und in welcher in der Folge ihr Leichnam im Jahr 1231 zuerst beigesetzt wurde. — Erst als der von ihrem Schwager, dem Hochmeister Konrad von Thüringen, im Jahr 1235 begonnene Bau der prächtigen St. Elisabeth-Kirche im Jahr 1283 vollendet war, wurden die Gebeine der unterdessen kanonisirten Fürstin in diese, ihr zu Ehren erbaute neue Kirche gebracht und in einer kleinen Kapelle des nördlichen Chores derselben beigesetzt, bis sie späterhin in dem ihr errichteten kostbaren Begräbniß-Monumente in der an das östliche Chor angebauten Sakristei aufbewahrt wurden, wo sie bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts (1539) geruht haben.

---

*) Der Verfasser ist Protestant.

Mit Theilnahme erinnert sich der Verfasser dieser Blätter aus seiner Kindheit der damals noch ziemlich wohl erhaltenen, durch eine schöne Structur und sinnreiche Verzierungen ausgezeichneten Kapelle, worin sich noch einige hölzerne, größtentheils vergoldete Schnitzarbeiten und wenige Reste von gemalten Fenstern befanden. Mit der Zeit der (sogenannten) Reformation hatte ihr allmählicher Verfall und ihre Zerstörung begonnen. Aber auch noch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Dach gänzlich ruinirt und die schöne Kapelle allen widrigen Einflüssen der Witterung ausgesetzt war, standen ihre kunstreich verzierten Wände da, und in deren Mitte ein großes, sehr altes steinernes Crucifix.

Wäre nur, — was damals noch mit geringen Kosten hätte geschehen können, — das zerstörte Dach und die zerbrochenen Fenster wieder hergestellt worden, so würde dieß ehrwürdige Denkmal des Alterthums für die Nachwelt erhalten worden sein!

Dieß geschah jedoch nicht.

Der damalige Landkommenthur Reuthner von Weyl wünschte anfangs die Erhaltung der schönen Kapelle, er ließ dieselbe durch die Mitglieder der Ordens-Kanzlei näher untersuchen und dabei einen Baumeister zu Rathe ziehen; dieser aber hielt die Kapelle der Reparatur-Kosten von einigen hundert Gulden nicht für werth, sondern brachte den gänzlichen Abbruch derselben in Vorschlag. Die damalige deutsche Ordens-Kanzlei, welche zum Berichte gezogen wurde, schien, wie die meisten Kanzleien der damaligen Zeit, auch kein Interesse für deutsche Denkmäler zu haben. Der Landkommenthur trug daher, unter dem 28. Februar 1786, bei dem Hoch- und Deutschmeister auf Genehmigung des gänzlichen Abbruchs an; diese erfolgte, und noch im Frühjahre 1786 wurde die an dem Fundament und den vier Wänden beschädigte Kapelle gänzlich abgebrochen, die Steine anderwärts verbraucht, die schönen Bildnerarbeiten zerstört und die noch übrigen Reste von gemalten Fenstern gingen mit dem übrigen Schutt verloren. — Der Platz, wo die Kapelle gestanden hatte, wurde dem Boden gleichgemacht. — Die sogenannte ehemalige Firmaney (das von der heiligen Elisabeth gestiftete und auch von ihr selbst bewohnte Krankenhaus) ist gegenwärtig (1825) ein Fruchtboden. — —

Ein kleines alterthümliches Kunstwerk wurde jedoch durch die Sorgfalt des damaligen Hospitalverwalters Feylers, des Aelteren, gerettet.

In dem Altare dieser, dem Untergange geweihten Kapelle fand man nämlich, bei genauerer Untersuchung, ein sehr altes zinnernes Reliquien-Kästchen, in der Form einer byzantini-

schen Kapelle. Dieses Reliquien-Kästchen, welches von unten her bis zu den Dachflächen zugelöthet war, enthielt noch einige Reste von Reliquien, — wie man vermuthete, vom heiligen Franziskus von Assisi, und einige feine rothseidene Läppchen, die aber, sowie die Knochen-Ueberbleibsel, zum Theil vermodert waren; auch hatte der Boden des zinnernen Kapellchens und die Eine breite Wand sehr gelitten, entweder durch den von den Franzosen in dem Firmaney-Gebäude angelegten Brand, oder, was wahrscheinlicher ist, durch den Alles benagenden Zahn der Zeit.

Die Form dieses Kapellchens ist gefällig; es ist ein längliches Viereck, und hat vier abhängige Dachflächen von verhältnißmäßiger Größe. Auf den zwei breiten Seiten findet man eben so, wie auf den zwei schmalen Seiten dieselben Figuren und Verzierungen, sowie dieselben, oben in einen Halbzirkel ausgeschweiften Fenster wieder; nur daß an den beiden schmalen Seiten jedesmal zwei Fenster übereinander angebracht sind. Der aus den Dachflächen gebildete und mit einigem Laubwerk geschmückte Deckel ist auf allen vier Seiten angelöthet. Auf der sich in der Mitte hebenden Dachspitze ist ein rundes Knöpfchen, als Verzierung, angebracht; auf jeder der beiden schmalen Seiten erblickt man gleichfalls drei, wiewohl nur nach Außen gewölbte Knöpfchen, wovon das Eine halb abgebrochen ist. Die Eine breite Seite des Kapellchens und der Boden sind stark beschädigt.

Das Zinn, woraus dieses alte Reliquien-Kästchen gearbeitet, ist von sehr feiner Art, und die ganze aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stammende Arbeit, in Absicht auf Form und Ausführung, lobenswerth. *) —

---

125. In den Ruinen der St. Werneri-Kirche.

(Aus: Paris und die Rheingegenden von Dr. C. G. Carus.)

Von Rüdesheim (so berichtet der vorgenannte Reisende) fuhr ich mit Pferd und Wagen über den Rhein nach Bingen und dann auf der schönen Straße des linken Rheinufers unter der Burg Rheinstein vorbei bis hierher nach Bacharach. Ihr denkt euch wohl, wie anmuthig es auf diesem Wege sein mußte! Hüben und drüben Rebengelände, wechselnde Felsen und Waldungen, hochragende Burgen, gegenüber das alte Kloster Lorch, schattende Nußbäume

---

*) Der Berichterstatter hat in dem „Taschenbuche der Vorzeit," Jahrgang 1825, nicht angegeben, wer nun der Besitzer dieses Reliquien-Kapellchens ist. A. H.

mit windendem Epheu, und immer in aller Mitte der von Schiffen belebte Rheinstrom.

Das Erste, was mich vor Bacharach länger festhielt, war die Ruine einer links am Wege gelegenen Kapelle. Die jungen hohen Nußbäume drangen so malerisch durch das alte Mauerwerk! Ich ließ halten, stieg hinauf und drang in das Innere.

Ich wußte lange nicht, wann ich etwas Friedlicheres, Stilleres, Eigenthümlicheres gesehen hätte, als diese zerfallene kleine Kirche. Wie der Epheu zu den gothischen Tragknäufen der eingestürzten Kreuzgewölbe hinanwuchs, wie üppiger Pflanzenwuchs den Schutt des Bodens überstreckte, wie das junge Nußlaub zu den offenen schmalen gothischen Fensterbögen hinaussah, während die Berge des rechten Rheinufers von drüben hereinblickten, und wie so die Abendsonne noch die Reste alter Verzierungen an den noch stehenden Pfeilern erleuchtete! Ich weilte lange im Kirchlein, in welchem jetzt nur noch stilles Naturleben den geheimen Kirchendienst, statt des früheren geistigen, der hier gefeiert wurde, gegen den höchsten Quell alles Lebens verwaltete! —

Endlich mußte ich mich gegen das alte Bacharach selbst wenden. Der Ort hat das Gepräge hohen Alterthums — sein Name schon, Ara Bacchi, deutet auf römischen Ursprung, — dann aber die Menge verfallener Thürme an den Stadtmauern, das höchst besondere wunderliche Bauwesen der Häuser mit braunem Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen, wie das Alles so in die enge, nach dem Rheine gewendete Thalschlucht hineingelagert ist, es giebt einen höchst eigenthümlichen, aber durch und durch deutschen Anblick.

Mein erster Gang in Bacharach war zu den Ruinen der Sanct Werneri-Kirche. — Aus enger Straße durch ein altes Kirchpförtlein manche Stufen hinauf kam ich erst auf den kleinen Kirchhof der mit vielem Anbau alter Kapellen umgebenen und mit einem alten, durch byzantinische Bogenstellung verzierten Thurm geschmückten Stadtkirche; und vor mir lagen auf naher mittler Anhöhe am Fuß eines viel höhern, mit Burgruinen geschmückten Felsens die öden Mauern der Sanct Werneri-Kirche, durch deren leere, nur noch mit den zierlichsten steinernen Rosetten geschmückte Fenster die Luft zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen.

Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Styl des vierzehnten Jahrhunderts verrathenden und aus einem festen, rothen wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reichste Gemälde sich am schönsten ausnahm.

Wie ich nun so dastand, die im reinsten Verhältniß geschwungenen, hohen gothischen Bögen mit den zierlichen Fensterausschmückungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebepfeiler und anmuthigen Spitzsäulen in dem eigenthümlichen, gesättigten, braunrothen Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen, das späte Tageslicht wiederschienen, dahinter aber das gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchenthurms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Thurmspitze aufragte; als ich weiterhin über der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Wartthürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das sonore, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, *mein* Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist mein Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserm Geiste sprechen, als der unserm Volke ganz eigene, in ihm geborene, mysteriöse reine Styl, wie er in diesen Bogen noch athmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt! — Und tönt nicht selbst in dem *sonoren* Klange dieser Abendglocken das reine Silber wieder, welches in jenen Jahrhunderten das Volk in Glaubensfreudigkeit als Glockenspeise herzubrachte, wenn eine neue Glocke gegossen werden sollte; ja, ist es nicht am Ende gerade die *Pietät*, wann und wo wir sie gewahr werden, was am Menschen das Herrlichste bleibt; und klingt eben diese Pietät nicht auch in unserer Seele wieder, wenn das Ohr in abendlicher Stille den feierlichen und doch so anmuthigen Glockenklang vernimmt!? —

---

126. Der Name „Heiligenstadt."

(Aus: Deutsche Sagen von Ludwig *Bechstein*.)

Des Eichsfeldes Hauptstadt heißt *Heiligenstadt*, und über das ganze Land weht es wie Weihrauchduft, klingt es wie Klosterglocken. Der Stadt und dem Lande webt die Sage manch gülden Heiligenschein. Das rührt aus früheren Zeiten her.

Der Frankenkönig Dagobert ward in seinem Alter von schlimmer Krankheit befallen, dem Aussatz, übertrug die Regierung seinem Sohn und treuen Räthen und zog mit seiner Gemahlin in die Ferne, zu suchen, wo er Heilung fände.

Da kam er auf das Eichsfeld und lebte allda verborgen vor dem Auge der Menschen in einer Einöde, erbaute sich da einen Wohnsitz und diente Gott in einer Kapelle, die er der heiligen Jungfrau Maria und Sanct Petrus weihte. —

Die Zeit, welche König Dagobert nicht mit Gebet und religiösen Uebungen zubrachte, vertrieb er sich mit der Jagd; und auf einem seiner Jagdgänge ward er einst von so großer Müdigkeit befallen, daß er sich in das Gras niederlegte, und alsbald einschlief.

Da der König erwachte, fand er das Gras stark bethaut, aber alle Theile seines Körpers, welche der Thau benetzt hatte, waren zu seiner großen Freude heil und rein vom Aussatz. Er eilte deßhalb fröhlich zu seiner Gemahlin, kündete ihr das Wunder, und sie rieth ihm, sich noch öfters an jener Stelle in das thaufeuchte Gras zu legen, und so wurde er gänzlich heil und gesund. Und da sprach er voll Frohlocken und Gott dankend: „Wahrlich, hier ist der Heilung und der Heiligen Statt!“ —

Und darauf ward dem König im Traum offenbart, daß an jener Stelle zwei christliche Martyrer begraben lagen.

Diese Heiligen waren zu des Königs Etzel Zeiten zu Mainz gefangen worden, durch göttliche Hilfe aber entkommen, und hatten ihren Weg nach dem Eichsfelde zu eingeschlagen. Ein Präfect des Attila folgte ihnen nach, fing sie zu Rusteberg, und that ihnen alle erdenklichen Martern an, um sie zum Rückfall in das Heidenthum zu bewegen. Das war aber vergebens. Stachelschuhe verletzten die standhaften Christen nicht; glühend gemachte und ihnen aufgesetzte Helme fielen zu Boden; wilde Thiere schonten die an Bäume Gefesselten, denn es brannten Kerzen vor ihnen und vom Himmel stiegen Engel, die mit ihnen beteten. Endlich ließ der Präfect die frommen Martyrer enthaupten und ihre Leiber im Walde verscharren. —

König Dagobert ließ nun an der Stelle seiner Heilung ein Münster erbauen, und ordnete einen Propst und zwölf Chorherren hinein, nannte den Ort „Heiligenstadt“ und ordnete das Münster dem Bischofssitze Mainz unter, in dessen Obhut auch die nach und nach entstehende Stadt dieses Namens beständig verblieb.

Noch heißt die Stätte, wo Dagobert gewohnt hat, die „alte Burg.“ —

127. Die Kirche „Hilgenort."

(Moselsage von N. Hocker.)

Vor vielen Jahren, als es noch wenig Kirchen in der Eifel gab, faßten elf Dörfer, die zur Pfarrei Beinhausen gehörten, den Entschluß, gemeinschaftlich eine Kirche zu errichten. Da die Orte in Einem Kreise lagen, darum wollten sie die Kirche so bauen, daß jeder gleichweit davon entfernt sei.

Am Fuß eines Berges breitet sich ein Wiesenthal, durch das ein Bach fließt; hier wollten sie die Kirche erbauen. Eifrig schaffte man das nöthige Material herbei, und die Arbeiter begannen ihr Werk.

Als sie Morgens in der Frühe wieder auf die Baustelle kamen, sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß dort weder Hölzer, noch Steine mehr zu finden waren. Wohin sie gekommen, wußte Niemand. Nirgends fand sich auch die Spur eines Wagens oder Pferdes, durch welche die schweren Werksteine hätten fortgeschafft werden können.

Nach langem Suchen fand man das verschwundene Baumaterial auf dem benachbarten Berg. Es wurde wieder in's Thal geschafft und das Fundament von Neuem gelegt. Als aber die Arbeiter des Morgens zur Stelle kamen, war Alles wieder verschwunden. Man beschloß demnach, die Kirche auf dem Berge zu bauen, die dann nach einigen Jahren fertig wurde. —

Nun stritten sich die elf Dörfer um den Namen, den sie der Kirche geben sollten. —

Als die Bauern im lebhaftesten Disputiren waren, kam eine weiße Taube geflogen, setzte sich auf eine Schlehdornhecke und rief: „Hilger Ort! Hilger Ort!" (Heiliger Ort!)

Dieses wurde als ein Zeichen des Himmels angesehen, und so legte man der Kirche den Namen „Hilgenort" bei.

Später ist das in „Hilgenrath" umgeändert worden. —

---

128. Der Name der Prämonstratenser-Mönche.

Der heilige Norbertus vertheilte sein ganzes Vermögen unter die Armen, und bat den Papst Gelasius II., zu dem er im Bußkleide nach Languedoc ging, um die Erlaubniß, das Evangelium überall predigen zu dürfen. Er erhielt dieselbe mit dem apostolischen Segen.

Nun durchwanderte er mit einigen Gefährten verschiedene Provinzen Frankreichs und auch das Gebiet von Brabant und Lüttich; er predigte überall das Evangelium Jesu Christi und die Erbar-

mungen des Herrn, die er selbst erfahren hatte und noch täglich erfuhr, und gewann Tausende und abermal Tausende bußfertige Seelen dem lieben Heiland am Kreuze. —

Auf einer dieser Pilgerungen kam ihm der Gedanke, einen Mönchs-Orden zu stiften, und er hing diesem Gedanken immer mehr nach, und strebte emsiglich nach der Verwirklichung desselben. — Da erschien ihm zuerst St. Augustinus, der ihm in einem Buche die Ordens-Regel zeigte; darauf die heilige Muttergottes, die ihm die Farbe und den Schnitt des Ordenskleides wies; und zuletzt Jesus Christus am Kreuz, der ihm die Stelle bezeichnete, wo das erste Kloster gebaut werden sollte. — Auf eine Einladung des Bischofs von Laon begab sich Norbertus zu ihm, und fand dort in einer sehr einsamen Gegend die Stätte, welche der Erlöser ihn in dem wunderbaren Gesichte, mit dem er ihn begnadete, hatte schauen lassen. Er bezog dieselbe mit seinen Gefährten, benannte sie „Prämonstratum“ und legte dadurch den Grund der „regulirten Chorherren“ oder „Prämonstratenser,“ welche nachher — durch die liebevollste und unermüdetste Sorge für das Heil der Seelen — der Kirche Gottes so hochwichtige Dienste geleistet haben. —

Weil nun die Ordens-Regel, das Ordens-Kleid und die Kloster-Stätte dem Heiligen vorhergezeigt worden, so wurde der Orden selbst „Prämonstratenser-Orden“ genannt, hergeleitet von dem lateinischen Zeitwort „praemonstrare,“ was in unserer deutschen Sprache so viel heißt als — „vorheranzeigen.“ —

---

129. Kloster Sündershausen.

(Aus: Der Sagenschatz des Frankenlandes von Ludwig Bechstein.)

Unweit Kalten-Nordheim unter dem hohen Asch, einem Vorberge des Rhöngebirges, liegt ein Rittergut mit stattlichen Gebäuden und schönen Gartenanlagen, jetzt „Sinnershausen“ geheißen; das war vormals ein Wilhelmiter-Kloster, wurde aber im Bauernkriege zerstört, und es blieb nichts davon übrig, als die Kirche, die man hernach zu einem Wohnhaus eingerichtet. —

In dieser Kirche fand sich ein uraltes Bild von röthlichem Sandstein an der Wand nach Osten über der Sakristei, das stellte einen großen starken Mann dar, mit länglichem Angesicht und krausen, oben geschornen Haaren, in einem engen Gewand ohne Falten, die Hände hielten einen Rosenkranz und auf der Brust ruhte ein dicker, großer, schwarzer Stein. — Später ist dieses Steinbild arg verstümmelt und in eine Nische der Gartenmauer gebracht worden, allwo es noch immer zu sehen ist. —

Dieser Stein soll das Bildniß sein von dem Stifter des ehemaligen Klosters, und wird von ihm die folgende Sage erzählt:

In den nachbarlichen Dörfern Eccards und Fridelshausen saßen zwei fränkische Grafen, die waren Brüder, und gingen miteinander auf die Jagd in dem Gefilde unter dem hohen Asch. Da entzweiten sie sich um ein Geringes, zogen die Schwerter gegeneinander, und es entbrannte ein wilder Zweikampf, darin der Graf Adalbert, der zu Eccards saß, seinen Gegner erschlug. — Zur Sühne pilgerte Graf Adalbert gen Rom zu Fuß, und der Papst legte ihm auf: daß er an der Stätte, wo er den Brudermord begangen, ein Kloster erbauen, und den ersten Stein dazu in seinen Händen und auf seiner Brust von Eccards aus tragen solle. — Der reuige Graf unterzog sich pünktlich dieser Buße und erbaute das Kloster, und nannte es „Sündershausen“ (ein Haus, das ein Sünder erbaute), oder auch „Sündloshausen,“ da er nun — nach der ihm aufgelegten und vollbrachten Genugthuung — seiner Sünde los war, worauf er denn — zum ewigen Gedächtniß — sein Bild anfertigen und in der Klosterkirche aufstellen ließ, dann aber das Ordenskleid selbst nahm. —

130. Der Sichelesacker.

(Aus: Badisches Sagenbuch von August Schnezler.)

Auf dem Reicholzheimer Bergfelde gegen Wertheim (im badischen Mainthale) hielt man einst am Tage vor Mariä Himmelfahrt Ernte. Als Abends das Fest eingeläutet wurde, hörten die Leute mit der Arbeit auf und ermahnten ein Mädchen, welches zu schneiden fortfuhr, dasselbe zu thun. „Es mag Gott lieb oder leid sein, mein Acker muß noch heute fertig geschnitten werden!“ — antwortete das Mädchen, und arbeitete mit doppeltem Eifer fort. Nachdem sie den letzten Schnitt gethan, fiel sie plötzlich, zur Strafe für ihren Frevel, rückwärts in die Sichel und starb an der Wunde.

Zum Andenken an diesen Vorfall wurde auf dem Acker ein Stein mit einer darauf eingehauenen Sichel errichtet, und daher kommt die Benennung des Platzes „Sichelesacker.“ Bei diesem Steine wächst kein Hälmchen Gras, und wenn man ihn zudeckt oder entfernt, kommt er doch allemal wieder auf dem alten Platze zum Vorschein. —

131. Der Name der Stadt „Gotha.“

Die Stadt Gotha, die von Alters her eine feste Residenz der sächsischen Fürsten gewesen, soll diesen Namen haben von ihrem heiligen Schutzpatrone Gothard, einem Abte von Hersfeld. —

Gewiß ist, daß die Stadt geraume Zeit hindurch Zinsen an das Stift Hersfeld zu liefern hatte.

Auch sieht man noch heute am Rathhause das Bild von dem heiligen Abte Gothard, das auch des Rathes Insiegel gewesen war.

---

132. Der Name der Stadt „Madrid."

(Nach: Reiseleben von A. von Rochau.)

Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuser mitten im Wald an der Stelle standen, die heutzutage Madrid, die Hauptstadt des Königreichs Spanien, einnimmt, flüchtete sich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirschenbaum.

Der Bär schickte sich an, ihm zu folgen, als die Mutter des Knaben mit verzweiflungsvollem Geschrei heraneilte; aber der Knabe, ohne an seine eigene Gefahr zu denken, und nur um die Mutter besorgt, rief ihr von seinem Baume herunter laut mahnend zu: „Madre id! Madre id! Mutter, fliehe! Mutter, fliehe!"

Daher entstand durch die Zusammenziehung jener beiden Wörter der Name der spanischen Hauptstadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern und seine Mutter so innig liebenden Sohn verewigt ist. —

---

133. Der Trompeter-Berg bei Wiesbaden.

(Aus: Wiesbaden und Biebrich von Aloys Henninger.)

Auf dem Mittelpunkte der Taunushöhe erhebt sich die sogenannte „Platte" mit dem herzoglichen Jagdschlosse, weithin in's Land schauend und eine entzückende Fernsicht gewährend. Von dem Söller des Schlosses und von seinem zinkbedeckten Dache blickt man in ein wahres Tempe voll unbeschreiblicher Anmuth. Tief unten durchflutet der Rhein in seeartiger Breite das weite paradiesische, von Städten und Dörfern, von Gärten und Weinbergen geschmückte Thal, wo Alles in südlicher Fülle wächst und gedeiht. Hier lehnt sich der heitere Rheingau mit seinen prächtigen Villen und seinen weltberühmten Traubenhügeln an das Ufer des Stromes, dort erhebt das alte Mainz seine ehrwürdigen Thürme, die Zeugen einer thatenreichen Vergangenheit, im Glanze der Abendsonne; hier umschließen die waldigen Höhen des Taunus wie ein lieblicher, vielfach gewundener Gürtel, dort die Bergstraße und die Vogesen, wie ferner, bläulicher Abendduft, den wunderschönen Gesichtskreis.

Und unfern dieser „Platte" erhebt sich der „Trompeter," ein Berg, der von der hier folgenden Sage seinen Namen erhalten hat.

Ein Trompeter, der Liebling des Kurfürsten und der Stadt Mainz, der sein Instrument mit besonderer Geschicklichkeit zu handhaben verstand, war von seinem Gebieter mit einer Sendung nach Idstein betraut worden, und kehrte von dort gegen Abend zurück. Schon winkte die Sonne den Berggipfeln ihren Scheidegruß zu, und silbern stieg der Mond am fernen Wolkensaum empor. Waldesstille umfängt den Pfad des einsamen Reiters, der, sich die Zeit zu kürzen, die Trompete an den Mund setzt und ihr die lieblichsten Klänge entlockt. Während er harmlos so dahinreitet, ruht im Dickicht des Waldes eine Räuberschaar, die sich dort eine seltsame Kegelbahn angelegt hat. Die Gebeine meuchlings Ermordeter sollen als Kegel und die Schädel derselben als Kugeln zu dem grausenhaften Spiele der barbarischen Rotte dienen. Eine Kugel und Ein Kegel-Paar fehlen noch dazu. Willkommen erscheint deßhalb der nahende Reiter, dem man rasch in die Zügel des Pferdes fällt. „Das war dein Todtenlied!“ herrscht man ihn an und zückt die Waffen. „„Wohlan,““ versetzte der Beherzte, „„so hört nur noch ein altes Gotteslied, mein Lieblingslied, bevor ich durch eure Hände sterbe!““ Ruhig läßt ihn die wilde Bande auf einen nahen Eichbaum steigen, und in Tönen, hehr und wunderbar, klingt, getragen durch den Abendwind, das Lied dahin. — Die Räuber können das Ende nicht erwarten. Sie donnern ihn an, es kurz zu machen, und da der Trompeter nur um so kräftiger blies und der Klang seines Horns voller in's Thal rauschte, traf ihn eine mörderische Kugel und sein letzter Athemzug füllte die Trompete wie Geisterodem, so daß ein scharfer Ton des Schreckens durch die Stille des Abends dahingellte. — Die Gebeine des Unglücklichen machen die Kegelzahl voll und sein Haupt dient als Kugel. — Im hellen Scheine des Mondes beginnt das entsetzliche Spiel. Grausig rollen die Todtenköpfe dahin, gellend fallen die Knochenkegel danieder und der Aufsetzer ruft mit höhnischer Stimme die gethanen Würfe zurück. — Zwar waren auf die ersten Töne des bekannten Nothsignals die Husaren des Kurfürsten davongesprengt; aber sie erreichten die Stätte der Noth zu spät, um dem Bedrängten Rettung zu bringen. Starr wie Leichen standen selbst die sonst nicht weichherzigen Söldner, betroffen von der gräßlichen Scene, anfangs da und sahen eine Weile dem unerhörten Spiele regungslos zu; bald aber ermannten sie sich und ergriffen die Mörder ihres Freundes, die man kurz darauf zu Mainz am Galgen aufgeknüpft erblickte. —

Ein schlicht aufgethürmter Steinhaufen aber wird noch jetzt als Ruhestätte und Denkmal des unglücklichen Trompeters bezeichnet. —

134—137. Die Vorsehung wacht über die Heiligen.

Die Geschichte erzählt uns mancherlei Beispiele von Personen, die durch die Mahnung des heiligen Schutzengels oder durch andern besondern Schutz der göttlichen Vorsehung aus der augenscheinlichen Gefahr errettet wurden, von dem Einsturz eines Hauses oder des Daches und der Mauern erschlagen zu werden. —

1. So lesen wir in dem Leben des heiligen Polycarpus, daß er einst in einer kleinen Herberge ankam, wo er, von der langen Reise ermüdet, nach einem dürftigen Abendessen sich zur Ruhe niederlegte und plötzlich bei seinem Namen gerufen ward. „Was ist's?" erwiederte er. Die Stimme aber sprach: „„Steh' in Eile auf und entferne dich aus diesem Gasthause; denn es wird nicht lange währen, so stürzt das ganze Gebäude zusammen!"" — Der Heilige stand alsbald auf, weckte seinen Diakon und Reisegefährten, der eben im ersten Schlafe begriffen war und sich verwunderte, daß der Bischof ihm zu so ungelegener Zeit rief und befahl, sich auf den Weg zu machen. Er antwortete ihm also: „„Wohin, heiliger Vater, sollen wir denn nun gehen? Ihr übernachtet beständig in der Betrachtung der heiligen Schrift; und daher kommt's, daß kein Schlaf in Eure Augen kommt!"" — Nach diesen Worten schlief er abermal ein; und zwar so fest, daß der Heilige, auf's Neue von dem Engel ermahnt, ihn drängte, aufzustehen, weil das Haus einstürzen würde. Doch der arme Diakon, der das Bedürfniß nach Ruhe fühlte, gab ihm zur Antwort: „„Ich vertraue auf den Herrn, er werde den Einsturz dieses Hauses nicht zulassen, so lange Ihr darin seid!"" Es erwiederte aber Polycarpus: „Auch ich vertraue auf den Herrn, doch vertraue ich diesen Mauern nicht!" Dessenungeachtet stand der ganz schlaftrunkene Gefährte nicht auf, bis auch er von dem Engel gewarnt und wegen seiner Säumigkeit zurechtgewiesen ward; worauf er sich endlich erhob und mit dem Heiligen aus dem Hause ging. Sie hatten sich aber kaum wenige Schritte entfernt, als das Haus krachend zusammenstürzte und Alle erschlug, die sich darin befanden. — Da erhob der Heilige seine Stimme und dankte Gott in folgenden Worten: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, der du die Zerstörung Ninives durch deinen großen Propheten Jonas vorherverkündet und den Bewohnern derselben verliehen hast, dieser schweren Gefahr zu entkommen: ich lobe und preise dich wahrhaft und aus ganzem Herzen, der du durch deinen Engel diese so augenscheinliche Gefahr uns vorhergesagt und solche von uns abgewendet hast!" —

2. Ein ganz ähnliches Ereigniß erzählt Surius im Leben der heiligen Austreberda, die als Aebtissin einem Kloster vorstand.

Im Anfange der Fastenzeit hörte um Mitternacht Eine der Nonnen eine Stimme, die zu ihr sprach: „Steh' auf und eile zur Aebtissin und sag' ihr, daß sie aufstehe, die Nonnen wecken und im Chor zur Mette versammeln lasse!" Die Nonne jedoch, vom Schlafe schwer bedrängt, rührte sich nicht; ja, es rief ihr die Stimme auch das Zweitemal vergeblich, bis sie endlich zum Drittenmale nicht nur geweckt, sondern auch zurechtgewiesen ward; worauf sie dann der Stimme des Himmels gehorchte und in Eile zur Aebtissin lief, ihr genau berichtete, was geschehen war, und hierauf selbst das Zeichen zur Versammlung im Chore gab, wo auch alle Nonnen sich weit schneller einfanden, als sie sonst zu thun pflegten. Kaum aber hatten sie den ersten Psalm angefangen, da stürzte die Decke des Schlafzimmers ein, und alle Klosterjungfrauen waren gerettet; ja auch zwei kleine Mädchen, die daselbst schliefen, blieben unbeschädigt; denn das eine ward unter einem Tische, das andere unter der Wölbung eines Fensters lebendig und gesund gefunden. —

3. Dem heiligen Franziskus von Borgia geschah es einst, daß er mit Severus Vega, dem Sohn eines spanischen Präsidenten, reiste. Da sie nun Beide in einem Gasthaus angekommen waren und sich ein wenig beim Feuer erwärmt hatten, sonderte der heilige Franziskus, seiner Gewohnheit gemäß, sich ab, um zu beten, indeß Vega beim Feuer sitzen blieb. Plötzlich aber trat der Heilige ein und sprach: „Fliehen wir in Eile, denn wir schweben in größter Gefahr!" Kaum hatten sie das Haus verlassen, so fiel das Dach ein und hätte Alle erschlagen, wofern nicht der Heilige sie bei Zeiten zur Flucht ermahnt hätte. —

4. Paulinus und Baronius erzählen im Leben des heiligen Ambrosius, daß dieser heilige Bischof, nachdem er seine Kirche einige Jahre regiert hatte, sich in der Nothwendigkeit befand, eine Reise nach Rom zu thun. Auf dieser Reise nun kehrte der Heilige bei einem sehr reichen und an allen Dingen wohlbegüterten Manne zur Herberge ein. Der heilige Bischof befragte ihn, wie es ihm, seinen Kindern und seinem ganzen Haus erginge. Jener aber antwortete ihm mit großer Fröhlichkeit und fing an, seinen ganzen Wohlstand auseinanderzusetzen; sagte auch, er genösse der trefflichsten Gesundheit, sei in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal krank gewesen, und besitze so großen Reichthum und dabei eine so vollkommene Glückseligkeit, daß er niemals die geringste Widerwärtigkeit, noch irgend Schmerz, Kummer und Verdruß erfahren habe. — Als der heilige Bischof diese Antwort vernahm, da gedachte er jener Worte, die Job von den Sündern spricht: „Sie bringen ihre Tage in Wohlleben zu, und fahren in Einem Augenblicke zur Hölle

hinab!" (Job. 21.) Und wie durch göttliche Eingebung sprach er zu seinen Reisegefährten: „Gehen wir eilig fort von hier, daß der Zorn Gottes uns nicht treffe, der über diesem Hause schwebt!" Und sie begaben sich hinaus, und kurz darauf stürzte das Haus ein und erschlug den Hausherrn sammt Allen, die daselbst sich befanden. —

---

138 — 143. Einige Wunder des heiligen Antonius von Padua.

1. Die Erscheinung des heiligen Franziskus.

Im Jahr 1224 wurde dem heiligen Antonius von Padua, aus dem Orden der Franziskaner, zu seinem Lehramt auch noch das Predigeramt übertragen. Frankreich sollte zuerst seine salbungsvollen Predigten hören und den wundersamen Erfolg derselben erfahren. Und der liebe Gott gab auch oft ausdrückliche Beweise von der Salbung und der Kraft, wodurch die Predigten des Antonius alle Menschen ohne Unterschied des Ranges, des Alters und des Besitzes zur aufrichtigen Buße und Nachfolge Jesu Christi bewegten.

Als er nun in demselben Jahre zu Arles in dem Provinzial-Kapitel der Franziskaner predigte, und zwar „über die Aufschrift am heiligen Kreuze Jesu Christi," sah ein tugendhafter Bruder aus dem Orden, Monald mit Namen, den heiligen Stifter des Franziskaner-Ordens Franziskus von Assisi an der Thüre des Kapitel-Saales in der Luft schweben und mit ausgestreckten Armen die versammelten Brüder segnen. Dabei wurden alle Anwesende mit so vielem geistlichem Troste erfüllt, daß sie an der Gegenwart ihres heiligen Vaters nicht zweifelten. — Hierdurch wollte der Herr zeigen, wie angenehm ihm die Predigt des heiligen Antonius und wie gleichförmig sein Geist mit dem des heiligen Franziskus sei, der da in so wunderhafter Weise kam, seinem geliebten Sohne ein so glänzendes Zeugniß der Anerkennung für sein Wirken zu geben. —

2. Der Schirm gegen das Hochgewitter.

Als Antonius zu Bourgos predigte, war der Zulauf des Volkes so stark, daß in der Stadt kein Platz als geräumig sich erwies, eine so zahlreiche Menge zu fassen. Deßhalb befahlen die Domherren, vor der Stadt in offenem Feld eine Kanzel aufzustellen. Alle begaben sich mit Antonius dahin. Es war zur Sommerzeit und die Witterung an diesem Tage sehr schön. Doch kaum hatte die Predigt begonnen, als die Luft sich verdunkelte und ein schweres Gewitter

heranzog. Obgleich das Wüthen des Hochgewitters den Prediger nicht beunruhigte, so fingen doch die meisten Zuhörer an, für ihr Unterkommen zu sorgen und durch die Flucht sich vor dem drohenden Regen zu schützen. Als der Heilige dieß bemerkte, hielt er einen Augenblick in seinem Vortrag ein und rief mit lauter Stimme: „Christen, habt guten Muth und bleibt stehen! Niemand verlasse seinen Platz, und ich verspreche euch im Namen Gottes, daß kein Tropfen Regen auf euch fallen wird!“ Auf diese Ermuthigung hin harreten die Zuhörer aus; es schien, als ob der Heilige sein großes Vertrauen allen Anwesenden mitgetheilt hätte. Der Regen strömte in den stärksten Güssen vom Himmel herab, der Hagel bedeckte die Felder, und dennoch fiel kein Tropfen auf die Zuhörer des hochbegnadeten Gottesmannes. Tiefgerührt dankten Alle dem Herrn und bezeigten dem Heiligen die größte Ehrerbietung. —

3. Das dennoch gesungene „Alleluja!“

An einem großen Festtage des Jahres 1225 predigte Antonius im Dome zu Montpellier. Während der Predigt fiel ihm ein, daß ihm der Obere des Klosters etwas aufgetragen, was er in diesem Augenblick ausführen sollte und bei seinem Ausgehen aus dem Kloster einem Andern nicht überlassen hatte. Es war nämlich der Gebrauch im Kloster, daß an hohen Feiertagen während des Hochamts das „Alleluja!“ mitten im Chor von den Zweien der angesehensten Brüder gesungen wurde. Hierzu war für diesen Festtag auch Antonius bestimmt. Weil er aber zu derselben Stunde predigen mußte, so befürchtete er, Niemand würde seine Stelle versehen. Ueber diese Störung ganz trostlos, rief er inbrünstig die Barmherzigkeit und Allmacht Gottes um Hilfe an, bedeckte dann sein Gesicht mit der Kapuze und lehnte sich vornüber auf den Rand der Kanzel. Und in demselben Augenblick erschien dieser heilige Mann im Chore der Klosterkirche und sang mit seinem Bruder das festliche „Alleluja!“ wonach er auf der Kanzel im Dome wieder zu sich selbst kam und fortfuhr, in hoher Begeisterung zu predigen. —

4. Die Acker-Verwüster.

Einst sahen die Brüder des Franziskaner-Klosters zu Limoges gegen Abend einige Männer beschäftigt, den Acker eines ihrer Wohlthäter zu verwüsten. Sogleich liefen sie zu ihrem Guardian Antonius, ihm das Ereigniß zu berichten. Sie baten ihn, in aller Eile Jemanden zu dem Eigenthümer des Ackers zu schicken, damit dieser die Feinde verjage. Doch der Heilige beruhigte mit den Worten die

Geängstigten: „Liebe Brüder," sagte er, „geht nur in Frieden! Die von Euch gefürchteten Acker-Verwüster sind lauter böse Geister, die Euch durch falsche Vorspiegelungen den Frieden der Seele zu rauben suchen, um Euch so in der Feier Eures Gebetes zu stören!" — Die Brüder glaubten ihrem Obern und sahen am folgenden Morgen mit Freude, daß der betreffende Acker aber auch gar keine Verwüstung erlitten hatte. —

3. Der Patron für's Auffinden verlorner Sachen.

Zu Montpellier war ein junger Mann in's Franziskaner-Kloster aufgenommen worden, der viel Gutes für die Zukunft zu versprechen schien. Doch recht bald mißfiel ihm das strenge Leben in dem Kloster, und er beschloß, dasselbe heimlich zu verlassen, obschon er daselbst die liebevollste Aufnahme gefunden. Er, der sich einmal den Versuchungen des bösen Geistes hingegeben hatte, begnügte sich nicht mit dieser Flucht unter dem Deckmantel der Nacht, sondern stahl auch noch seinem ehemaligen Lehrer Antonius ein Psalmenbuch. Jedermann kennt aber den hohen Werth der Bücher im Mittelalter, mit welcher ungemeinen Mühe und Sorgfalt dieselben geschrieben wurden, und wie nicht selten der größte Reichthum eines Klosters in seinen Büchern bestand. Dazu war das genannte Psalmenbuch von Antonius selbst mit Anmerkungen versehen, und er gebrauchte es, wenn er den Brüdern die Psalmen erklärte. Man kann demnach leicht denken, wie groß dieser Verlust für den heiligen Mann sein mußte; jedoch sein kindliches Vertrauen auf Gott kam ihm auch hier rettend zu Hilfe. Sobald er den Diebstahl merkte, warf er sich auf die Kniee und bat im Namen Jesu den Allerhöchsten, ihm das Buch, das ihm bei seinen Unterweisungen der Brüder so unentbehrlich geworden, gnädiglich wiedergeben zu wollen. Und der Herr erhörte sogleich sein Gebet. — Als nämlich der junge Dieb mit seiner Beute eben eine Brücke zu überschreiten begonnen, gewahrte er ein schreckliches Ungeheuer, das mit einem aufgehobenen Beil ihn zu tödten drohte: wofern er nicht ungesäumt umkehre und das gestohlene Buch an seinen rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstatte. Halbtodt vor Schrecken und innerlich durch diesen wunderbaren Zug der Gnade Gottes gerührt, lief der Novize eiligst in's Kloster zurück, warf sich unter Thränen zu den Füßen des Heiligen und bat inständig um die Wiederaufnahme in's Kloster. Dieselbe wurde ihm auch auf die Fürsprache des gütigen Antonius gewährt. —

Das einfältige, wahrhaft kindlich-fromme Vertrauen, das Antonius bei diesem so schmerzlichen Ereigniß auf den Herrn setzte, hat

bewirkt: daß die Gläubigen um das Wiederauffinden verlorner Sachen ihn um seine Fürsprache bei Gott anflehen, und auch mit dem oft gesegnetsten Erfolge. —

6. Der Heilige und das Jesuskind.

Eines Tages hatte Antonius in der Provinz Limosin gepredigt und übernachtete bei einem tugendhaften Manne. Dieser gab ihm ein in seinem Haus abgelegenes Zimmer zum Aufenthalt, weil er des frommen Franziskaners Liebe zur Einsamkeit kannte. — Um Mitternacht wollte nun der Herberger sich überzeugen: ob der berühmte Prediger die Nacht mit Schlafen zubringe oder in heiliger Abtödtung sie durchwache. Deßhalb schlich er ganz geräuschlos bis an dessen Zimmer, blickte durch eine Ritze der Thüre und sah zu seiner größten Verwunderung das Zimmer ganz erleuchtet von himmlischer Glorie, und zugleich bemerkte er auch, wie Antonius ein wunderbar anmuthiges Kindlein auf den Armen trug und es herzlichst liebkoste. Er sah den heiligen Mann beim ersten Anblick des Knäbleins erschrecken. Sobald er aber in dem Kind seinen geliebten Gott-Heiland Jesus Christus erkannt hatte, betete er seinen Gott demüthig an, umarmte ihn und sprach zu ihm in heiliger Begeisterung die liebevollsten Worte, wie immer sie seinem liebentbrannten und gottentzückten Herzen entströmten. Der neugierige, aber gottesfürchtige Hausherr betete ebenfalls seinen Gott an, ging in sein Schlafgemach zurück, voll Freude, daß er den so hochbegnadeten Antonius in sein Haus aufgenommen hatte. — Am folgenden Morgen aber ließ Antonius ihn zu sich kommen. Das göttliche Kind hatte nämlich dem Heiligen zu verstehen gegeben, daß er belauscht worden. Er ersuchte deßhalb den Wirth dringend, daß er dieses Ereigniß verschweigen möge. Der gute Mann versprach das Stillschweigen, und hielt es getreulich bis nach dem erfolgten Tode des Heiligen. —

Das ist einmal so. Die Heiligen bemühen sich immer, ihre Heiligkeit vor den Menschen zu verbergen; Gott sieht sie, und das genügt ihnen! —

---

144. St. Deodat und der Nebel.

(Aus: Zeitschrift für deutsche Mythologie von Dr. J. W. Wolf.)

Sanct Deodat, von welchem das lothringische Städtchen St. Dié und das Dorf Diedenhoffen ihren Namen empfangen haben, der sich auch lange Zeit im Elsaß aufgehalten, hatte sich einst auf einer Wanderung durch das Wasgau-Gebirge während eines starken

Nebels, der rings Höhen und Thäler bedeckte, verirrt. Er wußte sich viele Stunden lang nicht zurechtzufinden. Da betete er nun und streckte alsdann seinen langen Stab, der ihn immer begleitete, im Namen Jesu in den Nebel hinaus. Alsogleich vertheilte sich dieser, die Sonne begann heiter zu scheinen, und er befand sich am Eingange des Städtchens. —

„Von diesem Tage an," sagen die Leute, „dauert auch der dichteste Nebel in St. Dié und der Umgegend nie über zwei Stunden." —

---

145. Auffindung der Bücher des heiligen Gregorius des Großen.

Vieles ließe sich von der Heiligkeit und der vortrefflichen Lehre des heiligen Papstes Gregorius erzählen, dem die Vorzeit mit Fug und Recht den Namen des „Großen" beilegte. — Der heilige Isidor, Bischof von Sevilla, spricht in dem Buche de illustribus Scriptoribus in folgenden Worten von diesem heiligen Papste: „Gregorius, römischer Papst und Bischof des apostolischen Stuhles, war ein Mann voll der heiligen Zerknirschung und Furcht Gottes, sehr tief in der Demuth gegründet und durch die Gnade des heiligen Geistes in so hohem Grade mit dem Lichte der Wissenschaft begabt, daß er nicht nur unter den Doctoren jetziger Zeit, sondern auch in der ganzen Vorzeit nicht seines Gleichen hatte. Er also erörterte auf die dringende Bitte des Bischofs Leander das Buch des seligen Job in sittlichem Sinn und erklärte, wie aus überquellendem Strome, die ganze Geschichte dieses Propheten mit glänzender Beredsamkeit in dreißig Büchern. Wie viele der heiligen Geheimnisse aber darin eröffnet werden, wie viele Sittengesetze zur Liebe des ewigen Lebens darin enthalten sind, und wie wundersame Beredsamkeit darin erglänzt: dieß vermag kein Weiser zu erklären, und wenn auch alle seine Glieder in Zungen sich umwandelten." — Diesem Zeugnisse des heiligen Isidorus stimmen Johannes der Diakonus, Ado, Honorius, Trithemius und Andere in nicht minder kräftigen Ausdrücken bei. —

Diese unübertrefflichen Sittenbücher, die der Heilige, wie gesagt, auf die Bitte des heiligen Leander, Bischofs von Sevilla, verfaßt hatte, brachte dieser heilige Bischof mit sich in seine Kirche nach Spanien. Nach seinem und des heiligen Isidor's Tod aber, der im Bisthum ihm nachfolgte, gingen solche durch die Nachlässigkeit Derjenigen verloren, die nach diesen heiligen Bischöfen kamen, so daß in ganz Spanien sich keine Abschrift derselben vorfand.

Nach einigen Jahren aber ließ Chindasvuindo, König von Spanien, zu Toledo ein Concilium von dreißig Bischöfen berufen, und sandte den Bischof von Saragossa, Namens Tagio, nach Rom, gab ihm ein Schreiben an den Papst mit und beauftragte ihn, allen Fleiß aufzubieten, die besagten Bücher wiederzufinden. Und es erwählte der König diesen Prälaten, weil er großes Vertrauen auf seine Einsichten, auf seine Frömmigkeit und auf seine Liebe zu den heiligen Wissenschaften setzte.

Es begab sich also dieser Bischof nach Rom und überreichte das Schreiben und die Geschenke, die der König ihm für den Papst mitgegeben hatte. Da er aber sah, daß man mit der Sache von einem Tage zum andern zögerte und wegen der Menge der Bücher und Schriften, die im Archiv aufbewahrt wurden, sich entschuldigte, und allerlei Schwierigkeiten vorwendete, diese Sittenbücher unter einer so zahllosen Menge Schriften herauszufinden, bat er um die Erlaubniß, eine ganze Nacht in der Kirche zum heiligen Petrus im Gebete zu durchwachen, was ihm gern bewilligt ward.

Während er nun vor dem Altar auf den Knieen lag und in inbrünstigem Gebete zum Herrn flehte, seine Angelegenheit zu einem guten Ausgange zu führen, sah er um Mitternacht die ganze Kirche urplötzlich von großem Glanz erleuchtet; und es traten in die Kirche eine große Anzahl Männer von ehrwürdigem Angesichte, weiß gekleidet, die je Zwei und Zwei nacheinander gegen den Altar des heiligen Petrus hinwandelten. — Ueber diesen Anblick erstaunt und erschrocken, wagte Tagio es nicht, von dem Orte sich zu rühren, wo er sich befand, als Zwei aus der Gesellschaft die Prozession verließen und auf ihn zukamen. Und Einer aus ihnen begrüßte ihn sehr freundlich, fragte ihn, wer er sei, von wannen er gekommen, in welcher Absicht er sich hieher begeben habe und warum er zu so ungewöhnlicher Stunde im Gebet anhielte. Der Bischof aber beantwortete diese Fragen der Ordnung nach, erklärte ihm die Ursache seiner Reise und seines Gebetes. Da sprach Jener: „Siehst du dort jenen Schrein? — In demselben befinden sich die Bücher, die du suchst!“ — Bei diesen Worten faßte der Bischof sich ein Herz und sprach: „„Ich bitte Euch, Herr, wollet mir doch sagen, wer Ihr seid und wer Diejenigen sind, die eine so würdige Prozession halten?““ — Jener aber erwiederte: „Die Beiden, die vor allen Anderen einhergehen und einander bei der Hand halten, sind die heiligen Apostel Petrus und Paulus; Jene aber, die ihnen paarweise folgen, sind ihre Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu Rom; und sie gehen genau in der Ordnung, in welcher sie einander in der Zeit nachfolgten, als sie noch auf Erden lebten.

So wie sie aber diese ihre Kirche im Leben liebten, lieben sie dieselbe auch nach ihrem Tod und besuchen solche oft.“ — Da fügte der Bischof noch die Frage bei und sprach: „„Ich bitte Euch, Herr, wollet mir doch Euren Namen offenbaren!““ Der Andere aber sprach: „Ich bin **Gregorius**, dessen Bücher du mit so großer Mühe und Ungemach zu suchen kamst, und ich bin dir erschienen, damit du erlangtest, was du begehrtest, und dich im Herrn erfreutest.“ — Und hierauf vereinte er sich abermal sammt seinem Gefährten mit den Uebrigen, die, als sie zu dem Altare des heiligen Petrus kamen, das Haupt neigten und in der nämlichen Ordnung, wie sie gekommen waren, sich abermal zur Kirchenpforte hinausbegaben. —

Am folgenden Morgen erzählte der Bischof dem Papste dieß Gesicht der Ordnung nach; und da nun die Sittenbücher des heiligen Gregorius auf solche Weise gefunden waren, ließ er eine Abschrift davon nehmen und kehrte damit nach Spanien zurück. — Von dieser Zeit an pflegt man diese Erzählung an die Spitze der Sittenbücher des heiligen Gregorius zu setzen, aus welchen wir solche hier aufgenommen haben. — Baronius erzählt diese Geschichte um das Jahr 649, wo der heilige Martinus I. Papst war, und sagt: „Die Urschrift, worin solche berichtet wird, befindet sich im Anhange zu dem siebenten Concilium zu Toledo, und jener König von Spanien heiße Chindasvuindo.“ —

---

146 — 148. Weisheit unter der Thorheit.

Der Herr hatte dem heiligen Simeon von Salo (dessen Leben der Bischof Leontius beschrieb) die seltene Gnade verliehen, seine großen Tugenden unter dem Anscheine der Thorheit zu verbergen; seinem Namen Salo gemäß, der in griechischer Sprache „Narr“ bedeutet und auch dem Ausspruche des heiligen Apostels Paulus gemäß: „Wer da weise sein will in dieser Welt, der werde ein **Thor!**“ 1. Kor. 3. — Sein Leben enthält auch in der That manche Dinge, die mehr zu bewundern als nachzuahmen sind. — Er wohnte zu Emessa, und Niemand sah je, wann und wo er sein Gebet hielt. Dagegen aß er auf öffentlichen Plätzen, fand sich auch nicht selten in Weinschenken ein; und konnte es nicht dulden, wenn Jemand ihn begrüßte, weil er auf alle Weise zu verhüten suchte, daß seine Tugend kund würde, die sehr groß und von der Gabe der Weissagung und Wunder begleitet war. —

Zum Beispiele:

1. Zwei Mönche forschten einst um die Ursache, warum Origenes so tief gefallen wäre, den doch Gott mit so seltenen Talenten und so großer Wissenschaft begabt hatte. — Da sie nun in ihren Meinungen sich nicht vereinigen konnten, gingen sie zu dem Abte Johannes, der einige Tagreisen weit in einer Einöde wohnte, ihm ihre Zweifel vorzutragen. Dieser aber hatte sie kaum erblickt, als er sie mit den Worten anredete: „Was thuet ihr doch, meine Brüder! daß ihr das Meer verlasset und Wasser auf dem trockenen Lande suchet, da ihr einen Propheten im Vaterlande habet? Wendet euch an **Simeon Salo**, er wird euch Alles wohl erklären, und saget ihm, daß er für mich bete!" — Als sie nun nach Emessa kamen und nach Simeon fragten, da verlachten die Leute sie und sprachen: „„Was könnet ihr je bei diesem Narren wollen?"" — Sie jedoch ließen mit dieser Antwort sich nicht abweisen, sondern suchten so lange, bis sie ihn endlich fanden; sie sahen ihn aber auf einem öffentlichen Platze, wo er eben geweichte Feigbohnen aß. Bei diesem Anblicke dachte der Eine aus ihnen: Die Leute sprachen wohl recht, daß er ein Thor sei; was wird Dieser uns sagen können? — Simeon Salo aber schalt sie, gab Jenem, der also in seinem Herzen gesprochen hatte, einen derben Backenstreich und sprach: „„Weßhalb ärgerst du dich wegen dieser Feigbohnen? Sie sind lange Zeit im Wasser geweicht worden; Origenes aber aß derselben keine, denn er ging in das Meer ein, wo er keinen Ausgang mehr fand, und ging unter in dem Abgrunde, weil er mehr wissen wollte, als zu wissen sich geziemt!"" — Da sahen die Mönche einander hocherstaunt an, denn er hatte die Frage mit wenig Worten gelöst, und entfernten sich, durchdrungen von dem wunderbaren Geiste, der den Gottesmann belehrte. —

2. Einst am späten Abend sah ein Jude, der ein großer Lästerer Jesu Christi war, wie zwei Engel mit Simeon redeten, und wollte dieß alsbald Anderen erzählen. Doch in der Nacht erschien der Heilige ihm im Schlaf und untersagte es ihm; da er aber die Sache dennoch nicht geheimhalten wollte, berührte der Heilige ihm die Lippen, und von der Stunde an ward der Jude stumm. — Nun bat er ihn durch Geberden und Zeichen, ihm die Sprache zurückzugeben; Simeon aber bedeutete ihm, er sollte das heilsame Zeichen des Kreuzes machen, wessen der Jude auf alle Weise sich weigerte. — Kurz hierauf erschien er ihm abermal in einem Traumgesicht und sprach: „„Entweder mußt du die Taufe empfangen, oder stumm bleiben!"" — Doch der Jude beharrte auf seinem Starrsinn bis nach dem Tode des Heiligen, wo er mit seinem ganzen Hause sich taufen ließ und, nachdem er dem heiligen Quell entstiegen, die Sprache wieder erhielt. —

3. Ein ander Mal saß Simeon Salo mitten unter Bettlern, die um den Ofen eines jüdischen Glasmachers lagerten und sich wärmten. Da sprach er zu ihnen: „Wollet ihr, daß ich euch zum Lachen bringe? Sehet nur zu; während der Jude Trinkgläser bereitet, werde ich das Kreuz machen, und seine Gläser werden nacheinander zerspringen!“ — Gesagt, gethan; es zersprangen derselben sieben nacheinander, und die Bettler erhoben ein großes Gelächter und entdeckten dann dem Juden den Grund desselben. — Da ergrimmte der Jude, wollte den Gottesmann mißhandeln und eilte ihm, der davonlief, nach. Simeon aber rief ihm aus der Ferne: „Wisse, Manzer, solange du das Kreuz nicht machst, werden alle deine Trinkgläser zerspringen!“ Dieß erfuhr der Jude gar bald; und als ihm eine große Menge derselben zersprungen war, zeichnete er das heilige Zeichen auf die Stirn, worauf alle wohl geriethen; er aber bekehrte sich in kurzer Zeit zum Christenthume. —

149. Der fromme und muthige Dominikaner-Prior.

In der St. Martins-Kirche zu Breslau findet sich ein sehr altes Gemälde vor, das den heiligen Czeslaus, einen ehemaligen böhmischen Grafen von Konski vorstellt, der um's Jahr 1241 Prior des dortigen Dominikaner-Klosters gewesen und an mehreren Orten Klöster seines Ordens gestiftet hat.

Zur Erklärung dieses Bildes erzählt die Sage:

Als im Jahr 1241 die Tataren unter ihrem Anführer, dem Khan Peta, in unermeßlichen Horden in Schlesien einbrachen, weil er den in Neumarkt an seiner Gemahlin verübten Mord rächen wollte, stellte sich ihm der tapfere Polen-Herzog entgegen. Aber er ward von den Feinden erschlagen, und Minzislaus, der Herzog von Ratibor, suchte sein Heil in schimpflicher Flucht, so daß die eindringenden Tataren sich bald über die schönen, gesegneten Auen Schlesiens verbreiten konnten und ihren Weg mit Verwüstung und Mord auf's Schrecklichste bezeichneten.

Am 4. April jenes verhängnißvollen Jahres näherten sich diese wilden Horden unter ihrem nach Rache dürstenden Heerführer den Thoren Breslau's. Das Gerücht ihrer zügellosen Grausamkeit war ihnen vorausgeeilt, und die erschreckten Bürger der Stadt sahen sich schon im Voraus nicht nur ihrer ganzen Habe, sondern auch ihres Lebens beraubt.

In dieser allgemeinen Angst und Bestürzung erschien der Prior Czeslaus mitten unter ihnen, ein Mann voll Frömmigkeit, und

darum wohlgefällig vor Gott und den Menschen. Der schlug den Rathlosen vor, daß sie die Stadt immerhin der Wuth der Tataren überlassen, sich selbst aber mit ihrer besten Habe auf den Dom flüchten sollten. Alle Mönche begaben sich gleichfalls dahin, und als die letzten Bürger ihre Wohnungen verlassen hatten, zündeten sie selbst die Stadt an.

Der Zorn der Heiden entbrannte gewaltig, als sie auf diese Weise am Plündern und Zerstören gehindert wurden. Ihr Khan Peta aber zog mit den wilden Mannen gegen die Dom-Insel, und als er dort die Brücke abgebrochen und die Christen am jenseitigen Ufer stehen sahen, bereit — ihr Leben theuer zu verkaufen: da trieb er sein prächtiges stolzes Roß zuerst in den Oderstrom und schwur einen fürchterlichen Eid, kein Leben zu schonen, das in seine Hand falle. Die Seinen folgten ihm mit fürchterlichem Kriegsgeschrei.

Da wurde nun dem Häuflein der Christen gar bange, denn sie erkannten, daß sie sich gegen diese Uebermacht nicht würden vertheidigen können.

Aber der fromme Dominikaner Czeslaus befahl ihnen ein Lied zur Ehre Gottes anzustimmen, und fiel selbst auf seine Kniee nieder, um zu beten, daß Jesus Christus die Seinen beschützen und ihnen Rettung senden möge.

Und eine Feuersäule sank in diesem Augenblicke von dem völlig klaren Himmel herab, die eine flammende Scheidewand aufbaute — zwischen den betenden Christen und ihren heidnischen Verfolgern.

Entsetzt von diesem Wunderzeichen erkannte Khan Peta, daß der Gott der Christen ein mächtiger Gott und mit dem kleinen Häuflein derselben im Bunde sei. Er riß sein Pferd herum und eilte, das Ufer wieder zu erreichen; und die bestürzten Horden flohen in wildester Verwirrung weit hinweg aus dem Weichbilde der Stadt.

Die geretteten Bürger jedoch dankten und priesen Gott, der so Großes an ihnen gethan. Aber selbst unter den rohen Heiden bekehrte diese sichtbare Hilfe des Herrn einige von den Hauptleuten, so daß sie die Macht des wahrhaften Gottes erkannten, heimlich umkehrten und die Taufe der Christen empfingen. —

---

150 und 151. Die Auffindung des Grabes des heiligen Rupert.

(Auszug aus: Bilder aus dem Nahethale von W. O. von Horn.)

1. Die fromme Bertha, Gemahlin des Grafen Roland, der ein wüstes, abenteuerliches Leben führte, verließ nach dessen Tode die Osterburg bei Kreuznach, diesen Ort des Kummers und der

Schmerzen, und begab sich mit ihrem Sohne Rupert nach Bingen am Rhein. — Dort lebte sie in der strengsten Zurückgezogenheit ganz ihren heiligen Mutterpflichten, und wies standhaft die Anträge zahlreicher Freier zurück. —

Rupert wuchs fröhlich heran, der Mutter liebliches Abbild. Sein empfängliches Herz nahm willig die Keime des Guten auf, die Bertha in dasselbe pflanzte. Sie entwickelten sich bald zu schöner Blüthe und Frucht. — Nicht die Spiele der Knaben seines Alters zogen Rupert an, nicht die ritterlichen Uebungen seines Standes, als er mehr heranreifte. Wohlthun war seine höchste Freude, Andere beglücken sein Glück. Er rief oft ganze Schaaren armer Kinder zu sich, führte sie dann zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, sieh, diese sind deine Kinder!“

Durch seine Milde und Barmherzigkeit gewann sich der fromme Knabe des Volkes Liebe in eben dem Grad, als er sich die der Edeln, seiner Vasallen, verscherzte. Sie beobachteten mit Unwillen die Erziehungsweise der Mutter, spotteten ihrer und meinten: „Eine Mönchs-Kutte passe besser für Rupert's Haupt, als der Herzogs-Hut.“ Die Edelknaben, die wohl zu Ruperten in das Schloß kamen, stellten ihm, belehrt von ihren Vätern, vor, wie entehrend für ihn, den künftigen Herzog, der Umgang mit Armen und Bettlern sei; aber Rupert blieb bei der Weise, die ihn sein Herz und der Glaube gelehrt, den die fromme Mutter in seine Brust gepflanzt. — Besonders bestärkte ihn aber darin ein gar lieblicher Traum, den er einst, auf einem bemoosten Steine am Ufer der Nahe sanft eingeschlummert, träumte. — Er sah nämlich einen ehrwürdigen Greis am Ufer der Nahe stehen, dessen hohe Gestalt ein schneeweißes, faltenreiches Gewand umfloß, dessen Bart in weißen Locken bis zum Gürtel herabfiel und dessen Antlitz leuchtete wie die Sonne. In des Greises Nähe sprangen viele arme Knaben von Rupert's Alter in die krystallhelle Fluth, und der Greis wusch Jeden derselben ganz rein, so daß Alle in verschönerter Gestalt aus dem Wasser hervorgingen. Als Rupert eine Weile dieß mit staunendem Blicke beobachtet hatte, da erhob sich plötzlich aus den Wellen des Flusses eine Insel, lieblich anzuschauen mit ihren Blüthen und Blumen wie ein Paradies, bedeckt mit Bäumen voll goldener Frucht, in deren Zweigen sich wunderlieblich singende Vögel wiegten. Als nun der Greis die Knaben alle gebadet hatte, führte er sie über das Wasser hinüber auf das blühende Eiland, bekleidete sie mit blüthenweißen Gewändern und gab ihnen der Bäume goldene Frucht zum Genusse.

Rupert, von dem lieblichen Anblick ergriffen und von heiliger Sehnsucht erfüllt, auch das heilige Eiland zu betreten, wandte sich

mit der Bitte an den Greis, er möge doch auch ihn zu den schönen Kindern auf die blühende Insel nehmen; aber freundlich sah ihn der Greis an und sagte: „Nicht hier ist deine Stätte; du hast dir durch deine Wohlthaten eine Brücke zum Himmel gebaut, wo du unter Gottes Engeln wohnen wirst in ungetrübter Freude und ewigem Frieden!“ Bei diesen Worten erblickte Rupert einen in vielen Farben gar wunderbar glänzenden Regenbogen, welcher unmittelbar aus dem Grün der Insel sich erhob und höher und höher sich wölbte, bis er den blauen Himmel berührte. Bald darauf that der Himmel sich auf und Tausende von lichtglänzenden Engeln mit goldenen Fittigen schwebten herab auf dem Regenbogen, betraten die Insel und schwebten wieder zum Himmel empor; aber oben auf der höchsten Wölbung des Bogens saß in vollster Glorie das Jesuskind. Vor ihm kniete der kleine Johannes und hielt ein weißes Lämmlein, womit sie Beide spielten. —

Und ein Engel kam geflogen und trug das neue Kleid, welches kurz vor seinem Entschlummern Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte, und legte es dem Jesuskinde zu Füßen, erzählend, was Rupert gethan. Da erhob sich das Jesuskind und ließ sich selbst bekleiden mit dem Gewand und sprach dann zu den Engeln: „Dieses Kleid hat mir Rupert geschenkt! Dafür will ich ihn aber auch einst bekleiden mit dem Glanze himmlischer Herrlichkeit!“ — Im höchsten Gefühle der Andacht und Seligkeit wollte jetzt Rupert seine Kniee beugen vor dem Heiland und seine gefalteten Hände zu ihm erheben, da verschwand das schöne Traumbild.

Er erwachte, und zu seinen Füßen kniete der arme Knabe, den er bekleidet. Er hatte seinen Schlummer bewacht, daß kein Unfall ihn treffe. Seliger Freude voll erzählte Rupert sein Traumbild der Mutter, die alle diese Worte in ihrem Herzen behielt. —

Bald nachher faßte Rupert den Gedanken, nach Rom zu pilgern, wo die Gebeine der heiligen Apostel Petrus und Paulus ruhen, und alsdann sein Leben im Kloster dem Himmel zu weihen. —

Er kehrte von Rom wieder heim; allein sein Gemüth war noch mehr der Erde ab- und dem Himmel zugewendet. Am Grabe der Apostel Petrus und Paulus hatte er das Gelübde abgelegt, der Herzogswürde ganz zu entsagen, seine Güter unter die Armen zu vertheilen und nur dem Wohle der leidenden Menschheit zu leben. Dieß that er treulich. Klöster und Krankenhäuser baute er; spendete Segen überall — und starb, beweint und beklagt, im zwanzigsten Jahre. Das tiefste Wehe brach bald der Mutter Herz. Beide wurden auf jener Höhe, welche die Nahe-Mündung beherrscht, in der Kirche des Dörfleins Bingen begraben, das

damals auf der Nahe linkem Ufer lag. Die Kirche aber nahm Rupert unter ihre Heiligen auf. —

Wild brauste der Flügelschlag der Zeit durch das Nahethal. Die Söhne des wilden Nordens zogen rheinaufwärts und zerstörten Bingen, daß nur ein wüster Trümmerhaufen übrig blieb. Vor der Wuth der Normannen flohen die unglücklichen Bewohner und siedelten sich, als der Alles zerstörende Sturm vorüber war, auf dem rechten Ufer der Nahe an.

Zur Stätte, wo das Kirchlein gestanden haben sollte, das einst Rupert's Gebein umschloß, pilgerten wohl fromme Herzen; aber nach einer kurzen Zeit kannte Niemand mehr den Ort, wo es gestanden, denn die Trümmer bedeckten rings die Höhe, und Nesseln und anderes wucherndes Unkraut überzogen bald die Stelle, wo einst die friedlichen Wohnungen der Menschen gestanden. —

2. Es war im Jahre des Herrn 1144, als die fromme und hochbegnadigte Magd des Herrn, die heilige Jungfrau Hildegard von Böckelheim, die Aebtissin des Jungfrauenklosters auf dem Disibodenberge, noch siech und matt auf ihrem harten Lager in ihrer Zelle schlummerte. Ihr zu Häupten saß Hiltrudis, des Grafen Meginhard von Sponheim liebliche Tochter im Nonnengewand, und zu den Füßen des Lagers der fromme Mönch Godfried, Hildegard's Beichtvater, der einen Kiel in seiner Hand hielt und Pergamentblätter vor sich auf einem Tische liegen hatte, welche theils beschrieben, theils noch unbeschrieben waren. Todtenstille herrschte im Gemache. Hiltrudens Blicke waren mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit auf das bleiche, leidende Antlitz der Freundin gerichtet, aber wohl auch voll gläubiger Andacht, stiller Bewunderung und ängstlicher Sorge; denn sie liebte sie eben so sehr, als sie sie verehrte. Der Mönch jedoch saß in gespannter Erwartung da, daß wieder der Augenblick komme, wo das Band der Zunge der heiligen Jungfrau gelöst werde, und sie kundgebe, was sie im Geiste geschaut.

Jetzt zuckte wieder Hildegard's zarte Gestalt leise zusammen. Auf ihre bleichen Wangen kehrte ein sanftes Roth zurück und ein seliges Lächeln begann den feingeschnittenen Mund zu umschweben, Zeichen, daß ein entzückendes Bild ihr inneres Auge geschaut und nun ihr Mund es verkünden werde.

„Der Geist spricht," hob sie jetzt mit sanfter, aber ungemein klangvoller Stimme an, „der Geist spricht: Schreibe! — Hoch erhebt sich aus grünem, blühendem Eiland ein strahlender Regenbogen zur Himmelsbläue empor. Tausend Sterne strahlen um ihn wie Sonnen und die Engel Gottes steigen auf und nieder. Und oben auf dem

Bogen steht das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, vom Himmelsglanz umflossen, und neben ihm in lichtglänzendem Gewand ein Jüngling sanft und mild. —

Da spricht zu mir der Herr: Dieß ist der heilige Rupert, aus Deinem Stamm entsprossen; aber dort unten, wo die Nahe sich mündet, liegt ungekannt und unverehrt unter Trümmern sein Grab. Du, getreue Magd, bist erkoren, daß du es suchest und drüber bauest den Tempel. Darauf deutet der Finger des Herrn auf die Stätte, wo die Gebeine des Heiligen ruhen. Eine Lilie sprießt glockenreich auf alsbald, und Engel Gottes schweben herab und stellen ein Kreuzlein dahin, wo die Lilie blüht, damit ich die Stätte nimmer vergesse. Und also spricht der Herr: Auf, du erwählte Magd, verlaß den sündigen Ort, wo du geweilet bis heute! Nimm den Wanderstab in deine Hand! Schüttle von deinen Füßen den Staub und ziehe dorthin, wo ich die Stätte dir bezeichnet, und baue allda ein Kloster für dich und Die, die Eines heiligen Sinnes sind mit dir. Diene mir da in Lauterkeit des Herzens und Heiligkeit des Lebens! Säume nicht; deine Leiden sind geendet, deine Krankheit ist gewichen, und ich will in dir, der Schwachen, mächtig sein. Also geschehe mein Wille! Amen." —

Unermüdet schrieb der Mönch, daß der Schweiß ihm von der Stirne rann; aber seine Hand zitterte heftig und sein Antlitz war bleich wie das eines Todten. Als die Seherin geendet, hielt er inne und seufzte tief auf. Sie aber schlug alsbald die krampfhaft geschlossenen Augen auf, richtete sich empor und sah, selig lächelnd, in der Freundin thränenfeuchtes Auge.

„Mir ist wohl, meine Hiltrude," sprach sie freundlich, „mir ist sehr wohl. Ich will aufstehn und thun, was der Herr mir geboten hat!"

Und alsbald stand sie auf, kräftiger denn je, völlig genesen, und ergriff den Wanderstab und eilte hinüber nach der Burg Sponheim, wo Hiltrudens Vater, ihr Vetter, wohnte, und that ihm kund das Gesicht, das sie gehabt, und den Befehl, den sie vom Herrn empfangen.

Meginhard staunte freudig ob der Rede Hildegard's; und er steuerte reichlich von seinem Reichthume zur Gründung des Klosters. Hildegard rastete nicht. Gottes Segen war mit ihr, und schon im Jahre des Herrn 1148 war Kirche und Kloster vollendet an der Stelle, wo Hildegard die Lilie gesehen und der Engel das Kreuzlein errichtet zum Zeichen, daß da die Gebeine des heiligen Rupert ruhten. Und sie verließ den Disibodenberg, zog mit ihren Jungfrauen in das neue Kloster und nannte es Rupertsberg,

weil es auf der Höhe stand, wo des Heiligen Grab war, und lebte allda als Aebtissin ein heiliges Leben, bis in hohem Alter auch ihr der Tod die Augen schloß. —

Die Heilige starb am 17. September des Jahres 1180 und wurde mit dem feierlichsten Gepränge zu Grabe getragen. Die vielen Wunder, die seit ihrem Tode geschahen, besiegelten ihre Heiligkeit. Nach der Zerstörung des Klosters auf dem St. Rupertsberge, welche 1622 durch die Schweden geschah, brachten die Klosterfrauen die Gebeine Hildegard's nach dem Kloster Eibingen, das die Heilige gleichfalls gestiftet hatte. Hier wurde auch ihr Ring bewahrt, der die Aufschrift trug: „Ich leide gern!“ Dieses Kleinod *) nebst einem Messer und einem Gebetbuche gab ihr der heilige Bernardus zum Geschenk, als er im Jahre 1147 die Seherin auf dem Rupertsberge besuchte und sie für den neuen Kreuzzug nach Palästina, den er damals am Rheine gepredigt, begeisterte. —

In Eibingen bewahrte man auch die Gebeine des heiligen Rupert, des Patrons dieses Klosters. — Jetzt aber ruhen sie in der St. Rochus-Kapelle bei Bingen, wohin sie nach der Zerstörung des Eibinger Klosters freiwillig abgegeben wurden. —

---

152. Der Schützling des heiligen Apostels Andreas.

(Aus: Legenden von L. T. Kosegarten.)

Es lebte einmal ein gar frommer und gottseliger Bischof, welcher vor allen andern Heiligen den Apostel Andreas in hohen Ehren hielt; also daß er auch zu Anfang eines Geschäfts, oder als Ueberschrift eines Aufsatzes jedesmal die Formel zu gebrauchen pflegte: „Zu Ehren Gottes und des heiligen Apostels Andreas!“

Solches mißgönnte der Feind alles Guten dem frommen Heiligen, und beschloß, seinem Verehrer einen Fallstrick zu legen, wodurch er zu Schanden werden möchte vor Gott und den Menschen. Verstellte sich demnach in die Gestalt einer wunderschönen Jungfrau, kam in solcher Gestalt vor die Thür des bischöflichen Palastes gegangen, und begehrte bei dem Bischof zu beichten. Der Bischof ließ der vermeinten Jungfrau sagen: sie solle sich nur an seinen

*) Dieser merkwürdige Ring ist während der räuberischen Zeit der französischen Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wie so vieles durch sein kirchliches Alterthum Ehrwürdige abhanden gekommen. —

Vicarius wenden, selbigem habe er volle Gewalt gegeben, zu lösen und zu binden. Sie aber erklärte, Keinem die Heimlichkeiten ihres Gewissens offenbaren zu können, als nur dem Bischof. Als das dem Bischof hinterbracht wurde, hielt er es für seine Pflicht, die Fremde vorzulassen, welche sich überaus züchtig und geschämig anstellte, auch ihre erlogene Geschichte mit vieler Demuth und Freimüthigkeit vortrug: „Heiliger Vater," sprach sie, „Ihr sehet, daß ich noch sehr jung von Jahren bin. Aus königlichem Geblüt bin ich entsprossen, von der Wiege an bin ich auf's zärtlichste auferzogen worden; dennoch habe ich die Beschwerden der Wanderung nicht gescheut, und bin im Pilgerhabit einen überaus weiten Weg dahergekommen. Mein Vater, der König, ging damit um, mich einem mächtigen Fürsten in der Nachbarschaft zu vermählen. Ich, die ich dem Herrn Christo meine Jungfrauschaft gelobt habe, glaubte jeden Antrag dieser Art abweisen zu müssen, bat daher meinen Vater auf's allerdemüthigste, mit ähnlichen Zumuthungen mich gänzlich zu verschonen. Hierüber ergrimmte er, bedrohte mich schwer, vermaß sich auch, dafern ich nicht in der Güte gehorsamte, mich schon mit Gewalt zu seinem Willen zu zwingen. Also geängstigt, erwählte ich, lieber Alles im Stiche zu lassen, als meinem himmlischen Bräutigam die gelobte Treue nicht zu halten. Ich ergriff daher die Flucht und bin im Elend umhergewandert, bis der Ruf Eurer großen Heiligkeit mich hieher gezogen hat. Bitte auch demnach auf's allerdemüthigste, Ihr wollet Euch meiner Jugend und Noth erbarmen und mir einen geheimen und verborgenen Aufenthalt anweisen, wo ich, von der Welt Eitelkeit geschieden, dem Schiffbruch der Seele entrinnen und mit einem stillen und gottseligen Wandel meinem Herrn und Heiland dienen möge bis an mein Ende!" — Der Bischof verwunderte sich nicht wenig solcher Anmuth der Rede bei so zarter Jugend, solches Ekels an der Welt bei so blühender Wohlgestalt, solcher Demuth und Bescheidenheit bei so adlicher Abkunft. Redete sie demnach gar gütig an, und tröstete sie mit freundlichen Worten: „„Sei getrost,"" sprach er, „„meine Tochter, und fürchte dich nicht! **Dieser**, um welchen du aller Freude und allem Trost dieser Welt entsagt hast, wird dir solches schon zu vergelten wissen, hier in der Zeit durch die Süßigkeit seiner Liebe, in der Zukunft aber durch die Herrlichkeit des ewigen Lebens! Aber auch ich, der geringste seiner Knechte, erbiete mich und das Meinige dir zu getreuen Diensten. Erwähle dir eine Wohnung, wo es dir gefällt; für heute aber will ich, daß du mit mir zu Mittag speisest."" — „Ach nein, lieber Vater," erwiederte die Jungfrau, „begehre dieß nicht von mir; es dürfte solches den Schwachen zur Aergerniß gereichen und den Glanz deiner

Heiligkeit umwölken!“ — Der Bischof sprach: „„Wir werden nicht allein sein, liebe Tochter, es werden Mehrere mit uns speisen, und so wird dem Argwohn und der Lästerung kein Raum gegeben werden!““ —

Als nun zu Tische gegangen wurde, setzte sich der Bischof der Fremden gegenüber, die Andern aber setzten sich der Eine hieher, der Andre dorthin. Der Bischof konnte nicht umhin, zu Zeiten die Augen aufzuschlagen und die gegenübersitzende Jungfrau anzuschauen. Je länger er sie anschaute, je herrlicher erschien sie ihm. Am Ende vermochte er die Augen nicht mehr von ihrem Antlitz abzuziehen, denn der Teufel, welchem nicht verborgen blieb, was in ihm vorging, vermehrte seine Schönheit mit jeder Minute.

In diesem furchtbaren Augenblick der Versuchung nahte plötzlich ein **Pilgrim** der Thür und verlangte mit ungestümem Klopfen und lautem Geschrei hereingelassen zu werden. Da jedoch nicht gerathen schien, einem so zudringlichen Gaste zu öffnen, der Fremde aber nicht abließ, mit wiederholtem Pochen und Geschrei widerlich zu fallen, fragte der Bischof die Unbekannte, ob sie vergönnen wolle, daß man dem Fremden den Einlaß gewähre? — Sie entgegnete: „Man soll ihm irgend eine schwierige Frage vorlegen; gelingt es ihm, die Aufgabe zu lösen, so mag er hereinkommen, wo nicht, so ist er ein Unwissender und verdient nicht der bischöflichen Gegenwart gewürdigt zu werden.“ — Diesem Vorschlag gaben Alle ihren Beifall. — Nun war Keiner vorhanden, der eine zweckdienliche Aufgabe zu ersinnen vermochte. Der Bischof wandte sich daher an seine Schutzbefohlne, und sprach zu ihr: „„Wem geziemte eine solche Aufgabe aufzugeben, als dir, o Herrin, die du uns Alle hinter dir zurückläßest, wie an Wohlredenheit, so auch an Weisheit?““ — Sie sprach: „So frage man denn den Fremden, welches das Wunderbarste sei, wodurch sich Gott im Kleinen verherrlicht habe?“ — Als dem Fremden diese Frage durch einen Boten vorgelegt wurde, erwiederte er: „„Das ist die Verschiedenheit und Vortrefflichkeit des menschlichen Angesichtes; denn so viele Menschen auch von Anbeginn der Welt gelebt haben und bis an das Ende leben werden, so mögen doch nicht Zween darunter gefunden werden, die einander in allen Stücken ähnlich sind, und gleichwohl ist auch das kleinste Angesicht der Sitz der alleredelsten Sinne!““ — Als diese Antwort den Gästen hinterbracht wurde, verwunderten sie sich und gestanden, sie sei vollkommen treffend. — Die Unbekannte aber sprach: „Wir wollen ihm eine zweite verfänglichere Frage vorlegen; beantwortet er diese nach Wunsch, so sei er uns willkommen! Man frage ihn, an welchem Orte die Erde höher sei als der Himmel?“ — Als der Pilger

die Frage vernahm, antwortete er ohne einiges Bedenken: „Droben im Empyräum, wo der Leib Jesu Christi wohnt. Denn Christi Leib ist von unserm Fleisch genommen; unser Fleisch ist von der Erde genommen; wo also Christus wohnt, da ist die Erde höher denn der Himmel!“ — Als der Bote diese Antwort zurückbrachte, gefiel sie den Gästen über die Maßen. — Nur die Jungfrau veränderte ein wenig die Farbe, faßte sich jedoch bald wieder und sprach: „Mir fällt noch eine Aufgabe bei, welche verfänglicher und schwieriger ist, als die beiden vorigen. Gelingt es ihm, auch diese zu lösen, so ist er würdig, an des Bischofs Tische zu sitzen. Lasse ihn sagen demnach, wie groß der Zwischenraum ist zwischen dem Himmel und der Erde?“ — Als dem Pilgrim diese Frage vorgelegt wurde, sprach er zu dem Boten: „‚Gehe hin und sage **Dem**, der dich gesandt hat, daß Niemand diese Frage besser zu beantworten tauge, als er selber; **er** habe ja diesen Raum durchmessen, als er vom Himmel in den Abgrund gestürzt sei; **ihm** gebühre, das Maaß anzugeben!‘“ — Der Bote entfärbte sich und hatte kaum das Herz, eine solche Antwort zu wiederholen. Als er es endlich dennoch gethan, entsetzten sich die Gäste; der Feind aber, als er sich entdeckt sah, verschwand augenblicklich. Da schlug der Bischof in sich, erkannte die Versuchung und bereuete seine Unvorsicht auf's schmerzlichste. Auch sandte er eilend den Boten wieder hinaus, um den hilfreichen Pilgrim hereinzurufen. Allein der Pilgrim war verschwunden. —

Der Bischof berief das Volk, erzählte, was ihm widerfahren sei, und bat, nicht abzulassen mit Fasten und Beten, bis Gott auf irgend eine Weise kundgethan, was es mit diesem Pilgrim für eine Bewandniß habe. — In derselben Nacht aber ward dem Bischof offenbart, daß dieser Pilgrim kein Anderer gewesen, als der heilige Apostel Andreas selbst, welcher nicht verschmäht habe, seinen Verehrer in eigner Person aus einer so großen Gefahr zu retten. —

---

153. Bestrafte Pflicht-Verletzung.

(Aus: Sagen aus Sachsen und Thüringen von Emil Sommer.)

Zu Magdeburg ging ein Knabe Namens Odo in die Schule, dem wurde das Lernen sehr schwer, und alle Strenge seiner Lehrer blieb ohne Früchte. Als er nun einst seiner Unwissenheit wegen in der Schule geschlagen wurde, ging er in die Kirche des heiligen Mauritius und betete voll Andacht zu dem Heiligen und zur Jungfrau Maria: sie möchten ihm, durch ihre Fürbitten bei

Gott, einen helleren Verstand erwirken. Ueber dem Gebet entschlief er, und die Jungfrau erschien ihm im Traum und sagte: „Der Herr wolle nicht allein seine Bitte gewähren, sondern ihm die noch größere Gnade erweisen: daß er nach dem Tode des jetzt regierenden Erzbischofs zu seinem Nachfolger erwählt werden solle; wenn er dann gut regiere, so werde er auch einen guten Lohn empfahen; doch wenn er dem Stift übel vorstehe, solle er mit Leib und Seele des Todes sein.“ —

Als nun Odo wieder in die Schule kam, that er es bald allen seinen Mitschülern zuvor, und Jedermann verwunderte sich, woher ihm solche Geschicklichkeit gekommen sei. —

Einige Jahre darauf starb der Erzbischof und Odo wurde an seine Stelle erkoren. Er führte anfangs ein löbliches Leben; dann aber begann er im Guten abzunehmen und seinen hohen, heiligen Amtspflichten nicht mehr zu genügen. Da hörte er einst drei Nächte hintereinander eine Stimme, welche ihn warnte, in der Sünde nicht weiter zu gehen; er seufzte wohl ein wenig, doch besserte er sich nicht. — Drei Monate danach betete ein frommer Domherr, Friedrich geheißen, des Nachts im Chor der St. Mauritius-Kirche, daß Gott der Kirche einen bessern Vorsteher verleihen und Odo entfernen möge.

Und dieses Gebet wurde sogleich erhört.

Es erhob sich ein mächtiger Wind, der alle Lampen in der Kirche auswehte, so daß der Domherr erschrack, sich in einen Winkel verkroch und das Beten vergaß. Er sah nun, wie zwei Knaben mit brennenden Wachslichtern in die Kirche kamen und vor den Altar traten, und die ganze Kirche war davon hell erleuchtet. Ihnen folgten zwei andere; von denen trug Einer einen Teppich und breitete ihn vor dem Altar aus, der Andere brachte zwei goldene Stühle und setzte sie auf den Teppich. Hierauf folgte Einer in Gestalt eines starken Kämpfers mit bloßem Schwert in der Hand; der trat mitten in die Kirche und rief mit lauter Stimme: „O alle ihr Heiligen, deren Gebeine allhier in dieser Kirche ruhen, stehet auf und kommet vor Gottes Gericht!“ Da erschienen viele Frauen und Männer, unter ihnen Bischöfe und Ritter, im Chor. Und nun traten die zwölf Apostel ein, und in ihrer Mitte Christus mit Krone und Scepter, heller leuchtend als die Sonne. Alle Anwesenden fielen vor ihm nieder. Er setzte sich auf einen der beiden Stühle, und ihm folgte Maria, gleich den Sternen strahlend, mit einer großen Schaar Jungfrauen. Christus ging ihr entgegen, empfing sie mit aller Reverenz und Ehrerbietung und führte sie zu dem andern Stuhle. Zuletzt erschien auch der heilige Mauritius in fürstlicher

Gestalt und mit ihm seine Legion, und Alle fielen vor Christo nieder und riefen ihn um Recht an. — Da gebot Christus, den Bischof Odo zu holen; und als dieser gebracht wurde, trat der heilige Mauritius vor, erinnerte ihn an Mariens für ihn von Gott ehedessen erflehte Gnade, an die Himmels-Stimme, die ihn dreimal gewarnt hatte, und klagte ihn dann seiner Verbrechen an. Christus, der Richter, fragte die umstehenden Heiligen: „Weß sie dabei bedünke?“ Da rief der vorberührte Kämpfer überlaut: „„Odo ist des Todes schuldig!““ Nun besprach sich Christus mit Anderen, welchen Tod er leiden solle, und er fällte das Urtheil, daß er das Haupt verlieren müsse. Hierauf ging Christus mit Maria und vielen der Versammelten hinweg; und der Kämpfer, oder wie Andere glauben, der heilige Mauritius selbst trat herzu und enthauptete den Bischof. — —

Am Morgen erzählte der Domherr, was er gesehen hatte, und man fand Odo in der Kirche enthauptet. Vor dem Altare blieben die Blutflecken noch lange zu sehen. Sie waren gewöhnlich mit einem Teppiche bedeckt; doch wenn man einen neuen Bischof einführte, hob man, während das Te Deum gesungen wurde, den Teppich auf und zeigte dem Bischof das Blut, damit er sich an Odo's Schicksal erinnere und besser als er haushalte. — Odo soll in der Mitte des zehnten Jahrhunderts oder fünfzig Jahre später zur Zeit Kaiser Otto's III. gelebt haben. —

---

154 — 156. Hilfe in geistiger und leiblicher Noth.

(Aus: Marianischer Tugendspiegel.)

1. Der heilige Peregrin Laziosi (zu Forli, einer Stadt in der Landschaft Romagnola in Italien im Jahr 1265 geboren) hatte gerade sein achtzehntes Jahr vollendet, als der heilige Philippus Benizzi vom Papste Martin IV. als apostolischer Prediger nach Forli gesendet wurde, um die in beständiger Feindschaft untereinander und in hartnäckigem Ungehorsam gegen den Papst lebenden Bürger dieser Stadt zu versöhnen und zur Rückkehr zum schuldigen Gehorsam zu bewegen.

Der heilige Mann erfüllte die Pflicht seines Auftrages mit unermüdet glühendem Eifer, und wandte alle Kraft der Beredsamkeit an, rügte mit aller Freimüthigkeit die herrschenden Laster, drohte mit dem gerechten Zorne Gottes und dem folgenden schauerlichen Gerichte, bat und ermahnte mit aller Gluth heiligen Eifers, das Heil der Seele nicht auf das Spiel zu setzen, sondern nach der

Lehre des göttlichen Heilandes in brüderlicher Liebe und schuldigem Gehorsam gegen die Vorgesetzten zu wandeln. Allein umsonst. Die verstockten Gemüther verharrten in ihrer Bosheit und fielen über den heiligen Friedensprediger her.

Sie jagen, mit Steinen und Stöcken bewaffnet, den für ihr Wohl eifernden Mann von einem Stadtviertel zum andern, beschimpfen, schlagen und verhöhnen ihn. Unter diesen rohen und empörten Gemüthern befand sich auch Peregrin, der den Muthwillen noch weiter trieb, mit frecher Miene dem heiligen Manne sich näherte und ihm einen harten Backenstreich versetzte, in der Meinung, durch diesen Muthwillen vor allen seinen Kameraden sich ausgezeichnet zu haben.

Allein gerade diese Ausschweifung sollte der Anfang seiner Bekehrung werden. Die engelgleiche Geduld des Verfolgten hatte ihn zum Nachdenken gebracht; und als er den heiligen Mann vor den Thoren der Stadt auf seine Kniee fallen sah, die Blindheit der verstockten Bürger beweinen und für seine Feinde und Verfolger um ihre Bekehrung beten hörte, da konnte Peregrin dem Zuge der rufenden Gnade, die mächtig sein Herz ergriff, nicht länger mehr widerstehen. Eilends stürzt er zur Stadt hinaus, hin zu den Füßen des heiligen Mannes, und bat ihn, mit Thränen im Auge, demüthig um Verzeihung der ihm angethanen Schmach. Philippus, ein getreuer Nachfolger des gekreuzigten Heilandes, der ja am Kreuze noch für seine Mörder den Vater um Vergebung bat, wußte nichts von Haß und Bitterkeit, und empfing freudigen Herzens seinen Verfolger, ermahnte ihn liebevoll: nun von dem bisher geführten Lebenswandel abzustehen, seine Sünden durch aufrichtige Buße zu sühnen und sich dem Schutze der schmerzenvollen Gnaden-Mutter anzuempfehlen, die durch ihre mächtige Fürbitte ihm die nothwendigen Gnaden zur Umkehr zu Gott gewiß erwirken werde.

Peregrin versprach aufrichtigen Herzens den Ermahnungen des heiligen Mannes nachzukommen, und hielt getreulich Wort. Voll heiliger Entschlüsse kehrte er zur Stadt zurück, vermied die vorher so geliebte Gesellschaft ausgelassener Jünglinge, bereute seine begangenen Sünden und hegte die zarteste Andacht zu Maria, der Schmerzenmutter, die immer bereit, ihre frommen Verehrer in ihren mütterlichen Armen aufzunehmen, auch diesen Peregrin auf wunderbare Weise zu ihren Dienern berief. —

2. Als er einmal in der Domkirche zu Forli vor einem Bilde der göttlichen Mutter mit kindlichem Vertrauen Maria anrief, sie möchte seine Wege so leiten, daß er vom ewigen Heile nicht abirre, da erschien ihm die göttliche Mutter von vielen Engeln begleitet,

neigte sich zu Peregrin und sprach: „Sei getrost, mein Sohn! was du von mir begehrst, soll dir gewährt werden, denn ich verlange nichts Anderes, als dich auf den Weg des Heils zu leiten!"

Auf die Stimme erschrack Peregrin, und zweifelte, ob es wohl eine wirkliche Erscheinung wäre oder nur ein Betrug des bösen Feindes, der sich oft in einen Engel des Lichts verkleidet. Allein dieser Zweifel wurde sogleich gehoben, da Maria ihn wiederum mit den Worten tröstete: „Fürchte dich nicht, mein Sohn! denn ich bin die Mutter Desjenigen, den du am Kreuz anbetest; ich bin auch von ihm gesandt, dir den sichern Weg zur himmlischen Freudenstadt zu zeigen."

Darauf befragte ihn Maria, ob er jene Ordensmänner kenne, die man „ihre Diener" nenne; als er aber in heiliger Ehrfurcht geantwortet, er kenne sie dem Namen nach, wisse aber nicht, wo sie anzutreffen wären, sprach die göttliche Mutter auf ein Neues zu ihm: „Peregrinus (das heißt: Wanderer, Pilger)! du sollst in der That ein Peregrinus sein: wandere hin nach Siena!"

Durch diese Erscheinung wunderbar gestärkt, und von heiliger Liebe zu Gott und Maria entzündet, eilte er sogleich zurück in's väterliche Haus, entdeckt den Eltern seinen höhern Beruf, bittet um ihre Erlaubniß, demselben folgen zu dürfen, und da er sie erhalten, verließ er noch in derselben Nacht das Vaterhaus und seine Geburtsstadt.

Kaum war er außer der Stadt, so gesellte sich ihm in Gestalt eines reisenden Jünglings ein Engel des Herrn bei, der ihn unter den lieblichsten Gesprächen nach Siena begleitete, wo er, dort angelangt, auf einmal verschwand. Peregrin aber verfügte sich unverweilt in das „Kloster der Diener Mariens," erzählte dessen Vorstand in aller Demuth und Aufrichtigkeit die Art und Weise seines Berufs, und wurde darauf mit Freuden aufgenommen und mit dem Ordenshabit bekleidet. Während der Einkleidung haben die Ordensbrüder zu ihrem größten Erstaunen bemerkt, wie ein himmlischer Glanz eine Zeitlang das Haupt Peregrin's umgab, daraus sie den Schluß folgerten, daß er herrlich an Tugenden leuchten werde.

Im Noviziate lernte er den Geist des Marianischen Ordens kennen, der vorzüglich darin besteht: durch eifervolle und andächtige Betrachtung der Lehre, des Lebens und Leidens Jesu Christi, sowie des Lebens und der Schmerzen der göttlichen Mutter, heilige Liebe zu Jesu und Maria dem menschlichen Herzen einzupflanzen und die Tugenden, die wir an Jesu und Maria bewundern, in allem Thun, Lassen und Leiden nachzuahmen und so würdige Nachfolger Jesu und seiner jungfräulichen Mutter zu werden.

Peregrin erfaßte diesen Geist seines heiligen Ordens mit solcher Wahrheit und Kraft, daß er in Kürze das vollkommenste Muster eines echten Dieners Mariens wurde. Die Eingezogenheit, Sittsamkeit und Liebenswürdigkeit in den äußeren Sitten und Geberden, die genaue pünktliche Beobachtung auch der kleinsten Vorschriften, die aus wahrer und gründlicher Erkenntniß seiner selbst entspringende Demuth, seine eigene Geringschätzung und herzliche Unterwerfung seines Willens der Pflicht des Gehorsams legten Jedermann mit Bewunderung vor Augen: daß er ein wahrer vollkommener Diener Derjenigen sei, die sich eine Magd des Herrn nannte.

Die immerwährende Selbstverleugnung und Abtödtung in allen Stücken, sowie die scharfe Züchtigung, der er seinen Leib und seine Anmuthungen unterzog, waren klare Beweise, daß er mit Riesenschritten Jesu dem Gekreuzigten und seiner schmerzerfüllten Mutter nachzufolgen suche.

Deßhalb wurde er auch nach Verlauf des Probejahres von allen Ordensvätern würdig erkannt, durch Ablegung der feierlichen Gelübde sich Gott als ein angenehmes Opfer hinzugeben und gänzlich seinem Dienste zu widmen. —

3. Als er als Priester und Prediger, mit allem Eifer ausgerüstet, seinem heiligen Amt oblag, erhielt er auch in seiner Vaterstadt Forli ein Kloster für seinen Orden, in dem er auch die ganze Zeit seines Lebens verweilte.

Bei allen seinen apostolischen Arbeiten setzte er die zu Siena angefangene strenge Lebensart in Fasten, Kasteiung und Züchtigung seines Leibes mit gleichem Eifer fort. Um seiner Begierde, im Leiden dem gekreuzigten Jesu und seiner schmerzerfüllten Mutter immer ähnlicher zu werden, Genüge zu leisten, hatte er eine neue Abtödtungsart ersonnen, nämlich seinem Leibe die Erquickung des Sitzens zu entziehen. Dreißig ganze Jahre hindurch sah man ihn nie sitzend; und wenn er, von Mattigkeit überwältigt, etwas zu ruhen genöthigt war, so lehnte er sich entweder an einen Stein, oder legte sich auf die bloße Erde nieder.

Seine so große Sehnsucht zu leiden und zu dulden, die er mit den eigenen Erfindungen nicht zu sättigen vermochte, gefiel dem Herrn so wohl: daß er ihm Gelegenheit gab, noch mehr zu leiden und mit dem gekreuzigten Jesu und seiner schmerzenvollen Mutter zu dulden, dann aber auch noch vom göttlichen Heilande selbst wunderbar geheilt zu werden.

Der liebe Gott schickte dem Heiligen eine ungemein schmerzhafte Krankheit zu. Das Schienbein nämlich wurde jähling von großen

Schmerzen ergriffen, es erfolgte darauf eine Geschwulst, und endlich zeigte sich der fressende Krebs, der ihm Gelegenheit genug gab, sich in der Geduld zu üben.

Der unleidliche Gestank, den diese Krankheit verbreitete, verscheuchte bald Alle von ihm, und er blieb allein sich überlassen, und von allem menschlichen Troste beraubt. Er aber umfing dieses schwere Uebel als eine auserlesene Gabe des Himmels, und litt es nicht nur mit unerschütterlicher Geduld, ohne eine einzige Klage, sondern auch mit der größten Zufriedenheit und Freude seines Herzens unter immerwährenden Danksagungen für die so liebevolle Anordnung Gottes. Daher wurde er auch von Allen als ein außerordentliches Muster der Geduld bewundert und ein anderer Job genannt.

Da das Uebel von Tag zu Tag zunahm und Peregrin in die äußerste Lebensgefahr brachte, so wurde von den Wundärzten beschlossen, daß es nöthig sei, um ihm das Leben zu erhalten, den verletzten Fuß abzunehmen. Peregrin hörte mit gänzlicher Ergebung seines Willens in den göttlichen diesen ärztlichen Beschluß an; da er aber wohl wußte, daß es dem Herrn wohlgefällig sei, wenn man in Bedrängniß und Noth nach dem Beispiele des auf dem Oelberge dreimal betenden Heilands in vollkommener Ergebung des Herzens zu ihm seine Zuflucht nimmt, so kroch er in der Nacht, die der vorzunehmenden Fußabnahme voranging, aus seiner Zelle in die Kapelle, wo ein Bild des gekreuzigten Heilandes verehrt wurde. Vor diesem ergoß er sein inbrünstiges Gebet in festem Vertrauen, lebendigem Glauben und vollkommener Ergebung in den Willen Gottes, bittend: „Der Herr möge seinen elenden Zustand ansehen und nach seinem heiligsten Wohlgefallen mit ihm verfahren.“

Darauf überfiel ihn ein süßer Schlaf, und er sieht in demselben, wie Christus vom Kreuze sich zu ihm herabläßt und seinen beschädigten Fuß berührt, worauf er vom Schlaf erwachte und — das Schienbein so geheilt fand, als wäre es niemals krank gewesen. —

Am folgenden Morgen erschien der Wundarzt Paul Salati, um ihm den Fuß abzunehmen. Als ihn Peregrin erblickte, sprach er zu ihm: „Kehre nach Hause zurück, der du gekommen bist, mich zu heilen; jener Arzt, der mir meine volle Gesundheit wiedergab, hat so zu mir gesprochen: „„Ich bin Derjenige, der den Menschen sowohl die Gesundheit giebt, als auch die Krankheit schickt; ich bin es, der alle Krankheiten geheilt und auch die Todten zum Leben erweckt hat; ich bin es, der keine Arbeit und Schmach, ja sogar den

schmerzlichsten Tod um der Menschen willen zu erdulden sich nicht geweigert hat!"" Dieser, der so zu mir gesprochen, hat mich von meiner Krankheit geheilt!" —

Der Wundarzt meinte, Peregrin wäre vor Heftigkeit der Schmerzen von Sinnen gekommen, und verlangte den Fuß zu sehen, worauf Peregrin abermals zu ihm sprach: „Mein lieber Arzt, heile dich nur selbst, denn ich bedarf deiner Kunst nicht mehr, weil der Fürst aller Arzneikunst, der Wiederhersteller des Heils der Menschen von mir alles Uebel hinweggenommen hat!" Er zeigte ihm darauf den Fuß, der nicht nur frisch und gesund, sondern sogar von jeder Spur der Krankheit befreit war, mit den Worten: „Wende deine Augen hieher und erkenne, welchen Arzt ich gehabt habe!" —

Voll Staunen und Verwunderung erkannte der Arzt die große Heiligkeit Peregrin's, zu dessen Heilung Christus selbst die Hände ausgestreckt, und verkündete sogleich dieses große Wunderwerk in der ganzen Stadt, welche dann eine solche Ehrfurcht und Hochachtung gegen Peregrin an den Tag legte, daß Jedermann, sobald er wiederum seinem Amt oblag und öffentlich in der Stadt erschien, zu sagen pflegte: „„Sehet, da geht der Heilige!"" Wer nur immer konnte, empfahl sich seinem Gebete, und unzählige Kranke wurden auf sein Gebet und auf seine Anrufung des heiligsten Namens Jesu augenblicklich gesund. —

Nachdem Peregrin das achtzigste Jahr seines Lebens erreicht, nachdem er zwei und sechzig Jahre des strengsten Bußlebens im Orden zugebracht, ward er von einem hitzigen Fieber befallen, und hauchte bald darauf, nach einer heiligen Zubereitung, in Gott ganz versenkt und das Bild des Gekreuzigten mit der inbrünstigsten Andacht umfassend, seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters aus, am 1. Mai im Jahre 1345. — Viele gottgeheiligte fromme Jungfrauen behaupteten, in einem Gesichte gesehen zu haben, wie seine Seele von Maria der Himmelskönigin, der er so getreu gedient hatte, in Begleitung des heiligen Philippus Benizzi und des seligen Franz von Siena, in das himmlische Vaterland eingeführt wurde. —

Das Fest des heiligen Peregrin wird in Deutschland am 27., in Italien am 30. April gefeiert. —

---

157. Das Abendglöckchen.

(Aus: Die Mainufer von Dr. Ludwig Braunfels.)

Ein Fräulein von Seckendorf aus dem Schlosse Oberpenn hatte sich eines Morgens im benachbarten Wald verirrt und war nach langem ängstlichen Umherstreifen an einem Brünnlein ermüdet eingeschlafen.

Als sie erwachte, war die Sonne bereits untergegangen, ihre Angst vergrößerte sich und sie rief inbrünstig zu Gott um Hilfe.

Da ertönte auf einmal ein fernes Glöckchen; sie ging dem Schalle nach und kam glücklich in das Dorf Flachslanden. Dort traf sie Einige ihrer Leute, welche sie zu suchen ausgeschickt waren, und unter deren Geleite kam sie, zur großen Freude ihrer Eltern, glücklich nach Hause.

Aus frommer Dankbarkeit stiftete sie nach Flachslanden ein neues Abendglöckchen, dessen silberheller Klang den Wanderern weit und breit zur Leitung diente. —

Nachdem es viele Jahre geläutet worden, zerriß sein Seil, das der Kirchendiener anzuschaffen hatte, welcher für des Glöckchens Unterhaltung jährlich zwanzig Gulden bezog. Er wollte jedoch die Ausgaben sparen und läutete, wenn es Abend geworden, deßhalb eine andere Glocke.

Aber in demselben Augenblicke zeigte sich, zu seinem Schrecken, in einem weißen Kleide das verstorbene Fräulein, in der einen Hand eine brennende Kerze haltend, drohte ihm mit aufgehobenem Finger und verschwand.

Die nämliche Erscheinung hatte er am folgenden Abend. — Er erschrack aber weit weniger und war daher am dritten Tage fest entschlossen, sein Vorhaben auszuführen. Eben wollte er die andere Glocke anziehen, da erhielt er von dem Geiste, welcher plötzlich hinter ihm stand, einen solch gewaltigen Schlag, daß er betäubt zu Boden stürzte.

Mit der Hilfe seiner Frau, die, in der Nähe verweilend, den Schreckensruf ihres Mannes vernommen, kam er wieder zu sich und schaffte nun ohne Zögern für das Glöckchen ein neues Seil an.

Schon am folgenden Abend ward das gestiftete Glöcklein wieder geläutet und das Fräulein ist bis heute nicht wieder gesehen worden. —

---

158 — 160. Der wälsche Herzog im Paradiese.

(Aus: Historische Antiquitäten von Rittgräff.)

1. Es lebte vor Zeiten in dem obern Wälschland ein mächtiger Herzog, der führte mit sammt seiner Frau ein gar frommes Leben und einen geistlichen ehrbaren Wandel, und war sehr reich an Land und Leuten. Sie hatten einen Sohn, wohlgeziert am Leib und an Sitten, den sie von Jugend auf in der Furcht, Liebe und dem Dienste Gottes erzogen und ihn wohl unterwiesen hatten.

Und nach des Vaters Tode wurde er Herr des Landes, das er mit großer Vernunft und Weisheit besaß, und war dabei ausnehmend eifrig im Dienste Gottes zu allen Zeiten, also, daß es zu loben war.

Ihm wurde vermählt eine schöne, wohlgezierte Jungfrau, züchtig und von hoher Geburt, wiewohl er lieber in seinem ledigen Stande geblieben wäre, dieweil er es vorzog, mit Gott und göttlichen Dingen zu verkehren, denn mit Menschen. Aber er mußte seiner lieben Mutter wegen und anderer guten Freunde halber in die Verehelichung willigen. Doch bat er mit andächtigem Herzen den allmächtigen Gott, daß er ihm senden möchte seinen heiligen Engel, ihn zu behüten und zu beschirmen und seine Seele rein zu bewahren vor allem ihm mißfälligen Wesen. Und das gewährte ihm auch der allmächtige Gott.

Wie nun die Fürsten und Herrn, Ritter und Knechte zu seiner Hochzeit versammelt waren, dieselbe löblich zu vollbringen in Freuden, und des Abends man sich zu Tische setzen wollte; da kam dem jungen Herzog und Bräutigam in seine Gedanken, wie er noch nicht die Vesper gebetet zu Unserer Lieben Frau, wurde betrübt und wollte das nicht versäumen, schied heimlich davon und ritt zu Unserer Lieben Frauen Kapelle, die unter der Burg lag, allein, vollbrachte gar innig sein Gebet und befahl Gott und ihr seine Seele.

Da er nun wieder auf die Burg reiten wollte, sah er auf sich zukommen einen überköstlichen Menschen mit scheinenden Kleidern, auf einem weißen Maulthiere sitzend. Der Jüngling erschrack und wunderte sich gar sehr ob Dem, was er sah. Und da er nahe zu ihm kam, fragte er: „Wer bist du?“ Da antwortete Jener und sprach: „„Ich bin eines großen Königs Diener, genannt O t h e o s, und der hat mich auch hierher gesandt, daß ich dir dienen sollte auf deiner Hochzeit.““ — Da ward der liebe Jüngling von Herzen froh und führte ihn mit sich in die Burg, und befahl ihm die ganze Gewalt, die Hochzeit auszurichten nach seinem Sinne; denn er hatte die Gestalt eines alten vernünftigen Mannes, und war auch so lieblich, daß sich deß Jedermann freuete. Es wußte aber Niemand, daß er ein E n g e l war. Und da wurde auch Alles ordentlich und löblich von ihm ausgerichtet, daß Jedermann groß Wunder davon hatte. —

Als nun die Hochzeit zu Ende, da nahm er gütlich Urlaub und wollte von dannen scheiden. Da ward der junge Herzog und die Anderen gar sehr betrübt, denn sein Stand und sein Wesen verursachte Jedermann große Freude. Da gab ihm der junge Herzog das Geleit mit Weinen und Seufzen, und sprach: „O Vater! willst

du mich also verlassen? Ich wollte, daß du bei mir bliebst und ein Herr und Regent würdest meines ganzen Landes, und ich wollte sein dein Diener.“ Der Engel antwortete und sprach: „„Das mag nicht sein, denn es ist meines Herrn Wille nicht. Bleibst du aber in dem Dienste Gottes, so wirst du meines Herrn Ehre und Würdigkeit sehen.““ Da sprach der Jüngling: „Ich begehre nichts mehr, denn Gott zu dienen, meinem Herrn, so lang ich lebe!“ Da antwortete der Engel: „„Bis morgen zu dieser Zeit komm' hierher zu dieser Kapelle. Ist es dann meines Herrn Wille, so findest du dieß Maulthier, da setze dich auf, so wirst du in meines Herrn Königreich kommen und auch seine Ehre und Würdigkeit sehen.““ Da sprach der Jüngling: „O, nenne mir doch deinen Namen, wenn ich komme in deines Herrn Reich, daß ich weiß nach dir zu fragen!“ Da antwortete der Engel: „„Es ist noch nicht Noth. Denn wenn du kommst in meines Herrn Reich, so wirst du wohl sehen, wer ich bin.““ Und also schied er von ihm und verschwand vor seinen Augen. —

2. Da nun des Morgens die Zeit kam, die ihm der Engel beschieden hatte, sprach er zu seinen Dienern: „Lasset uns eilen zur Kapelle Unserer Lieben Frauen!“ Die waren gar fröhlich und bereit, und fanden auch das Maulthier. Da saß der Jüngling auf mit großen Freuden und befahl seinen Dienern wiederzukommen um die Vesperzeit.

Und als die Vesperzeit kam, da erschienen auch die Diener, warteten bis in die Nacht und kamen wieder heim. Danach erscholl es durch's ganze Land, wie der junge Herzog verloren wäre. Und man ließ ihn suchen an allen Enden, konnte aber ihn nicht finden. Da klagte gar elend sein Gemahl und seine Mutter und Jedermänniglich. Sein Gemahl blieb also Wittwe und endete ihr Leben im Dienste des allmächtigen Gottes. —

Und nachdem eine lange Zeit um war, da ließ seine herzensliebe Mutter die Burg zerbrechen und bauete ein Kloster auf diesen Platz, das sie begabte nach aller Nothdurft. Und ward danach der Gottesdienst löblich vollbracht durch ehrbare geistliche Mönche. Und nach ihrem Tode ward sie mit sammt ihres Sohnes Frau begraben in das Kapitel des genannten Klosters, und wie sich alle Sachen in diesen Dingen begeben hatten, das ward eigentlich aufgeschrieben zum ewigen Gedächtniß. —

Nun auf die rechte Meinung zu kommen. Da der Jüngling aufsaß auf das Maulthier, da eilte dasselbe schnell und behend mit ihm davon, daß er nicht merken konnte, ob es auf der Erde ging, oder in der Luft. Und alsbald kam er auf ein weites schönes Feld,

davon kein Ende zu sehen war, das war gar schön besetzt mit grünen Bäumen. Etliche trugen Blüthen und andere süße und edle Früchte. Da war ein lieblicher Boden mit Blumen und Gras, Alles von edlem Geruche; da waren schöne lautere Flüsse, daraus erschien Gold und allerlei Edelgestein; da war die süßeste Melodie von allerlei Vogelgesang, als ob es Engel wären; da war solche große Lust und Freude, daß es kein tödtlicher Mensch nur gedenken mochte, daß der Jüngling meinte, wie nichts Lustigeres und Freudenreicheres sein möchte, weder im Himmel, noch auf Erden. Und als er nahe dem Ende des Feldes kam, da sah er einen gar hohen Berg, und oben auf dem Berge lag eine überköstliche Stadt mit kostbaren Thürmen und andern Zierden, so scheinbar, daß man es nicht sagen kann, und leuchtete auch so klar, als ob sie aus Karfunkelsteinen gemacht und gebaut wäre. Und über der Stadt standen viel Sterne in der Luft, die brannten alle durcheinander, und gab jeglicher so großen Schein, als die Sonne. Und da er nahe zu der Stadt kam, da sah er eigentlich, daß sie mit edlen Steinen gebaut war, und die Mauer war ganz von Chrysolithen, Karfunkeln und Beryllen. Und der Jüngling war vorher nie so froh gewesen, als seine Seele und Geist erfreut gewesen von diesem Gesichte.

Die Pforte der Stadt war verschlossen. Da er aber ganz hinzukam, ging sie gegen ihn auf, und wehte ein solcher edler Geruch daraus, daß er vor großer Freude nicht wußte, ob seine Seele in dem Leibe oder außer demselben wäre. Und es war so ein lichter, klarer Schein darin, als ob hundert Sonnen leuchteten. — Die Pforte der Stadt war gefertigt von Saphiren, Smaragden und Topasen. Darauf bestand die englische Behütung, singend in lieblicher süßer Melodie. — Der Estrich in der Stadt war von lauterem Golde; da war solche Gezierde, daß es kein Mensch weder nennen, noch aussprechen, noch gedenken mochte; denn die e w i g e W e i s h e i t hat sie geziert und erleuchtet. —

Da er nun in die Stadt hineinkam, ward er ganz entzückt im Geist in das h i m m l i s c h e J e r u s a l e m. Und es kam ihm entgegen eine große Schaar Frauen und Männer, die leuchteten wie der Schein des Himmels. Ihre Kleider waren weiß wie der Schnee, gesprengt mit Gold und Edelgesteinen. Sie waren Alle gekrönt, Etliche mit Gold, Etliche mit Rosen, Etliche mit Lilien, und lobeten Gott mit einem lieblichen, neuen Lobgesang, und grüßten und empfingen den Jüngling mit großen Freuden, und erzeigten ihm Ehre, Würdigkeit und Freude.

Da ward der Jüngling über die Maßen erfreut, und dankte Gott, daß er diese Dinge sehen sollte.

Danach ging er fürbaß; da hörte er eine andere Schaar in großem Jubiliren Gott ihren Herrn loben und ihn ehren, und die sprachen zu ihm: „„Bruder! freue dich, und lobe Gott deinen Herrn, daß er vergönnt hat dir, zu sehen diese Glorie und Majestät.““ Und diese Schaar war viel köstlicher geziert, als die erste, mit priesterlichen Ornaten so köstlich, daß es keine menschliche Vernunft aussprechen kann. Das waren die heiligen Beichtiger. —

Danach kam wieder eine unzählbare Schaar, alt und jung, Männer und Frauen, die trugen Palmen in den Händen und goldene, strahlende Scepter, und waren Alle in Purpur gekleidet mit Edelgesteinen durchstickt. Ihre Antlitze leuchteten wie die Sonne, und Alle waren gekrönt mit Gold und Edelgestein. Ihr Lobgesang gab ein so süßes Getöne, daß die ganze himmlische Stadt Jerusalem davon erfreut ward. — Es waren die heiligen Martyrer. —

Danach aber kam ihm entgegen die allerlöblichste und hochwürdigste Schaar, mit solchem großen, wunderlichen Glanze, daß es dem Jüngling däuchte, Alles, was er gesehen, sei dagegen keine Würdigkeit. Sie sangen den lieblichsten Lobgesang, und waren Alle gekrönt mit überköstlichen Kronen, die ganze himmlische Stadt zu erleuchten. Das aber war die löbliche Schaar der auserwählten Zwölf Boten. —

Danach sah er die glänzenden Chöre der Engel in solchen Freuden und in solcher süßen Melodie, daß nichts dagegen zu schreiben oder zu sagen ist. Denn da erglänzte solche göttliche Ehre, daß das andere Alles nichts dagegen zu schätzen war. —

Da sah der Jüngling seinen auserwählten Gast, der ihm seine Hochzeit regiert hatte, in solch hoher Ehre, daß er wollte wähnen, es sei der Herr selbst; der sprach ihm lieblich zu und offenbarte ihm alle Heimlichkeiten des himmlischen Jerusalem, und sprach: „„O Bruder! Du bist selig über alle sterbliche Menschen, daß Gott dir solche Gnade bewiesen hat, daß du seiner Ehre so viel sehen sollst, darum sollst du ihn loben immer und ewiglich. Aber du sollst wissen, daß dieses Alles, was du gesehen hast, gar keine Vergleichung ist gegen die oberste Majestät des allmächtigen Gottes, wo er in der höchsten Dreifaltigkeit lebt und regiert immer und ewiglich! — Nun du aber gesehen hast, lieber Bruder! was dein Herz begehrt, so ist es Zeit, daß du von hinnen scheidest. Gott, unser Herr, mag dich geleiten und beschirmen!““ —

Also mußte der liebe Jüngling scheiden aus dieser lieben, lustigen Stadt, gar in großer Freude, doch gemischt mit Traurigkeit. Und von der Stunde an brachte ihn das Maulthier dahin, woher es ihn gebracht hatte. —

3. Da nun der Jüngling an seiner Heimath war, meinte er zu finden seine Knechte, aber es war Niemand da, und alle Dinge waren verwandelt. Und er dachte in seinem Sinn: „Ewiger Gott! wie mag das kommen, daß Alles verwandelt ist, da ich erst gestern von hier geschieden bin?“ — Es war die Kapelle Unserer Lieben Frau nicht mehr ebendieselbe, wie sonst, war anders gebaut, und seine Burg war ein Kloster geworden. Doch sah er an den Bergen, daß er in seiner Heimath weilte. Er ging endlich an das Kloster hinauf und klopfte heftig an. Und als er an das Thor sah über sich, da stand ein Crucifix über dem Thore, worüber er sich sehr verwunderte.

Der Thorwart fragte: Wer er wäre? und was er damit meinte, daß er so heftig anklopfe? Der Jüngling sprach: „Weißt du nicht, daß ich dieser Burg und des Landes Herr bin? Und du fragst noch, wer ich sei? Ich habe doch dich zu keinem Thorwart bestellt, als ich heute mit meinen Knechten meine Burg verließ.“ Der Thorwart sprach: „„Ein Herr magst du wohl sein, denn du hast eine engelhafte Gestalt; wenn du aber sprichst, du seiest dieser Burg und dieses Landes Herr, so kannst du das nicht sein, denn dieß ist ein Kloster und unser Herr ist ein Abt!““ —

Da erschrack der Jüngling und konnte sich nicht besinnen, wie das sei, und sprach: „So gehe zu dem Abt und sage ihm, der rechte Herr sei hier, eingelassen zu werden. Und wo ist denn meine Mutter und mein Gemahl?“ Diese nannte er dem Thorwart. Der aber sprach: „„Von diesen habe ich wohl sprechen hören, sie sind aber vor vielen Jahren schon längst gestorben, und liegen begraben in dem Kapitel, und sind die Stifterinnen dieses Klosters. Doch will ich dein Begehren anbringen.““ — Also that er. —

Der Abt war ein gottesfürchtiger Mann, und gedachte sogleich an Das, was in seinen Schriften stand von dem verlornen Herzog, und ging heraus mit dem ganzen Convent, zu sehen, was da wäre.

Und da ihn der Abt ansah, erschrack er gar sehr von wegen der lieblichen Gestalt, die er hatte, denn sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, seine Kleider glänzten wie Karfunkel, und von ihm hauchte süßer edler Geruch. Und er empfing ihn würdiglich, und führte ihn mit großen Ehren hinein in das Kloster. Da merkte der Jüngling wohl, daß die Dinge nicht waren, wie sie gewesen, als er sie verlassen hatte, und erzählte dem Abt seine Geschichte.

Da merkte der Abt auf seine Worte und die Schrift, die er hatte von diesen Dingen, gleich mit Dem, was er sagte. Und er führte ihn zum Grabe seiner Mutter und seines Gemahls,

und er fand allda auf den Steinen geschrieben, daß sie vor dreihundert Jahren gestorben waren. Danach ließ der Abt ihn lesen die Schriften, und der Jüngling konnte nicht genugsam sich wundern, daß er dreihundert Jahre glückselig im Paradiese war, und meinte, es sei nur ein halber Tag gewesen. —

Danach erscholl die Geschichte in das ganze Land, und da kamen alle Fürsten und Herren des Landes, und Alle, die ihn ansahen, hatten eine große Freude und verwunderten sich seiner lieblichen Gestalt; denn er war überall gestaltet als ein Engel.

Da man nun die Wirthschaft bereitet, bat ihn der Abt wie die anderen Fürsten und Herren auch, er sollte mitessen und trinken. Das wollte er anfangs nicht, nahm aber doch etwas Brod endlich in den Mund. — Und nun höret ein großes Wunder! — Sobald er das Brod in den Mund nahm, ward er verwandelt in einen alten Mann, grau, voller Runzeln und anderer Gebrechlichkeiten, die dem Alter zugehören, und seine Kleider, die zuvor leuchteten als Karfunkel, waren alt geworden und zerrissen. Da erschrack Jedermann, und alle ihre Freude verwandelte sich in Traurigkeit.

Da hob er an und sprach: „Liebe Herren! Ihr sollt nicht erschrecken; Gott der Herr wirket Wunderwerke mit seinen Dienern! Nun werde ich wieder gehen an das Ende, daher ich gekommen bin; aber der Erde muß zuvor ihr Theil gegeben werden, und jetzt werde ich mich scheiden von diesem meinem tödtlichen Leibe, den ich so lange getragen habe. Und, ihr lieben Brüder! bleibet in einem festen Glauben mit guten Werken; denn ich habe übergroße Freude gesehen, die Gott seinen Dienern bereitet hat! Und dreihundert Jahre sind mir gewesen wie ein halber Tag. O! da ist eine ewige Glorie und Würdigkeit, ewiger Friede, ewige Gesundheit, ewige Lust, ewige süße Melodie des lieblichen Gesangs der Engel und Auserwählten, das ich nicht sagen und beschreiben kann!" —

Nach diesen Worten empfing er löblich und andächtiglich das heilige Sakrament Unsers Lieben Herrn Frohnleichnam von dem Abte, mit andern Wegfertigungen, als zu einem sterbenden Menschen gehört, und schied also aus diesem Jammerthal. —

Sein Leib ward mit großer Würdigkeit begraben zu seiner Mutter und zu seinem Gemahl. Die Seele kam wieder in die ewige Freude, die ihr verheißen war. — Die wolle uns auch Gott Allen nach diesem sterblichen Leben gnädiglich geben und verleihen! Amen. —

---

161. Die dreizehn Gräber.

(Aus: Sagen aus den Rheingegenden von Aloys Schreiber.)

Bei dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach im Herzogthum Nassau, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Auch die Ruinen desselben sind jetzt verschwunden mit seinem Namen, doch hat sich das Andenken davon noch in dem Namen der obersten Bergspitze erhalten, welche die „Kapelle" heißt. —

Als die Hunnen das deutsche Land überzogen und verheerten, lebten in diesem Kloster zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie waren sämmtlich aus den edlen Geschlechtern der Gegend und von unsträflichem Wandel. Da die Feinde sich dem Neckarthale näherten, geriethen sie in große Angst, denn allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebete, und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung. Da läutete es an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Bart, aber von ehrwürdigem Ansehen bat um Einlaß und Nachtherberge. Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wanderer auf und setzten ihm Speise und Trank vor. In seinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Besorgnisse mit und baten um seinen Rath.

„Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt," sagte der Greis, „so wird Gott auch Eurer sich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unschuld! Mein Rath ist aber: Ihr laßt alsbald dreizehn Todtensärge verfertigen und sie in die Kapelle stellen. Nahen sich die Feinde diesen Mauern, so schmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt Euch in die Särge wie Verstorbene. Ich werde wiederkommen zu derselben Stunde, da die Feinde in dieses Gotteshaus dringen, und Euch einsegnen." — —

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als sie das Geschrei und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, setzte Eine der Andern einen Kranz auf's Haupt, und sie legten sich in die Särge, die Hände über der Brust gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewand und begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben aus der Sakristei geschritten und verrichtete die Gebräuche, wie sie bei Beerdigungen gewöhnlich sind, denn die Jungfrauen waren wirklich eingeschlummert, um jenseits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. — Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus

dem Munde des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefesselt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgestalt angenommen, eine Glorie umgab sein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete sich ein goldner Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen, stürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloster fort, und Keiner wagte es mehr, die Spitze des Bergs zu betreten.

Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Klosters in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienst auf dem Berge wieder beiwohnen, aber — sie fanden mit Erstaunen die Zellen verlassen und in der Kirche erhoben sich dreizehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuz und auf den Kreuzen die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorsteherin. —

---

162 — 168. Die Schlacht am Hasenbühl.

(Aus: Die Schlacht am Hasenbühl, eine historische Monographie von Johannes von Geissel.)

Der Graf Adolph von Nassau, erwählt zum deutschen Kaiser am 10. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen am 24. Juni, konnte als Kaiser nicht erfüllen, was er als Graf versprochen hatte; er sah sich deßhalb gar bald von seinen Freunden gehaßt und verlassen. Ganz besonders aufgereizt durch seinen Gegner Albrecht von Oesterreich, lud ihn das Kurfürstencollegium (jedoch ohne Trier, Cöln und Pfalz) vor sich. Da er nicht erschien, ward am 23. Juni 1298 seine Absetzung ausgesprochen und Albrecht von Oesterreich gewählt.

Unterdessen war es zum Kriege zwischen Beiden gekommen, worin die Schlacht am Hasenbühl entschied. —

Ueber dieselbe schreibt der Cardinal und Erzbischof von Cöln, früher Bischof von Speyer, Johannes von Geissel, das Folgende:

1. Es war das Fest Unserer Lieben Frauen in der Ernte und der heiligen Processus und Martinianus, Mittwoch der zweite Juli des Jahres 1298.

Mit dem ersten Morgenstrahl riefen die Lärmtrompeten in beiden Heeren das Volk wach, und Jeder erhob sich behend vom Lager und eilte in die Rüstung. Der verhängnißvolle Tag sollte mit Gott begonnen werden. Die Feldkapläne bestiegen den Zeltaltar und erflehten, Messe lesend, den Waffen ihres Königs Heil und

Sieg. Alle hörten die Frühmesse mit Andacht, bei welcher da manch brünstiges Gebet aus bewegter Brust zum Herrn der Heerschaaren emporstieg. Nach Beendigung des Gottesdienstes saßen die Ritter zu Roß; die Knechte rückten aus ihren Herbergen zum Sammelplatz. — Albrecht ließ seine Hauptleute in einen Ring treten, und wiederholte seine schon in der Nacht gegebenen Weisungen zur Schlachtordnung. Er theilte sein Heer in drei Schaaren. In's Vordertreffen stellte er die Kärnthner und Steyerer mit dem Ritterhaufen des tapfern Ulrich von Waldsee. Herzog Heinrich von Kärnthen sollte ihr Vorkämpe und Führer sein. Zum Mitteltreffen verordnete er seine eignen Vasallen und Knappen, die er aus Oesterreich mitgebracht, und zu ihnen die Speerreiter und Schützen aus Böhmen und Ungarland. In der Hinterhut sollten alle Jene halten, die ihm aus Franken und Schwaben und vom Rheine zugezogen waren. Er selbst wollte dort sich halten, wo jedesmal die Noth ihn rufe. Aus der glänzenden Schaar der Ritter las er einen namhaften Helden aus, von freier und edler Geburt, den Grafen von Ochsenstein, und übergab seiner Hand die Sturmfahne, daß er sie im Kampfe vortrage und sie hüte. Das Banner von Oesterreich aber befahl er dem tapferen Pruischink auf Haimburg, seines Hofes Marschalk, weil er von Dem wohl vertraute, er werde es mit Ehren wieder heimbringen. Nachdem er also den Zug geordnet, stieg er zu Roß. Die einfache Ritterrüstung Eines seiner Vasallen verhüllte in ihm den König; er wollte so, zwar den Seinen bekannt, aber vom Feinde übersehen, der Schlacht beiwohnen. Dagegen kleidete er mehrere seiner getreuen Lehensleute in den königlichen, mit dem schwarzen Adler geschmückten Wappenrock, und ließ ihren Streithengsten solche Satteldecken auflegen, in welche ebenfalls der Reichsadler gestickt war, um dadurch den Gegner irre zu führen. So ritt er vor die Schwadronen und sprach mit starker Stimme: „Freunde und Rittergenossen! Seit wenigen Tagen bin ich von Denen, die es Macht haben, zu einem Römischen König gekoren, des Reiches Wohlfahrt zu fördern, und diese Wohlfahrt hat mich aus Oesterreich hieher gerufen. Ich hätte traun zu Hause der Ruhe pflegen mögen, da ich der Ehre und des Reichthums genug hatte! Aber ich bin der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil in ihr Gottes und des Reiches Stimme mich ziehen hieß. Seit ich am Rheine bin, hätte ich wohl an Dem, der so vielfach mich gekränkt, mehrmals gerechte Rache nehmen können; allein ich habe es nicht thun sollen, weil er mein Herr und unser König war. Jetzt aber bin Ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung ihm zum Herrn gesetzt und habe Fug und Recht, ihn zu strafen und das Reich von

seiner Tyrannei zu erlösen. Königreiche sind Gottes Geschenk; das Schwert kann sie nicht gewinnen, sondern nur schützen; und wenn wir daher heute fechten, so wollen wir nicht erobern, sondern Das, was Gott uns gegeben, nur schirmen gegen einen lasterhaften Tyrannen. Ihr kennt ihn ja und seine Thaten! Er denkt jetzt schon darauf, wie er, wenn ihr überwunden seid, eure Weiber und Töchter schänden, unsere Klöster und Gotteshäuser ausplündern, die Reichslande zu seinem Eigenthum machen und Alle, die ihm solches zu wehren gedenken, dem Henker übergeben wolle. Solche Missethaten sind ihm Königsfreiheiten, davon er zwar die Lust, das Reich aber den Schaden und die Schande hat. Soll Der noch länger regieren, der sich selber nicht regieren kann? Wenn ihr daher heute fechtet, so kämpft ihr nicht für mich, sondern für euch gegen Jene, die euch mit Raub, Brand und Mord dräuen. Habt ihr euch darum selbst lieb, liebet ihr die Euren, euer Land und mich, so zeiget heute, wer ihr seid, und — siegt!" Sodann ließ er das Reichsbanner erheben, — es war von rother Farbe mit einem weißen Kreuz in der Mitte, — gab das Zeichen, und die Schaaren rückten aus dem Lager auf den Wiesengrund vor bis zum Hasenbach. —

2. Zu gleicher Zeit, als dieses im Lager Albrecht's vorging, rüstete auch Adolph schon seit Sonnenaufgang zum Angriff. Nachdem seine Leute ebenfalls Messe gehört, bezogen sie aus ihren Herbergen den bestimmten Sammelplatz. Da sah man vor Allen den Herzog-Pfalzgrafen Rudolph, des Königs Eidam, in kräftiger Jugend, mit dem zahlreichen und tapfern Adel aus der Pfalz und Bayerland. Ihn trieb jetzt mit der Ehre seines Schwähers auch die Rache um das verbrannte Alzei. Sein Banner mit dem zweigeschwänzten gekrönten Pfälzer Löwen und den Bayerischen Rauten trug Gottfried von Brunneck. Nach ihm ritt Herzog Otto von Landshut an der Spitze seiner rüstigen Niederbayern; die Sieger bei Oberndorf mochten auch heute gleiches Glück wie in den schwäbischen Thälern hoffen. Der Erzbischof von Trier führte seine zahlreichen Stiftsmannen von der Mosel, in kurzen Tagen noch größere Schaaren erwartend, wenn nicht heute das Schlachtenloos ihr Kommen überflüssig mache. Die Ritter aus Nassau und der Wetterau gehorchten dem Grafen von Katzenelnbogen, Adolph's Ohm, als ihrem Hauptmann. Der Graf von Pfirt befehligte die Ritter und Reichsmannen aus dem Elsaß; der Graf von Weinsberg die Schwaben und Franken und der Graf von Sponheim die Nahgauer. Mit ihnen ritten der Landgraf von Hessen und die Schweizergrafen von Feldkirch, Nellenburg und Montfort, Letztere bereit, auch ihren Vettern in Albrecht's Heer

entgegenzutreten. Der kriegerische Abt **Wilhelm von St. Gallen**, Albrecht's Todfeind und seit drei Jahren Adolph's beständiger Gefährte in allen Feldlagern, führte zwanzig Helme, streitlustig, wie er selbst. — Nach diesen kamen die Reisigen der Städte Speyer, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen, und wer sonst noch von andern freien Männern und Reichsorten dem Könige treu blieb. Zuletzt schlossen sich die Fußknechte und Feldbuben an, welche in geringeren Haufen noch Zeit gefunden hatten, durch schnellen Marsch sich einzustellen. Das Heer zählte nicht über vierzehntausend Mann, war aber wohl bewaffnet. Die Reisigen und Schildknechte trugen eiserne Gugelhauben und Waffenkoller von Linnen, mit Hauf oder alten Wollen=Lumpen gesteppt, und darüber ein Panzerhemd aus eisernen Ringeln gewoben, durch welches kein Pfeil schlagen konnte. Die Ritter waren in stählerne Harnische, Beinschienen und Eisenhandschuhe gekleidet, und stählerne Helme, hellglänzend und mit schönen Helmzierden geschmückt, schützten ihr Haupt. Dabei saßen sie auf hohen mächtigen Streithengsten, von denen Viele gleichfalls durch eiserne Decken, welche aus metallenen Ringeln bestanden, gegen Hieb und Stich gesichert waren. Dieses Heer theilte **Adolph**, wie sein Gegner, in drei Schlachtschaaren. In der Vorhut sollten sein Eidam Rudolph und Herzog Otto die Pfälzer, Bayern und Franken zum Kampfe führen. In's Mitteltreffen stellte er seine treuen Nassauer und seine Freunde aus dem Rheingau, der Wetterau, aus Elsaß und Schwaben. Er selbst wollte diesen Vorkämpe und Hauptmann sein. Zur Nachhut ordnete er seine andern Helfer, so ihm aus den Städten und Burgen zugezogen waren, und untergab sie seinem Marschalk von Isenburg. Das Banner seines Hauses, worauf der Nassauer Löwe mit aufgehobenen Branken, überreichte er dem tapfern und kühnen Bastard von Rechberg; das Reichsbanner aber, von rother Farbe mit dem weißen Kreuze darin, ganz wie es drüben im Lager des Gegenkönigs wehte, vertraute er der Hand des Grafen von Hanau. Hierauf bestieg auch er sein Roß, aber, wie er es dem Reichsoberhaupt an einem so großen Tage geziemend glaubte, in königlicher Rüstung. Ein glänzender Helm, mit der Königskrone geziert, deckte sein Haupt und ein goldner Harnisch die Brust. Einen Wappenrock von reichem Tuch in gelber Farbe, darinnen man viele schwarze Adler gewirkt sah, hatte er über Panzer und Beinschienen geworfen, und eine Roßdecke, dem Wappenrocke gleich an Zeug und Farbe und ebenfalls mit eingewirkten Adlern dicht besäet, war über seinen, ganz in Eisen starrenden Schlachthengst gebreitet. Zu stolz, sich unter der Rüstung eines Vasallen zu verhüllen, und zu hochherzig, um einen Andern unter seinem Wappenschild einem gewissen

Tod entgegenzujagen, wollte er im Königsschmucke mit dem treubrüchigen Lehnsmanne rechten und als König gekleidet siegen oder fallen; auch sollte daran sein Heer den königlichen Führer im Getümmel der Schlacht erkennen. In solcher Rüstung hielt er vor seinen Schaaren und redete sie also an: „„Es kränkt mich, euch an die Ursache zu erinnern, die euch heute mit mir zu Felde führt, und ich weiß nicht, als Welcher ich zu Euch reden soll. Soll ich als gemeiner Rittersmann zu euch sprechen, so fällt mir ein, daß ihr mich schon vor sieben Jahren zu eurem König gekoren; und soll ich als Römischer König reden, so ist ja da drüben Einer, der sich euern und meinen König nennt. Ich weiß darum auch nicht, wie ich euch nennen soll, so lange es ungewiß ist, ob ihr den Kaiser, oder den Feind des Reichs in eurer Mitte habt. — So viel aber weiß ich, daß ihr und ich gleiches Loos theilen, weil Der, so sich einen König nennt, eben so euch hasset, wie mich, eben so euern, wie meinen Untergang sucht, und daß wir also miteinander siegen oder sterben müssen. Seither hat dieser neue König seinen Kriegsruhm stets in der Flucht gesucht; wir Alle haben umsonst gewünscht, er möge sich, uns gegenüber, im freien Felde finden lassen; heute endlich wagt er's einmal zu stehen, und der Feige wird muthig aus Scham, wie ihn sein Hochmuth zu Felde getrieben. Sechs Jahre schon schmiedet der meuterische Oesterreicher an dem Schwerte, mit dem er mein und euer Haupt treffen will. Sein Dünkel kocht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone sei ein Erbgeschenk seines Vaters, wie der Herzog-Hut von Oesterreich. Aber ich will nicht leben, oder er soll mir in Kurzem wieder ein Graf zu Habsburg werden, und weniger noch! — Und wer sind Die, so ihn wider mich geschickt haben? Die Nämlichen, die mich gekoren, und die nur einen Schattenkönig, statt eines Römischen Königs wollen, damit sie in seinem Namen das Regiment führen. Es verdroß sie, daß ich König war, und nicht sie; daß ich eurem Rathe gefolgt bin, und nicht ihrem; und drum sind Einige von ihnen mit ihm ausgezogen, mir die Krone abzunehmen und euch für eure Treue gegen mich zu strafen. Wohlan, sie mögen kommen, die Meuterer; wir wollen das Verderben, das sie uns ansinnen, auf ihren Kopf zurückwälzen, und sie sollen, statt uns zu bestrafen, ihre eigene Züchtigung finden! Drüben im Lager sind sie — meine und eure Widersacher! Es sind ihrer Viele — desto größer wird die Ehre sein und desto reicher die Beute! Wohlauf, laßt die Banner wehen, für Ehre und Recht! Seither habt ihr die Memmen gejagt, — heute sollt ihr sie erschlagen. — Dran und drauf!““ —

3. Der Vortrab des Heeres bewegte sich langsam über Marnheim längs der Primm, und breitete links und rechts seine Flügel

über den Elbisheimer und Froschauer Hof gegen das Thal von Dreisen. Plötzlich sprengten Boten von den Vorwachten daher und brachten die Meldung, daß der Feind in vollem Rückzuge begriffen sei. Durch Ueberläufer, setzten sie hinzu, habe man soeben erfahren, daß der Erzbischof von Mainz und Albrecht in harten Zwist gerathen, und Jeder nun sein Heil, auf eigne Faust, in eiliger Flucht suche. Adolph befahl daher sogleich, schneller voranzuziehen, und fand, als er des feindlichen Lagers, welches ihm der Hornberg bis jetzt verdeckt hatte, ansichtig wurde, die Meldung bestätigt. Drüben zwischen dem Kloster Dreisen und dem Kriegsberge standen die feindlichen Zelte in hellen Flammen; der Mainzer war aus Dreisen verschwunden, und eben sah man die Nachhut des Feindes, zwischen dem Hasenbach und Göllheim, sich südwärts an den Abhängen des Hasenberges hinanziehen, um die Straße von Kaiserslautern zu gewinnen. Dieser, wie es schien, übereilte Rückzug war jedoch nur eine Kriegslist, zwischen Albrecht und dem Mainzer verabredet, um den anrückenden König zur hitzigen Verfolgung zu reizen und ihn dadurch von dem Kern seiner zurückgebliebenen Hauptmacht zu verlocken. Würde sein ungestümer Muth ihn in die Falle führen, so hoffte man ihn zu erdrücken, bevor ihm die Seinen Hilfe zu bringen im Stande wären. Auch gewann man durch diesen verstellten Rückzug gegen den Roßsteig den zweifachen Vortheil, daß den Verfolgenden die stechende Julisonne in's Gesicht fiel, während man sie selbst im Rücken hatte, und daß die Schaaren des Nassauers den Angriff nur schwerfällig bergauf machen konnten, während der Abhang des Gebirgs die Vertheidigung erleichtern und einen geschlossenen Reiterstoß thalabwärts unwiderstehlich machen mußte. —

Als Adolph das, vom Rauche der brennenden Zelte erfüllte Thal erblickt hatte, rief er seine Räthe herbei und fragte, was nun zu thun? Sie erwiederten: „„Der Mainzer habe den Oesterreicher verlassen, und dieser suche nun, wie bei Kenzingen, seine Haut in Sicherheit zu bringen; das müsse man ihm aber auf das Schleunigste wehren."" Dieser Rath gefiel; denn er war aus der Seele des Königs gesprochen, dessen Brust von Rache und Unmuth glühte, den verhaßten Gegner wieder entrinnen zu sehen. Er befahl daher, dem Feinde nachzujagen und auf die Flüchtlinge einzuhauen. Der Pfälzer und Bayer wendeten sich sogleich und sprengten mit der Vorhut links ab über den Wiesengrund auf die Verfolgung der Feinde. Adolph blieb mit dem zweiten Treffen zurück, sie, wenn's Noth werde, zu unterstützen. —

Als die Vorhut an den Fuß des Hasenbühls kam, wendeten die Oesterreicher plötzlich ihre Rosse und reihten sich in Schlacht-

ordnung. Diese unerwartete Bewegung verrieth dem Könige des Oesterreichers Plan, und da in kurzer Zeit der ganze Berg sich mit zurückkehrenden Reiterschaaren anfüllte, ward es ihm klar, daß sein Gegner nicht auf Flucht sinne, sondern zu ernstlichem Kampfe bereit sei. — Bei dieser Entdeckung befiel eine bange Besorgniß geheimen Verrathes seine Seele, und nachdem er sein Heer, das ihm gegen die Menge der Feinde zu klein vorkam, ängstlich überblickt hatte, sprach er beklommen zu seiner Umgebung: „„Ihr habt wahr geredet, daß unsere Macht zu schwach sei. — Weh' uns! Der Tag nimmt kein gutes Ende. Unsre Freunde, oder besser unsre Feinde, haben uns den Widersachern in die Faust geliefert; denn fliehen wir jetzt, so sind wir Alle verloren, und streiten wir, so weiß nur Gott des Streites Ausgang."" — Die Räthe erwiederten: „„Jetzt sei es zu spät, zurückzugehen."" — Adolph schaute in düsterer Unschlüssigkeit zu den Bergen empor, die sich immer mehr mit feindlichen Schaaren bedeckten. Da fiel sein Blick auf seinen Sohn Rupert, der an seiner Seite hielt, und zu der peinlichen Unentschlossenheit gesellte sich nun noch väterliche Besorgniß. „„Kehre zurück, mein Sohn,"" sprach er zu diesem; „„du sollst dein junges Leben nicht wagen; denn unser Kampf ist heute ein Strauß auf Leben und Tod!"" — „Nimmermehr, mein Vater," rief Rupert; „ich weiche nicht von Eurer Seite und folge Euch zum Leben oder Tod!" — Des Sohnes muthige Rede gab auch dem Vater die erschütterte Zuversicht zurück. „„In Gottes Namen denn, sie sollen uns eher todt, als lebendig haben!"" sprach er, und wendete mit wieder erwachtem Muthe seine ganze Aufmerksamkeit auf die vom Feinde besetzten Berghöhen. —

Dort ritt eben der Bischof von Straßburg durch die Schaaren und ermunterte sie mit geistlichen Worten zur tapfern Gegenwehr. Er rief ihnen zu, daß Jeder, seiner Ehre eingedenk, willig und freudig das Leben daransetze, König Albrecht's Recht zu vertheidigen, und verhieß Denen, welche im ehrenvollen Streite den Tod fänden, den festen Trost, daß sie erlöst seien von allem Höllenfeuer. Dann stimmte er mit lauter Stimme den Schlachtgesang an: „Sant Marey, Mutter und Maid!" — Während dessen waren auch die Bayern und Pfälzer am Fuße des Bergs in Schlachtordnung aufgeritten, und empfingen ebenfalls geistlichen Zuruf. Der Erzbischof von Trier predigte: Wer dem Oesterreicher helfe, frevle an Gott und dem Reiche, denn nur Adolph sei rechter Römischer König; drum möge Jeder mit frommem Muth und mannhaft dareinschlagen. Zuletzt intonirte auch er mit starker Stimme den Schlachtgesang: „Sant Marey, Mutter und Maid!" und das ganze Heer respondirte kampffreudig: „All' unsere Noth sei dir geklait!" —

Droben auf der Bergkoppe und unten im Thale harrte man des Kampfsignals. Die Ritter verstürzten die Helmfenster. — Es war zwischen acht und neun Uhr. —

4. Da schmetterten in beiden Heeren die Trompeten das Zeichen zur Schlacht, und ein mächtiges Kriegsgeschrei hallte hier und dort an den Bergen wieder. — Die Pfälzer unter Rudolph legten die Lanzen ein und sprengten in geschlossenen Schwadern den Hasenbühl hinan. Zu gleicher Zeit aber fielen auch die Kärnthner und Steyrer in gedrängten Haufen von der Höhe herab. — In der Hälfte des Abhanges prallten die Schaaren aufeinander. Von dem gewaltigen Stoße wurde die Vorderreihe der Pfälzer durchbrochen und Roß und Reiter unwiderstehlich niedergerannt. Herzog Heinrich von Kärnthen saß, den Streit lenkend, hoch zu Roß, und warf Alle, die sich ihm entgegenstellten, mit gewaltiger Lanze aus dem Sattel. Vom ersten glücklichen Gelingen noch muthiger gemacht, sprengte er, die Seinen durch Zuruf und Beispiel befeuernd, mit verhängten Zügeln auf die zweite Linie, und hatte auch hier, von Glück und Boden begünstigt, gleichen Erfolg. Viele Pfälzer stürzten; Manche, um nie wieder aufzustehen. Ueber sie weg setzte der Sieger in ungestümer Streitbegierde; allein seine Hitze hatte ihn bald zu weit geführt. — Das Glück wendete sich, als er auf ebnerem Boden, im Thalgrund angekommen, von Otto von Landshut mit gleicher Kraft empfangen wurde, indem die Bayern, fester zusammengeschlossen, mit ihren schweren Panzerhengsten in die Kärnthner brachen und Roß und Mann zu Boden rannten. In Kurzem waren der Steyrer und Kärnthner so Viele bügellos, daß ihr Herzog, zu schwach, das Feld zu halten, auf seine Sicherheit dachte und, nur schwer sich aus dem Getümmel heraushauend, mit Hinterlassung vieler Kampfunfähigen, zur Höhe des Hasenberges zurückwich. Die Bayerfürsten sammelten die zersprengten Schaaren und drängten rachedürstig nach. Allein der Oesterreicher hatte schon auf dem Bergrücken einen neuen Schlachthaufen aufgestellt, der jetzt mit ungeschwächter Kraft herniederstürmte. Die Pfälzer empfingen aber dießmal den ersten Stoß mit besserem Glück, als vorher, und behaupteten das gewonnene Feld. Da das Rennen keinen Ausschlag gegeben hatte, warf man die Lanzen weg und zog die Klingen blank. Es entbrannte jetzt ein harter Kampf, Mann gegen Mann. Die Schwerter erklangen auf Helm und Harnisch; Hieb wurde mit Hieb gewechselt, und Wunde bezahlt für Wunde. Mit äußerster Erbitterung stritt man hin und wieder; aber der Sieg blieb lange ungewiß, und die Schale der Entscheidung schwankte auf beiden Seiten. —

Adolph, der im zweiten Treffen hielt, sah anfänglich dem

Streit und seinen Wechselfällen mit dem prüfenden Blicke des Feldherrn zu. Als aber das Getümmel immer wilder ward und das Geschrei der Kämpfenden immer lauter und das Schwertergeklirr mit stets steigender Heftigkeit zu ihm herüberschallte, schlug sein Herz höher vor Kampfeslust, und seine Brust hob sich in freudigem Muthe. „„Hei, wie die Bayerfürsten sich so rüstig gebehrden gegen ihren Oheim, den Kärnthner!““ sagte er zu den ihn umgebenden Herren; „„wie lustsam ist das zu hören und zu schauen! Hört ihr nicht ihre Schwerter so wacker herüberklingen? Wie wär's, wenn auch wir dareinsprengten?““ „Herr!“ erwiederten die Dienstmannen warnend, „ es frommt nicht, daß der Feldhauptmann, statt die Schlacht zu lenken, in der Vorhut Reiterdienst thue. Ihr sollt hier bei Eurer Schaar bleiben!“ — „„Nein, ich muß hin!““ rief der König ungeduldig; und seiner Kampflust nicht länger mehr mächtig, drückte er seinem Hengste die Sporen ungestüm in die Seite und flog schlachtbegierig über den Wiesengrund dem Wahlplatze zu. — Muth und Rache trugen den kühnen Reiter in so mächtigem Fluge, daß er bald den Seinen weit voraus war und diese ihm nur mit Mühe folgen konnten. — Allein unversehens strauchelte sein Roß, ob von allzu hastigem Spornen, oder von unsicherem Wiesenboden, stürzte über und über und schleuderte den König so heftig aus dem Sattel weithin zur Erde, daß er vom Falle betäubt und besinnungslos liegen blieb. Seine Leute eilten erschrocken hinzu, hoben ihn auf und trugen den Bewußtlosen hinter die Schaar, wo sie ihn in sitzender Stellung an den Stamm eines Baums anlehnten und ihm den Helm losbanden, damit der erfrischende Morgenwind ihm die Besinnung zurückbringe. — Nach einiger Zeit erwachte Adolph wieder aus der schweren Betäubung. Er blutete aus einer Kopfwunde und fühlte sich von dem harten Falle wie in allen Gliedern gebrochen; allein alles Dieses ergriff ihn nicht so heftig, als die ihm schreckliche Nachricht, daß, während er betäubt daniederlag, die Schlacht sich zum Vortheile seines Todfeindes gewendet habe. Albrecht hatte neue Schlachthaufen von den Berghöhen in's Thal herabgeschickt, welche die ermattenden Bayern und Pfälzer immer heftiger bedrängten. Dazu bedienten sich die Feinde, auf ihres Herrn Befehl, eines Mittels, welches, als bisher ungebräuchlich, auch als unritterlich galt und dessen sich darum die Bayern nicht versehen hatten. Die Oesterreicher hatten ihre Schwerter, gegen Kriegsgebrauch und Kriegsrecht, zum Stechen zugeschliffen, und stachen damit, statt auf Ritter und Reisige einzuhauen, nur ihre schweren Rosse nieder, — wodurch viele Herren und Knechte zu Boden stürzten und, ihrer Pferde beraubt, fast wehrlos gefangen, getödtet oder im Kampfgetümmel überritten

wurden. Die Bayerfürsten hatten daher einen harten Strauß, und ihre Noth ward mit jedem Augenblicke größer. Der König erschrack, als er den Stand der Schlacht erfuhr; allein die Gefahr brachte auch seinen ganzen Muth wieder zurück. Hastig rief er nach einem andern Rosse, schwang sich darauf und sprengte mit dem ganzen Treffen vorwärts. Seine Ungeduld, auf den Feind zu treffen, war so stark, daß er nicht daran dachte, den Helm wieder aufzusetzen, sondern ihn mit der Buckelkette an den Sattelknopf hing. Auch mochten die Wunde und die steigende Hitze der Julisonne, welche glühend in den Thalkessel herabbrannte, den Helm nicht mehr leiden. Baarhäuptig, mit blankem Schwert in der Faust und die Brust voll Racheglut und Schlachtbegierde, flog er mit verhängten Zügeln zur Wahlstadt. —

5. Es war hohe Zeit. Die Bayerfürsten hatten schon ihre Rosse verloren und setzten den Kampf zu Fuße nur mit größter Anstrengung fort, als Adolph unwiderstehlich in den Feind brach. Nach allen Seiten hin fielen seine verdoppelten Streiche und verbreiteten Verwirrung in den feindlichen Reihen. Bestürzt wichen sie zurück, erholten sich jedoch schnell wieder, und standen zur entschlossensten Gegenwehr. Vor Allen stellte sich jetzt dem König ein Ritter entgegen, der des Oesterreichers Rüstung und Feldzeichen trug. Adolph mochte darum einen Augenblick glauben, der verkappte Streiter sei Albrecht selbst, und, von dem verhaßten Anblick entflammt, sprengte er auf ihn zu und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Hieb aus dem Sattel. Sogleich wendete er sich weiter und fand einen Zweiten in gleicher Rüstung und mit gleichem Feldzeichen. Der schnelle Fall des Ersten hielt den neuen Kämpfer nicht ab; der hohe Preis, welchen Albrecht darauf ausgeboten hatte, wer den abgesetzten König todt oder lebendig einbringe, und die Ehre, eines Königs Sieger zu werden, waren lockend genug, das Leben daran zu wagen, und er drang darum mit kühnen Hieben auf Adolph ein. Doch der erwiederte sie mit gleicher Kraft, so daß der Kampf eine Zeitlang unentschieden schwankte, bis des Königs gewaltiges Schwert auch diesem eine tiefe Wunde schlug und ihn vom Pferde zu Boden warf, wo er von den Hufen der Rosse zertreten wurde. — Der zweifache Sieg erfüllte seine Getreuen mit wachsendem Muth, und mit neuem Vertrauen schwangen sie die Schwerter, des Sieges fast schon gewiß. Allein die Freude war von kurzer Dauer. Adolph's Stern ging unter; das treulose Waffenglück schien ihm den Sieg nur deßhalb zeigen zu wollen, um ihn in desto tieferem Falle zu verderben.

In den Reihen der Oesterreicher erhob sich eben ein furchtbar freudiges Kriegsgeschrei; denn neue Schaaren rollten sich den Kriegs-

berg herab ihnen zu Hilfe, und zu gleicher Zeit tönte der feindliche Schlachtruf zur Rechten und Linken, fast im Rücken. Von dem Kriegsberge senkten sich breite Schlachthaufen in die Ebene nieder, und aus dem Ritterthale brach unversehens eine starke Heersäule aus wohlberechnetem Hinterhalt in die linke Flanke. — Bei diesem Anblick entfiel den letzten Reihen des königlichen Heeres das Herz; sie wendeten erschrocken um und stürzten, ihren Herrn verlassend, an den Mauern des nur um fünfhundert Schritte entfernten Städtchens Göllheim vorüber, in wilde Flucht, und ließen dadurch dem Feinde freien Weg, den König vollständig zu umzingeln, was auch in wenigen Augenblicken vollführt war. — Die erhöhte Gefahr erschütterte aber Adolph's Entschlossenheit nicht, sondern stählte seinen Muth zum todverachtenden Trotze. Geradaus spornte er sein Roß in die dichtesten Haufen, und wie die Bärin, so man ihr die Jungen raubt, aus Waldesklüften daherwüthet, oder der brüllende Leu sich auf den herausfordernden Tiger wirft: so stürzte er todesmuthig in den Feind. Doch der zog seine Kreise immer enger um den König und seine ihm zur Seite gebliebenen Getreuen und bedrängte die ermatteten Kämpfer immer heftiger. — Der bis jetzt regelmäßige Kampf wurde nun zum furchtbar-regellosen Gewühl, und die Wahlstadt wandelte sich zum wilden Tummelplatz, über dem die aufgewühlten dichten Staubwolken, mit dem Geschrei und dem Schwertgeklirre der Kämpfenden und dem Aechzen der Sterbenden, die Stätte andeuteten, auf welcher zwei Könige um eine Krone schlugen. Beide Heere hatten sich zu einem wilden Knäuel ineinander eingeklemmt, so daß man Brust an Brust focht und Schwert und Kolbe und Dolch, ihres sichern Zieles nur selten verfehlend, manches Haupt spalteten und manche Brust zerbrachen. — Adolph war von mehreren Feinden umringt und wehrte sich wie ein Verzweifelter gegen die Uebermacht. Seine mächtigen Hiebe schlugen jeden Streich, der sein unbedecktes Haupt bedrohte, siegreich ab. Plötzlich erkannte er in dem Gewühle, nicht weit entfernt neben der Hochstraße, seinen Gegner Albrecht. Des Todfeindes Nähe und Anblick machten das Blut in seinen Adern kochen. Er, seines Zornes nicht mehr Meister, seinem Rosse die Sporen in die Seite stoßend und gewaltsam durch den Feind sich Bahn brechend, flog in mächtigen Sätzen zu ihm hin. „„Heute,““ rief er ihm donnernd entgegen, „„heute wirst Du mir nicht wieder entlaufen; allhie sollst Du mir Reich und Leben lassen!““ — „Das steht in Gottes Hand!“ erwiederte Albrecht, und, durch eine geschickte Wendung den gewaltigen Hieb des Königs vermeidend, traf er diesen, bevor er zu einem neuen Schlag ausholen konnte, so heftig in's unbeschützte Gesicht, daß ihm ein Auge herausbrach und ein Blutstrom nachschoß. In demselben

Augenblicke führte auch der Wild- und Rauhgraf dem Könige von der andern Seite her einen zerschmetternden Hieb auf's unbedeckte Haupt, wovon er zum Tode verwundet und ohnmächtig im Sattel wankte. Das Schwert entsank kraftlos seiner vom langen Kampf und vom Todesnahen gelähmten Rechten; und als seine Linke, sich festhaltend, krampfhaft in den Zügel griff und darüber sein Roß sich bäumend emporstieg, zerhieb diesem ein Unbekannter die Vorderfüße, daß es verstümmelt zusammenbrach und seinen sterbenden Reiter in den Sand warf. — Geschwind sprang ein reisiger Knecht aus dem Sattel zur Erde, lüftete dem schon halb bewußtlos am Boden Liegenden den Ringkragen und durchschnitt ihm, nach Scharfrichterart, den Hals, wovon er in wenigen Augenblicken verschied. — —

In den benachbarten Klöstern Rosenthal und Dreisen und vom Thurme des nahen Städtchens Göllheim verkündeten die Glocken die Mittagsstunde. — —

6. Mit Adolph's Fall war indessen der Kampf noch nicht zu Ende. — Als Albrecht seinen Gegner so unverhofft todt zu seinen Füßen sah, schlug sein Herz vor Freude, und schnell das verhängnißvolle Ereigniß mit seinen wichtigen Folgen überblickend, befahl er, fortan nur noch die Rosse niederzustechen, um den Feinden die Flucht unmöglich zu machen, und so ihrer lebendig habhaft zu werden. Seine Geldgierde wußte den Lösepreis so vieler Grafen und Ritter schnell zu berechnen, und sein Stolz fand sich durch die Hoffnung geschmeichelt, die trotzigen Bayerfürsten noch heute, als gedemüthigte Gefangene, in seiner Gewalt zu haben. —

Allein Adolph's Getreue, die ihm zur Seite geblieben waren, erfüllte der Schmerz des großen Verlustes mit Wuth; und hatten sie bisher um ihres Königs Ehre geschlagen, so kämpften sie jetzt um seine Rache und die eigne Freiheit. Die Aufforderung, sich auf Gnade zu ergeben, wiesen sie zurück, und über des Königs Leiche und ringsherum tummelte sich der wilde Kampf wie ein kreisender Wirbelwind, nahm aber nach und nach für Adolph's Streiter eine immer unglücklichere Wendung. — Bald sank das Königsbanner, und das Blut des schwergetroffenen Bannerherrn, Grafen von Hanau, färbte sein weißes Kreuz. Der Graf von Isenburg, des Königs Marschalk und Hauptmann der Nachhut, stürzte im Getümmel, und neben ihm die Edlen von Finkenbach und Hohenfels. Der Graf von Katzenelnbogen gerieth verwundet in Gefangenschaft, und Adolph's Sohn Rupert theilte, im Gedränge vom Pferde gerissen, obgleich unverletzt, des Oheims Loos. — Da erschracken die Herren von Helfenstein und Strahlenberg mit noch mehreren Andern. Die Sorge um ihr Leben war

größer als die Scham. Sie stürzten sich in angstvolle Flucht, und nahmen das Brandmal ihrer Feigheit mit sich hinweg bis zum Tode. —

Damit war denn auch der Kampf auf dieser Seite geendigt; und Albrecht drückte nun mit aller Macht auf die andern Schaaren, welche weiterhin gegen die Hasenbrücke noch Stand hielten. —

Dort hatten indessen die Bayerfürsten noch immer mit unerschütterter Tapferkeit die Anfälle der Kärnthner und Ungarn abgehalten, und obgleich Herzog Heinrich wie ein Schlachtriese focht und der Herr von Waldsee Wunder der Tapferkeit that, so wollte es ihnen doch nicht gelingen, die Pfälzer zu überwältigen. Im Gewühle war sogar Albrecht's königliches Banner mit seinem Vetter, Grafen von Ochsenstein, zu Boden gefallen. Mit äußerster Anstrengung hatten beide Theile, bei brennender Sonnengluth und erstickendem Staube, den Kampf fortgesetzt, und auch jetzt, als Albrecht den Seinen zu Hilfe kam, hielten die Bayerfürsten noch Stand. Schon lange sattellos, weil man ihnen die Hengste zusammengestochen, hatten auch sie hinwieder in gleicher Vergeltung viele Feinde bügellos gemacht, sodann mit besonnener Geistesgegenwart einen Wall von den Leichnamen der Erschlagenen, sowie von gefallenen eigenen Rossen und eben so vielen feindlichen um sich herumgezogen, und wehrten sich nun mit Löwenmuth zu Fuße hinter diesem wie hinter einer Wagenburg. Der Kampf dauerte mit steigender Heftigkeit fort, und dort und hier stürzten viele Ritter und Knechte. Auch die Ungarn umschwärmten die Eingeschlossenen, und schleuderten ihre Pfeile in ihre Reihen. Allein die Bayern und Pfälzer standen mit ungebrochenem Muthe hinter und über den todten Rossen, und schlugen jeden Angriff zurück. —

Endlich nach langem Kampfe, als Herzog Otto schon aus drei schweren Wunden blutete, und Rudolph's Bannerer, Gottfried von Brunneck, hart getroffen mit dem Pfälzer Löwen danieder lag, vernahmen auch sie die Kunde von Adolph's Tod. — Da sahen sie wohl ein, daß Alles verloren sei, und dachten auf den Rückzug. — In geschlossenen Gliedern, den verwundeten Herzog in der Mitte, bewegten sie sich an Göllheim vorüber, gewannen die Steige des Hornbergs und wendeten sich über Rüssingen in's Zeller Thal. Alle Anstrengungen der Oesterreicher, ihre Reihen zu durchbrechen und sie gefangenzunehmen, waren vergebens. Glücklich gelangten sie nach Worms. —

Mit dem Rückzuge der Pfälzer und Bayern war aber auch die Niederlage vollendet. Die einzelnen Schaaren der Ritter, Knechte und Städter eilten vom Schlachtfelde, sich Leben und Freiheit durch die Flucht zu sichern, und zerstoben nach allen Gegenden, meistens

gegen Worms und Oppenheim, wurden aber größtentheils ereilt und niedergeworfen. Die Letzten, welche die blutige Wahlstatt verließen, waren der Graf Rudolph von Feldkirch und sein tapferer Waffenknecht Rudolph Willer. —

Es war drei Uhr vorüber. Sechs Stunden lang hatte die erbitterte Schlacht gedauert. —

Albrecht hatte einen so vollständigen Sieg gewonnen, wie er ihn wohl kaum mochte gehofft haben. War ja doch des Gegners eigener Sohn Rupert in seiner Gewalt und mit ihm des gefallenen Königs tapferste Streiter, die Grafen von Katzenelnbogen, Eberhard von Weinsberg, Reinhard von Hanau, der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen und unzählige andere Ritter und Herrn. Die Andern lagen todt auf dem Schlachtfelde. Sechzig Grafen und hundert gekrönte Helme waren mit vielen Edlen und Reisigen in Adolph's Heere gefallen und an die dreitausend erstochene Rosse bedeckten die Wahlstatt. Auch Albrecht's Verlust war kaum geringer. Er hatte den Tod vieler Getreuen zu beklagen und vor Allen schmerzte ihn der Fall seines Bannerträgers und Vetters Ochsenstein, welcher von Staub und Hitze im geschlossenen Helm erstickte und so den Tod nahm, ohne verwundet zu sein. In gleichem Tode wie der Ochsensteiner waren auch auf Adolph's Seite der Marschalk von Isenburg und in beiden Heeren noch viele Andre umgekommen; denn im heftigen Schlachtgetümmel war das Feld vom Hasenbühl bis zum Kriegsberg und hinab nach Dreisen in erstickenden Staubwolken aufgewühlt, und im geschlossenen Thalkessel kochte die Luft von schwülem Sonnenbrande. Dennoch war für Albrecht die Königskrone um leichten Preis gewonnen. Sie war nicht der Preis eines Sieges, sondern der Lohn eines Schwertschlages. Adolph's ungestüme Hitze hatte sie dem Gegner selbst auf's Haupt gesetzt! —

7. Gegen Sonnenuntergang ritt der Herzog Albrecht, der jetzt erst ohne Widerspruch sich einen „Römischen König" nennen konnte, mit dem Erzbischof von Mainz über das Schlachtfeld. Sie wollten mit eignen Augen sich von der Größe des erfochtenen Sieges überzeugen. Auf diesem Umritte kamen sie zu der Stätte, auf welcher Adolph gefallen war, und fanden den Platz mit Leichen und todten Rossen bedeckt. Die begleitenden Knechte suchten den gefallenen König, welcher jedoch lange nicht zu entdecken war. Endlich fand man ihn, nur schwer noch kenntlich, nackt wie ein neugebornes Kind, mit zerfetztem Angesicht, blutübergossen, im Staube gewälzt und von Rosseshufen zertreten; die umherschwärmenden Troßbuben hatten ihm bereits die Rüstung und Kleider abgezogen und den goldenen Harnisch dem Herzog von Kärnthen, als Siegesbeute, überbracht. — Als der

Erzbischof den Sohn seines leiblichen Mutterbruders, den er ehemals so hoch erhoben, nun zertreten und todt im Staube liegen sah, da beschlich auf einen Augenblick die Reue ob eines solchen Ausgangs seiner Ränke, wie er ihn wohl nicht erwartet hatte, seine falsche Brust, und in Thränen ausbrechend rief er: „‚Wahrlich, heute ist das **tapferste Herz** Deutschlands untergegangen!'" — Albrecht hörte diese Aeußerung mit finsterem Gesichte; denn er fürchtete, der Erzbischof möchte auch ihm nicht Wort halten, wie er dem eignen Vetter treubrüchig geworden. Er sagte daher zum Kurerzkanzler: „Ihr dürft mir nicht von der Seite weichen, bevor mein' Sach' nicht zu Ende ist!" —

Die Nacht über lagerte Albrecht, nach alter Kriegssitte, auf der Wahlstatt, zum Zeichen des unbestrittenen Sieges. — Seine Leute verbrachten die Nacht mit Theilung der Beute und fröhlichem Jauchzen zur Ehre ihres siegreichen Herrn, und die Troßbuben liefen umher, den todten Rossen die Haut abzuziehen. —

Da kamen die Getreuen Adolph's, welche waren gefangen worden, vor den neuen König und baten um Verlaub, die Leiche ihres gefallenen Herrn nach Speyer, der Todtenstadt der Römischen Könige, führen zu dürfen, um sie dort im hohen Dom, an der Seite seiner Vorfahren im Reiche, mit Ehren zu bestatten. Allein der übermüthige Sieger schlug dieses in seiner Erbitterung geradezu ab, und gab zur Antwort: „Der Besiegte verdiene kein königliches Grab, weil er nicht als König gestorben, sondern noch in seinen Lebzeiten durch Rechtsspruch sei vom Reiche gestoßen worden." — Man trug daher die Leiche zur benachbarten Nonnenabtei Rosenthal, und begrub sie dort, in Gegenwart Albrecht's, des Mainzers und andrer Herrn, in die Klosterkirche. Den bescheidenen Sarg des gefallenen Herrschers schmückte nicht das geringste Zeichen der hohen Würde, die er im Leben begleitet. Ohne Schmuck und Gepränge ward er in die stille Gruft hinabgesenkt, und nur die Thränen seiner Verwandten, die Klagen seiner Getreuen und das Bedauern seiner Dienstmannen ehrten sein Andenken. —

So fiel König Adolph in der Feldschlacht am Hasenbühl. Ein finstres Geschick riß den lebenskräftigen Helden und biederb-ritterlichen Fürsten seiner trüben Stunde entgegen, und stieß ihn, in der Vollkraft des männlichen Alters, von dem ersten Throne der Welt in die Gruft einer einsam gelegenen Klosterkirche, während es seinen Gegner, an seiner Stelle, zu Macht und Ehren erhob. Im Vergleiche zu Letzterem wäre er wohl eines besseren Looses werth gewesen! — —

---

169. Die Schlacht bei Laupen.

Auf der Laupener Straße in der Schweiz befindet sich eine Stelle, die in der Geschichte hochberühmt ist, in der Nähe des Dorfes Bramberg, wo im Jahr 1339 die Schlacht von Laupen geschlagen wurde.

Bern bestand damals kaum dreihundert Jahre; dennoch weigerte es sich im vollen Gefühle seines Muthes und seiner günstigen Stellung, die Autorität des Kaisers Ludwig des Bayers anzuerkennen, der das Haus Oesterreich in seinem Hader mit den Kantonen unterstützte und überdieß im Kirchenbanne war. Im Jahre 1338 schlossen die österreichisch gesinnten fürstlichen und adeligen Geschlechter der Umgegend einen großen Bund zur Zerstörung der Stadt. Schon belagerten zwanzigtausend Mann den kleinen Marktflecken Laupen, während die Berner nicht mehr als sechstausend aufstellen konnten, mit Einschluß von achtzig Reitern von Solothurn und neunhundert Waldstätter Kriegsleuten; lauter löwenkühne Kampfhelden, welche die Fahnen von Morgarten mit sich führten. Dennoch wurde ohne Rücksicht auf das Mißverhältniß der Streitkräfte der augenblickliche Angriff des Feindes beschlossen.

Rudolph von Erlach, ein Bürger von Bern, zugleich aber Vasall des Grafen von Nidau, erbat sich von diesem, der das österreichische Heer befehligte, mit edler Offenheit die Erlaubniß, sich seinen Mitbürgern anzuschließen. „Geht immerhin," antwortete der junge Graf, „es wird für uns nur Ein Mann weniger sein!" — „„Ich werde mich bestreben,"" entgegnete darauf Erlach, „„zu beweisen, daß ich in der That Ein Mann weniger bin!"" Und nun eilte er nach Bern, wo man den berühmten Krieger mit allgemeiner Freude empfing und ihm sogleich den Oberbefehl übertrug.

Mitten in der Nacht verließ das Heer die Stadt Bern; ein Priester trug ihm die geweihte Hostie voraus, und wer immer eine Waffe tragen konnte, drängte sich in die Reihen. Die Frauen aber und die Greise und Kinder schlossen die Thore, versammelten sich dann in der Kirche und harrten dort im heißen Gebete.

Als sich die Heere gegenüberstanden und das Gebet geendigt war, hielten die Waldstätter und Solothurner die feindliche Reiterei im Schach; Erlach aber an der Spitze der Berner stürzte sich auf die anderen Schlachthaufen. Die Sichelwagen brachen in die österreichischen Massen ein, das Fußvolk, nachdem es dreimal seine Fernwaffen abgeschleudert hatte, focht, Brust an Brust, mit der Streitaxt, der Pike und dem breiten zweischneidigen Schwerte; das Handgemenge war blutig, die Metzelei furchtbar, aber von kurzer Dauer. Die

Schaaren des Herzogs Albrecht und der Edeln flohen in Unordnung, und mit dem sinkenden Tage waren die Berner Verbündeten Meister des mit Todten bedeckten Schlachtfeldes und dankten knieend der Barmherzigkeit Gottes für den verliehenen Sieg. —

Damals sagte das Volk: „Der liebe Gott ist ein Bürger von Bern geworden!“ —

---

170. Die hilfreiche Fürsprache.

Kaiser Carl V. erneuerte den Krieg mit dem Könige der Franzosen; er hielt deßhalb einen Reichstag zu Speyer, auf welchem ihm die Reichs-Stände die Kosten für diesen Krieg auf ein halbes Jahr bewilligten. Nach beendigtem Reichstage drang er mit seinem Heer in Frankreich ein und kam nach Metz.

Es war vor dem Beginn des Krieges streng verboten worden, daß kein Deutscher in die Dienste des Königs von Frankreich treten und gegen sein Vaterland kämpfen dürfe. Sollte ein solcher Deutscher gegen sein Land streitend befunden werden, so sollte er strenge bestraft werden. —

Während nun der Kaiser zu Metz gelagert war, sah man eines Tages einen gefangenen stattlichen Ritter einbringen.

Er erkundigte sich nach dessen Namen und erfuhr, daß es Graf Hubert von Beuchlingen sei, ein Deutscher, welcher dem König von Frankreich in diesem Kriege diente und in Lothringen war gefangen worden.

„Dem wird es nicht gut gehen!“ sagten die Kriegsgefährten zueinander, „denn der Kaiser hat darauf eine harte Strafe gelegt!“

Wirklich erfuhr man auch einige Tage darauf, daß der Ritter zum Tode verurtheilt sei. —

An dem Tag, an welchem die Hinrichtung stattfinden sollte, versammelten sich viele Menschen in der kaiserlichen Wohnung. Sie sahen, wie Kaiser Carl V. vor seiner Wohnung stand und zu seinen Füßen ein weinendes Weib lag, welches die Hände aufhob zu ihm. Es war die Gemahlin des deutschen Ritters, welche um das Leben ihres Mannes bat.

Der Kaiser aber schien ohne Rührung zu bleiben und die Arme stand unerhört auf und sah, wie der Kaiser mit seinem Zuge sich anschickte, der Hinrichtung des Ritters beizuwohnen.

Als die Hausfrau des Ritters von Beuchlingen fand, daß das Herz des Kaisers ihr keine Hilfe verhieß, fiel sie auf ihre Kniee nieder in der dunklen Vorhalle der kaiserlichen Wohnung, und betete

zu Gott: „Du, der du die Liebe und die Gnade bist, erbarme dich meiner Angst und Noth und sende mir einen deiner Engel in meinem herben Schmerz!“ —

Das Volk war dem Kaiser auf die Richtstätte gefolgt, und allein weilte noch die Unglückliche in der Vorhalle. Und während sie betete, hörte sie menschliche Tritte auf der Treppe, und vor ihr stand ein junger Ritter von holder Gestalt, welcher mitleidig ihre Thränen sah.

„O, Du bist mir von Gott gesandt!“ rief laut die Betende; „ich sehe, daß Du Dich meines Schmerzes erbarmst; ach, sei mir ein Engel bei dem Kaiser!“

„„Das will ich sein!““ rief der Ritter; sein Herz war ja noch nicht verhärtet in Krieg und Gefahren; es war der erste Feldzug, welchen er mit dem Kaiser machte; und rasch schwang er sich auf's Pferd und ritt auf den Richtplatz hin.

Zitternd, aber mit der Hast, welche die Furcht und Angst des Unglücks giebt, folgte ihm die Rittersfrau, und bald hatte sie den Richtplatz erreicht.

Sie sah den Kaiser auf hohem Thron, umgeben von seinem ganzen Hofe. —

Der Scharfrichter stand bereit, um das Haupt des Unglücklichen abzuschlagen, und eben verrichtete Beuchlingen kniend sein Gebet, wie es gewöhnlich ist, ehe man die Todesstrafe erleidet. Nun sah sie auch den jungen Ritter in hastiger Unterredung mit dem Kaiser, und auf Einmal schwang dieser sein Tuch und rief, daß es wiederhallte: „„Gnade! Gnade!““ —

Beuchlingen richtete sich erstaunt auf und glaubte kaum seinen Ohren zu trauen; aber als er auf die strenge Miene des Kaisers sah und auch in dieser die Verzeihung las, die er sich nicht mehr träumte, da stürzte er hin und kniete dankend vor ihm.

Seine Frau aber lag freudetrunken vor dem Erzherzog Maximilian, dem Neffen des Kaisers, und indem sie ihm die Hand küßte, sagte sie ihm die Worte:

„Hier schwöre ich Dir, daß keiner meiner Söhne mehr gegen das deutsche Land, wo sie geboren sind, fechten solle! Mögen sie Dir einst in treuem Dienste lohnen, was Du für den Vater gethan!“ —

Gerührt war Maximilian. Noch wußte er damals nicht, daß er einst Deutschlands Kaiser werden würde. — Man findet ihn in der Geschichte unseres Vaterlandes als Kaiser Maximilian II. und viele Züge in seinem spätern Herrscherleben, in dem sich jene Milde und Menschlichkeit ausspricht, die bei dieser Handlung ihn beseelte. —

171. „Schuster bleib' bei deinem Leist!"

(Aus: Schweizerischer Hausbote. Jahrg. 1854.)

Dieses Sprichwort hatte auch die Gastwirthin zum Bock in Weinheim an der Bergstraße vergessen, und — desselben künftig eingedenk zu sein — wurde sie auf eine ganz eigenthümliche Weise belehrt. —

Der Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz hatte im Jahr 1668 einen Streit mit dem Herzoge von Lothringen, und war von diesem bei Genzeningen geschlagen worden.

Die Wirthin zum Bock in Weinheim nun, statt sich darum zu bekümmern, daß ihr Bier nicht sauer, ihre Speisen wohlschmeckend und die Gläser gereinigt seien, oder ein Gast nicht dreimal klingeln müsse, um bedient zu werden — nahm sich des Kurfürsten Feldzug zu Herzen und sah ihre Gaststube mindestens für eine Abgeordneten-Kammer an. Als sie aber Dieß und Jenes scharf tadelte, und sogar den Rath ertheilte, wie man es hätte anstellen sollen, daß es gut gegangen wäre, und schloß: „**Kurpfalz** möge künftig Gänse halten, um lieber mit den Federn Krieg zu führen, als im Felde!" — da waren nicht nur Tische und Bänke ihre aufmerksamen Zuhörer, sondern auch Leute, die das Gehörte wieder weitertrugen. Wenigstens erfuhr der Kurfürst Wort für Wort. —

Ein Paar Tage nachher aber erhielt die Wirthin ein großes Schreiben mit dem kurfürstlichen Wappen drauf, und in demselben stand folgende Anerkennung:

„„Nachdem des Pfalzgrafen kurfürstliche Durchlaucht in gewisse Erfahrung gebracht, daß des Wirths Frau zum Bock in Weinheim ohnlängst sich verlauten lassen: „Kurpfalz hinfort eine Anzahl Gänse zu halten, damit man lieber mit Federn als im Felde Krieg führe;" — also haben Ihre kurfürstliche Durchlaucht das Anerbieten in Gnaden angenommen und ist Dero gnädigster Befehl: daß gedachte Wirthsfrau zum Bock die kurfürstliche Kanzlei jährlich solle mit Schreibfedern genugsam versehen und solche auf Martini, und zwar nächsten Martini zum Erstenmale, richtig liefern. — Daß Solches also geschehe, solle der Kanzlei-Director von Wollzogen darob halten. — Heidelberg, 20. August 1669."" —

---

172. „Den Mörder nenn' ich nicht!"

Von der Burg Glanegg im Glanthale Kärnthens ist ein überaus schönes und erhebendes Christenwort zu erzählen:

Reinprecht von Glanegg befehdete im Auftrage seines

Herzogs einen aufrührerischen Grafen. — Bei der Belagerung einer Felsenveste stürzt er eines Tages plötzlich von rückwärts durchbohrt zu Boden. — Seine Leute eilen herbei, fragen, wild tobend und Rache schwörend, wer das gethan? Er antwortet: „Kein Feind; aber Gott bewahre mich, meinen Mörder zu nennen! Wegen Gott verzeih' ich ihm von Herzen — möge auch der Herr ihm gnädig sein!“ —

173. Der Strick des gefangenen Mönchs.

Der portugiesische Feldprediger de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königs von Camboya in Ostindien gefangen worden.

Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechslung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum portugiesischen Heere reisen lassen.

Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab und überreichte ihn dem König als das sicherste Unterpfand der Treue.

Nun ließ man ihn reisen.

Ungeachtet seine Unterhandlung in der Heimath fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch ohne Säumen zu seinen Fesseln zurück. —

Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Worts rührte den König der Art und flößte ihm eine solche gute Meinung von einem Volk ein, welches so wahrheitsliebende Menschen unter sich hatte: daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte. —

174. Das Gesicht des Nabuchodonosor.

(Von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Noch nicht unter die verschollenen Bilder gehört jenes berühmte Traumgesicht, das dem Mächtigsten aller Herrscher der Vorzeit sich zeigte, als er, über zukünftige Dinge sinnend, auf seinem Lager entschlief. Es war eine Statue von furchtbarem Anblick, die vor ihm stand; ihr Haupt von reinstem Golde, die Brust von Silber, der Leib und die Lenden von Erz, die Füße und Fußzehen von Eisen, doch mit Töpferton gemengt. Da wurde ohne Hände (ohne menschliches Zuthun) ein Stein vom Berg abgelöst, der auf die Füße von Eisen und Töpferthon fiel und sie zerschmetterte; dadurch ward die ganze Statue zertrümmert und in Staub verwandelt, den der Wind hinwegnahm; der Stein aber, der die Statue zerschellt, ward zu einem großen Berg und erfüllte die ganze Erde. —

Auch in diesem Bild erscheint, zwar nur in flüchtigen Umrissen, der Gang der großen Geschichte, und zwar der Weltreiche sowohl, als des Reiches Gottes.

Der Statue goldenes Haupt bezeichnete, nach der Deutung des Propheten Daniel selbst, das babylonische Reich, das erste von welthistorischer Bedeutung und das gewaltigste von allen; — die Brust von Silber das Reich der Perser, das mit Cyrus begann; — die ehernen Lenden die griechische Weltherrschaft, in welche die Feldherrn Alexander's sich theilten; — die Füße von Eisen und Thon das Weltreich der Römer, das mit eiserner Gewalt die übrigen Reiche sich unterwarf, aber durch innere Zwietracht fremdartiger Elemente, die nie sich einigen konnten, in sich selber haltlos war. — Als dieses letzte der welthistorischen heidnischen Reiche, mit welchem die Geschichte der alten Welt zum Schlusse kam, unter den ersten Cäsaren seine ganze Macht und Größe gewonnen hatte, da war auch schon **Derjenige** gekommen, den die Symbolik der Schrift den „Stein" nannte, so — ohne menschliches Zuthun — aus dem Berg abgerissen worden, der Sohn der Jungfrau nämlich, aus dem alten Königsstamme Sion's, der ohne irdischen Vater, als neue Gottesschöpfung in die Menschheit eintrat.

„In den (letzten) Tagen jener Reiche," so ward von Daniel das Geheimniß erklärt, „wird Gott ein Reich der Himmel erwecken, das alle jene früheren Reiche aufheben und das ewiglich bestehen wird!" — ein Reich nämlich, das die starre Trennung und Sonderung der Nationen besiegen und die verschiedenartigsten Völker mit den Banden Eines Glaubens, Einer Hoffnung, Einer Liebe zum Vater aller Menschen umschlingen soll. Das fortschreitende Erlösungswerk — vollbracht durch den Gottmenschen Jesus Christus am **Kreuz** auf Golgatha — zerbrach die Abgötterei sammt jener der Halbgötter auf dem Throne der Cäsaren; binnen wenigen Jahrhunderten stürzte die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit in Trümmer, und bald schon hatte der „Stein" sich in einen „Berg" verwandelt, der die Welt erfüllte; die heilige Kirche des Gekreuzigten, die das menschliche Leben Christi darstellt, hatte in kurzer Frist über den größten Theil der damals bekannten Erde sich ausgebreitet; und wenn sie bisher noch lange nicht alle Völker der Erde umfaßt, so ist eben jene Danielische Weissagung eine welthistorische, die mit ihrer ganzen Erfüllung bis in das Ende der Zeiten hinausreicht! —

---

175. Ein Gleichniß vom Himmelreiche.

Zu Winterthur in der Schweiz war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Franziskaner Berthold von Regensburg geboren. Er gehörte zu den berühmtesten Reise-Predigern

seiner Zeit. Seiner Predigt wohnten nicht selten zwanzigtausend Menschen bei, und um seine Vorträge öfter zu hören, begleiteten ihn Schaaren von Hunderten und Tausenden von Ort zu Ort.

Aus einer dieser Predigten stehe hier das Gleichniß vom Himmelreich. — Er sagt unter Anderm:

„Das Himmelreich gleicht einem Acker, worinnen ein Schatz verborgen liegt. Wenn den ein Mensch findet, verkauft er Alles, was er hat, und kauft den Acker, daß ihm der Schatz werde. —

Welches ist der Acker, dem das Himmelreich gleicht? Es ist die heilige Christenheit. Das ist, weil Niemand zum Himmelreich kommt, es sei denn aus der heiligen Christenheit. Es führt kein Weg zum Himmelreich aus der Heidenschaft, noch aus dem jüdischen Gesetz, noch geht aus der Ketzerei ein Weg zum Himmelreich. Darum heißt auch die Christenheit nach den Worten der heiligen Schrift ein „Acker." —

Welches ist der Schatz, der darinnen verborgen liegt? Das ist eines jeglichen reinen Christenmenschen Seele. Die ist Gott ein gar lieber Schatz, und ist ihm halt so lieb, daß er all' sein Gut verkauft, auf daß ihm der Schatz werde, denn er ward seiner wohl gewahr, wie er verborgen dalag. Die Seele ist ein verborgener Schatz, Niemand sieht sie, Niemand hört sie, Niemand berührt sie. Sie ist ein verborgener Schatz und darum verkaufte der allmächtige Gott all' sein Gut und kaufte den Acker, die heilige Christenheit, damit ihm der Schatz werde. — Ihr Herren, ihr kauft um Pfennige und Silberlinge eure Aecker! Unser Herr Jesus Christus verkaufte seinen eigenen Leib und kaufte den Acker, auf daß ihm der Schatz werde: des reinen Christenmenschen Seele! O wehe, liebe Christenleute! so habet doch nun lieb den allmächtigen Gott, da er euch so ohne alles Maß lieb gehabt! —

Und da er den Acker mit seinem eigenen Leib gekauft, genügte es ihm dennoch nicht, er wollte ihn auch selbst bauen; so gar herzlich lieb war ihm der Acker, des Schatzes wegen, der darinnen verborgen gelegen war. Also wollte er den Acker Niemand anvertrauen, ihn zu bauen, als sich selbst, weder Patriarchen, noch Propheten, noch einem der zwölf Boten, weder Engeln, noch Menschen; Niemand im Himmel, noch auf Erden, noch irgend Jemand; also gar lieb war ihm der Acker, des Schatzes wegen, der darinnen verborgen liegt: des reinen Christenmenschen Seele. — O weh, ihr seligen Christenleute! wie herzlich solltet ihr lieb haben aller Engel Herrn, der ganzen Welt Herrn, den Kaiser und König aller Könige, der den Pflug um euretwillen selbst geführt hat! — Ihr Herrschaften, ihr lohnet dem Knecht, welcher den Acker bauet, dem gebet ihr Etwas

von eurem Gut; Ihm aber war der Acker der heiligen Christenheit also lieb, daß er ihn von Niemand wollte bauen lassen, und Er aller Engel Herr hat den Pflug selbst geführt! Ein Pflug muß sein von Eisen und von Holz. Also war das heilige Kreuz von Holz, und von Eisen die Nägel, die ihm da gingen durch die Hände und die Füße, und also hat er den Pflug geführt, bis er den Tod daran nahm. Nun sehet ihr, liebe Christenheit, wie lieb euch Gott gehabt! —

Und ihm genügte nicht, daß er den Acker mit seinem eigenen Leib gekauft und ihn da selbst gebaut und den Pflug selbst geführt hat. Er hat ihn auch selbst gedüngt mit seinem eigenen Blute. — Wo ward je ein Acker so übertheuer gekauft, so theuer bezahlt und so zärtlich, so mühselig gebaut, so lieblich gedüngt und minniglich gedüngt? Denn er hat ihn gedüngt mit seinem edlen minniglichen Herzblut, denn damit ward die Erde begossen. So gar lieb war ihm der Acker, die heilige Christenheit und der Schatz: des reinen Christenmenschen Seele. Nun sehet, wie herzlich lieb euch Gott gehabt und wie herzlich er euch geminnet hat. Und deßwegen, wie er selber spricht und wie er gebietet, sollen wir ihn lieben von ganzem unserem Herzen, mit all' unserer Kraft und von ganzer Seele, und unsern Nächsten wie uns selbst. Weil er uns so herzlich lieb gehabt, so will er auch, daß wir ihn lieb haben. Und ist die Liebe, die er von uns begehrt, nur unserer Seele und unseres Leibes Seligkeit. Ist Jemand da, der sich selbst ehren und sich Gutes thun will: der habe Gott lieb von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus all' seinen Kräften, und seinen Nächsten wie sich selbst. Wer das thut, der gönnt sich selber alles Gute und alle Seligkeit, denn die zerrinnt ihm halt nimmermehr! Ich will ein großes Wort sprechen: „Er hat halt Alles, was **Gott selbst** hat!" —

---

176. Die Bedeutung des Horns.

(Nach Polycarp Schmitt.)

Das **Horn** ist schon bei den Juden die Bezeichnung von Stärke, Siegesmacht und Krone gewesen, daher auch die lateinische Uebersetzung der heiligen Schriften des Alten Bundes oft „Horn" statt „Krone" sagt. — Im 1. Buche Samuels, 2, 1 steht geschrieben: „Jehova hat mein Horn erhöht!" — Im Psalme 17, 13 singt der König David: „Herr, meine Veste, und meine Zuflucht, und mein Erretter, mein Gott, mein Helfer; ich will auf ihn hoffen, mein Beschirmer und Horn meines Heiles, der mich aufnimmt!" — Beim Propheten Michäas 4, 13 spricht der Herr: „Mach' dich auf, und

drisch, Tochter Sion's; denn deine Hörner mach' ich eisern und deine Klauen ehern, daß du zermalmest viele Völker!" — In der geheimen Offenbarung, 5, 6, schreibt der heilige Johannes: „Und ich sah, und siehe! in der Mitte vor dem Thron und den vier lebenden Wesen und in der Mitte vor dem Aeltesten stand ein Lamm, und hatte sieben Hörner, und sieben Augen, welche die sieben Geister Gottes sind, ausgesandt in alle Welt!" Diese sieben Hörner bedeuten die sieben Kräfte Gottes. — Daß Satan auch gewöhnlich mit Hörnern abgebildet wird, zeigt an, wie stark seine Versuchungen zum Bösen sind; wie man aber mit der Gnade Gottes, nach dem Ausspruche des Apostels Paulus: „Ich vermag Alles durch Den, der mich stärkt!" dieselben siegreich bewältigen kann, so daß man in dieser Beziehung die Worte des Propheten Jeremias, 48, 25, zu seinem Seelenheile bestätigt findet: „Zerbrochen ist Moab's Horn!" —

Da wir nun wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß der mächtige, mit seinen Hörnern gewaltige Stier die Veranlassung gewesen sei zur Wahl des Hornes als eines Sinnbildes der Stärke und des trotzigen Muthes; so hat man auch das Horn des Stiers, weil man ihn zum Pflügen des Ackerlandes verwendet und durch dieses Pflügen das Erdreich locker geworden und zum gedeihlichen Wachsthum der Aussaat Vieles beiträgt, als Sinnbild der Fruchtbarkeit ausersehen. Zur Vervollständigung einer wahrhaft gesegneten Fruchtbarkeit hat man das Stier-Horn mit allerlei Gewächsen ausgefüllt abgebildet, und auf diese Weise entstand das berühmte Füllhorn. —

Das Horn galt auch von jeher als ein Sinnbild der lauteren Freude. — Nach seinen Erfahrungen aus den uralten dänischen Jahrbüchern schreibt Olaus Wormius: „Unsere Vorfahren bedienten sich, statt des Trinkgeschirrs, schön gearbeiteter und vergoldeter Hörner, deren man noch verschiedene hie und dort antrifft, aus welchen man bei höheren Festen seiner Familie und seinem Freund im Namen Gottes fröhlich zutrank. Auch findet sich darin eine Ermunterung, daß man am Feste der Geburt Jesu Christi sich im Herrn freuen und die Hörner leeren solle." — Eine Karte des Propstes Arnold B. V. M. ad gradus zu Mainz, vom Jahre 1222 verordnet: daß vom Anfang des Advents bis zum Tage der unschuldigen Kinder Wein, den man cornua nennt, getrunken oder ausgetheilt werden solle." — Oderikus Vitalis erzählt im vierten Buche seiner Kirchengeschichte: „Wilhelm II., König von England, hat im Jahre 1068 den Klöstern unter Anderem goldene und silberne Gefäße, so wie auch oben und unten mit gelbem Metalle beschlagene Ochsenhörner geschenkt. —

Das Horn diente auch zur Bestätigung abgeschlossener Verträge. Es geschah dieß durch das Zusammenstoßen der Hörner

und Ausleerung des Getränkes, das sie enthielten. — So kam (wie Olaus Wormius erzählt) Ulphus, der Sohn Forald's, nach Eborach, füllte sein Trinkhorn mit Wein, und trank es aus vor dem Altare Gottes und seines Apostels, des heiligen Petrus, zum Zeichen: daß er seine Habe und sein Gut dem Kloster überlasse. Feierlich wurde hernach dieses Horn aufbewahrt. *) —

Das ausgezeichnete, mit den künstlichsten Bildwerken verzierte sogenannte „Oldenburger Horn" ließ Christian I., König von Dänemark, verfertigen, und schenkte es vermuthlich einem Grafen von Oldenburg. — Es wurde übrigens noch um das Jahr 1727 zu Oldenburg selbst gezeigt, und gegen ein kleines Geldgeschenk ward es Einem vergönnt, daraus trinken zu dürfen; von da aber kam es in das königliche Museum zu Kopenhagen. — Es ist von Silber und stark vergoldet, mit verschiedenen Figuren und Charakteren geschmückt. Auf dem Umfange des Deckels sieht man die heiligen drei Könige mit ihrer Namen-Einprägung: Kaspar, Melchior und Balthasar. Das Mundstück enthält die Worte: „O mater Dei, miserere mei! O Mutter Gottes, erbarme dich meiner!" — Am Ende dieses Horns ist eine Figur angebracht, mit einem Zettel in der Hand, worauf geschrieben steht: „Drinck all ut!" —

177. Das Rauchwerk zum Dienste des Herrn.

(Aus: Der Pilger. Jahrgang 1842.)

Mit künstlich getriebener Arbeit verziert ist das glänzende Gefäß der Räucherung; in Silber, in Gold von geschickter Hand verfertigt; drei Ketten, köstlich und meisterlich gefügt, die oben sich vereinen im runden Schilde, halten dasselbe. In ihm glühen die Kohlen, und werden von heiligem Feuer verzehrt und in Asche verwandelt. Es legt auch der Priester wohlriechenden Weihrauch dazu, und in hehr wallenden Rauchwolken steigt der süße Duft zu den hohen Gewölben der Tempel empor, vom Segen des Opfernden begleitet. So aber von ungefähr eine Kohle dem Rauchfaß entfallet, glimmt zwar noch einige spärliche Gluth in ihr, dann erlischt Alles, und schwarz und häßlich, kalt und todt liegt sie da; verachtet, unfähig zum Dienste des Ewigen, zu dessen Ehre sie früher so hell und warm im Rauchopfer sich selbst verzehrte. Kein Körnchen Weihrauch streut man auf sie hin, über sie kommt kein Segen mehr, kein Wohlgeruch

*) Die alten Deutschen tranken bei ihren Zusammenkünften, bei welchen hochwichtige Gegenstände verhandelt wurden, aus Hörnern; daher kommt das Sprichwort: „Er bläst mit ihm in Ein Horn!" —

entduftet ihr. Und wenn nicht Einer erbarmend sich naht und die Kohle wieder aufhebt in die Schale, voll Gluth und Wohlgeruch, so wird sie todt und verworfen bleiben. — —

Kennst du die hier gesinnbildete Opferschale, kennst du die Kohle? Die heilige katholische Kirche ist jene Brandopferschale von überaus kostbarem Stoffe, denn sie stammt aus den Schatzkammern des Himmels. Durch die Heimsuchungen Gottes, durch die Verfolgungen und Leiden wird sie gehämmert und getrieben zur schönen, zierlichen Schale; sie halten die drei kostbaren Ketten der Schöpfung, Erlösung und der Seligmachung, die von dem Einen runden Schilde, d. i. von der Einen, Ewigen, Dreipersönlichen Gottheit herniederreichen. — Der katholische Christ aber ist die Kohle in der Schale drinnen, vom Feuer der Leiden, aber auch von der Gluth der Geist- und Feuertaufe ganz hell und lieblich anzuschauen, und auf diesen Kohlen nun wallt der „gute Geruch Christi," das Gebet nämlich und die guten Werke der Gläubigen, empor, als ein Brandopfer. Zwar verzehrt sie, die frommen Seelen, die Gluth der Leiden und der Liebe zu Gott, sie sinken zwar einst zu Asche geworden in's Grab der Vergessenheit; aber was schadet's? Die Ehre Gottes und die Liebe zu Ihm war ihr Tod, und sahst du nicht, wie ihr Geist mit der letzten Rauchwolke aufstieg zu Dem, welchem sie sich opferten! Weh' aber dem Unglücklichen, der durch Sünde abfiel von der heiligen Opferschale der Religion, bald wird seine Gluth ersterben und schwarze Dunkelheit, Frost und Seelentod wird ihn eisig kalt umfassen! Von ihm verbreitet sich kein Glanz guter Beispiele, keine Wärmung frommer Gefühle, kein Wohlgeruch christlicher Tugend mehr. Er ist verworfen; und nimmt ihn nicht die Gnade Gottes wieder zu dem heiligen Brandopfer in die Schale auf, weh' dann, er ist verloren!

So halte denn fest, meine Seele, an der heiligen katholischen Kirche, übe das Gute und fliehe die Sünde! —

---

178. Die alte Form der christlichen Gotteshäuser in Deutschland.

(Aus: Rheinische Geschichten und Sagen von Niklas Vogt.)

Dem Geiste des kirchlichen, häuslichen und öffentlichen Lebens im christlichen Kirchenjahr entsprach auch die Gestalt der Kapellen und Kirchen. Jene hatten nur ein Gewölbe und meistens nur einen Altar; diese aber mehrere und in einer mannigfaltigen Zusammensetzung.

Vor ungefähr dreißig Jahren (obiges Werk erschien im Jahr 1817) hat mir ein in der Geschichte der Baukunst und des Mittelalters

unterrichteter Mönch behaupten wollen, daß die sogenannten „gothischen Kirchen" durch ihre Form und Gestaltung das Bild oder Symbol der allgemeinen Kirchen- und Reichs-Verfassung haben vorstellen sollen.

Da ich glaube, daß er Beide treffend geschildert habe, so halte ich es nicht für unpassend — die Ideen dieses Alterthumsforschers hier mitzutheilen. —

Eine jede Dom- oder Cathedral-Kirche hatte als Symbol der christlichen Gemeinde die Form eines Kreuzes; wovon der östliche Balken, als nach Sonnenaufgang gerichtet, das Heiligthum umfaßte, der westliche den Haupteingang, der nördliche und südliche die Nebeneingänge eröffnete. (Diese Form hatten fast alle rheinischen Hauptkirchen). Das Ganze der Kirche war in drei Hauptregionen abgetheilt, nämlich in den unterirdischen Theil, die Todtengruft als Symbol der „leidenden Kirche," den mittleren oder das Schiff als Symbol der „streitenden Kirche" und den oberen Theil oder das Gewölbe als Symbol der „triumphirenden Kirche." (So waren die St. Simeonskirche in Trier und die St. Johanneskirche zu Worms in drei aufeinander gewölbte Regionen abgetheilt.)

An der **äußeren** Form des Gebäudes waren besonders die Eingänge und die Thüren merkwürdig. — Die Hauptthür oder das große Portal eröffnete sich auf der westlichen Seite. Es war das Symbol des Eingangs in das zeitliche und ewige Leben. Deßwegen war es auch mit drei Gestellen oder Bilderreihen umgeben, wovon die äußerste die Schöpfungsgeschichte und die Geschichte des Alten, die mittlere die Geschichte des Neuen Testaments, und die innere die künftige Offenbarung oder Apokalypse vorstellen sollte. Die Bildsäulen der Patriarchen, Propheten, Apostel und Evangelisten umgeben sie, und eine Menge von Engelsgestalten mit Harfen und Rauchfässern verherrlichten die Wunder Gottes und der Religion. (Dafür zeugen die Portale zu Straßburg und Worms.)

Ueber dem Haupteingang erhob sich das große Dreieck als Symbol der heiligen Dreifaltigkeit, auf dessen Spitze der himmlische Vater saß und den Sohn und heiligen Geist herabsendete.

In der Mitte des Dreiecks war meistens die große Fensterrose angebracht mit schöner Glasmalerei als Symbol der göttlichen Vorsehung und Erleuchtung. (Die Fensterrosen zu Straßburg und St. Denis sind die schönsten und künstlichsten.)

Die Seiten- und Nebenthüren gelten als Symbole des Eintritts und der Bekehrung aller Völker der Erde von Süden und Norden, von Osten und Westen. —

Neben dem Haupteingang erhoben sich rechts und links die zwei Hauptthürme. Der zur Rechten war das Symbol der kirchlichen oder geistlichen, der zur Linken das der bürgerlichen oder weltlichen Rangordnung in dem heiligen Reiche Gottes.

Jeder Thurm hatte vier auch fünf Geschosse oder Stockwerke mit einer Menge von Säulen und Säulchen aufgeführt. Von diesen war an dem rechten Thurm das unterste Geschoß das Symbol der Pfarrer, das zweite das der Dechanten oder Archidiakonen, das dritte jenes der Bischöfe, das vierte und fünfte jenes der Erzbischöfe und Primaten; die Spitze des Thurms war das Symbol des Papstes. — Der linke Thurm galt als das weltliche Seitenstück des rechten. Sein unterstes Geschoß war das Symbol der Schultheißen, das zweite der Cent- und Gau-Grafen, das dritte der Herzoge, das vierte der Könige, die Spitze das Symbol des Kaisers. — —

Noch viel merkwürdiger als die Erklärung der äußern Form ist jene der **innern.** — Die hohe Kuppel, welche sich in der Mitte der Kreuzbalken erhebt (wie z. B. in der St. Gereon-Kirche zu Köln und in der Abtei-Kirche zu Seligenstadt), war das Symbol der Schöpfung oder des Weltalls. — Der diesem auf dem Boden entsprechende Platz diente zur Predigt und Verkündigung des Wortes Gottes oder der Gesetze. — Der hohe Altar war das Symbol der Erlösung; auf ihm stand ein Crucifix mit sechs Leuchtern; in seinem Tabernakel wurde das Allerheiligste des Neuen Bundes aufbewahrt; zu seiner Rechten stand der Lesepult für das Evangelium, zur Linken jener für die apostolischen Sendschreiben. — Der hohe Chor war das Symbol der Heiligung oder Erleuchtung durch den heiligen Geist. — In ihm her standen die Chorstühle und Sitze für die Stellvertreter und Väter der Kirche und des Reichs; sie waren das Symbol des allgemeinen Willens, Gesetzes und Glaubens der ganzen Christenheit.

Die einzelnen sich entweder um den hohen Chor oder rechts und links längs dem Schiffe hin schlingenden Kapellen und Altäre galten als das Symbol der besonderen christlichen Gemeinden oder Nationen. — Der in den drei Kreuzbalken enthaltene Boden war der — Sammelplatz für alle, aus allen Welttheilen kommende Völker. —

Hier haben wir also das Bild des von dem kleinen Hausaltar oder der kleinen Hauskapelle zur allgemeinen Kirche aufsteigenden geistlichen Gebäudes, wie das vom einzelnen Freihofe bis zum deutsch-römischen Reich aufstrebende weltliche Gebäude! —

---

179. Altdeutsche Symbole in Recht und Sitte.

(Aus: Litteraturbuch von Theodor Vernaleken.)

Symbol (Wahrzeichen) ist im Sinne des alten deutschen Rechts die bildliche Vollbringung eines Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder auf persönliche Verhältnisse, und beruhen in der Idee, daß Sache oder Person dabei selbst sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen seiner wirklichen Theilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gestellt, ein Wagen gefahren, ein Feuer auf ihm entzündet, als Zeichen eingetretener Besitznahme; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh, oder entschuhet sich, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, das Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus.

Die häufigsten Symbole waren folgende:

Erde, Staub, Gras haben als Symbol genommen immer denselben Sinn. Sie wurden verwendet zu der Feierlichkeit des Bündnisses, der Schwüre, der Grenzstreite, der Uebertragung von Grund und Boden, als Zeichen der Besiegung und Unterwerfung. —

Der Halm, der geknotete, gegliederte Stängel des geschoßten Korns, wurde geworfen oder gereicht, meistens zum Zeichen feierlicher Auflassung von Grundstücken durch Geschenk, Verkauf oder Verpfändung. In Urkunden lautet die Formel: „Mit Halm und Munde," d. h. mit ausgesprochenen Entsagungsworten und geworfenem Halme. — Wurde bloßes Ackerland oder Wiese übertragen, so genügte die Scholle oder das Rasenstück; — war es Baumgarten, Waldgrund, Weinberg, so pflegte ein Ast oder Laubzweig, eine Rebe gebrochen und in die Scholle gesteckt oder auch allein dargereicht zu werden. —

Stab, Ruthe, Stecken hat mehr als eine symbolische Beziehung. — Der Stab diente bei Fürsten zum Zeichen der Länder- und Güter-Abtretung. Er ist aber auch das Zeichen höchster Gewalt; Könige, Fürsten, Richter und andere halten ihn in der Hand. — Der Stab des Königs und Richters ward von Bittenden, Gelobenden, Schwörenden angerührt. — Ueber dem Haupt des Verurtheilten wird der Stab gebrochen und ihm vor die Füße geworfen, ein noch jetzt bei feierlicher Hegung peinlichen Gerichts vorkommender Gebrauch. — Statt: „Jemanden verurtheilen" sagt man sprichwörtlich: „Den Stab über ihn brechen!" — Die verschiedenen Anwendungen des Symbols lassen sich auf zwei Ideen zurückbringen: des Besitzens und Aufgebens der Gewalt; wer den Stab hält und trägt, übt Gewalt aus; wer ihn hingiebt, wegwirft, bricht, der läßt seine Gewalt fahren. —

Hand, symbolisch betrachtet, gleicht dem Stab in der Bedeutung von Gewalt, wie schon die Redensarten „etwas in der Hand halten“ und „aus der Hand geben“ anzeigen. — Allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge, denen die Sitte kein feierlicheres Symbol vorschrieb, war der Handschlag. Zum Eidschwur ist die Hand wesentlich. Gebrauch war, daß der Schwörende mit der rechten Hand etwas hielt oder berührte, z. B. das Evangelium, das Kreuz und auch Reliquien; oder man legte die Rechte auf Brust und Herz. — Handauflegen geschieht bei manchen feierlichen Handlungen; überhaupt sind Hand und Finger auf vielfache Weise bei allen Völkern zeichenhaft und bedeutsam. Der Fuß ist schon ein seltneres Symbol. —

Haar und Bart waren Zeichen und Tracht des Standes der mündigen Freien. Abschneiden des Hauptharres, bei Erwachsenen des Bartes, war Gothen, Franken und Longobarden Symbol der Annahme an Kindesstatt. Schwörende Männer rührten Bart oder Haar an. —

Der Hut ist ein Symbol der Uebertragung von Gut und Lehen. Der Uebertragende, oder an seiner Statt der Richter, pflegte den Hut zu halten, der Erwerbende hineinzugreifen oder einen Halm darein zu werfen. — Der Hut war, gleich der Fahne, Feldzeichen; wer ihn aufsteckte, forderte das Volk zur Heer- und Gerichtsfolge auf, und hatte die Gewalt dazu. Auch des Geßler's aufgesteckter Hut in der Schweizersage ist Symbol der Obergewalt zu Gericht und Feld. —

Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh wurden bei Franken, Alemannen, Longobarden und Sachsen Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt. — Der König oder Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen ausgesprochenen Bannes. — Wie mit dem Handschuh Gut aufgelassen oder ein Verbrecher alles seines Guts für verlustig erklärt wurde, so scheint auch der im ganzen Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhs, als Aufforderung zum Kampf, eigentlich auszudrücken, daß der Werfende oder Darbietende seinem Gegner Frieden und Freundschaft aufsage. —

Der Mantel ist ein Zeichen des Schutzes, besonders der Mantel von Königen und Fürsten. —

Mit der Aufrichtung der Fahne (wie des Huts) wurde das Volk aufgeboten und versammelt. — Bei Märkten steckte man zum Zeichen der Markt-Freiheit Fahnen auf. — Die alten Kriegsordnungen legten dem Fähnrich auf, sein anbefohlen Fähnlein zu verwahren und in Ehren zu halten. Würde er vom Feinde so gedrungen, daß ihm die rechte Hand abgeschossen wäre, soll er das Fähnlein in die Linke nehmen, und wird ihm die auch abgeschlagen, so soll er es mit den Stümpfen zu sich ziehen, sich darein wickeln, Leib und Leben dabei lassen. —

Das Schwert ist das Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt über Leben und Tod. —

Kreuze wurden oft zur Bezeichnung der Grenze gebraucht. — Nächstdem bedeutet ein Kreuz, gleich dem oft damit verbundenen Handschuh, Markt-Gerechtigkeit und Weichbilds-Frieden. *) —

Eines Hauses Besitz wurde angetreten, indem der Erwerbende in die Thür einging, seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte, oder mit der rechten Hand Thür-Pfosten oder Thür-Ring faßte, oder auch nur die Thür auf- und zuthat. Die Thürschwelle ward wie heilig geachtet. —

Strohwische werden auch noch heut zu Tage an Stangen auf Wiesen und Felder gesteckt, um sie zu hegen (Hege-Wische) oder den Weg zu sperren. — Sie bezeichnen auch etwas Feiles, ähnlich den Tannenbüscheln vor Gasthäusern. — Solche Zeichen zur Warnung oder zur Anzeige nannte man „Weifen" oder „Wifen." —

Ring-Wechsel ist noch heute das feierliche Zeichen des geschlossenen Ehe-Verlöbnisses. —

Schlüssel sind das Symbol hausfräulicher Gewalt. — Neuvermählten wurden die Schlüssel gegeben. —

---

180 und 181. Das Vehmgericht.

(Geschildert von Gebauer.)

1. Die früheren Kaiser von Deutschland liebten Italien mehr als das eigene Vaterland und verlebten oft die meisten Jahre daselbst, entweder des milden Klimas halber, oder hauptsächlich, weil die Nachkommen der alten Römer das deutsche Joch haßten und abzuschütteln strebten. Natürlich mußten hierdurch die deutschen Provinzen in Nachtheil gerathen und Mißachtung der Gesetze und willkürliche Herrschsucht einzelner mächtiger Vasallen das Land in einen trostlosen Zustand versetzen. Besonders verübten die Raubritter und sonstige Wegelagerer ungestört ihr abscheuliches Gewerbe, und Gefahr drohte einzelnen Edlen und Reisenden, wie auch ganzen Städten.

Da traten die besseren Männer des Reiches zusammen und bildeten unter sich ein Gericht, welches jeden Verbrecher zu erlangen suchte, zur Verantwortung zog und oft ohne Weiteres mit dem Tode bestrafte.

---

*) Weich, wich, wih heißt: heilig. Die Grenze des Gebietes war oft durch ein Heiligenbild bezeichnet. Daher wahrscheinlich der Name. — Ein Kreuz auf dem Markte zeigte an, daß „Weichfried" da sei.

Solche Gerichte hießen „Vehme“ und breiteten sich bald über ganz Deutschland aus. — Die Beisitzer derselben versammelten sich im Freien, größtentheils in wilden Gegenden, und erschienen in vermummter Kleidung, damit Niemand sie erkennen und sich etwa an einem Einzelnen von ihnen für eine etwa erlittene Strafe rächen möchte.

Der Beitritt zu diesem Bund erfolgte erst nach vielen Prüfungen, um die Würdigkeit des Angemeldeten zu erforschen; denn reine Tugend, strenge Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe zeichneten Alle aus. —

Wer sich zum Bunde gemeldet hatte, wurde in einer Nacht zu einer bestimmten Stunde in die Nähe jener Gegend beschieden, wo die Mitglieder ihre Sitzungen hielten. Nach langem Harren erschien eine Rittergestalt, riß hastig das Schwert aus der Scheide und setzte es dem Fremden auf die offene Brust, indem er mit dumpfer Stimme fragte: „Wer bist du? Was begehrst du von uns?“ — Hatte der Fremde seinen Namen und Wunsch zu erkennen gegeben, so stieß die Rittergestalt das Schwert in den Boden, zog eine Binde hervor und verband ihm die Augen. „Du bist des Todes, wenn du diese Binde lüftest!“ sprach der Ritter drohend, entfernte sich und ließ den Neuling allein zurück. Wie eine Bildsäule stand dieser da, umgeben von Finsterniß und umrauscht von dem Laube der Bäume — als ihn eine kräftige Hand ergriff und eine Stimme furchtbar ernst ihm in's Ohr rief: „Folge mir!“ — Der unbekannte Führer schritt mit dem Schützling nach verschiedenen Richtungen, die Kreuz und die Quer, so daß dieser nicht mehr wissen konnte, wo er war. — Endlich standen sie still, die Binde fiel von den Augen, und ein Grauen erregender Anblick ergriff unwillkürlich alle Sinne. — In der Mitte einer weiten Höhle lag auf einem Felsblock ein leuchtendes Todtengerippe, umgeben von einem Kreise Vermummter, die wie ausgehauene Statuen regungslos dasaßen. — Einige Secunden herrschte furchtbare Stille, dann trat ein Vermummter an das Crucifix, gab ein Zeichen, und alle Uebrigen warfen den Mantel von der rechten Schulter und zückten die in der Hand gehaltenen und mit Blut bespritzten Dolche auf den Neuling. Dann befahl diesem der oberste Vermummte, an den Block zu knien. Es geschah; aber nichts als die Augen, als die Blicke der Anwesenden konnte er sehen, die fest auf ihn gerichtet waren. — Nach einer feierlichen Anrede und nach einem entsetzlichen Schwure wurde der Neuling endlich aufgenommen und nun gleich den Andern bekleidet, ihm auch ein besonderes Zeichen mitgetheilt, wodurch er sich künftig den Bundesgenossen zu erkennen zu geben habe. — Diese Prüfungen bezweckten nichts Anderes, als daß Derjenige, welcher kein gutes Gewissen in sich trug, zurückgeschreckt wurde; denn nur edle, für Religion, Recht und Bruderliebe begeisterte

Männer wollte man haben, um stets mit unparteischer Gerechtigkeit zu verfahren. —

Die Ritter, welche dem Bund angehörten, hießen „Freischöppen“ und wählten unter sich das geachtetste, bravste Mitglied zum Oberhaupt oder „Freigrafen.“

2. Jeder Vehmrichter hatte die Pflicht, überall in seiner Umgegend darauf zu achten, daß nirgends eine Uebelthat begangen werde, und erfuhr er ein Unrecht, es sofort in öffentlicher Versammlung vorzubringen.

Zu der Zeit, wenn der Vollmond am Himmel stand, wurden ihre Versammlungen in dicken Wäldern, in unwegsamen Gebirgen oder in finsteren Höhlen abgehalten. Der Freigraf erhob sich von seinem Ehrensitz und fragte mit lauter Stimme: „Hat irgend Einer von uns eine Anklage vorzubringen?“

War eine solche vorhanden, dann stand der vermummte Freischöppe auf und bat um das Wort — sie mitzutheilen. Nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten, nannte er die Person, ihre vermeintliche Schuld und beschwor die Wahrheit alles dessen mit dem höchsten Eide. Hielt Einer der Vehmrichter die Klage für ungegründet, so gab er mit seinem Dolch ein Zeichen, daß er als Vertheidiger des Angeschuldigten auftreten werde. Rührte sich aber Niemand, dann mußte der erste Schöppe seine Anklage wiederholen, und sie wurde als giltig angenommen. Die beiden Boten der Vehme, auch „Blutbrüder“ genannt, traten vor, der Freigraf befahl ihnen, die Ladung vor das Vehmgericht geschehen zu lassen; diese zückten die Schwerter kreuzweis übereinander — und die Versammlung verließ den geheimnißvollen Ort.

Die nächste Nacht klopften die Blutbrüder dreimal an das Thor des Angeschuldigten, hefteten ein Pergament mit drei großen Kreuzen gezeichnet daran und verschwanden. Auf dem Pergamente stand die Aufforderung: die folgende Nacht an einem gewissen Orte zu harren, um das Urtheil der Vehme zu vernehmen. Erschien er nicht, dann wiederholte sich in der dritten Nacht ein ähnliches und verstärktes Klopfen an das Thor, und man sah einige Späne von demselben abgehauen, sowie drei Kreuze und einen Todtenkopf auf einem andern Pergament, und dabei das gefällte Urtheil, das ihm den Tod ankündigte. Drei Nächte nachher erschienen dann mehrere Ritter mit schwarz angelaufenen Harnischen, riefen dreimal „Wehe!“ über den Verurtheilten und seine Familie, und verboten Jedem — bei Strafe des Todes — ihm Feuer, Brod, Wasser, Dach und Hülle zu geben, und machten es, Wem es auch sei, zur Pflicht — ihn zu morden und den Leichnam an der Straße aufzuhängen.

Nahm der Angeklagte die Vorladung an, so mußte er allein und sich selbst und seinem Gewissen überlassen die schreckliche Wanderung antreten. Er durfte Niemanden anreden; Niemandes Hand durfte dem Schmachtenden einen Bissen Brod reichen oder ihn durch einen Trunk Wassers erquicken. Kam der Unglückliche mit dem leuchtenden Mondstrahl auf dem bezeichneten Platz an, dann war es ihm nicht gestattet, sich niederzusetzen; mit kreuzweis übereinander geschlagenen Händen mußte er dastehen und warten, bis die beiden Abgesandten des unsichtbaren Gerichts ihn mit eisernem Handschuh berührten. Verdeckten Auges brachten sie ihn unter die versammelten Freischöppen. Düster brennende Lampen warfen ein schauriges Licht in den von schroffen Felswänden umgebenen Ort des Schreckens. Die Vehmrichter saßen, in ihre schwarzen Mäntel gehüllt, auf den aus Steinblöcken zusa mengelegten Sitzen. Keiner sprach mit dem Andern, und nur das Klirren der Schwerter und Harnische begrüßte den Eintretenden. — Der Freigraf trat heran, hielt dem Angeklagten seine Schuld vor und erlaubte ihm Zeit, sich zu vertheidigen. — Darauf ging eine Urne von Hand zu Hand, jeder Richter warf ein Loos; und fielen dann diese schwarzen Zeichen heraus, so war der Tod des Beschuldigten unabänderlich beschlossen, und binnen vier Wochen fand man ihn sicherlich an irgend einem Ort erdolcht. Ein mit drei Kreuzen versehenes Messer steckte nebenan in der Erde, und in seiner Kleidung befand sich ein Zettel mit der Bemerkung: daß die Vehme ihn gerichtet habe. — —

Ein so strenges, schnelles und größtentheils gerechtes Verfahren mußte mit Recht alle Gutgesinnten erfreuen und die Verbrecher einschüchtern; ja die Furcht vor diesem geheimen Gerichte machte schon Alle zittern, selbst nur bei Nennung seines Namens. — Daß für die damaligen Verhältnisse die Vehme eine wahre Wohlthat wurde, sieht man bald ein, wenn man die Geschichte Deutschlands vom elften bis vierzehnten Jahrhundert betrachtet. —

Unter Kaiser Carl's V. und der späteren Kaiser Regierung artete aber die Vehme aus, verlor immer mehr an Ansehen, ging theilweise ganz zu Grund oder verwandelte sich in sogenannnte „Schöppen-Stühle,“ d. h. in öffentliche Gerichte, deren Beisitzer die Streitigkeiten der Ritter über Eigenthumsrecht, Erbfolge u. s. w. zu entscheiden hatten. —

---

182 — 185. Das rettende Gottesurtheil.

(Von B. Wörner.)

1. Nicht weit von dem stillen Plätzchen, wo die Regnitz ihre durchsichtigen Fluthen wie silberne und goldene Fäden mit denen des Main's zu einem schimmernden Streifen verschmilzt, ruht wie ein

Amphitheater in malerischer Runde auf Hügeln und Wiesen Babenberg oder **Bamberg**, des Frankenlandes schönste Zierde. —

Schon früh hatte sich die freundliche Stadt der Hohen und Fürsten Gunst zu erfreuen, und unter diesen lebt mit ewig neuer, ewig junger Liebe fort im Mund und Herzen des Volkes das heilige Kaiserpaar, Heinrich II. und Kunigundis. *) — Nach manchem Sturm und Kampf im Jahr 1002 zum deutschen Kaiser gewählt, feierte er am Feste des heiligen Laurentius zu Paderborn seine Vermählung mit Kunigundis, einer Tochter des Pfalzgrafen Siegfried von Luxemburg und dessen Gemahlin Hedwig am Rhein. Als der junge Kaiser zum Erstenmal seine Braut erblickte, entstürzten Thränen seinen Augen, Ehrfurcht bemächtigte sich seiner Seele und er glaubte eine Heilige hienieden zu sehen.

Wenn des Landes Wirren und Kämpfe in deutschen und welschen Gauen mit kräftiger Hand geschlichtet, so zog sich Heinrich mit seiner treuen Gattin nach **Bamberg** zurück, denn dieses Plätzchen hatte er sich im weiten Reiche zur Ruhe erkoren. **) Ueberdieß bestimmte er diese seine Lieblingsstadt nebst der nahen Altenburg seiner edlen Gattin zur Morgengabe, das Theuerste, das Liebste ihm in allen deutschen Gauen. Und die Kaiserin war dieser Gabe würdig.

Bekanntlich hatte aber die heilige Kunigundis bereits **vor** ihrer Hochzeitsfeier das Gelübde der immerwährenden Keuschheit abgelegt. Auch in der Ehe, in der schönsten Blüthe der Jugend, wollte sie diesem Gelübde treu verharren und ihr ganzes Leben einer hohen himmlischen Liebe weihen. Umgeben von der kaiserlichen Pracht mitten im Getöse und Getümmel des Hofes, umringt von der sinnlichen Kette der Welt, wollte sie nur ihrem Heilande leben.

Früh schon hatte sie auch diesen Entschluß, wie uns alte Urkunden erzählen, dem Kaiser mitgetheilt.

„Glaubet aber nicht, theurer Gemahl," sagte sie, „daß ich Euch mein Herz entreißen will; ich habe Euch von der ersten Minute an geliebt und werde nie in diesen Gefühlen gegen Euch erkalten, Euch

---

*) Unweit des Marktfleckens Abbach schauen vom nahen Berge die bemoosten Reste einer alten Ritterburg in's offene Nordgauthal, an dessen grünenden Ufern der Donaustrom majestätisch seine blauen Wogen hinwälzt. Auf dieser Feste ward Heinrich seinem Vater Heinrich, Herzog in Bayern, und seiner Mutter Gisela am 6ten Tage des wonnigen Maimonds im Jahre des Herrn 972 geboren und von den frommen Eltern in der heiligen Taufe als Henrikus, d. i. „Tugendreich" begrüßt.

**) Bekanntlich legte er im Jahr 1004 den Grundstein zu dem hohen Dome daselbst und stiftete später noch das Bisthum Bamberg.

in allen Verhältnissen des Lebens unterstützen und mit unerschütterlicher Treue begleiten; ich kenne die Pflichten des Weibes und werde sie immer gewissenhaft erfüllen und in Noth und Tod nicht von Eurer Seite weichen, denn sonst wäre mein Beginnen eine Kleinigkeit. Aber stört mich nicht in meinem hohen Vorhaben, edler Gemahl, verpflichtet zur heiligen Liebe, zur Entsagung ehelichen Genusses; Ihr könnt zwar befehlen, ich bin Euer Weib, aber wißt, daß mir der Muth nicht mangelt, mein Leben arm und verlassen zu beschließen, wenn Ihr die Gewalt der Billigkeit vorziehen und den Schutz der Kirche mißachten solltet, den sie mir auf mein Anrufen gewähren wird!"

Tief ergriffen im Herzen ob solchen Seelenadels, solcher Engelsreinheit, sank der Kaiser ihr zu Füßen und gelobte feierlich, keinen Schritt zu thun, der dieß erhabene Ziel verrücken könnte. Heinrich blickte zu ihr auf, die so schön, so reizend war wie eine frische Maienblüthe. — Frömmigkeit, Sanftmuth und Demuth athmete ihr ganzes Wesen, süß wie Honig floß der Rede Schall von ihren Purpurlippen, des Herzens Güte, Wohlwollen und Liebe glänzte wie Perlenschimmer aus der Seele Spiegel, dem treuen Auge. —

2. Doch der Friedensstörer sollte nicht fern bleiben!

Der Kaiser hatte an seinem Hof einen Edelknaben als Waise aufgenommen, der durch seine Bescheidenheit und Gottesfurcht sich bald der hohen Gebieterin Gunst und Zutrauen errang. Der fromme, elternlose, arme Jüngling war der Kaiserin treu ergeben, denn ihre Sanftmuth, ihre Milde rief das holde Bild der längst geschiedenen, zärtlichen Mutter in ihm zurück und umflorte sein Auge mit Thränen. Auszeichnung ward ihm zu Theil von dem ganzen Dienstgefolge, und nimmer ließ es ihn rasten, diese Gnade zu verdienen.

„Früh vor des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug."

Doch das Hohe, das Heilige wird von gemeinen Seelen nicht nur nicht begriffen und mißverstanden, sondern häufig absichtlich mißdeutet und in den Staub gezogen. Auf der Tugend schimmerndes Schneegewand wirft irdische Bosheit ihren Schmutz, und die zartesten Lilienblüthen der Unschuld berührt der Verleumdung Pesthauch! Ein Edler aus dem adeligen Geschlechte der Truppach war es,

„Dem längst vor böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll."

Nicht wohl Jäger, sondern — Kämmerer der Kaiserin, wußte er listig des Zweifels und des Argwohns gährend Gift gegen die hohe Gattin und deren Edelknaben in des Kaisers Seele zu träufeln, und

trat zuletzt, um Heinrich's festen Glauben zu berücken, selbst mit offener Anklage gegen sie hervor. —

Kaiser Heinrich nahte, als Truppach frech mit seiner Anklage erschien, wenn auch mit Selbstbeherrschung, doch mit des Argwohns brennendstem Pfeil im Herzen, sogleich seiner Gattin und theilte der Ahnungslosen die schwere Beschuldigung mit.

Aus ihren Blicken, aus ihrem ganzen Wesen leuchtete Liebe, leuchtete Unschuld so rein und klar, wie Sonnenschein durch des Frühlings zarte Blätter. Konnte dieses Auge der Verstellung, der Schlangenklugheit dienen? — Fast gereute es den Kaiser, als er sie aufforderte, sich ob dieses schändlichen Verdachtes zu rechtfertigen. Mehr überrascht als erschrocken ergriff Kunigundis seine Hand und sprach ruhig und ernst:

„Gott weiß es, daß ich unschuldig bin und nicht den geringsten Theil habe an dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt! Doch die Wahrheit soll an's Licht kommen! Denn wohl weiß ich, was die heilige Schrift sagt: daß Derjenige grausam und gleichsam kein Mensch sei, der seine Ehre, an der er angegriffen wurde, nicht vertheidigt. Zwar könnte ich, mein theurer Gemahl, Dir jetzt auf der Stelle meine Unschuld beweisen; allein, da durch diese Anklage zugleich ein öffentliches Aergerniß entstand, so will ich auch öffentlich und vor aller Augen mich von jedem, selbst dem geringsten Verdachte reinigen. Der Allmächtige, dessen Schutz ich mich empfehle, wolle meine Unschuld bestätigen durch sein eigenes göttliches Siegel! Ich verlange daher, daß man viele Fürsten und Räthe zusammenberufe, die da Gericht halten sollen über mich; und wie ihr Urtheil ausfallen möge, ich werde mich nach Gottes Willen demselben geduldig unterwerfen!" — —

So schwer's nun auch dem Kaiser fiel, Gericht zu halten über die eigene Gattin, eben so unerschütterlich blieb diese bei ihrem Ausspruche. — —

3. Des andern Tages versammelte nun der Kaiser die Fürsten, Grafen und Ritter seines Hofes und gebot ihnen, sich zu Gericht zu setzen. Auch die Kaiserin ward berufen.

Sie erschien mit tiefbetrübtem Antlitz; aber Hoffnung und mächtiges Vertrauen auf Gott und seinen Beistand hob ihre Brust.

Da begehrte der Kaiser von den Fürsten, sie sollten ein Urtheil sprechen über eine Ehefrau, die man beschuldigt: — ihre eheliche Treue gebrochen zu haben.

Des Reiches Pfalzgraf und Vorstand des Reichsgerichts trat nun hervor, das Gesetzbuch aufrollend, woraus er, in der Hand einen weißen Stab emporhaltend, folgende Satzung vorlas:

„„Falls ein Weib, verklagt zur bösen Stund,
Und gereinigt sie nicht hat ihr Mund,
Noch der Zeugen unverfälschter Eid,
Römisch Kaiser und das Recht gebeut,
Daß, sei sie von edlem Geschlecht,
Sei ihr Mann ein Freier oder ein Knecht:
Sie die Feuerprob' hab' zu besteh'n,
Um schuldig oder unschuldig hervorzugeh'n;
Bleibt von des Feuers Gluth sie unversehrt,
Hat ihr' Unschuld dadurch sich bewährt;
Unterliegt sie aber des Feuers Macht,
Wird als schuldig sie zum Tod gebracht.
Also ha'n wir Kaiser und das Reich
Für das Recht gesatzet und für uns zugleich;
Weil wir, wenn auch Kaiser, doch ein Ritter gut,
Und des Hauses Ehre waschen muß das Blut;
Die im Reich uns folgen, sollen's lassen stah'n,
Was von Ehrenwegen wir gesatzet ha'n!"" —

Ernst erhob sich der Kaiser; es galt das Leben der eigenen theuren Gattin. Mit bebender Stimme sprach er zu den Fürsten:

„„Diese"" — und dabei zeigte er auf Kunigunden — „„ist bei mir des Ehebruchs beschuldigt worden!""

Alle erbebten, nur Kunigunde nicht; gefaßt und ruhig trat sie zu den Richtern hin und sprach mit dem Muthe der keuschen Susanne:

„Durch Worte wollte ich mich nicht vertheidigen, durch die That werde ich meine Unschuld beweisen; — öffentlich will ich darthun, wie falsch man mich vor meinem Gemahl verklagt hat. Ich selbst verlange die fünfzehn Pflugeisen, glühend, über die ich mit nackten Füßen schreiten werde. Der Herr, der in mein Herz sieht, wird mich bewahren und beschützen!"

Also sprach die hohe Frau. Thränen befeuchteten Aller Augen. Heinrich's Herz wollte brechen bei den Worten:

„„Wohlan, ich bestätige das Urtheil!"" —

4. Am andern Morgen, als die aufgehende Sonne ihr purpurrothes Strahlenlicht über das Schneegewand der Flur breitete und die Fenster des hohen Doms verklärend überzog, lag die Heilige betend auf ihren Knieen, und der Engel des Friedens träufelte Balsam in ihr reines Herz. —

Sie wohnte andächtig der heiligen Messe im Dome bei, ließ sich vom Bischofe segnen und schritt zum schweren Werk. Außerhalb der Friedenshallen waren bereits versammelt Fürsten und Herren, Ritter und Edle, Volk und Knechte; es dampfte der Esse Rauchfang, worin die Eisen glühten. Kunigundis erschien. Auf Alle machte ihr Anblick einen wunderbaren Eindruck, Alle wünschten der unglücklichen Fürstin glücklichen Ausgang. Manche beugten die Kniee und

flehten still zum Herrn, dem Beschützer der Unschuld. In Aller Brust erwachte die eigenthümlich erhebende Ahnung, die da mit Zuversicht ein bevorstehendes Unglück glücklich vorübergehen läßt.

Ruhig trat Kunigundis vor; gleich dem gefallenen Schnee im Morgenrothe glänzten ihre Füße, und ein mit Rosenschmelz gesticktes grünes Kleid umwallte ihren schlanken Leib. Nur ein Blick senkte sich düster und ahnungsbang zur Erde, — es war der des Kämmerers Truppach, des Anklägers. Des Kaisers Brust bestürmten Reue, Liebe, Scham, Verzweiflung, Verdruß und Hoffnung. Er hätte, wenn noch Zeit, der Gemahlin tausendmal lieber im Stillen vergeben, falls sie schuldig wäre, als sie in dieser Lage zu sehen.

Noch sprach die Kaiserin zum versammelten Gericht und Volk, als eine Stimme vom Himmel ertönte und zu ihrem Herzen rief:

„„Sei getrost, treue Dienerin, fürchte dich nicht; ich will mit dir sein und dich nicht verlassen! Vollbringe, was du begonnen!““

Und mit hohem gottbegeistertem Muthe legte sie die Sandalen ab und betrat die glühende Bahn mit bloßen Füßen und den Worten:

„So wahr ich unverletzt über diese glühenden Pflugscharen hinweggehe, so wahr bin ich schuldlos!“

Und da sie ihre Füße zeigte, war kein Makel zu sehen. —

„„Der Herr sei gelobt!““ riefen freudig Richter und Volk; „„sie ist schuldlos!““

Der Kaiser lag auf den Knieen vor der Heiligen, die wie eine Verklärte im Triumphe vor ihm stand. — Vergebung flehte er, wie ein Büßender, erhob sich sodann und zeigte ernsten Blickes der Versammlung den Bösewicht und verurtheilte ihn zum Tode.

Kunigundis erkannte in ihm ihren Feind, indem sie sprach:

„Mein Gemahl, als Ihr mir anfangs dieß Vergehen vorhieltet, dachte ich mir sogleich, daß die Anklage von Niemand Anderem als Diesem herrühren könnte; allein auch in der dringendsten Noth, mein hoher Gemahl, soll man keinen Vergelter machen; mein Herz billigt diese Rache nicht!“

Und die edle Frau bat um Gnade für den Verräther, bis der Kaiser das Todesurtheil zurücknahm und den Treulosen über die Grenzen des Reichs nach Italien schaffen ließ.

„Niemehr sollen Drei Truppache auf Einmal wehrbar sein!“ rief die Kaiserin, wie uns die Chronik erzählt, mit prophetischem Munde zu dem Volk. Und ihr Wort bestätigte sich. Niemehr führten Drei von des Verräthers Nachkommen zu gleicher Zeit Speer und Schild. Bald starb das Geschlecht aus; sein Stammschloß auf dem östlichen Gebirgsrücken unweit Mengersdorf ist längst zerfallen und die Trümmer deckt nun üppig wucherndes Moos. —

186 und 187. Abschaffung der Zweikämpfe zu Ypern.

(Aus: Legenden über die sieben Todsünden.)

1. Es war am 15. October des Jahres 1116. In einem mit orientalischem Leder ausgeschlagenen und mit Arabesken und Waffentrophäen geschmückten Saale, dem Ehrensaale des Schlosses Ypern in den Niederlanden, sah man an einem gothischen Fenster einen kräftigen Mann von sechs Fuß Höhe stehen, der sich gebückt mit der rechten Hand auf einen runden massiven Tisch von gebräuntem Nußbaumholze stützte. Dieser Mann war schön, aber sein ganzes Aeußere trug den Stempel einer übermäßigen Strenge. Ein weiter Scharlachmantel aus Einem Stück, ohne Kragen und Aufschläge, bedeckte ihn gänzlich; um den Hals war er von zwei breiten Agraffen, die zwei Schlachtäxte bildeten, zusammengehalten. Eine wirkliche, dreißig Pfund schwere Streitaxt hing an seinem Gürtel von braunem Leder. — Er hörte mit befangener Miene dem Reden der ihm nahe Stehenden zu, zerstreut durch Das, was vor ihm vorging, nämlich durch einen Galgen, der sich einige Schritte vor dem Schlosse zu erheben begann, und dem er großes Interesse zu widmen schien. Dieser Mann war der Graf von Flandern, Balduin VII., genannt „Balduin mit dem Beil," der seiner guten Stadt Ypern sehr gewogen war.

Vor ihm sah man ein junges, zwanzigjähriges Mädchen, blühend und schön, aber ganz in Thränen zerflossen. Sie war mit einem langen Kleide von schneeweißem Leinen bedeckt. — Sie kniete vor ihm, flehte und rang die Hände, bis sie eine gute Antwort auf ihre Bitte erhalten hätte. Es war Helly Moreel, die Tochter eines reichen Tuchmachers von Ypern. Zwei Männer bewarben sich, um sie als Gattin heimzuführen; der Eine war der sittsame Justus Goethals de Courtrai; der Andre, Andreas Boren, ein kleiner Mann von dreißig Jahren, seines Gewerbes ein Fischhändler, von ungeheurem Stolz aufgeblasen, weil er ein großes Vermögen besaß, und dabei sehr sittenlos. —

Der Vater der milden Helly, der ehrliche Paul Moreel, ließ seiner frommen Tochter freie Wahl, und sie entschied sich für Justus Goethals. Ihr Vater billigte mit Freuden diese Wahl. Boren aber, ein Mensch, der die Religion verhöhnte, ging in seiner Bosheit so weit, daß er den Goethals anklagte, er habe Helly geradezu bezaubert. Und der Wahnsinn seines Hasses stieg so hoch, daß er, einer alten Sitte gemäß, den Gegner zum Zweikampf, als zu einem Gottesgericht, herausforderte. — „Oder, wenn Ihr Euch zu kämpfen weigert," sagte er, „werdet Ihr Euch durch die Feuerprobe von der Anklage auf Zauberei, die ich gegen Euch erhebe,

reinigen.“ — „„Der Zweikampf,““ erwiederte Justus Goethals, „„ist Gottes Urtheil; ich muß ihn also annehmen!““ —

Zum Tage des Zweikampfes wurde der 18. October festgesetzt. Balduin VII. hatte die dazu erbetene Erlaubniß zugestanden. Der Zweikampf sollte in dem Schloßhofe des Grafen statthaben und der Besiegte sollte an den Galgen, den man von dem Fenster aus erblickte, aufgehängt werden.

Als Balduin die eben geschilderte Lage der Dinge gehört, überlegte er reiflich. — „„Es giebt hierbei nur Einen Schuldigen,““ sagte er zu sich, mit großen Schritten auf- und abgehend; — dann rief er sich die häufigen Zweikämpfe, die Ypern verheerten, in's Gedächtniß zurück, tägliche Streitigkeiten, die der Degen beendete; er dachte an den traurigen Erfolg der meisten Duelle; er sah wohl ein, daß im Allgemeinen bei denselben nur die Stärke Recht sprach; er blieb vor dem jungen Mädchen stehen, nahm es bei der Hand und hob es auf.

„„Beruhigen Sie sich, mein Kind,““ sagte er, „„Sie sollen Justus Goethals heirathen.““ — —

Man kannte Balduin mit dem Beil; man wußte, mit welch gewissenhafter Billigkeit er über Alle strenge Gerechtigkeit ergehen ließ, mit welcher Sorgfalt er dem Mangel der Gesetze dadurch abhalf, daß er strenge Verordnungen erließ; und wiewohl er einen Zweikampf, der in den Sitten der Zeit lag, nicht verhindern, wiewohl er trotz seines mächtigen Willens, eine Unsitte, die man vergeblich beseufzte, nicht ausrotten konnte, beruhigte sich Helly doch vollkommen. Sie kehrte in das Haus ihres Vaters zurück und wünschte sich im Stillen zu ihrem Muthe, sich an den Grafen gewandt zu haben, Glück. —

2. Der folgende Tag verging, ohne daß etwas das Versprechen Balduin's bestätigt hätte; trotzdem gerieth das junge Mädchen keineswegs in Unruhe. Am 17. October durchzog der Herold des Fürsten, zwei Trompeter an der Spitze, alle Straßen und Plätze und verkündete an allen Kreuzwegen ein spezielles, von Balduin den Bürgern Yperns verliehenes Gesetz oder Vorrecht, welches förmlich befahl: „„Daß, um dem Mißbrauch der launigen Duelle vorzubeugen, von diesem Tag an gerechnet, kein Bewohner oder Bürger des Landes seinen Gegner in die Schranken rufen könnte, sei es zum Zweikampfe, sei es, um sich durch die Probe des Feuers, des glühenden Eisens oder siedenden Wassers zu rechtfertigen, ohne — von fünf Freunden oder Verwandten begleitet zu sein, die bereit wären, die Launen des Kampfes mit ihm zu theilen. Auf gleiche Weise sollte der Gegner unterstützt werden.““ —

Diese Maßregel wurde von allgemeinem Beifalle bewillkommt, sie bot einen Schutz gegen muthwillige Kämpfe: „Ein Narr oder Rasender,“ sagte man, „wird nicht immer fünf Wahnsinnige finden, die entschlossen sind, sich mit ihm tödten zu lassen, oder den Galgen zu wagen!“ — —

Andreas Boren wurde durch diesen Befehl Balduin's mit dem Beil nichts weniger als erfreut; er fühlte, daß er ihn in Verlegenheit bringen würde. — Am folgenden Tag stellte sich in der That der allgemein beliebte Justus Goethals noch vor der bestimmten Stunde mit fünf seiner Freunde, die seine Sache mit Feuer ergriffen hatten, ein. Aber Andreas Boren war weniger glücklich. Die Zeit verstrich. Wenn er sich um Mittag nicht einstellte, war er, da er die Herausforderung hatte ergehen lassen, entehrt und konnte den Kampfplatz nicht mehr betreten, ohne durch einen Schlag mit dem Panzerhandschuh auf jede Wange daraus verjagt zu werden. Mittag kam und Andreas Boren erschien nicht, wiewohl ihn der Kampfrichter dreimal aufrief.

Alsbald zerstreuten sich des Justus Gefährten, nachdem sie ihn beglückwünscht, um an ihre Geschäfte zu gehen. Sie hatten sich indessen noch keine fünf Minuten entfernt und Justus Goethals sich zurückgezogen, als endlich Andreas Boren mit fünf bewaffneten Männern erschien. Er entschuldigt sich über sein Säumen mit der geringen Frist, die ihm die vom Grafen erlassene Maßregel gestattet habe.

„Jeder Mann erhebt sich augenblicklich für eine gerechte Sache,“ erwiederte Justus Goethals; „die Stunde ist vorbei; meine Kämpen haben sich schon entfernt!“

„„Und Ihr seid darüber gar nicht böse!““ erwiederte Andreas Boren mit Unverschämtheit. Die Röthe stieg dem jungen Manne in's Gesicht.

„Wenn es der Herr Graf von Flandern erlauben will,“ entgegnete er, — indem er sich gegen das Fenster wandte, an dem man Balduin mit dem Beil erblickte, — „so will ich Euch Eure thörichten Worte bereuen lehren!“

„‚Die Gesetze sind heilig,‘“ sprach der Graf von Flandern, „‚und ich muß mich ihnen unterziehen; aber ich kann Euch Eure Kämpen wiedergeben. Vier Ritter zu mir!‘“

Einen Augenblick nachher reihten sich der furchtbare Balduin und vier seiner tapfersten Ritter an Justus an, der von einer solchen Ehre ganz verwirrt war.

Bei diesem Anblick fingen die fünf Begleiter des Andreas Boren an an allen Gliedern zu zittern; sie kannten die unerhörte Stärke des Grafen; unvermeidlicher Tod drohte ihnen. Nach einigen Minuten

Zitterns und Zagens warfen die fünf Kämpen, als hätten sie einen einstimmigen Entschluß gefaßt, ihre Waffen weg und ergriffen die Flucht.

„„Der Ankläger, der den Kampfplatz verläßt, **ist schuldig!**““ sagte Balduin kalt. „„Es geschehe also Gerechtigkeit!““

Einer der Ritter seines Gefolges bemächtigte sich des Andreas Boren, schleppte ihn zu dem Fuße des Galgens, schlang ihm einen Strick um den Hals; dann zog er ihn mit den Worten in die Luft: — „„Gerechtigkeit ist geschehen!““ —

Diese erschreckende Gerechtigkeit brachte die zahlreichen Zuschauer in Bestürzung.

„Großer Gott!“ sagten die jungen Yperner; „man wird sich also nicht mehr schlagen können!“

„„Das gerade wollen Wir!““ sagte der Graf.

Und er kehrte ruhig in sein Schloß zurück, während Andreas Boren seinen Todeskampf vollendete. —

Justus Goethals selbst war von dieser ganzen Scene so betroffen, daß seine, an dem Gaumen klebende Zunge keinen Ton hervorbringen konnte. Er eilte zur Wohnung Helly's, die keine so grausame Genugthuung erwartete und die sich eines wehmüthigen Seufzers nicht erwehren konnte. — Wenige Tage nachher empfing das so schwer geprüfte Brautpaar den Segen der Kirche. —

Länger als ein Jahr sah man kein öffentliches Duell mehr in Ypern, dieser Stadt, die vor dem Erlaß vom 17. October 1116 deren fast täglich beweinte. —

---

188. Das Interdict von Frankreich im Jahr 1200. *)

(Aus: Geschichte Papst Innocenz des Dritten von Friedrich Hurter.)

Nachdem die Versammlung der Bischöfe zu Dijon sieben Tage gedauert hatte, verkündete um Mitternacht der dumpfe Hall der Glocken den Zustand eines mit dem Tode Ringenden. Schweigend zogen bei Fackelschein die Bischöfe und Priester in die Domkirche. Die Stifts-

---

*) Es wurde vom Papst Innocenz III. endlich ausgesprochen, weil, trotz aller vorausgegangenen väterlichen Ermahnungen, Philipp II., König von Frankreich, seine rechtmäßige Gemahlin Ingeburg verstoßen und in ehebrecherischem Umgange mit Agnes von Meranien lebte. Das Ereigniß ist geschildert im I. Bande des Anekdoten-Schatzes Nr. 324, I.

herren erhoben in dem Trauergesange „Herr Gott, erbarme dich unser!“ zum Letztenmale ihr Flehen zu dem Vater aller Barmherzigkeit für die Schulderfüllten; ein Schleier bedeckte das Bild des Gekreuzigten, die Ueberbleibsel der Heiligen waren in die unterirdischen Grüfte geflüchtet, die Flammen hatten den letzten Rest des geweihten Opferbrodes verzehrt. Da trat vor allem versammelten Volk in violetter Stola, wie am Leidenstage des Weltheilandes, der Legat hervor, und sprach im Namen Jesu Christi über das ganze Gebiet des Königs von Frankreich das **Interdict**, so lange er seinen Umgang mit Agnes von Meranien nicht aufgeben würde. Seufzen schwebte durch die Hallen der Kirche, unterbrochen von dem Schluchzen der Weiber, Greise, Kinder; der große Tag des Gerichts schien angebrochen, die Gläubigen sollten fortan vor Gott treten, ohne der Fürsprache der Kirche sich getrösten zu dürfen.

So glich nun durch Frankreich ein Tag dem andern. Entzogen war den Gläubigen, was der Seele in den Wechselfällen des Lebens die sichere Richtung verleihen, in den Kämpfen des irdischen Daseins das Gemüth emporheben soll. Wohl ragte aus den niedrigen Wohnungen der Sterblichen das Haus hervor, in dessen Räumen so manches sichtbare Sinnbild die Herrlichkeit des unsichtbaren Gottes und seines ewigen Reiches darstellte; aber es glich einem gewaltigen Leichnam, aus welchem jede Lebensregung entflohen war. Nimmer weihte der Priester das Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn zur Erquickung gläubiger Seelen. Verstummt war der Feiergesang der Diener Gottes, kaum daß einigen Klöstern gestattet war, ohne alles Beisein von Laien, in leiser Stimme, bei uneröffneter Thür, auch wohl nur in mitternächtlicher Einsamkeit zum Herrn zu flehen, daß seine Gnade die Gemüther zur Buße wecken möchte. *) Zum Letztenmale hatte die Orgel durch die Wölbungen gerauscht; Grabesstille herrschte, wo sonst in Preis und Verherrlichung des Ewigen die Gemüther aufgejubelt. Unter Trauergebräuchen wurden die Lichter gelöscht, als wäre in Nacht und Dunkel fortan das Leben gehüllt; an die Erde wurden die Bilder des Gekreuzigten gelegt, und die Ueberreste frommer Glaubenshelden, als flöhen sie das entartete Geschlecht, in ihren Schrein verschlossen.

Die Verkündigung der Heilswahrheiten, welche dem Leben Lust und Muth verleihen sollen, dem freundlichen Stern zu folgen, dessen Strahlen in so manchen Gebräuchen das Gemüth erleuchten, hörte

*) Diese Vergünstigung, welche einzelne Klöster erhielten, „das Officium mit leiser Stimme zu sprechen,“ scheint aus der Absicht hervorgegangen, ein Land doch nicht aller Erflehung göttlicher Gnade zu berauben. —

auf, und Steine, in der letzten Stunde, da das Heiligthum noch offen stand, von der Kanzel geworfen, sollten die bebende Menge erinnern, so habe der Höchste sie von seinem Angesichte verworfen, die Thore der ewigen Gottesstadt verschlossen, wie der Hüter die Pforten seines Hauses auf Erden schloß. Trauernd wandelte der Christ seines Weges vorüber an dem Tempel; nicht einmal ein flüchtiger Blick in das Innere, wo so oft sein Herz die segnende Nähe seines Herrn empfunden, konnte auch nur für den Augenblick seine Sehnsucht stillen; die Pforten blieben verschlossen. Selbst von außen war ihm Alles entzogen, wodurch er sonst zu gottgefälligem Eintritt sollte gestimmt werden. Nimmer quoll Trost, Vertrauen und Muth aus dem Anblick des Gekreuzigten; ein Schleier entzog sein Bild dem Auge der Unwürdigen. Nimmer schauten sie jene Erzväter und Propheten, jene Evangelisten und Kirchenlehrer, jene Glaubensboten und Gottesstreiter, jene Blutzeugen und Bekenner, deren hehrer Chor unter den Hallen des Gotteshauses diese gleichsam zur Thür des Himmels weihte; auch ihre Bilder waren verhüllt. Nur jene Mißgestalten, in denen der Mensch den entehrenden Ausdruck seiner verdammlichen Sünden beherzigen soll, grinsten von den Gesimsen und Dachrinnen auf ein Volk herab, dessen unwürdiges Dasein, von dem Heiligthum abgewendet, in scheußliche Entartung versunken schien. Kein Glockenklang, als etwa einmal die dumpfen Schläge einer Klosterglocke beim Hinscheiden eines Bruders, erinnerte an das Voraneilen auf der Laufbahn, an das geheimnißvolle Ziel, an die höheren Bedürfnisse der Seele.

Das Leben, in allen seinen bedeutungsvollen Wendungen sonst geheiligt durch die Kirche, erschien jetzt abgetrennt von ihr; der Sonnenglanz höherer Weihe war erbleicht und das irdische Dasein blieb ohne Vermittlung mit dem himmlischen. Wohl fand das Kind noch Aufnahme in den göttlichen Gnadenbund, aber gleichsam nur als hinwegeilend, und den Tag, welcher sonst durch alle Stände die Eltern zu frohem Jubel geweckt hätte, umgab jetzt düsteres Schweigen. Auf Gräbern, anstatt am Altar, wurde zwischen den Todeswürdigen das Band der Ehe geknüpft. Dem beladenen Gewissen ward oft keine Milderung durch Beichte und Lossprechung; dem Bekümmerten kein Trost durch des Priesters Wort; dem Hungrigen nicht gereicht die Speise des Lebens; Niemandem das Weihwasser gespendet. Nur im Vorhof, und einzig des Sonntags, durfte der Priester das Volk zur Buße mahnen; dieses bloß im Trauergewand, aus der Ferne gegen das verschlossene Heiligthum gerichtet, zum Herrn seufzen. Nur insgeheim, ob ihm Gott noch gnaden möge, wurde dem Sterbenden die letzte Wegzehrung von dem Priester einsam in der Morgenfrühe

des Freitags geweiht, dargereicht, den Todten aber (außer Priestern, Bettlern, fremden Pilgern und Solchen, die mit dem Kreuze bezeichnet waren) die geweihte Erde, oft sogar jedes Begräbniß geweigert. Selbst der Freund durfte den Freund nicht bestatten, Kinder ihre hingeschiedenen Eltern nicht mit einer Handvoll Erde bedecken, und der Leichnam des Fürsten fand keine größere Gunst als der des Aermsten. In die Sterbeverzeichnisse der Klöster wurden die Namen weder der Herren, noch der Knechte eingetragen, und erst mußte entweder von den gesammten Todten, oder von den einzelnen Leichnamen der Bann genommen sein, wenn endlich die sterblichen Reste geweihter Erde übergeben werden sollten.

Jene großen Feiertage, die Glanzpunkte des christlichen Lebens, an welchen zu den Tempeln von allen Seiten die Schaaren hinaufwallten, welche den Herrn und den Vasallen an den Altären vereinigten und den geistigen Frohsinn, ob der erneuerten Zuversicht gewonnener Gnadengüter, in äußerer Freudigkeit hervortreten ließen, wurden zu Trauertagen. Düster bewegte sich die Menge in ihren Kreisen, und dem Hirten floß die Zeit so kummervoll und betrübend dahin, als der Heerde. — Auch die Farben des äußeren Lebens schienen verblichen. Saitenspiel und Festgelage, jeder gesellige Verkehr und aller Schmuck des Körpers, oft sogar dessen bessere Pflege, waren verschwunden, allgemeines Fasten an ihre Stelle getreten, und Handel und Verkehr mit den aller Gemeinschaft der Christen Unwürdigen hatte aufgehört. Mit dem allgemeinen Erwerb litten die Einkünfte des Landesherrn empfindlichen Abbruch. Gewissenhafte Schreiber verschwiegen in den öffentlichen Urkunden den Namen des Fürsten, als nicht werth, genannt zu werden, und bezeichneten solche Zeit nur durch die Herrschaft Christi. Sogar in der unterbrochenen Fruchtbarkeit der Erde und in mancherlei Unfällen glaubte man das Aufhören des göttlichen Segens für solche Landschaften wahrnehmen zu müssen. Dann erst sollten diese Trauertage fröhlicherer Zeit weichen, wenn die Ursache, derenwegen sie verhängt worden, gehoben wäre. —

Es hielt nämlich jene Zeit Fürst und Volk für ein unzertrennliches Ganzes und die Tugenden des Einen für Tugenden des Andern, die Sünden des Einen für Sünden des Andern, und ungetheilt empfanden so Haupt als Glieder Segnungen wie Strafen. Gegen unziemliche Anmaßungen oder öffentliches Aergerniß der Fürsten hatte das Oberhaupt der Kirche j e n e s Strafmittel eintreten lassen, in Hoffnung: es würde Mitleid über den Zustand des Volkes jenen Sinn mildern und die allgemeine Sehnsucht nach den vorenthaltenen höheren Gütern Das wirken, wozu Waffengewalt nie sie zwingen

könnte.*) Es war kein verwerflicher Straf-Ernst, der, an das Edlere im Menschen sich haltend, meinte: bei dem Klagen der Greise, dem Jammer der Eltern, dem Trauern des Landes, dem Seufzen eines ganzen Volkes, welches um des Fürsten willen von dem Himmel getrennt, die segnende Milde an seinen zurechtweisenden Ernst vertauscht hatte, möchte auch des Königs Herz nicht unempfindlich bleiben, und erreicht werden, was den Bitten, Mahnungen, Drohungen des allgemeinen Vaters der Christenheit unmöglich geblieben. Er gründete sich auf die Voraussetzung, — daß auch in der Könige Brust ein Christenherz schlage und daß es für ihr Volk, wie in Vätern für ihre Kinder, schlage. —

---

189 — 191. Ladungen vor den Richterstuhl Gottes.

1. In der nordischen Geschichte soll die Königin Margarethe von Dänemark, welche im October 1412 starb, eine solche Ladung binnen drei Tagen erhalten haben.

Eine Hamburger Chronik erzählt wie folgt:

Margarethe regierte viele Jahre und stand ihren Reichen vor in Frieden und Weisheit. In den letzten Jahren aber wurde sie totale wunderlik unde verkere. — Als sie in Flensburg, das in die Hände ihrer Gegner gekommen, wieder einzog, ließ sie schnell alle Diejenigen aufgreifen, welche ihr als Verräther waren vermeldet worden. Einen Theil davon ließ sie köpfen, einen Theil radebrechen, einen Theil hängen. Auch zwei Priester ließ sie greifen und den Einen köpfen, den Andern hängen. Als der fromme Priester zum Galgen in's Leiden gehen sollte, da sprach er feierlich zu der Königin: „Du hast mich zu diesem schmachvollen Tode verdammt; ik beswere dy unde lade dy vor den strenghen Richter, dat du binnen dreen daghen uns volgest, unde ghewest my Rede vor dissen smeliken Dot, den du my nu andeihst!" — Danach am dritten Tage starb die Königin auf einem Schiffe. —

2. Ein anderes Beispiel findet sich in Detmar's Lübecker Chronik, welche erzählt:

Um das Jahr 1424 lebte in Livland ein junger Kaufmann aus Lübeck mit Namen Marquart Clempouwe. Dem wollte der Meister von Livland, Herr Sivert von Spanheym, eine übel-

---

*) In Anwendung dieses Züchtigungs-Mittels hatte die Kirche darauf gezählt, daß die Entbehrung kirchlicher Gnaden dem Christen peinlicher sein würde, als Mangel und Leiden des Körpers.

berüchtigte Frau zur Ehe geben. Allein Marquart wollte sie nicht nehmen. Darob verklagte die Frau diesen Mann bei demselbigen Meister und legte ihm fälschlich Dieberei zur Last. Der Meister ließ den Kaufmann greifen und gefangen legen; und obwohl sich derselbe entschuldigte und klar seine Unschuld darthat, auch viele gute Leute für ihn baten, so richtete der Meister ihn doch unrecht zum Galgen. Als Marquart bei dem Galgen stand und sterben mußte, da rief er mit lauter Stimme, daß alles Volk es hörte und Viele davon weinten, und sprach: „Da ich von diesem irdischen Richter mit Unrecht zum schmachvollen Tode verurtheilt bin, so bringe ich mein Recht vor den ewigen, wahren Richter, und lade vor seinen Richterstuhl den ungerechten Richter, Sivert von Spanheym, den Meister von Livland, daß er am dritten Tage dort komme und höre ein recht Urtheil!" — Als Marquart das gesagt hatte, da ward er gehenkt und starb, und der Meister Sivert blieb bei seinem Sinn. — Als aber der dritte Tag erschien, da ward er hastig siech; und als seine Diener zu ihm kamen, sprach er mit bebender Stimme: „„Bittet Alle zu Gott für mich, denn ich muß von hinnen, zu Dem, der mich geladen hat, und hier ist keine Hoffnung des Lebens!"" — Also verkehrte er seine Augen und Angesicht und starb. —

3. Sanct Benno war ein Bischof in Meißen und hat seinem Bisthum vierzig Jahre mit solch heiligem Wandel vorgestanden, daß er mit großen Wunderzeichen leuchtet. Darunter ist das Folgende nicht das Geringste:

Otto Markgraf in Meißen zog widerrechtlich die Kirchengüter des Bisthums an sich. Sanct Benno ermahnt' ihn freundlich, dieselben wieder zu erstatten, sprach dabei, falls er das nicht thue, gäbe es einen gerechten Richter, bei welchem man Recht suchen müsse; der wisse wohl um all Unrecht und räche es zu seiner Zeit. Der Markgraf, der ein wilder Mensch war, nahm die Zurede übel auf und gab dem heiligen Benno einen Backenstreich. Darauf sprach Sanct Benno: „Von heut ab über's Jahr eben auf diese Zeit wird Gott diese Unbild rächen!" — Der Markgraf lachte deß und sprach: „„Sage mir, Bischof! wer hat dich zum Kanzler im Himmel bestellt? Oder bist du unsers Herrn geheimer Rath?"" — Nicht lang danach fing Sanct Benno an zu kränkeln und endete nicht lang darauf im Gebet sein Leben. Das war im Jahr Christi 1106. — Als nun das Jahr herum war und der von Sanct Benno bestimmte Tag erschien, da sprach der Markgraf: „„Sehet, heut ist der gefährliche Tag, mit dem Benno mir gedroht hat; er ist fast herum und mit ihm auch die Weissagung hin!"" Kaum hatt' er aber die Worte aus dem Munde, als er jählings zu Boden stürzte und schrie,

man sollte ihm helfen. Aber der Tod that das Seinige, er riß den seufzenden und streitenden Markgrafen vor's Gericht, wie Sanct Benno geweissagt. —

192. Spott mit der Ladung vor Gottes Gericht.

(Aus: Lübische Sagen von Dr. Ernst Deecke.)

Um das Jahr 1450 hat sich zu Lübeck eine wunderbarliche, denkwürdige Historia zugetragen, wie feine, alte, glaubwürdige Bürger erzählen, die von ihren auch glaubwürdigen ehrlichen Eltern gleichergestalt und so berichtet worden:

Wie Herr Geverdes bei dem richterlichen Amt gewesen, soll in seinem Haus auf dem Klingberg einmal eine Kagel (Haube) mit Perlen bestickt verloren sein. Da nun eben zu der Zeit ein Handwerksmann, des Herrn Gevatter, in dem Hause gearbeitet, ist dieser des Diebstahls bezichtigt und darauf eingezogen worden; hat nachher auch in der Pein nicht bekannt, daß er's gethan, und zum Höchsten für sein Leben gebeten, weil er ja noch des Herrn Richters Gevatter wäre. Aber der Richter hat ihn mit rauhen, harten Worten angefahren: „Daß er henken solle, und wenn er auch noch einmal sein Gevatter wäre." —

Da ihm nun sein Urtheil gesprochen und er wieder vom Gerichte gehen sollen, hat er zum Richter also gesagt: „„Herr Gevatter, weil ich ja sterben soll und muß, so fordere ich Euch, binnen dreißig Tagen hienach, vor das strenge Gericht Gottes; da sollt Ihr mir Rechenschaft geben wegen dieses meines unschuldigen Todes!"" Und ist damit hinausgeführt und in den Galgen gehenkt. —

Aber nur wenige Tage darauf hat man die verlorne Kagel hinter der Bank gefunden, um welcher willen dennoch der unschuldige Mann als ein Dieb gehenkt worden. —

Als nun der dreißigste Tag herankam, ist Herrn Geverdes die Reue hart zu Herzen gegangen und das Gewissen wach geworden; also daß er weder essen, noch trinken, schlafen oder wachen können.

Indem kommt sein vieljähriger Diener wieder heim, der etlicher Schulden halber eine gute Weile außen gewesen und nichts von dieser Historie gewußt. Der siehet die mächtige Angst und Schwermuth an seinem Herrn, tritt zu ihm und fragt: „Was doch sein großes Anliegen sei; ob er nicht Geldes und Gutes die Fülle und Alles zur Genüge habe; was ihm denn mangele? Das möchte er auf Treu und guten Glauben gar gern von ihm erfahren."

Der Herr seufzet tief genug und spricht: „„Die Zeit sei nahe herbeikommen, daß sein Gevatter ihn vor Gericht zu erscheinen gefordert habe.""

„„Ei,"" sagte sein Diener, „„der Herr wolle sich die Phantasei aus dem Sinne schlagen; was will Er mir geben, so will ich die Sache auf mich nehmen?"" — Der Herr fragt ihn: „„„Was er zu haben begehre?""" Spricht der Diener: „„Der Herr gebe mir ein gut leidisch Tuch, so will ich's Alles auf mich nehmen."" Da sagt der Herr: „„„Ja, gehe nur hin und nimm Dir das Beste von allen leidischen Laken, so in meinem Hause vorhanden sind.""" —

Wie nun dieser gottlose Vertrag gemacht ist, läßt Herr Geverdes seine Freunde gegen Abend zu Gast laden, und sie sind lustig und guter Dinge miteinander. Endlich hat sich ein Jeder, da es Mitternacht worden, nach Hause verfügt und ist des Herrn **Diener** auch zu seiner Schlafkammer gegangen, und hat wenig oder gar nicht daran gedacht, was er vergangenen Tages seines Herrn halber auf sich genommen.

Da ist aber um Mitternacht ein solches Gerumpel und Poltern auf seiner Kammer gewesen, daß alle Schlafenden im Hause davon wach geworden; doch hat Keiner wagen dürfen, hinzugehen und zu vernehmen, was da vorhanden.

Erst am lichten Morgen haben sich Etliche hinaufgemacht und des Herrn **Diener** in seiner Kammer auf der Erde liegend gefunden mit umgedrehtem Hals und dermaßen zerquetscht, daß kein Glied das andere berührt hat.

Ueber dieses Ereigniß ist das ganze Haus bestürzt und erschrocken; wie oft man aber von der Wand oder Mauer das angespritzte Blut mit nassen Tüchern abwischen wollen, ist es doch unmöglich und umsonst gewesen, daß man's auslöschen können. —

Lange Jahre hernach hat dieses Haus bewohnt Herr Andreas Lunte, der auch in demselben geboren. Dieses Mutter hat in ihrem Wittwenstand das angespritzte Blut mit gutem Weißkalk überstreichen lassen; aber es ist allewege wieder durchgeschlagen und hat sich nicht wollen auslöschen lassen.

Auch das Poltern hat man Abends 11 Uhr in den Nachbarhäusern noch lange Zeit deutlich gehört. —

Herr Geverdes aber hat sein Leben lang wenig Ruhe gehabt. Da er gleichwohl ein reicher Mann und unbeerbt war, hat er ein Testament gemacht, darin er unter andern der Stadt zum Besten das Holstenthor mit den zween Spitzen zu bauen verordnet; das ist Anno 1477 geschehen.

Weil er aber gar elendiglich am Aussatz gelitten, hat er zu Kleinen-Grönau das Siechenhaus für 12 Sieche, 6 Manns- und 6 Frauenspersonen, gestiftet; darin er selbst verstorben und einen Priester gesetzt, der für seine Seele bitten sollte. —

193. Das Modell vom Tempel Salomo's.

(Aus: Neues Gemälde von Dresden von W. A. Lindau.)

In dem Pavillon über der Wendeltreppe des sogenannten „Zwinger-Gebäudes" zu Dresden befinden sich die sehenswerthen Modelle von dem Tempel des Königs Salomo zu Jerusalem und der Stiftshütte in demselben, ebenso das Modell von einer Juden-Synagoge.

Den Tempel ließ der hamburgische Rathsherr Schott zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nach der Bibel und den Erklärungen des spanischen Jesuiten Villalpandi, unter dem Beirathe berühmter Gelehrten und Baumeister, mit einem Aufwande von 50,000 Thalern, in einer Zeit von zwölf Jahren, durch den Baumeister Erasmus verfertigen. — Der Kaiser von Rußland, Peter I., bot für den Tempel und die Stiftshütte, die aber offenbar von einem andern Meister ist, 60,000 Rubel; Schott's Erben verkauften jedoch später an den König von Sachsen, August II., für 18,000 Thaler beide Werke, die alsdann im Jahre 1733 nach Dresden kamen. — Das Modell des Tempels ist mit der eigensinnigsten Genauigkeit und Sorgfalt, sogar von den, in der biblischen Urkunde angegebenen Holzarten, in verjüngtem Maßstabe — die Elle zu 1/4 Zoll — gearbeitet. Es ist mit den drei Vorhöfen und den Umgebungen 19 Fuß lang und breit. Der Tempel enthält 6736 nett gearbeitete Säulen und fast eben so viele geflochtene Drahtfenster. Das Allerheiligste ist mit vergoldetem Silber bedeckt, das Brustbild des Hohenpriesters mit Edelsteinen besetzt. Ein Flügel des Modells kann auseinander genommen werden, um das Innere zu zeigen. —

In der Stiftshütte sieht man Alles, was zum hebräischen Gottesdienste gehörte. Die Figuren der Priester und Leviten in der Stiftshütte und im Vorhofe sind aus Olivenholz geschnitzt. —

Um das „Juden-Kabinet" (wie man es sonst nannte) zu ergänzen, ließ August II. von dem Lehrer der morgenländischen Sprachen in Leipzig, mit Namen Walich, einem ehemaligen Juden, auch noch eine Synagoge für 2000 Thaler verfertigen, worin sich Alles findet, was zu dem heutigen jüdischen Gottesdienst und dem Ceremonial-Gesetze gehört. —

---

194. Die Abnahme Christi vom Kreuz am Egsterstein in Westphalen.

(Nach Dr. Ferdinand Pieper.)

Eines der merkwürdigsten Denkmäler der christlichen Kunst im Mittelalter ist die Kreuzabnahme am Egsterstein oder Externstein, einer Felsengruppe bei dem westphälischen Städtchen Horn (zwei Stunden von Detmold und vier Stunden von Paderborn).

Es ist ein Denkmal einzig in seiner Art, sowohl durch sein Alter, da es, dem Anfang des zwölften Jahrhunderts angehörend, das älteste größere Werk der Bildhauerkunst in Deutschland ist, welches eine Fläche von 16 Fuß Höhe und 12½ Fuß Breite einnimmt, — wie durch die Oertlichkeit und das Material, indem in einer langen senkrechten Felswand von grauweißem Sandstein die Figuren fast lebensgroß stark erhaben ausgearbeitet sind. Der Styl des Werks ist nach der Stufe zu ermessen, welche die Kunst in jenem Zeitalter einnahm; unter allen Umständen aber zeichnet es sich durch edle Formengebung und ebenso sinnvolle, als einfache Anordnung aus; es tritt darin aber nicht nur ein feines Kunstgefühl und eine hohe Begabung zu Tage, sondern auch eine tiefe christliche Gesinnung, und es sind große theologische Gedanken, die im engen Raum, am Kreuze Christi zusammengedrängt, aus dem Ganzen hervorleuchten.

Das ganze Bild besteht aus drei Theilen, die in der Folge von Oben nach Unten klar auseinander treten, indem sie oberwärts durch den Querbalken des Kreuzes und unten durch den Boden, auf dem dasselbe sich erhebt, getrennt werden. — Der Hauptgegenstand ist in der Mitte die Abnahme Christi vom Kreuz; aber dieses Ereigniß wird geschildert nach seinem großen Zusammenhang, wie er in die Mitte der Geschichte des Reiches Gottes tritt und die Grenzen der Erde überschreitet. Darum dehnt sich die Scene unermeßlich aus; denn — über dem Kreuz ist der Himmel offen, und unterhalb desselben zeigt sich eine Gruppe aus der Vorhölle. Damit erweitert sich auch die Handlung, unbeschadet ihrer Einheit, da der räumlichen Ausbreitung eine Zeitfolge entspricht, so daß die Hauptereignisse vom Tode bis zur Auferstehung Jesu Christi vergegenwärtigt werden. —

Werfen wir nun zuerst einen Blick auf den Mittelpunkt des Bildes.

Also zwei Männer sind beschäftigt, den heiligen Leichnam vom Kreuz herabzunehmen: Joseph von Arimathia, von dem alle Evangelien berichten, daß er den Leichnam Jesu, nachdem er ihn von Pilatus erbeten hatte, herabnahm; und Nicodemus, der nach dem alleinigen Zeugniß des Evangelisten Johannes (19, 39) zur Bestattung Myrrhen und Aloen herzubrachte. Der Eine, auf einem Sessel stehend und mit dem rechten Arm am Kreuz sich haltend, läßt mit dem linken Arm den Leichnam herabgleiten, den der Andere untertretend auf seine Schulter und in die Arme nimmt. Sorgsame Scheu und ernste Trauer spricht sich in der Haltung und den Gesichtszügen dieser Männer aus. —

Unmittelbar an diesem Werke des Mitleids und der Liebe bethei-

ligt erscheint Maria, die gebenedeite Mutter des Herrn, leise vornübergeneigt, mit den Händen das erblaßte Haupt ihres Sohnes stützend, ihren Kopf an dasselbe anlehnend: sie zeigt eben so rührende Pietät, als würdige Fassung; weder ein falscher Ausbruch des Schmerzes, noch Ueberwältigung der Empfindung zur Ohnmacht stört den frommen Liebesdienst und die ihn begleitende feierliche Stille. — Bemerkenswerth ist auch die Kleidung dieser Personen: die beiden Männer erscheinen in römischer Kriegertracht, Maria in einem deutschen Frauengewande. —

Auf der andern Seite des Kreuzes erblickt man den Jünger, den der Herr lieb hatte, durch das Buch in seiner Linken als Evangelist bezeichnet: er ist, gleich der heiligen Maria, Christo Jesu zugeneigt; das gesenkte Haupt und die erhobene Rechte deuten seine innere und innigste Betheiligung an dem Vorgang an.

So, zu beiden Seiten des Kreuzes stehend, werden Maria und Johannes ganz gewöhnlich in den Bildern dieses Zeitalters dargestellt, und bringen in Erinnerung das Vermächtniß der Sorge und Liebe, welches der Erlöser sterbend ihnen gegeben hat. —

Wenden wir uns jetzt zum oberen Theile des Bildes.

Da sieht man zu beiden Seiten des Kreuzes über den Enden des Querbalkens die Sonne und den Mond in Runden, und zwar personificirt, in menschlicher Gestalt, doch nur in halber Figur (keineswegs als Kinder), die Sonne mit sieben Strahlen, den Mond mit Andeutung einer Sichel: beide sich Tücher vorhaltend, mit dem Ausdrucke der Trauer. *) Es wird durch diese Verhüllung einestheils

*) So enthält auch ein Miniatur-Gemälde der Kreuzabnahme in einer Evangelien-Handschrift der königlichen Bibliothek zu München (Cim. 57. Bl. 108 a) die Halbfiguren von Sonne und Mond, die eine roth, mit neun Strahlen um das Haupt, die andere blau mit der Sichel, beide in goldenen Runden und das Gewand sich vor das Gesicht haltend.

Diese Vorstellung von Sonne und Mond, die bei der Kreuzabnahme nur ausnahmsweise vorkommt, ist in dieser Zeit herrschend bei der Darstellung der Kreuzigung, nachdem schon die nachweislich älteste Darstellung derselben in einem syrischen Evangelium vom Jahre 586 damit vorgegangen war, — wie unzählige Bilder der Kreuzigung in Sculpturen und Malereien vom neunten bis in's dreizehnte Jahrhundert beweisen; dabei ist häufig dasselbe Motiv ausgeführt, daß sie ihr Antlitz mit dem Gewand oder einem Tuch verhüllen, z. B. in Miniatur-Bildern der Evangelien-Harmonie Otfried's zu Wien, und im Evangelarium des Königs Ludwig von Frankreich zu Berlin, beide aus dem neunten Jahrhundert, im Evangelarium Egbert's zu Trier aus dem zehnten, in einem Missale zu München (Cim. 60.) aus dem elften, und im Evangelium im Dome zu Trier aus dem zwölften Jahrhundert.

ihre Verfinsterung bis zum Tode Jesu, anderntheils als Grund der Verfinsterung die Theilnahme und Trauer dieser Himmelskörper und mit denselben der ganzen Natur bei dem Leiden des menschgewordenen Sohnes Gottes geschildert. — Auch liegt dieser Darstellung noch ein theologischer Gedanke zu Grunde, indem man ohne Zweifel die Weissagung vom Tage des Herrn vor Augen hatte: daß wie am Tage des Gerichts über Babel die Sonne finster aufgehe und der Mond dunkel scheinen sollte (Jes. 13, 10), so dieselben am Tage des Gerichts über den Erdkreis ihren Schein verlieren werden (Matth. 24, 29. Mark. 13, 24.); — denn die Ereignisse bei der Kreuzigung wurden als Vorbilder des jüngsten Gerichts von jeher aufgefaßt.

Ferner erblickt man zwischen Sonne und Mond, aber sie überragend, in halber Figur eine ehrwürdige Gestalt mit langem Bart, das Haupt mit dem Kreuz-Nimbus geschmückt, in der linken Hand die Kreuzfahne haltend, die Rechte segnend niedergestreckt, mit einem Kind auf dem linken Arm. — Diese Gruppe weist unmittelbar auf den Tod Christi und die Worte im Munde des sterbenden Erlösers: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Denn sie bildet Gott den Vater ab, der die Seele Christi in Kindesgestalt (nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise der mittelalterlichen Kunst) in seinen Arm genommen hat. — Die erhobene Kreuzesfahne ist eine Bestätigung des Worts, welches der Erlöser am Kreuze sprach: „Es ist vollbracht!“ sie zeigt den Sieg an; mit der gesenkten Rechten aber über dem Haupte des Sohnes segnet er den Leichnam desselben und dessen Bestattung, der ja nicht im Grabe bleiben und nicht die Verwesung sehen sollte.

Das Kind im Arme des himmlischen Vaters kann indessen auch die erlöste Menschheit sinnbilden, welche durch Jesu Gehorsam und Opfertod am Kreuz, die durch die Erbsünde verloren gewesene Kindschaft Gottes wieder erlangt hat. — Dieß bezeugt der Apostel Paulus mit den Worten: „Kinder Gottes sind wir, Erben Gottes, Miterben Christi!“ Röm. 8, 17. —

Wenden wir uns auch noch zu dem unteren Theile des Bildes.

Zwischen dem Tod und der Auferstehung Christi aber, wohin die Vorstellung der oberen Abtheilung (ohne für sich den Zeitpunkt der Kreuzabnahme zu überschreiten) die Betrachtung leitet, liegt noch ein großes Ereigniß; und mit diesem hängt die untere Abtheilung, unter dem Fuße des Kreuzes, zusammen.

Es sind zwei menschliche Figuren, rechts eine männliche, links eine weibliche, — Beide kniend, die eine Hand betend erhoben. Sie sind von einem Drachen umstrickt, dessen Vorderleib und zwei Füße mit Löwenklauen vor ihnen sich zeigen. Das ist die alte Schlange,

welche die Eva verführte, und die beiden Figuren sind die Stammeltern unseres Geschlechts, Adam und Eva, die von ihr gefesselt, doch so, daß sie Blick und Hand noch erheben konnten, um Erlösung zu beten.

Diese Gruppe hängt aber mit der Kreuzigung zwiefach zusammen.

Erstens nach der Sage von dem Grabe Adams, die von den Juden auf das christliche Alterthum übergegangen (sie ist zuerst von Origenes aufgenommen und hat weiter Eingang gefunden vornehmlich bei den Griechischen Kirchenlehrern, wie bei dem heiligen Epiphanius und Chrysostomus), die auch von dem christlichen Mittelalter angeeignet ist: danach soll Adam auf Golgatha bestattet und gerade über seinem Grabe Christus gekreuzigt sein. — So ist auch öfters in mittelalterlichen Bildern der Kreuzigung unter dem Kreuze das Grab Adams, und er selbst entweder darin liegend, oder daraus hervorgehend dargestellt.

Zweitens nach der Lehre, daß Christus in dieser Zwischenzeit seiner Grabesruhe (von der jedoch nur sein Leib umfangen war) „den Geistern erschien, die im Gefängnisse waren und ihnen predigte," 1. Petr. 3, 19, nämlich den Vätern des Alten Bundes in der Vorhölle (Schoos Abraham's, Paradies, Unterwelt), unter denen vor Allen die beiden Stammeltern des Menschengeschlechts voranstehen und die auf die Erlösung durch Jesus Christus harren.

Merkwürdig, wie die Erwartung dessen an den Augenblick der Kreuzabnahme geknüpft erscheint: Adam und Eva blicken hoffend empor zu dem Sohne Gottes, ungeachtet der eben am Kreuze gestorben ist; aber ja gerade durch den freiwilligen Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater bis zum Tod am Kreuz hat der neue Adam, der Gottmensch Jesus Christus, die alte Schlange besiegt. Diese selbst hingegen scheint von Furcht gleichwie von Zorn ergriffen. Denn gewiß nicht ohne Bedeutung ist es, daß während auf der rechten Seite des Kreuzes der Leichnam herabgelassen wird, auf der linken Seite, also in der ganz entgegengesetzten Richtung, die Schlange mit ihrem Kopfe gewaltsam vorwärtsstrebt: sie merkt mit Entsetzen, daß da nahet der Sieger über Sünde, Tod und Grab, über die Hölle und den Satan, diesen höllischen Drachen. — **Das ist der Gekreuzigte**, dessen Seele in den Armen des himmlischen Vaters erscheint, und durch dessen Opferverdienst die erlöste Menschheit wieder zur Kindschaft Gottes aufgenommen worden; aber die Stunde ist da, daß er hinabkommen wird, die Riegel der Vorhölle zu zerbrechen und die harrenden Väter zu befreien. —

Von den ersten Eltern sind Sünde und Tod durch die Erbsünde zu allen Menschen durchgedrungen: jene sind die Repräsentanten der

von der Sünde umschlungenen und verderbten und von Gott losgerissenen Menschheit. Darum geht diese Alle es an, was **hier mit Zügen**, die so vielen Jahrhunderten schon Trotz geboten, **in den Felsen gegraben ist**: als eine frohe Botschaft an die draußen Stehenden, welche den alten Menschen noch nicht ausgezogen haben, und darum im Sündenelend und unter der Gewalt Satans sich befinden, — wie als eine Mahnung zum Dank, aber auch zur Wachsamkeit an die Gläubigen, die mit Christo der Sünde gestorben und mit ihm zum glückseligmachenden Leben in der Kindschaft Gottes auferstanden. Denn es werden im Allgemeinen die Grundgedanken des Evangeliums von Sünde und Tod, auch von Satans Gewalt und List, wie von der Gnade Gottes und der Erlösung durch Christum in ergreifender Weise durch dieses ehrwürdige Bildwerk dem an ihm Vorüberwallenden vor die Augen gestellt. —

195. Uralte Bildschnitzerei im Kreuzgange der Stiftskirche zu Oehringen.

In dem Kreuzgange des ehemaligen Stifts zu **Oehringen** im Königreiche Württemberg verwahrt man in einem sehr großen Kasten eine äußerst merkwürdige Bildschnitzerei, wohl eines der größten Meisterstücke dieser nun fast verloren gegangenen Kunst.

Das Ganze ist eine Gruppe von fünf Personen in Lebensgröße, deren jede in einer eigenen geschmackvoll verzierten Nische sich befindet. Die heilige Muttergottes mit dem Jesuskind, als Hauptbild, hat der Künstler in die Mitte etwas höher gestellt, und ihr zur Verherrlichung stehen zur Seite die vier abendländischen Kirchenväter St. **Gregorius der Große**, St. **Ambrosius**, St. **Augustinus** und St. **Hieronymus**. *)

Das Hauptbild, die heilige **Muttergottes**, hat in ihren Gesichtszügen etwas sehr Demüthiges und Schlichtes, die Ausprägung ihrer

*) Diese vier Väter der christlichen Vorzeit werden von den Künstlern stets in ihrem gewöhnlichen kirchlichen Ornat dargestellt: Gregorius der Große als Papst, Ambrosius und Augustinus als Bischöfe, Hieronymus als Cardinal, und Jeder mit einem Buch in der Hand. — Sie heißen auch „die vier Doktoren der Kirche.“ — Und man darf wohl sagen, daß Gregorius der fleißigste und unermüdlichste, Ambrosius der kühnste, Augustinus der geistig feurigste und Hieronymus der mildeste Arbeiter im Weinberge des Herrn gewesen. — Im Augustiner-Kloster zu Lima ist Gott Vater gemalt, eine Sonne in der Hand haltend, deren Strahlen auf diese vier Kirchenväter fallen. —

Unbeflecktheit und Gottinnigkeit. Ein großer Fleiß ist auf ihre Haare und den Faltenwurf ihres Kleides verwandt; leicht und natürlich wallt jenes über die Schultern herab und durch den letzteren läßt er die anmuthige Gestalt der hochbegnadeten Jungfrau erblicken. Auf ihren Armen trägt sie das Jesuskind mit der Dornenkrone, die jedoch nicht mehr ganz ist. Mit ihren Füßen tritt Maria auf einen abgeschlagenen Türken-Kopf und auf einen Halbmond. —

Ganz einzige Meisterstücke sind jedoch die vier Figuren der Kirchenväter, welche zu beiden Seiten Maria's sich erheben.

Märiä zur Rechten befindet sich der heilige Papst Gregorius der Große, einer der geistvollsten und kräftigsten Päpste, der zuerst England bekehren ließ. Als er zum Oberhaupte der Kirche gewählt wurde, verbarg er sich aus Bescheidenheit, aber eine Feuersäule über seinem Haupte verrieth ihn. Er zuerst nannte sich als Papst „Knecht der Knechte Gottes." Der heilige Geist pflegte ihm als Taube auf der Schulter zu sitzen und ihm weisen Rath zu ertheilen. — In diesem Schnitzwerke nun ist Gregor's Kopf schön gebildet, die Haare und der Bart sind kraus, die Stirn ist etwas erhaben und trägt die Merkmale eines hellen Verstandes und großen Scharfsinnes, Gaben, mit welchen Gottes Gnade diesen einzigen Mann seines Zeitalters so reichlich ausgestattet; die wenigen Falten seiner Stirn in Verbindung mit den scharfen Zügen des übrigen Gesichts, und die blitzenden Augen, bei welchen der Künstler den Pinsel zu Hilfe nahm, deuten auf eine erhabene Seele, auf Strenge, Ernst und eiserne Willenskraft. Er trägt auf seinem Haupt eine Krone; in seiner linken Hand hält er den Hirtenstab, und mit der Rechten hält er einen Schlüssel nebst einem aufgeschlagenen Buch. Es mag wohl die Stelle in der heiligen Schrift hier aufgeschlagen sein, wo St. Johannes die Verheißung Jesu Christi bezüglich der Einsetzung des heiligen Abendmahls erzählt und darstellt: daß man in demselben wahrhaft das Fleisch und Blut des Gottmenschen Jesu Christi zum ewigen Leben genieße. Die ganze Stellung des Körpers und die Richtung des Auges verrathen, daß er in diesem Augenblicke diese Stelle interpretire und der Welt erstaunt die Frage vorlegen will: wie sie dazu komme, an dieses Wunder der Allmacht und unendlichen Liebe Jesu nicht zu glauben? — Vermuthlich schwebte bei der Gestaltung dieses Heiligen dem Künstler das Hauptwunder dieses Mannes nach dem Herzen Gottes vor Augen, das man geradezu „das Wunder des heiligen Gregorius" nannte und der augenscheinliche Beweis der Transsubstantiation gewesen. Eine Frau nämlich, die daran zweifelte, ließ er das lebendige Christkind in der consecrirten heiligen Hostie sehen. —

Ihm zur Seite steht St. Ambrosius, Erzbischof von Mailand;

leicht wallendes Haar fließt von seinem Haupte herab und die edle Bildung der Gesichtszüge weist auf den geistvollen Gottesgelehrten hin. — Er stammte vom altrömischen Patriciat her und vereinte die Römerkraft mit der Würde des Seelenhirten. Mit ihm kam Mannheit und große Politik in die abendländische oder lateinische Kirche, während die morgenländische oder griechische von Sophisten und Schwächlingen zerrissen wurde. — Als Kaiser Valentinian und seine Mutter Justina die Arianer (Läugner der heiligsten Dreieinigkeit) begünstigten und denselben eine Kirche in Mailand übergeben wollten, weigerte sich Ambrosius standhaft, ließ sich Tag und Nacht in der Kirche belagern und gab nicht nach. Um das rechtgläubige Volk, das ihn in dieser Noth umringte, zu beschäftigen und anzufeuern, lehrte er dasselbe Wechselgesänge zwischen Clerus und Gemeinde. Als nun Kaligonus, ein Vertrauter des Kaisers, dem Erzbischof mit der Hinrichtung drohte, antwortete er: „Wenn dir Gott gestattet, diese Drohung auszuführen, so werde ich dulden, wie es einem Bischofe ziemt!" Es kam aber nicht dazu, denn die Soldaten selbst drängten sich zu der Predigt des Heiligen herbei, und der Kaiser wagte nicht, Gewalt zu brauchen. — Viele Wunder geschahen an des Erzbischofs Grabe. — Er wird oft abgebildet mit einem Bienenkorbe, weil noch während seiner Kindheit Bienen ihm Honig, das Sinnbild der Beredsamkeit, in den Mund legten. — Auch wird er zuweilen mit einer Geißel in der Hand dargestellt, zur Erinnerung, wie er im Jahr 1338 als Schutzpatron der Stadt Mailand, eine Geißel schwingend, erschien, und mit derselben in der bereits begonnenen Schlacht den Feind, Ludwig den Deutschen, hinwegpeitschte. —

Zur Linken des Hauptbildes steht der heilige Augustinus, Bischof von Hippo; er hat krauses Haar und einen krausen Bart; der Kopf zeigt den Ausdruck der Frömmigkeit und Begeisterung. — St. Augustinus ist unter den Kirchenvätern der feurigste an Geist, der gelehrteste und beredteste. Wie Paulus, so war auch er in seiner Jugend auf Irrwegen, ein Anhänger der Manichäischen Secte, ein ausschweifender Mensch. Allein durch das unausgesetzte Thränen-Gebet seiner frommen Mutter Monika und durch die erschütternden Predigten des heiligen Ambrosius, der ihn taufte, gab er sich, treu folgend dem Zuge der Gnade Gottes, dem Studium der göttlichen Dinge hin. In „seinen Bekenntnissen" entwirft er ein klares Bild seines Innern und der Zeit, in welcher er lebte. Er predigte die Demuth des unwissenden Geschöpfes vor dem allwissenden Gott, des sündigen Geschöpfes vor dem allerbarmenden Gott, während kurz vor ihm neben der Verstandes-Hoffart der über die Geheimnisse Gottes grübelnden Sektirer auch noch die Tugend-Hoffart der Pelagianer

aufgekommen war, die sich einbildeten: der Mensch sei (trotz des Sündenfalles der ersten Eltern, von welchen er abstammt) von Natur vortrefflich, ja göttlich, und könne durch eigene Kraft und eigenes Verdienst die höchste Stufe der Heiligkeit erreichen. Solchem Dünkel gegenüber, der nur die erbärmlichste Charakterschwäche und sinnlichen Lüste maskirt, und durch den die Lehre des Gottmenschen Jesus Christus, des Welterlösers, verfälscht und geschändet wurde, war nichts dringender nöthig, als Demuth zu predigen und die Menschen an ihre ganze durch die Erbsünde ihnen angeborene Schwäche zu erinnern. Daher auch Augustinus überall so ausdrücklich die Erbsünde und ihre traurigen Folgen im Menschengeschlecht hervorhob. — Er ist der Patron aller Theologen. — Das Attribut des heiligen Augustinus ist ein brennendes Herz, sinnbildend seine heiße Liebe zu Gott, kraft seines eigenen, eben so rührenden, als erhebenden Ausspruches: „Ruhelos ist des Menschen Herz, bis daß es ruht in Gott, der es für sich erschaffen hat!“ —

Die letzte Figur zur linken Hand ist der heilige Hieronymus; nach St. Gregorius unstreitig das schönste Bild der ganzen Gruppe. Er hat keinen Bart, weßhalb der Künstler desto mehr Fleiß auf die Gesichtszüge verwenden mußte; man sieht ihm an: er ist ein Mann von Genie und Kenntnissen, aber nun alt und voll Heimweh nach den Hütten des ewigen Lebens. Gesicht und Hände sind zart gearbeitet. Er trägt einen Pilgerhut, der sehr schön geschnitzt ist; die erst unterhalb der Brust zusammengeknüpfte Schnur des Hutes hat der Künstler so fein gearbeitet und verziert, daß man nur durch Berührung derselben sich überzeugen muß, wie sie nicht von Leder oder aus Schnüren geflochten worden, sondern aus Holz besteht. Ein junger Löwe hüpft an ihm hinauf, und der Heilige erwiedert mit der Hand seine Freundlichkeit. — St. Hieronymus, geborner Dalmate, vornehm und gelehrt, war ein christlicher Cicero. Das größte Ansehen erwarb ihm seine lateinische Bibel-Uebersetzung. Er führte gleichsam Jesum Christum bei den lateinisch redenden Völkern ein, wie ihn St. Johannes der Täufer zuerst den Juden verkündet hatte. Deßhalb wird St. Hieronymus öfter als Nachfolger des Erlösers mit St. Johannes als dem Vorläufer desselben dargestellt. Daher auch die Uebereinstimmung im Einsiedler-Leben Beider. Auch der heilige Hieronymus lebte in der Wüste, wo ihn einmal ein himmlischer Posaunenschall erschreckte und wo sich ein Löwe zu ihm gesellte, dem er einen Dorn aus der Tatze zog, und der ihm fortan wie ein Hund folgte; auch auf den Bildern, wo er im vollen Purpur-Ornat eines Cardinals erscheint, hat er den Löwen bei sich. Zur Buße pflegte er sich mit einem Stein auf die Brust zu schlagen. —

Diesen fünf Nischen dient eine sehr reiche gothische Verzierung zur Bedachung, und man muß staunen darüber, daß es je menschliche Hände gab, welche so etwas Herrliches verfertigen konnten. Ueber jeder Figur prangt ein gothisches, zierlich geschnitztes Knospen-Thürmchen, dessen Hintergrund mit Laubwerk ausgefüllt ist. — Die einzelnen Theile dieser etwa vier Schuh hohen Zierathe verflechten sich so wunderbar ineinander, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll — die Ausdauer und höchste Geschicklichkeit, oder den Geschmack des Künstlers? — Dieß ganze Kunstwerk hat eine Höhe und Breite von etwa vierzehn Schuhen, und man kann nach diesem bedeutenden Umfange die Wirkung des Ganzen auf ein frommes und kunstliebendes Auge berechnen. — An der einen Seite erblickt man das Wappen des Grafen von Hohenlohe und an der andern das der Grafen von Württemberg. — Die Holzart, aus der das Kunstwerk geschnitzt ist, bezeichnen Sachkundige als Cedernholz, da man jetzt, also nach Jahrhunderten, auch nicht einen einzigen Wurmstich daran zu erkennen vermag. —

Kein schriftliches Dokument besagt, wer der Meister und die Stifter dieses religiösen Kunstwerkes gewesen. Die beiden Wappen und der Halbmond mit dem Türken-Kopfe sind die einzigen Spuren, an die sich jedoch nur Vermuthungen über das Alter und die Stifter dieser Bildschnitzerei anreihen lassen. — Zwar schon im vierzehnten Jahrhundert war eine Gräfin Adelheid von Württemberg an einen Hohenlohe'schen Grafen verheirathet; allein diese können wohl nicht die Stifter sein, indem zu jener Zeit in Deutschland kaum die ersten Anfänge der Bildschnitzerkunst gemacht wurden und offenbar das Stück aus der Blüthezeit dieser Kunst hervorgegangen. Vermuthlich war daher der Graf Kraft von Hohenlohe und Ziegenhain mit seiner Gemahlin Helene, einer Tochter des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von Württemberg, mit der er sich im Jahre 1476 vermählte und durch welche er der Stammvater des Hohenlohe'schen Hauses wurde, der Stifter dieses Kunstwerkes. — Er hat sich hauptsächlich gegen Oehringen sehr freigebig gezeigt, war ein frommer Mann und unternahm mit dem Grafen von Württemberg Eberhard im Bart eine Wallfahrt nach Jerusalem. Er starb im Jahre 1503. Eine kurze Inschrift in der Stiftskirche selbst zeigt seine Grabstätte. Auf ihn und seine Gemahlin deuten demnach die beiden Wappen auf dem Kunstwerke. —

Der Halbmond mit dem abgehauenen Türkenkopf deutet auf die traurige Zeit der kraftlosen Regierung des Kaisers Friedrich III., vom Jahre 1440 bis 1493, während welcher die Türken Constantinopel eroberten und dem griechischen Kaiserthum ein

Ende machten. Der Schrecken hierüber war in Deutschland sehr groß, man befürchtete eine allgemeine Unterjochung durch die Türken, die jedoch nicht zur Ausführung kam. Ein Halbmond mit einem abgeschlagenen Türkenkopfe zu den Füßen Maria's sollte den damals so sehnlich gewünschten Sieg des Christenthums über den Mohamedanismus andeuten; ein Symbol, das um so weniger befremden wird, wenn der Stifter des Kunstwerks selbst beim heiligen Grabe die Entweihung desselben gesehen hatte; auch war schon im Jahr 1481 der genannte Graf Kraft von Hohenlohe bereit, sich mit zwölf Männern und zwölf Pferden dem Zuge wider die Türken anzuschließen. —

Ueberhaupt ist das ganze Kunstwerk mit einer Vollendung ausgearbeitet, die auf das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hinweist, wo die Bildschnitzerei ihren höchsten Höhepunkt erreicht hatte.

Diese unschätzbare Bildschnitzerei soll ehedessen auf dem Hochaltar gestanden haben, wo sie gewiß eine treffliche Wirkung hervorgebracht haben muß. Jetzt steht sie im Kreuzgang des an die Kirche stoßenden Stiftgebäudes, sorgsam aufbewahrt und vor unheiligen Händen gesichert. — Wie sie sich aus den schauderhaften, weil greuelvollen Zeiten der Bilderstürmerei und des dreißigjährigen Krieges bis in unsere Zeit, und zwar so ganz unversehrt gerettet hat, ist unerklärlich. —

Die Sage unter dem Volk erzählt: das Kunstwerk habe einst den Schönthaler Mönchen so sehr eingeleuchtet, daß sie sich erboten hätten: gegen Ueberlassung desselben an ihr Kloster, auf dem Wege von Oehringen nach Schönthal (der eine Strecke von vier Stunden beträgt) eine Reihe von Großen-Thalern zu bilden. —

---

196. Die Fenster-Rose an der St. Catharinen-Kirche zu Oppenheim am Rheine. *)

(Auszug aus: Die St. Catharinen-Kirche zu Oppenheim. Ein Denkmal deutscher Baukunst aus dem 13. Jahrhundert von Dr. Franz Hubert Müller.)

Das oberste Fenster in der rechten Abseite ist eine sogenannte Rose. Seine Construction geht nämlich aus einem Mittelpunkt aus und wird von einem Kreis eingeschlossen. Durch den auf diesen Kreis gestellten Spitzbogen aber und die unten rechts und links angefügten Ecken wird die äußere Form dieses Fensters mit den übrigen Abseiten übereinstimmend. Die Construction der Rosen zeigt sich an den Kirchen des deutschen Baustyles zu öfteren und in den

*) Diese Kirche ist im Besitze der Protestanten.

mannigfaltigsten Formen; besonders aber sind sie als eine Zierde an den Giebelfeldern angewendet. So sieht man eine der vorzüglichsten am Münster zu Straßburg.

Aber auch die erwähnte Rose an der Kirche zu Oppenheim gehört zu den schönsten in ihrer Art; ihre Construction ist mit den zartesten Gliedern auf eine sehr sinnige Weise durchgeführt und bei dem äußeren Schein von Leichtigkeit sind dennoch diese Glieder zu starken Massen verbunden und haben sich nun schon über fünfhundert Jahre lang erhalten. Aus einem Zirkelrund von 1 Fuß 9 Zoll im Durchmesser, welche eine aus dem Fünfeck entstehende Bogen-Verzierung enthält, entspringen zwanzig Radien, die sich in Spitzbogen, aus dem Dreieck gezogen und mit kleineren Bogen verziert, vereinigen. Vier dieser Abtheilungen werden ferner wieder von einem Halbzirkel aufgenommen, deren fünf ebenfalls in dem Pentagon ihren Mittelpunkt finden und die Verbindung der innern Construction mit dem äußern Kreise bewerkstelligen. Kleinere Constructionen aus dem Viereck und kleine Zirkel füllen den noch übrigen Raum zwischen den fünf Halbzirkeln aus.

Was die Erfindung dieser Rose betrifft, so glaube ich, daß dabei der Meister vorzüglich die Aufgabe zu lösen hatte, eine Zusammenstellung von Wappen anzubringen, deren Eigenthümer zu einem ausgezeichneten **Vereine** gehörten und an diesem Ort eine vorzügliche Berücksichtigung in Anspruch zu nehmen hatten. — Wir sehen daher als Mittelpunkt das Wappen der freien Reichsstadt Oppenheim, den kaiserlichen Reichsadler in goldenem Feld, umgeben von der Heil verkündenden Construction aus dem Fünfeck. Zwanzig Wappen, jedes in einem weißen Zirkelrund, bilden darum, gegen den Schluß der Radien, einen glänzenden Kreis; und sind wieder von Halbkreisen nach dem erwähnten Pentagon umfaßt. Doppeltes Heil umgiebt also, durch den Verein dieser Wappen, jenes der Stadt. Eingeschlossen sind darin noch fünf andere Wappen, die durch ihre Construction aus dem Viereck, indem sie jedesmal zu einer Abtheilung von vier der Wappen des Kreises gehören, als die der Vorgesetzten derselben betrachtet werden könnten. Auch die Abtheilungen außer dem Kreis enthalten noch Wappen, deren Inhaber demnach nicht zu dem engeren Verein gehört zu haben scheinen. — —

Bei der Ungewißheit über die Namen der meisten hier dargestellten Wappen — war es mir indessen lieb, den Zweck ihrer Vereinigung noch in einem andern Umstand ahnen zu können, in der größeren Construction nach dem Viereck nämlich; unmittelbar unter dem Schlusse des Spitzbogens hat sich die Darstellung von

dem Martyrtode des heiligen Johannes des Täufers noch ganz kenntlich erhalten. Der Heilige kniet mit gefalteten Händen, das Haupt mit einer grünen Glorie umgeben und zum Empfange des tödtlichen Streiches vorwärts gebeugt, den er von dem in der Hand des Scharfrichters gezuckten Schwerte erwartet. Von der Figur des Letzteren fehlen, außer der Hand am Schwert und einem gelben Aermel und dem rechten Beine, alle übrigen Theile. Das blaue Gewand des Heiligen ist mit kleinen geschlängelten Linien schattirt, welche vermuthlich sein kameelhaarenes Gewand bezeichnen sollen. Ein Zettel entfaltet sich am untern Theile der Figur, worauf vielleicht die bekannten Worte: „Ecce agnus Dei! Sehet das Lamm Gottes!" gestanden haben; es ist aber jetzt alle Schrift bis auf einige unleserliche Spuren daran verschwunden. Da nun der heilige Johannes der Täufer als der Verkündiger des Erlösers und als Martyrer seines Glaubens, ja als ein Opfer seiner standhaften Wahrheitsliebe zum höchsten Vorbilde der Priesterschaft aufgestellt werden kann, so glaube ich — daß die hier unter der Darstellung seines Triumphes im Glauben vereinigten Wappen den ersten Mitgliedern des Collegiatstiftes der heiligen Catharina angehört haben mögen, welches schon früher fundirt war, jedoch erst im Jahr 1315 durch Ordination des Erzbischofs von Mainz völlig zu Stande kam; in diesem Falle können die fünf, als die der Vorgesetzten erwähnten Wappen dem Propste, Dechanten, Custos, Scholaster und Cantor angehört haben; um so mehr, da geschichtlich bekannt ist, daß alle diese Würden anfangs besetzt waren. —

Schließlich hier noch Einiges über die Glasmalerei dieses Fensters. — Die Farben scheinen daran absichtlich sehr dunkel gewählt, um den Kreis der Wappen hervorzuheben, welche deßwegen auch auf einem weißen, in verschiedenartiger Zeichnung damascirten Zirkelrund liegen, wodurch zugleich eine Uebereinstimmung der verschiedenen Farben und Formen derselben bewirkt wird. Auch hatte wohl bei der Wahl dieser dunklen Farben die Berücksichtigung Einfluß, daß dieses Fenster gegen Süden liegt und den größten Theil des Tages über von der Sonne erhellt wird. Sinnig ist der Raum zwischen den Radien durch eine teppichartige Zusammensetzung von fünfblätterigen blauen Blumen mit gelben Staubfäden verziert, deren Zwischenräume wieder mit vierblätterigen rothen Blumen ausgefüllt sind. Zwar erkennt man in diesen Blumen gerade nicht die Nachbildung der Natur, denn die sind ohne alle Umgebung von Blatt und Stengel dicht aneinander geschoben, aber es spricht sich darin doch immer ein zarter, mit den Grundformen vertrauter Sinn aus. Dieß ist auch

der Fall bei den gelben Laubwerken auf violettem Grunde, womit die die Radien vereinigenden Spitzbogen und größeren Zwischenräume verziert sind und wodurch eine schöne Abwechselung mit teppichartigen Flächen entsteht, wovon noch eine andere Zusammensetzung von violetten und grünen Rauten in den äußeren Räumen angebracht ist. In den fünf, Wappen enthaltenden Constructionen aus dem Viereck aber und als Hintergrund zu der Vorstellung von dem Martyrium des heiligen Johannes, sind die Räume mit ganz einfachem rothen Glas ausgefüllt, welches von einem weißen Streifen eingefaßt wird; vermuthlich — um das Auge so eher auf die darin angebrachten Vorstellungen zu leiten. —

Es ist also auch bei dieser Zusammenstellung das Bedeutsame mit einer schönen Form und einer, das Auge ergötzenden Farben-Harmonie verbunden; und man ahnt es noch, welchen Genuß die Anschauung dieses Kunstwerks ehemals gewährt haben mag, als die Farben des Glases in ihrer ersten Reinheit im Sonnenlichte strahlten! —

---

197. Das älteste und größte Meisterstück der Buchdruckerkunst.

(Aus: Peter Schöffer von Gernsheim, der Miterfinder der Buchdruckerkunst, von Dr. Heinrich Künzel.)

Durch den Besitz einer vollständig eingerichteten Druckerei hatten Fust und Schöffer auf mehrere Jahre den Vorsprung vor Guttenberg gewonnen und sich der großen Vortheile versichert, die ihnen aus dem Verkauf ihres ersten Druckwerkes zufließen mußten. Sie hatten zu Mainz Guttenberg's Druckerei aus dem „Hofe zum Jungen" in Fust's Haus „zum Humbrecht" verlegt. Im Besitz aller zum Drucke der lateinischen Bibel gebrauchten Lettern und anderer, nach Peter Schöffer's verbessertem Verfahren gegossenen Typen, brachten sie schon nach achtzehn Monaten ihrer Trennung von Guttenberg ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das größte Meisterstück der Buchdruckerkunst von keinem andern an Schönheit und Pracht übertroffen, als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst, die Bewunderung aller Kenner erregt.

Es ist dieses Werk das berühmte

Psalterium,

das erste Druckwerk der Welt, welches durch die Benennung des Druckers und des Druckortes, die Bezeichnung des Tags und Jahres seiner Erscheinung eine vollständige Datirung enthält.

Das Psalterium ist eine Sammlung der Psalmen David's und war für den täglichen Chorgebrauch als Gesangbuch für die Geistlichen bestimmt.

Die Schluß-Schrift dieses höchst merkwürdigen Buches, das vollständig aus 175 Blättern besteht, lautet also:

„Gegenwärtige Sammlung der Psalmen, durch schöne Kapitalbuchstaben geziert und nach Rubriken hinreichend abgetheilt, ist durch die künstliche Erfindung zu drucken, ohne Hilfe der Feder also gefertigt und **zur Verehrung Gottes** nach vieler Mühe und Arbeit zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, einen Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim im Jahr unsers Herrn: Tausend vierhundert sieben und fünfzig am Tage vor Maria Himmelfahrt." —

---

198 — 203. Große Ehrfurcht gegen das Buch der heiligen Evangelien.

1. Das Evangelium ist jene himmlische Perle von unschätzbarem Werthe, die der Eingeborene Sohn Gottes aus den heiligen Höhen brachte, damit er durch dasselbe uns dahin führte; es ist ein Schreiben unseres Gottes und Herrn an Alle und an jeden Einzelnen seiner Gläubigen, worin er uns die Beweise seiner zartesten Liebe und die getreueste Lehre ertheilt, zu unserer glückseligsten Bestimmung in der Ewigkeit zu gelangen. Darum auch achteten unsere Voreltern aus den frühesten Zeiten dieß göttliche Kleinod höher denn alle Schätze der Welt, lasen dasselbe Tag und Nacht, und trugen es auf ihrer Brust, wie man aus den Acten der heiligen Jungfrau und Martyrin Cäcilia und aus den Reden des heiligen Chrysostomus an das Volk zu Antiochia ersehen kann, in deren einer er spricht: „Siehst du nicht, daß sogar Frauen und kleine Kinder die Evangelien zu großer Hut am Halse tragen und überall mit sich nehmen, wohin immer sie gehen mögen?" —

2. Ja auch auf den Kirchenversammlungen zu Nicäa, zu Chalcedon und zu Ephesus zeigten die Väter, welche hochheilige Verehrung diesem göttlichen Buche gebührt; denn mitten in der Versammlung errichteten sie einen königlichen Thron, das Evangelium, das die Person Gottes vertrat, daraufzustellen, gleich als riefe dasselbe, wie der heilige Cyrillus von Alexandrien spricht, in die Ohren der Bischöfe: „Urtheilet ein gerechtes Gericht!" jenen Worten des Psalms gemäß: „Gott stand in der Versammlung der Götter; mitten in derselben aber richtet Gott!" (Ps. 81.) —

3. Zu dieser Ehrfurcht gehört auch der feierliche Eid, wobei nach den Anordnungen der canonischen Satzungen Derjenige, der solchen zu schwören hat, das Buch der heiligen Evangelien als das Höchste auf Erden berühren und sprechen muß: „So wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelien Gottes!“ durch welche Worte beschworen wird, daß das hochheilige Wort des Mensch=gewordenen Sohnes Gottes in diesen Büchern enthalten ist. —

4. Es war aber dieß göttliche Evangelium nicht nur die Wonne gewöhnlicher Christen und frommer Diener des Altars; sondern selbst der erhabensten Monarchen, worüber sich zahllose Beispiele anführen ließen. — Constantin der Große sandte dem heiligen Bischof Nicolaus eine Abschrift desselben in Gold gefaßt und mit den kostbarsten Steinen geschmückt, und Kaiser Theodosius schrieb dasselbe eigenhändig ab und brachte jede Nacht einen Theil der Zeit damit zu, dasselbe zu lesen; wie Nicephorus in seiner Kirchengeschichte berichtet. Ohne die Verpflichtung auf sich zu haben, erfüllte dieser Herrscher, was Gott den Königen Israels befohlen hatte, das Gesetz des Deuteronomiums abzuschreiben; damit sie durch oftmaliges Lesen desselben damit vertraut würden, es auswendig lernten und genau beobachteten. —

5. Es wollte aber der Herr durch mancherlei Wunder zeigen, wie sehr diese Ehrfurcht, die dem heiligen Evangelium erzeigt wird, demselben gebührt und der Vernunft gemäß ist. — So erzählt der heilige Gregorius von Tours im Leben der Väter: daß während des Brandes der Stadt Arverna der heilige Gallus in die Kirche trat, sein Gebet vor dem Altar verrichtete, dann das Buch der Evangelien nahm, dasselbe öffnete und den Flammen entgegenhielt, die alsbald so gänzlich erloschen, daß auch nicht der mindeste Funke übrig blieb. — Deßgleichen erzählt Nicephorus, daß der heilige Marianus, als einst die Feuersbrunst die Kirche zur heiligen Anastasia ergriffen hatte, das Buch der heiligen Evangelien erfaßte, damit auf die Zinne dieser Kirche ging, daselbst im Gebet anhielt und auf solche Weise das Gebäude von der unvermeidlichsten Gefahr errettete. —

6. Baronius erzählt um das Jahr 301 ein denkwürdiges Beispiel von einer gottseligen Jungfrau, Theophila genannt, die von wunderseltener Schönheit, Adel und Tugend war. Als diese edle Jungfrau von den Verfolgern der Christen an einen schändlichen Ort geführt wurde, erhob sie Hände und Augen zum Himmel und begann unter reichlichen Thränen zu sprechen: „O Jesu, mein Licht, mein Geist, Hüter meiner Keuschheit und mein Leben! Ich bitte dich um der Milde deines heiligsten Herzens willen: laß es dir gefallen, auf mich, deine Braut, herabzublicken! O sieh herab, mein göttlicher

Bräutigam, auf welchen kein Tadel, noch Zweifel fallen kann! O übergieb mich nicht reißenden Thieren; laß nicht zu, daß die Wölfe dein Schäflein zerreissen! Rette, o himmlischer Bräutigam, deine Braut und bewahre meine Keuschheit!" — Hierauf zog sie das Evangelium hervor, das auf ihrer Brust ruhte, und begann darin zu lesen. Indessen aber trat einer jener Unzüchtigen herein, ihr Schmach anzuthun, und sah ihr einige Zeit hindurch zu, wie sie las; als er ihr aber näher treten wollte, da überfiel ihn eine so schwere Angst, daß er zu den Füßen der Jungfrau todt daniederfiel. Es dauerte nicht sehr lange, so trat ein Anderer herein, ward aber von einem überaus hellen Glanze, der in dem Zimmer strahlte, so sehr geblendet, daß er darüber erblindete. Dasselbe und noch Schwereres widerfuhr auch Anderen, so daß zuletzt Keiner mehr es wagte, in böser Absicht einzutreten; wohl aber kamen Einige, zu sehen, was geschehen war; und sie sahen das heilige Kind lesen und einen Jüngling von unaussprechlicher Schönheit neben ihr stehen, aus dessen strahlenden Augen jener Glanz ausging. Betroffen von diesem wunderbaren Anblick, den sie nicht zu ertragen vermochten, und von Furcht durchdrungen riefen sie aus: „Wer ist wie der Gott der Christen!" Also verließen sie dieß Haus in Eile; Alle vergaßen der Unreinigkeit und Viele bekehrten sich. Da nun jener überirdische und strahlende Jüngling die Jungfrau der Kirche zugeführt hatte, sprach er zu ihr: „„Der Friede sei mit dir!"" Es dankten aber Gott mit lauter Jubelstimme für Alles, was geschehen war, sowohl Theophila, als alle Christen, die daselbst versammelt waren. —

---

204. Die frommen Gastmähler, „Agape" genannt.

Im Anbeginn der Kirche und lange Zeit hindurch pflegten die Gläubigen zum Zeichen ihrer Verbrüderung untereinander, der Eintracht und Liebe, sowie nicht minder zur liebreichen Erquickung und Unterstützung der Armen, gewisse Gastmahle zu halten, die man „Agape," d. h. „Liebesmahle" nannte. Der Ort, wo solche gehalten wurden, war die Kirche selbst; und der heilige Chrysostomus spricht in einer seiner Reden also darüber: „Aus diesem Gesetz und dieser Gewohnheit entsprang in den Kirchen jene uralte und wunderbare Sitte, daß alle Gläubigen in ihren Zusammenkünften, nach Anhörung der heiligen Lehre, nach dem Gebet, der Kommunion und der Predigt, in das Haus hinaufgingen. Die Reichen aber und die Wohlhabenden ließen Speisen aus ihren Häusern herbeibringen, beriefen die Armen zusammen, hielten gemeinsame Tische und gemein=

same Mahlzeiten in der Kirche selbst, und wurden auf solche Weise durch diesen gemeinsamen Tisch und die Heiligkeit des Orts allseitig zur Liebe entzündet; und zwar nicht ohne die süßeste Wonne und den größten Nutzen. Denn es wurden dabei die Armen, die dazu berufen wurden, durch Trost aufgerichtet; die Reichen aber trugen die Frucht des Wohlwollens sowohl von Denjenigen, die sie speisten, als von Gott davon, um welches willen sie dieselben ernährten." — Auch Tertullian spricht in seiner Schutzschrift: „Unser Abendmahl giebt seinen Grund durch seinen Namen an; denn es wird Agape genannt; was bei den Griechen Liebe heißt. Und wie viele Unkosten auch darauf verwendet werden, ist es immerhin ein Gewinn, der Milde wegen Unkosten zu machen; da wir auch den Armen durch diese Erquickung zu Hilfe kommen" ꝛc. —

Hinsichtlich der Zeit wurden diese Mahlzeiten nach der heiligen Kommunion gehalten, so daß, nach dem Ausdruck des heiligen Augustinus, diese beiden Tische vereint wurden; da man durch allgemeine Uebereinstimmung der Kirche festsetzte, daß die Gläubigen die heilige Kommunion nüchtern empfingen, sowie auch nüchtern die Priester sein mußten, welche das heilige Opfer feierten. —

Was die Art und Weise betrifft, die dabei beobachtet wurde, begannen solche vor Allem durch das Gebet, weßwegen Tertullian an der bereits angeführten Stelle spricht: „Man begiebt sich nicht zu Tische, bevor man nicht durch das Gebet Gott früher gekostet hat." Das Essen selbst war mäßig, die Unterredung sittsam. „Es wird getrunken," fährt derselbe Schriftsteller fort, „so viel züchtigen Menschen frommt; die Gäste sättigen sich dergestalt, daß sie dabei bedenken, sie müssen auch bei der Nacht Gott anbeten; und sie sprechen dabei als Solche, welche wissen, daß der Herr sie hört." — Eben so schreibt auch Minutius Felix: „Wir halten nicht nur keusche, sondern auch mäßige Mahlzeiten; denn wir gestatten uns keine Gastgelage, noch schwelgen wir auch beim Wein, sondern wir mildern die Fröhlichkeit durch frommen Ernst." — Der heilige Clemens von Alexandrien aber will, daß diese Liebesmahle kurz, leicht und solcher Art seien, daß die Gläubigen dadurch zu den Vigilien der folgenden Nacht geeignet bleiben; insbesondere aber, daß man dabei weder Fleisch noch Wein auffetze. — Es fanden sich bei diesen Liebesmahlen gewöhnlich auch der Bischof, die Priester und Diakonen ein, sowohl um das Fest zu ehren, als durch ihre Gegenwart die Gäste in den Grenzen der Mäßigkeit und Sittsamkeit zu erhalten. Gleichwie aber dieselben mit dem Gebet anfingen, also wurden sie auch damit beschlossen, und hierauf entfernte sich Jeder in so religiöser Sittsamkeit, daß Tertullian in der angeführten Schutzschrift sagt: „Es schiene nicht sowohl, als hätten sie beim Abendessen, als vielmehr bei der geistlichen Zucht sich erquickt." —

Diese Agapen wurden, außer der Zeit der heiligen Kommunion, auch noch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, z. B. an den Festen einzelner Heiligen, bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten und Kirchweihen gehalten, wie aus den Zeugnissen eines heiligen Gregorius von Nazianz, Theodoret, Origenes unter Anderm erhellt. —

Wiewohl aber bei diesen lobwürdigen Mahlzeiten die möglichste Sittsamkeit beobachtet wurde, gab es dennoch Manche, die dieselben tadelten, schmähten und verachteten; daher faßten in einem Concilium, das unter Constantinus dem Großen gefeiert wurde, die versammelten Väter folgenden Beschluß: „Wer Diejenigen verachtet, welche nach Sitte der Gläubigen den Armen Agapen, d. h. Mahlzeiten spenden und um der Ehre Gottes willen die Brüder zusammenberufen, derlei Zusammenberufungen nicht beiwohnen will und verschmäht, was da geschieht, der sei im Banne!" —

Indessen gab es, wiewohl diese Einsetzung an sich selbst alles Lob verdiente, unter den Christen dennoch auch viele Unvollkommene, die, durch ihre Eitelkeit oder durch Anderes, Unordnungen in diese Sache brachten, die zu einem heiligen Zwecke war eingesetzt worden; und es kam so weit, daß es auch den heiligsten und eifrigsten Bischöfen anfing zu mißfallen, daß diese Agapen in den Kirchen gehalten wurden; und die Concilien sahen sich endlich genöthigt, solche streng zu verbieten. Es wurde gesagt: Aus Eitelkeit; denn es gab Reiche, die, wenn sie eine solche Mahlzeit geben wollten, aus Prahlerei mit Posaunen dazu blasen ließen und gänzlich jenes Ausspruchs des Herrn vergaßen: „Wenn du Almosen giebst, so laß nicht die Posaunen vor dir her blasen, wie die Heuchler in den Synagogen oder auf den Gassen thun, damit sie von den Menschen geehrt werden. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn empfangen!" (Matth. 6.)

Außerdem ist es aber auch wahrscheinlich, daß Manche auf vielfältige Weise gegen die Sittsamkeit, den Anstand und die Ehrfurcht sich versündigten, die der heiligen Stätte und der Agape gebührte; und daher kam es denn, daß man zwar den Gebrauch dieser Mahlzeiten beibehielt, doch solche nicht mehr in der Kirche feierte; dem Beschluß des Conciliums zu Laodicäa gemäß: „Man soll in den Basiliken oder Kirchen keine Agapen mehr feiern, noch darin essen und Tische decken." Eine spätere Synode aber verbot dieß unter der Strafe des Kirchenbannes. —

Der heilige Gregorius jedoch erlaubte, wie aus dem 71sten Briefe des neunten Buches erhellt, den Engländern, die erst unlängst zum christlichen Glauben sich bekehrt hatten, am Feste der Kirchweihe oder der Martyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen ruhten, in der Nähe der Kirche grüne Lauben zu errichten und daselbst religiöse Mahlzeiten zu feiern. —

205 — 207. Die Oblationarien zu Mailand.

(Aus: Geschichte der Mönchs-Orden von Bielenfeld.)

1. Die christliche Kirche hatte ursprünglich, wie bekannt, weder Güter, noch Einkünfte, also keine Mittel, den Aufwand für Brod und Wein bei den Agapen, für Oel und Kerzen ꝛc. zu den übrigen Kirchenfestlichkeiten zu bestreiten, oder den Lebensunterhalt ihren Priestern und Kirchendienern zu sichern. Dieser Zustand erzeugte die Nothwendigkeit der „Darbringungen" (Oblationen) von Seiten der christlichen Gemeinde, und namentlich der jedesmaligen Kommunikanten. — Diese „Darbringungen" geschahen in den ersten Jahrhunderten in der Kirche selbst. Der Diakonus oder Subdiakonus empfing die Gaben und lieferte sie dem Archidiakonus ab. Mancherlei Ungebühr und Unordnung scheint aber dabei vorgegangen zu sein, weil Carl der Große sich veranlaßt sah, die Gabe und Annahme dieser Liebesopfer am Hochaltare zu verbieten und dieses Geschäft lediglich auf den Raum außerhalb der Altarschranken zu verweisen. Von allen diesen Oblationen erhielt sich am längsten die Sitte, daß die Kommunikanten Brod und Wein der Kirche brachten, an vielen Orten bis tief in das 13te Jahrhundert hinein; und die an Eigenthümlichkeiten reiche Kirche von Mailand hatte die Oblationen noch länger beibehalten. Selbst die Priester brachten ihre Opfer zu der Kommunion, jedoch nur Brod, aber die Laien Brod und Wein. Frei von diesen Oblationen waren nur die anerkannt Armen, die Katechumenen, die Energumenen, alle mit Kirchenbußen Belegte, mit dem Kirchenbann Behaftete und überhaupt Jeder, der zu der heiligen Kommunion nicht zugelassen wurde. Später wurden auch Diejenigen davon ausgeschlossen, welche durch Hartherzigkeit gegen die Armen, durch Unversöhnlichkeit gegen Feinde oder bösartige Händelstiftereien berüchtigt und in den heiligen Dyptichen (die nach dem Gottesdienst in den Kirchen abgelesenen feierlichen Nachrichten und Bekanntmachungen) genannt worden waren. —

2. Die Kirche von Mailand hatte, wie gesagt, diesen Gebrauch der Oblationen der Wesenheit nach beibehalten, aber in späteren Zeiten der Form nach so verändert, daß bei dem täglichen Hochamt in der Domkirche die ganze Gemeinde nur von zwei alten Männern und zwei alten Frauen repräsentirt wurde. Diese ehrwürdigen Repräsentanten brachten dann das Opfer für Alle dar, und wurden „Oblationarien" genannt.

Um Ordnung, Anstand und eine gewisse Feierlichkeit bei diesen „Oblationen" herzustellen und für alle Zukunft zu sichern, bildete man eine Congregation von alten Männern und eine Congregation

von alten Frauen, unter dem Namen der „Congregationen der Oblationarien der Schule des heiligen Ambrosius.“ Der älteste der Männer und die älteste der Frauen bildeten als Prior und Priorin die Vorstandschaft, hatten die Aufsicht über die Festhaltung der vorgeschriebenen Ordnung, Beobachtung eines sittlichen Lebenswandels, die Führung der feierlichen Umzüge bei allen Arten von Prozessionen in und außerhalb der Kirchen und standen unmittelbar unter der Aufsicht des Domkapitels und Ordinarius. Beide Congregationen wurden von der Kirche erhalten, und die Mittel dazu lieferten sämmtliche lombardische Benediktiner-Abteien nach bestimmten Raten.

Die Oblationen geschehen auf folgende Weise: Zwei der alten Männer nahen in ihrem Ordensornat und mit einer weißen Serviette über der Schulter dem Altar. Der Eine trägt drei Hostien, der Andere ein mit weißem Wein gefülltes Gefäß. Ueber den Servietten tragen sie eine sehr große spitzige Kaputze, an deren Ende eine dicke Quaste hängt, welche hinten bis unter den Ueberwurf hinabgeht. Zwei alte Frauen haben gleichfalls weiße Servietten auf den Schultern, darüber kleine schwarze Schleier, und bringen eben so drei Hostien und einen Pokal mit weißem Wein. Die Frauen bleiben vor den Schranken stehen, die Männer treten in das Chor, reichen dem messehaltenden Priester ihre Gabe mit den Worten: „Benedicite, pater reverende!“ Der Priester antwortet: „„Benedicat te Deus et hoc tuum munus, in nomine patris et filii et spiritus sancti!““ und läßt hierauf beide Männer das Manipulum (sonst auch das Sudarium oder Schweißtuch genannt) küssen. Nun schreitet der Priester an die Thüre des Chors und empfängt dort unter gleichen Formen die Oblationen der Frauen. —

3. Die Congregations-Tracht der Männer besteht aus einem langen, schwarzen, mit Leder gegürteten Rock. Bei Oblationen und allen Umgängen tragen sie darüber einen weißen, rochettoähnlichen Ueberwurf mit sehr weiten Aermeln, ein Priesterkrägelchen auf der Brust und ein Barret, welches am Kopf ringsum einen runden Schirm bildet, über dem zwei sich verjüngende Stockwerke wie Terrassen stehen, deren oberes in der Mitte einen großen runden Knopf hat. Die Frauen tragen gleichfalls einen einfachen, schwarzen Rock mit schwarzem Gürtel von Leder und einen kleinen schwarzen Schleier. Zu den Oblationen werfen sie darüber ihre Servietten, die am Hals gefältelt sind, wie einen Mantel um die Schultern, und bei Prozessionen und anderen Feierlichkeiten ziehen sie eine weiße Schürze an und nehmen einen größern schwarzen Schleier. Bei allen öffentlichen Umgängen erscheinen beide Congregationen unter eigenen Kreuzen und gehen unmittelbar vor der Clerisei. —

---

208. Die vier gekrönten Martyrer, die Patrone der alten Architekten.

(Auszug aus: Augsburger Postzeitung. Jahrg. 1853.)

Im Mittelalter der christlichen Zeitrechnung war das Gewerbewesen nicht so zerfahren und zersplittert wie heutigen Tages, wo Fleiß, Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit nur Sache des Einzelnen ist; sondern es bestanden für die Einzelgewerbe Zünfte oder Gilden, welche für die Würde und das Gedeihen des ganzen Standes sorgen mußten. Es waren dieß aber Verbrüderungen, ähnlich den geistlichen Bruderschaften, die sich durch einen Eid zur Haltung gewisser Gesetze und Geheimhaltung ihrer Zunftgeheimnisse verpflichteten. Jede Zunft hatte einen Geistlichen zu den religiösen Zwecken und dem Schreiben; man hielt auf guten Leumund und unbefleckte Ehre der Genossen, so daß man das Sprichwort wahr machte: „Die Zünfte müssen so rein sein, als wenn sie von Tauben gelesen wären!" Man nahm keine unehelichen Kinder in die Zunft auf, schlichtete jeden Zwiespalt, der vor die Gilde zu bringen war, selbst in der Brüderschaft; man gab Beiträge zu wohlthätigen Zwecken, unterstützte und pflegte die Kranken, geleitete die Verstorbenen gemeinsam zu Grabe, ließ Messen für ihrer Seele Ruhe lesen und feierte jährlich mehrere Feste, besonders das des Zunft-Patrons, — denn jede Zunft hatte ihren Patron.

Eine solche Zunft bildeten auch die Steinmetzen, die großen Baumeister und Werkführer unserer bewunderten Dome; damals gab es ja noch keine Akademien und Künstler von Profession, sondern jeder Künstler war auch Handwerker, und jeder Handwerker suchte in seinem Gewerbe sich zur Kunst emporzuringen. Auch diese Zunft hatte nun Schutz-Patrone, und zwar — vier zugleich, nämlich die sogenannten „Vier gekrönten Martyrer."

Ueber ihre Geschichte lag bisher so ziemliches Dunkel, obwohl in Rom ein Kloster, Kirchhof und Kirche zu den vier Gekrönten besteht. Was bisher von ihnen bekannt war, faßte der Schriftsteller Durandus im Rationale so zusammen, daß er sagt, es seien fünf christliche Bildhauer gewesen, welche wegen Erbauung einer christlichen Kirche unter Diocletian das Martyrium erlitten; später seien wieder vier Martyrer neben Jenen begraben worden, deren Namen man nicht wußte und deren Fest man daher nach des Papstes Melchiades Befehl mit jenem der fünf vereinigte, daher man bald vier, bald fünf Gekrönte nenne. —

In neuester Zeit hat man in der Bibliothek zu Gotha einen höchst merkwürdigen Fund gemacht. *) In einer sehr alten

*) Passio sanctorum quatuor coronatum, aus einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek in Gotha, mitgetheilt von Dr. Wattenbach. Wien, 1853.

Handschrift aus dem dritten Jahrhundert fand man nämlich die Legende dieser vier gekrönten Heiligen, die ohne Zweifel die echte und (im Auszuge) folgenden Inhalts ist:

Zur Zeit, als Kaiser Diocletian nach Pannonien kam, um in den Gebirgen verschiedene Steine in seiner Gegenwart brechen zu lassen, geschah es, daß er unter den dortigen Steinarbeitern als die geschicktesten Claudius, Castorius, Symphorianus und Nikostratus erkannte. Diese waren aber insgeheim Christen, hielten Gottes Gebote und übten ihre Kunst im Namen des Herrn. — Der Kaiser gab nun den Befehl, das Bild der Sonne mit dem Viergespann und allen Beigaben aus thasischem Gestein zu verfertigen. Dieser Auftrag machte nun den 622 Arbeitern und ihren fünf Vorstehern (Philosophen genannt) viel Kopfverbrechen, bis Symphorianus sich erbietet, mit den vorgenannten Gesellen und einem gewissen Symplicius das passende Steinwerk aufzusuchen, was ihm wirklich gelang, so daß eine Statue, 25 Fuß hoch, ausgeführt werden konnte. Der Kaiser, darüber hocherfreut, ließ nun auch einen Tempel daselbst erbauen und gab diesen fünf Männern den Auftrag, dazu Säulen von Porphyr sammt Capitälern zu bearbeiten. Während sie diesen und späteren Aufträgen des Kaisers oblagen, wurden im Steinbruche religiöse Gespräche geführt, in Folge derer Symplicius zum christlichen Glauben gebracht und in einer Nacht von dem in der Nähe befindlichen eingekerkerten Bischof Cyrillus von Antiochien getauft wird. Da die christlichen Arbeiter, jetzt fünf an der Zahl, alle Werke zur vollen Zufriedenheit des Kaisers ausführen und reiche Belohnung erlangen, erwacht in den zurückgesetzten Philosophen der Neid, und sie sinnen auf das Verderben der Christen. Als nun der Kaiser außer mehreren erhabenen Arbeiten auch ein Standbild des Gottes Aeskulap bei ihnen bestellte, so lieferten sie Alles zur größten Zufriedenheit, nur nicht jenes Bild. Zur Rede aufgefordert, erwiederten sie: „Ihr Glaube verbiete ihnen, Götzenbilder zu machen.“ Da verlangen die Philosophen ihre Bestrafung und erbieten sich, durch ihre — die Götter ehrenden Künstler — jenes Standbild zu fertigen. Als dieß wirklich in ein und dreißig Tagen gelungen, übergiebt Diocletian die fünf Arbeiter dem Tribun Lampadius zur Untersuchung und Bestrafung. Sie zeigen sich als Christen, weigern sich, dem Sonnengotte zu opfern, und werden nun entkleidet und gepeitscht. Da wird der Richter selbst vom Dämon zerfleischt und stirbt auf dem Richterstuhl. Ergrimmt über diese Nachricht läßt der Kaiser jene fünf Christen lebendig in bleierne Särge legen und in den Fluß werfen. Aus Gram darüber stirbt auch der Bischof Cyrillus. Es war am 8. November. Ein Christ erhob nach vierzig Tagen die Särge mit den Leichnamen und bewahrte sie in seinem Hause. —

Nach elf Monaten kehrte aber der Kaiser nach Rom zurück und befahl bei den Brüdern des Trajan einen Tempel des Aeskulap zu erbauen und ihn mit einem Standbild aus crokonesischem Marmor zu versehen. Als er nun den Befehl besonders an die Soldaten ergehen ließ, in diesem Tempel zu opfern, weigerten sich vier Flügelmänner dessen, mit Namen Serinus, Severianus, Karpoforus und Victorinus. Der Kaiser ließ sie hierauf zu Tod peitschen und ihre Leichname den Hunden vorwerfen. Nach fünf Tagen aber kam St. Sebastianus sammt dem Papste Marcellinus und begrub sie auf der Via Lucana in einer Sandgrube. Da man schon nach zwei Jahren durch Zufall ihre Namen vergessen hatte, befahl der Papst Marcellinus, ihre Gedächtnißfeier zugleich mit der des Claudius und seiner Gefährten zu begehen. —

Dieß der Inhalt der erst aufgefundenen Legende. —

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Bildhauer und Bauleute unserer Zeit, gleich jenen der ältesten christlichen Zeit, sich wieder unter den Schirm der gekrönten Martyrer begäben, damit sie den Geist und den Segen jener Alten wieder gewännen und weniger Bauwerke ihnen mißglückten und einstürzten! —

209. Die Pilger im Mittelalter.

Die heiligen Stätten, wohin die Andächtigen im Mittelalter wallfahrteten, waren außer denjenigen, die es in jedem christlichen Lande gab, hauptsächlich Jerusalem, Compostella in Spanien, Rom und Loretto. Schon im vierten Jahrhundert waren Pilgerfahrten nach Palästina gewöhnlich; als aber der Weg nach Asien durch die Feindseligkeit der Ungarn verschlossen wurde, gingen die meisten Pilger nach Rom, wohin besonders bei den großen Jubelfesten Andächtige aus allen Gegenden Europas zogen, um Ablaß zu gewinnen. Die Wallfahrten nach Palästina hörten indeß nie ganz auf, und als sich die Ungarn zum Christenthum bekehrt hatten, wurden sie wieder häufiger, bis die Türken das heilige Land eroberten und durch die Bedrückungen, welche sie sich gegen die Pilger erlaubten, Veranlassung zu den Kreuzzügen gaben. — Der Verlust des heiligen Landes im dreizehnten Jahrhundert störte die Wallfahrten nach Jerusalem nur auf einige Zeit. Die christlichen Kaiser zu Constantinopel und mehre europäische Fürsten thaten so viel als sie vermochten zum Schutze der nach Palästina wandernden Pilger, für deren Bequemlichkeit besonders die überall in jenem Land angesiedelten europäischen Mönche sorgten. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert wurde Loretto ein so berühmter Wallfahrtsort, daß zu gewissen

Zeiten oft nicht weniger als 200,000 Pilger sich dort versammelten. — Im fünfzehnten Jahrhundert wurden die Wallfahrten nach Santiago de Compostella häufig, wo der heilige Jakob, der Schutzheilige Spaniens, verehrt wurde. Ferdinand und Isabella gründeten hier im sechzehnten Jahrhundert ein Hospital für Pilger. Aus England allein wanderten in den Jahren 1435 und 1436 jährlich 2000 bis 3000 Pilger nach Compostella. —

Die Pilger hatten eine eigenthümliche Tracht, wozu besonders die Tasche, der Stab, das Gewand, die Schärpe, der Hut und der Rosenkranz gehörten. — Die Tasche, gewöhnlich ein lederner Beutel, war von den ägyptischen Mönchen entlehnt, an der Schärpe befestigt und diente zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Arme Pilger trugen zuweilen einen Sack. — Die Schärpe war ein einfacher lederner Gürtel. — Der lange Stab hatte in der Mitte einen Knoten und oben ein Kreuz; er war zuweilen ausgehöhlt und diente als einfache Flöte, mit welcher die Pilger ihren Gesang unterwegs begleiteten. Pilger, die aus Palästina zurückkehrten, hatten Stäbe von Palmen. — Das Pilgerkleid war ein grobes Gewand und bei Männern und Weibern ziemlich gleich, außer daß diese engere Aermel trugen. — Der Hut hatte einen breiten Rand und war vorn aufgeschlagen; zuweilen ließ ihn der Pilger auf dem Rücken herabhängen und hatte eine andere Kopfbedeckung, um sich gegen Regen zu schützen. —

Die nach Rom, Jerusalem und Compostella wandernden Pilger unterschieden sich durch besondere Auszeichnungen. Die Pilger nach dem heiligen Lande hatten die „Sinai-Zeichen," nämlich die von dort mitgebrachten Reliquien. Die Andächtigen, die von Rom kamen, trugen auf ihrem Mantel gekreuzte Schlüssel und das Bild des heiligen Schweißtuches „Veronika." — Die Muschel, welche die Pilger vorn am Hute trugen, war eigentlich nur eine Auszeichnung der Compostella-Pilger und sollte nach den von einigen Päpsten dem Erzbischof von Compostella verliehenen Bullen bei Strafe des Bannes nirgend als in der Stadt Santiago verkauft werden. Man findet nicht selten die Pilger-Muschel in den Wappen adeliger Geschlechter, zum Andenken an die Pilgerreise eines Vorfahrs. —

Vor dem Antritt der Pilgerfahrt ging der Andächtige zur Beichte und heiligen Kommunion, und wenn er sein Gebet vor dem Altare verrichtet hatte, wurden seine Tasche und sein Stab geweiht und er mit seinem Gewande bekleidet. In Nordfrankreich wurde der Pilger, wenn er in der Kirche den Segen erhalten hatte, in feierlicher Prozession mit Kreuz und Weihwasser aus dem Kirchspiele geführt. Nach seiner Rückkehr brachte er sein Dankgebet in der Kirche dar und übergab dem Priester Palmzweige, die auf den Altar gelegt wurden. —

Die Pilgerreisen waren nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung von Kenntnissen und Gesittung im Mittelalter, und besonders hatten die Abendländer, die über Constantinopel nach Asien zogen und die von Mohamedanern eroberten Gegenden besuchten, vielfache Gelegenheit, Kunstfertigkeiten kennen zu lernen, die in ihrer Heimath noch unbekannt waren. —

210 — 212. Das sogenannte Hänseln in St. Goar zum Besten der Armen.

(Aus: Rheinische Geschichten und Sagen von Niklas Vogt.)

1. St. Goarshausen und St. Goar am Rhein haben ihre Namen und letzteres seine Entstehung dem heiligen Goar zu verdanken, welcher im Jahr 575 in diesem wilden Rheinschlunde seine Zelle aufschlug, um die bei der Bank (so heißt eine am Lurlei sich durch den Rhein hinziehende Reihe von Felsenschichten) Schiffbruch Leidenden zu retten und den armen Salmenfischern das Wort Gottes zu predigen. Wie ein anderer Johannes in der Wüste saß er unter diesen genügsamen Leuten und verkündete ihnen das Evangelium, indeß die Männer in ihren kleinen Kähnen auf die Fische lauerten und die Weiber mit ihren Kindern die Netze strickten. Durch seine Wohlthaten und Wunder berühmt, wurde er an den Hof des Königs Siegbert berufen, und nahm diesen Fürsten durch seine Rede und Bescheidenheit so ein, daß er ihn als Erzbischof von Trier anstellen wollte. Der demüthige Einsiedler zog aber seine schlechte Zelle am Rhein dem glänzenden Stuhle zu Trier vor. Er ging zurück zu seinen armen Salmenfischern, wo ihn Alter und ein zehrendes Fieber bald auf das Krankenlager warfen. Bei seinem Tod empfahl er seine Zelle und sein Begräbniß dem König Siegbert, und dieser schickte ihm zwei Priester, welche ihn bei einem großen Zulaufe der Geistlichen und des Volkes zur Erde brachten und bald dabei ein Bethaus stifteten, das mit Gütern und Opfern beschenkt wurde.

Es scheint, daß die rheinischen Fürsten und Völker bei dem Grabe dieses Apostels vorzüglich die unter den Deutschen geheiligte Gastfreundschaft verehren wollten, welche Tugend er hier mit so großem Eifer ausgeübt hatte. Die ersten Wunder, welche seine heiligen Gebeine hier gewirkt, und die ersten Schenkungen, welche Kaiser und Fürsten seiner Kirche gemacht haben, werden den gastlichen Besuchen seiner Zelle zugeschrieben. Schon Pipin bestrafte den Vorsteher der Kirche, weil er seiner Gemahlin Betrade nicht gastfreundschaftlich begegnete, als sie dem heiligen Goar ihre Verehrung erweisen wollte. Ebenso wurde hernach Carl der Große selbst bestraft, indem er bei einer Rheinreise an der Zelle des Heiligen leichtsinnig vorbei-

fuhr und plötzlich von einem so dicken und finstern Nebel umgeben wurde, daß er auf offenem Felde zwischen St. Goar und Coblenz übernachten mußte. Dagegen wurden seine Söhne Pipin und Carl an dem Grabe des Heiligen aus den bittersten Feinden in Freunde verwandelt, und seine geliebte Gemahlin Fastrada ward plötzlich von einer schmerzlichen Krankheit befreit, als sie da Zuflucht suchte. Eingedenk dieser wunderbaren Begebenheiten schenkte der Kaiser dem heiligen Goar den Hof zu Näsen und ließ ihm zu Ehren eine neue Kirche bauen, welche mit aller Pracht von dem Erzbischof Lullus von Mainz eingeweiht und den Aebten von Prüm unterworfen wurde.

2. Diese fromme Verehrung der Gastfreundschaft wurde späterhin von dem rheinischen Volk in einer lustigen fortgesetzt. Die Mönche behaupteten, daß Carl der Große nebst seinen anderen Schenkungen dem Kloster jährlich auch noch zwanzig Mark hinterlassen habe, um damit die Fremden mit Rheinwein bewirthen zu können. Sie gaben ferner vor, daß der dafür jährlich angeschaffte Wein nie ausgehen könnte, ja daß sogar einmal, als der Pater Kellner den Krahnen am Faß offen gelassen, eine Spinne das Spundloch so dicht verwebt habe, daß kein Tropfen herausgelaufen wäre. —

Aus diesen Sagen und Stiftungen ist bis auf unsere Zeiten folgender gastlicher Gebrauch in Uebung geblieben.

Jeder Fremde, welcher das Erstemal zu St. Goar einkehrte, mußte sich sogleich einen Pathen wählen, wenn er gastfreundlich aufgenommen, oder, wie man dort sagt, „gehänselt“ sein wollte. Dieser legte ihm hierauf ein an dem Zollhause befestigtes messingenes Band um den Hals, mit der Frage: „Ob er in Wasser oder Wein getauft sein wolle?“ Da nun die Antwort meistens für den Wein ausfiel, so mußte er einen Beitrag in die Armenbüchse geben und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft austrinken. Hierauf wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lustigen Ordens vorgelesen und die Fischerei auf dem Lurlei, die Jagd aber auf der Bank als Lehen gegeben. *) Nach vollendeter Ceremonie mußte er mit Tag und Datum seinen Namen in das sogenannte „Hänselbuch“ einschreiben, welches mit der Geschichte dieses gastfreundlichen Gebrauchs manche Sprüche, Reime und Namen von vielen Jahrhunderten her enthält. **)

*) Das heißt: Die Fischerei zu Land und die Jagd zu Wasser.

**) Auch an diesem lustigen Gebrauche mögen Diejenigen, welche behaupten, der Katholizismus verfinstere die Köpfe und mache die Gemüther trübe, sich vom Gegentheil überzeugen. Harmlose Scherze und Volksfeste, wobei der Armen gedacht und Gastfreiheit geübt ward, hatten sehr oft einen rein religiösen Ursprung.

3. Die Wallfahrten und Reisen, welche häufig zu dem Grabe des heiligen Goar vorgenommen wurden, vermehrten bald die Häuser und Bewohner des Klosters; auch machte die Anzahl der Mönche und ihre Wirthschaft eine stärkere Ansiedelung nothwendig. Dieser Wohlstand, noch mehr aber die Schätze, welche von frommen Fürsten dem Heiligen geschenkt waren, zogen im Jahr 1136 eine Räuberbande herbei, welche, um sicherer stehlen zu können, bei Nachtzeit aus dem Gebüsche hervorbrach und das Kloster in Brand steckte. Die kostbaren Geschenke, die kirchlichen Geräthschaften, die Urkunden, die Bücher, ja selbst die Reliquien des Heiligen wurden ein Raub der Flammen oder der Diebe. Nach diesem Unfalle wurde auf den Trümmern der alten eine neue Kirche gebaut und das Mönchskloster in ein Collegiatstift verwandelt. Unter der neuen Kirche wurde zum Andenken des Grabes eine Gruft gewölbt, worin das Bild des heiligen Goar in Lebensgröße steht, mit der Unterschrift: „S. Goar Monachus obiit DCXI. Der Mönch St. Goar starb im Jahr 611." Sobald die Kirche wiederhergestellt war, umgaben die Grafen von Arnstein, welche zu der Zeit die Vogtei darüber verwalteten, den Ort mit Mauern und vermehrten ihn durch ihren Hofstaat mit Einwohnern. Sie erwirkten den Bürgern eine Art von Stadtrecht und verschönerten die Wohnungen und Umgebungen durch ihren öftern Aufenthalt. —

---

213. Die Herzogswahl in Kärnthen.

Die Wahl der deutschen Fürsten ging in den ältesten Zeiten bekanntlich vom gesammten Volk aus und war oft von den seltsamsten Feierlichkeiten begleitet.

Besonders merkwürdig ist die Herzogswahl in Kärnthen, die Jahrhunderte lang in derselben Art beobachtet wurde.

Bei Kärnburg, unweit Klagenfurt, steht der sogenannte Fürstenstein. Auf den setzte sich ein Bauer und der neue Herzog mußte vor ihn geführt werden.

„Wer ist, der so stolz daherprangt?" fragte der Bauer.

Da rief das Volk: „„Des Landes Fürst!""

Darauf der Bauer: „Ist er auch ein gerechter Richter, ein Mehrer des Landes, ein Schirmer der Christenheit, der Wittwen und Waisen?"

Das Volk: „„Ja, er ist's und wird es sein!""

Dann befahl der Bauer dem Herzog — es zu sein — und gab ihm zum Zeichen dessen einen Schlag in's Angesicht, worauf er ihm den Stuhl überließ. —

Das war das Recht, das sich die Bauern erstritten hatten, indem sie zuerst das Christenthum annahmen. —

---

214. Der Frohntag in Langenberg.

Es war in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als in dem Flecken Langenberg bei Gera Jünglinge und Jungfrauen, sowie Männer, Weiber und Kinder sich am dritten Pfingstfeiertag aufmachten und im glänzenden Festschmucke dem Marktplatz zueilten, wo unter einer alten Linde der „Pfingst-Tanz“ gehalten werden sollte.

Alle Fenster sahen spiegelblank aus und an jedem Haus duftete eine frische Maie. Ueberall winkten Tische, reichlich mit Speisen und Getränken belastet. Die Musikanten pflanzten sich mit ihren Instrumenten in der Nähe der großen Linde auf, und es begann der deutsche Ringeltanz, und der Freude und der Lust war kein Ende. —

Nun traf es sich, daß zu gleicher Zeit der Kaiser Heinrich der Finkler auf seiner Reise nach Leipzig durch Langenberg zog. Sein Wagen rollte schwer einher und die ermüdeten Rosse hatten Noth, ihre Last auf den wenig gebahnten Wegen weiter zu ziehen. Von Langenberg aus führte aber nach Leipzig hin der Weg bergauf, deßhalb wurden die Diener des Kaisers wegen des Fortkommens bedenklich und baten ihren hohen Herrn um Erlaubniß, Vorspann-Pferde von den Langenbergern nehmen zu dürfen.

Heinrich fand die Bitte der Seinen sehr vernünftig, darum befahl er seinen Leuten, sogleich für Vorspann zu sorgen.

Alle Langenberger waren indessen unter der Linde zum Pfingst-Tanze. —

Ein Knecht des Kaisers schritt nun über den Marktplatz, näherte sich dem lustigen Volk und trug den fröhlichen Tänzern den W nsch seines Gebieters vor.

Die Langenberger horchten jedoch gar nicht auf die Worte des kaiserlichen Dieners, sondern schwenkten und wogten und ringelten fort. —

Als der Bote des Kaisers aber nicht aufhörte, die Pferde-Besitzer von Langenberg zum Vorspann aufzufordern, da riefen dieselben endlich ihm zu: „Wir spannen nicht vor, denn der Pfingst-Tanz fing eben erst an und kann nicht sofort wieder unterbrochen werden!“

Diese Antwort brachte der Diener zu Heinrich's Ohren.

Der Kaiser wurde, als er sie vernahm, sehr böse. Er ging selbst hin zu der jauchzenden Menge und rief den ungefälligen Langenbergern zu: „„Weil ihr so ungezügelt seid in eurer Leidenschaft, so soll dieselbe euch künftig zur eigenen Strafe gereichen! Ich befehle euch darum, **alle** Jahr zu **dieser** Stunde und an **diesem** Tage den Pfingst-Tanz zu halten, mag nun die Sonne scheinen, oder mögen Stürme wüthen und Regenströme vom Himmel stürzen!““ —

Die erschrockenen Langenberger hörten den Befehl des großen Kaisers und wagten es nie, den Tanz am dritten Pfingsttage zu unterlassen, mochte auch das Wetter noch so schlecht sein. — Dadurch aber wurde ihnen der Tag, welcher ihnen sonst der schönste gewesen, gar oft ein sehr lästiger; denn sie erkannten, daß eine vom Zwange gebotene Freude nicht immer die rechte Heiterkeit zu geben im Stande war, und darum nannten sie das sonst so froh erwartete Fest in der Folge den „‚Frohn-Tag.‘“ —

215. Ein Volksvorrecht durch geübte Milde erworben.

(Nach: Der Erzähler. Jahrgang 1849.)

Der Bischof Arnulph bekam im Jahr 1011 vom Kaiser Heinrich II. einen vornehmen Staats- und Kriegsgefangenen, den Grafen Guncellin, überwiesen, damit er ihn in dem alten Thurm, der noch in dem eine Meile von Halberstadt entfernten Dorfe Ströbeck steht, so lange unter Schloß und Riegel im Gewahrsam halte, bis er weitere Befehle darüber empfangen werde.

Es mußten nun immer die Bauern bei ihm Wache halten. Die Wächter erkannten aber bald in dem Grafen einen gar guten, frommen und leutseligen Herrn, und behandelten ihn nicht allein sehr glimpflich, sondern auch theilnehmend und ihm nach ihren geringen Kräften sein schweres Loos um Gotteslohn erleichternd.

Dagegen blieb der Graf nicht undankbar; er unterhielt sich gar freundlich mit seinen schlichten, treuherzigen Wächtern und schnitzte unter Anderm auch — freilich nur aus Langeweile — Schachspiel-Figuren, fertigte ein Brett an und ward, um sich die Zeit besser vertreiben zu können, nun der Lehrer im Schach-Spiel, worin er Meister war. Mit großer Lust ergriffen die Bauern diese Gelegenheit, ein so schönes Spiel zu lernen, und bald kannte man im Dorfe kein anderes Spiel mehr.

Als der Graf dann nach längerer Zeit wieder durch den versöhnlichen Sinn des Kaisers in Freiheit gesetzt wurde, beschenkte er die Bauern mit seinem Schach-Spiel, und auf diese Weise sind bis auf den heutigen Tag die Männer von Ströbeck immer noch Meister im Schach-Spiele.

Der Kaiser Heinrich aber, von der christlichen Theilnahme, welche die mitleidigen Bauern dem Gefangenen erwiesen, und von der eigenthümlichen Art der Dankbarkeit des Grafen gegen seine Wohlthäter — gerührt, gab den Ströbeckern für immer das Recht, daß sie je ihrem neuen Landesherrn, der ihr Dorf besucht, im freien Feld auf einem Tisch „eine Parthie Schach“ anbieten dürfen, was sie bisher auch immer noch gethan haben. —

216. Das Fest der Hussiten vor Naumburg.

Nach dem Tode des erblindeten Anführers der Hussiten, Ziska, hatten sie einen Vetter von ihm, Procopius Rasus, an ihrer Spitze. Unter dem Kommando dieses neuen Anführers fielen sie im Jahre 1432 im Monat April mehr als 60,000 Mann stark in Meißen ein. Ein Theil von ihnen, ungefähr 20,000 Mann, nahm den Weg nach der Mark Brandenburg, die übrigen 40,000 Mann aber marschirten unter der Anführung des Procopius nach Altenburg zu und setzten sich bei dem Dorfe Münze fest.

Hier erwarteten sie die gegen sie anrückenden Deutschen.

Kaum waren diese angekommen, als sie von den Hussiten mit der größten Wuth angegriffen und in kurzer Zeit in die Flucht geschlagen wurden. Altenburg wurde gleich darauf von ihnen abgebrannt. Alsdann zogen sie bei Zeitz vorbei über Crossen nach Naumburg zu. Alle Einwohner der benachbarten Städte und Dörfer waren entflohen. In Zeitz waren außer dem besetzten bischöflichen Schlosse kaum zwanzig Menschen zurückgeblieben. Naumburg, das damals für eine ziemliche Festung gelten konnte, beschloß, nicht, wie andere Städte, zu weichen, sondern sich tapfer zu wehren, und machte die besten Anstalten dazu.

Am 27. Juli kamen die Hussiten in die Nähe von Naumburg und lagerten sich auf einer Anhöhe.

Von hier schickte Procopius zwei gefangene Bauern mit einem Zettel folgenden Inhalts nach Naumburg: „Er wollte die Stadt mit Feuer und Schwert verheeren und keines Einwohners schonen, weil ihr Bischof für Hussens Tod gestimmt habe.“

Die Naumburger schickten darauf ein demüthiges Bitt- und Entschuldigungs-Schreiben an Procopius, erhielten aber zur Antwort, daß keine Gnade stattfände. —

Damals lebte in Naumburg ein Schlosser, Namens Wilhelm Wolf, welcher wegen seiner lustigen Einfälle bei Jedermann sehr beliebt war. Dieser verwaltete gerade das Amt eines Viertelsmeisters. Vermöge dieses Amtes glaubte er verpflichtet zu sein, zur Rettung seiner Vaterstadt das Seinige beizutragen. Er that deßhalb folgenden Vorschlag: „„Den folgenden Tag sollten die Eltern ihre Kinder in das feindliche Lager schicken, um daselbst vor dem Zelte des Heerführers einen Fußfall zu thun und mit Thränen um Gnade und Verschonung zu bitten, vielleicht regiere Gott dessen Herz; auch könnten sie den Kindern, welche nicht über vierzehn und unter sieben Jahren sein sollten, weiße Hemden anziehen, so würde es einen großen Eindruck machen.“

Um zu dieser Prozession Zeit zu gewinnen, ging Wilhelm Wolf selbst in's feindliche Lager und bat um einen halben Tag Aufschub.

Wilhelm Wolf kam mit folgendem Zettel wieder: „Dir ist bis morgen um diese Zeit Bedenk gegeben. Andreä Procopii.“ —

Um 1 Uhr mußten die Kinder vor dem Rathhaus erscheinen. Es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Bürger mit Gewehr mußten zum Jakobsthor hinaus, bei dem hohen Schießanger halten und die Kinder vorbeilassen, damit sie besser und beherzter gingen, denn viele weinten und wollten nicht fort; diese bewaffneten Bürger sollten so lange auf dem Platze halten, bis man sähe, wie es ablaufen würde. Den Kindern hatte man eingeprägt, sobald sie in's Lager kämen, ein jämmerliches Geschrei zu erheben, zu weinen, die Hände gen Himmel zu halten, niederzufallen und „‚Gnade! Gnade!‘“ zu schreien; auch nicht eher aufzuhören, bis sie sehen würden, ob man ihnen freundlich zureden würde; sollten aber die Feinde davon nicht gerührt werden, so sollten sie sich alle gutwillig umbringen lassen.

Unterdessen entstand in der Stadt ein lautes Wehklagen der Mütter. Sie waren nicht zurückzuhalten, sondern gingen vor die Stadt bis an einen Ort, wo sie ihre Kinder sehen konnten.

Die Kinder gelangten endlich in's Lager, wo sie von einem Offizier vor das Gezelt des Procopius geführt wurden. Procopius stand mit vielen Anderen vor dem Gezelt und wußte anfangs nicht, was dieser Aufzug bedeuten sollte. Als aber die Kinder jämmerlich zu schreien anfingen, auf die Kniee fielen und „‚Gnade! Gnade!‘“ riefen, sah er bald die Umstehenden, welche die Kleinen umringt hatten, und bald die Kinder nacheinander an, befahl ihnen stille zu sein und aufzustehen. Darauf berathschlagte er sich mit den übrigen Befehlshabern eine halbe Stunde lang, alsdann kam er wieder aus dem Gezelt und versicherte den weinenden Kindern, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte.

Nun ließ er die in seinem Lager befindlichen Musikanten kommen, um den Kindern zum Tanzen vorzuspielen. Da diese noch zu sehr sich fürchteten und nicht tanzen wollten, ließ Procopius Wein, Kirschen, Birnen und Brod bringen, wodurch sie beherzter wurden. Ihm selbst aber nebst den anderen Befehlshabern mußte man Sessel bringen, und er setzte sich mitten unter die Kinder, welche nun fröhlich um ihn herumsprangen.

Abends um 7 Uhr ließ er die Kinder wieder fort, befahl ihnen still in die Stadt zu ziehen, und wenn sie an's Thor kämen: „‚Sieg den Hussiten!‘“ zu rufen. Den Bürgern sollten sie sagen, „‚die Stadt hätte Gnade, bliebe mit allen den Ihrigen verschont, morgen würde kein Mann von ihrer Armee mehr da sein; er wolle der Stadt Naumburg nicht ein Huhn nehmen lassen!“

Dieß geschah am 28. Juli 1432. —

Man war nun voll Erwartung dessen, was der Feind vornehmen würde.

Der Feind hielt Wort, brannte um 1 Uhr des Nachts sein Lager ab, und des Morgens um 3 Uhr war nichts mehr von ihm zu sehen. — —

Man beschloß nun zu Naumburg jährlich den 28. Juli feierlich zu begehen. Zum ewigen Andenken sollten die Kinder an den Ort, wo das Lager der Hussiten gestanden, hinziehen und daselbst in besonders errichteten Hütten mit Obst, Brod und Wein erfrischt werden. Den andern Tag sollten sie auf ein nahe bei der Stadt liegendes Schottenfeld gehen, welches sie ganz abpflücken konnten. Derjenige Ort, wo die Mütter so viele Thränen um ihre Kinder vergossen, sollte ewig nicht besäet, sondern ein freier grüner Platz bleiben und der „Frauenplatz" genannt, und das Fest wegen der den Kindern von den Feinden geschenkten Kirschen das „Hussiten-Kirschfest" genannt werden.

Bischof Johann bestätigte 1433 dieses Fest und ließ dem Viertelsmeister Wilhelm Wolf für seinen so wohlthätigen Einfall zweihundert Meißen'sche Gulden auszahlen. —

Dieses altkatholische Fest wird noch jährlich durch einen öffentlichen Auszug von der Rathsschule gefeiert. —

---

217. Waisen-Grün.

Welch ein feierlicher rührender Zug bewegt sich dort einher, so liebreich von Allen empfangen?! Er bannt die Schritte der eilig Vorübergehenden; man horcht den Tönen der sanften Musik, die ihn begleitet; man öffnet die Börsen, um in christlich theilnehmender Liebe Geld zu spenden; die Thüren und Fenster stehen offen, viele bethränte Blicke spähen dem Zug entgegen und folgen ihm, wenn er sich langsam entfernt; und manche Herzen beten inniglich.

Es ist der Stadt Hamburg — „Waisen-Grün!"

Ein altes frommes Fest, das — aus den Zeiten der Nachfolger des heiligen Bischofs Ansgarius herstammend — sich bis in unsere Tage unter den Protestanten in der genannten Stadt erhalten; — ein altes und frommes Fest ist's, jenen armen Kindern geweiht, die elternlos der allgemeinen Mildthätigkeit um Christi und seiner Barmherzigkeit willen anvertraut sind und von ihr die Bestimmung ihres fernern Schicksals erwarten; — es ist das „Fest der Waisen."

Sobald durch Gottes Allmacht der Frühling der Erde ihr schönstes Kleid angelegt hat, in den ersten Tagen des Maien, halten die Waisen, geschmückt mit grünen Reisern und Blumen, ihren ersten Umzug durch die Stadt, allenthalben empfangen von den Bürgern, die sie vor den Thüren der Häuser erwarten, um ihnen Geschenke aller Art zu machen und sie mit Speis und Trank zu erquicken.

Den Zug begleitet das städtische Militär, die Hanseaten, von deren Tschakkos gleichfalls grüne Reiser wehen und die an der festlichen Bewirthung auch ihren Theil erhalten.

Die fleißigsten und sittlichsten Knaben gehen in stattlichem Putze den einzelnen Abtheilungen als Hauptleute voran, in dargereichte Büchsen die Spenden der Wohlthätigkeit für die Anstalt empfangend.

Vor einem Thor ist ein großes Zelt errichtet; hier empfangen Lehrer und Vorsteher den Zug, und mit kindlichem Spiel und anderen Ergötzlichkeiten wird der schöne Tag zu Ende gebracht, bis der späte Abend zur Heimkehr mahnt und mit heiterer Freude ein Fest beschließt, wie es selten in so großen Städten gefeiert wird.

Ehre sei dem alten (jetzt fast ganz protestantischen) Hamburg, daß es mitten im Strudel des strebsamsten und üppigsten Weltgewühls, von Allem erfüllt, was die Zeit Großes und Prächtiges erstehen sieht, sich doch noch diese anmuthige Feier aus den guten alten katholischen Tagen her erhalten hat, sammt dem einfachen frommen Sinn, der die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute in solcher Feier sich rege und wach erhält!

Manchmal hat es sich auch schon ereignet, daß das eine oder das andere Kind aus dem Zuge die Aufmerksamkeit kinderloser Eheleute auf sich zog, und, der Waisenanstalt entnommen, in dem Hause wohlhabender Bürger eine Freistätte, Erziehung, Bildung und Vermögen empfing, und einer sehr glücklichen Bestimmung entgegengeführt wurde! —

---

218 — 224. Die alten Passions- oder Oster-Spiele.

(Aus: Geschichte der christlichen Kunst von Johann Neumaier.)

1. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert blühte hauptsächlich das geistliche Drama, in Gestalt sogenannter Passionsspiele oder Mysterien. Den Gegenstand derselben bildeten zunächst solche Momente aus dem Leben Christi, die einer dramatischen Behandlung vorzugsweise fähig waren; die Erscheinung der heiligen drei Könige, die Kreuzigung, Grablegung, Auferstehung, Himmelfahrt u. a. m.

Unter Zugrundlegung der evangelischen Erzählung und der kirchlichen Ueberlieferung wurden diese Begebenheiten in einer dem alten Drama theilweise ähnlichen Form mit Selbst- und Wechselgesprächen bearbeitet, lateinische und deutsche Verse, theils zum Gesang, theils zum einfachen Vortrag bestimmt, wechselten miteinander, auch wurden häufig Stellen aus der Vulgata eingeflochten. Da sie insbesondere das Leiden Christi zum Gegenstande hatten, so nannte man sie Passions- oder Oster-Spiele, auch Mysterien, weil sie sich auf die Geheimniß-Wahrheiten des Christenthums bezogen. — Der Ursprung dieser geistlichen Dramen reicht bis in's zwölfte Jahrhundert hinauf, denn schon Wernher von Tegernsee verfaßte ein geistliches Drama in lateinischer Sprache. Zwar gab es schon geistliche Schauspiele im zehnten Jahrhundert, aber diese Schauspiele der Hroswitha haben weder einen innern Zusammenhang, noch eine nähere Aehnlichkeit mit den Passions-Spielen; wenn sich indessen auch die letztern nicht gerade aus dem erstgenannten ableiten lassen, so haben sie doch bei ihrer weitern Entwicklung in Form und Anlage und Einkleidung des Ganzen Manches von jenen entlehnt. —

2. Die Passions-Spiele haben einen durchaus gottesdienstlichen Ursprung: es war in den alten Zeiten (zum Theil noch jetzt) üblich, beim Gottesdienst am Palmsonntag und Charfreitag die Leidensgeschichte Jesu nach dem Evangelium des heiligen Matthäus und Johannes vorzulesen, wobei die wechselnden Reden Christi, der Apostel, des Herodes, Pilatus und Anderer als Recitativ von mehreren Personen gesungen wurden, und zwar nach der alten üblichen Choral-Melodie. Wo die Geistlichkeit ausreichte, ward dieser dramatisirte Vortrag der Leidensgeschichte allein von den Geistlichen ausgeführt, so zwar, daß der Eine die Worte Christi sang, ein Anderer die erzählenden Worte der Evangelisten, ein dritter die übrigen Stimmen. Anderwärts räumte man auch dem Volk einen Antheil ein und stellte so viele Sänger auf, als Personen in der Leidensgeschichte vorkamen. In ähnlicher Weise wurde damals an vielen Orten auch die Auferstehung behandelt: drei Priester, welche die drei das Grab besuchenden Frauen vorstellten, begaben sich zu dem in der Kirche aufgerichteten heiligen Grab und redeten den auf dem Grabe sitzenden Engel an; und nachdem sie von diesem belehrt worden, daß Christus auferstanden, kehrten sie zum Altare zurück und verkündigten die frohe Botschaft durch Anstimmung eines hierauf bezüglichen Festliedes.

Aus diesem einfachen, in die gottesdienstliche Feier eingeflochtenen Wechselgesang entwickelte sich das geistliche Drama; zu dem bloß erzählenden Vortrage kamen allmählich die verschiedenen Bestandtheile des Drama: persönliche Darstellung, Handlung,

Gruppirung, und was seither mit dem Gottesdienste verknüpft war, trat jetzt unabhängig von demselben selbstständig auf; doch war immer noch die Kirche der Ort, wo sie zur Aufführung kamen, und zwar Abends oder zur Nachtzeit, insbesondere am Charsamstage, woher auch der Name „ludus de nocte Paschæ." — Bald blieb man nicht mehr bei Dramatisirung der Leidensgeschichte stehen, sondern bearbeitete in gleicher Weise auch die Geburt Christi, die Erscheinung der heiligen drei Könige, das Leben Mariä und der Heiligen, insbesondere der heiligen Dorothea, auch Parabeln, namentlich die von den klugen und thörichten Jungfrauen. *) Besonders gern wählte man die Schmerzen Mariä zum Gegenstande dramatischer Bearbeitung; diese sogenannten Marienklagen entsprechen den Lamentationen in der Charwoche; den gewöhnlichen Inhalt bildet der Schmerz Mariä über das Leiden ihres göttlichen Sohnes, der Rückblick auf die frühern Tage und die Freude, die sie an ihrem geliebten Sohne fand, die Sehnsucht, wieder mit ihm vereinigt zu werden, der Trost, den sie von Johannes empfängt. — Diese Passions-Spiele waren in lateinischer Sprache abgefaßt; später, als man den Laien einen Antheil daran eingeräumt, wurden einzelne Parthien in deutscher Sprache eingelegt; im vierzehnten Jahrhundert waren die Stücke vorherrschend deutsch, nur einzelne Stellen, namentlich Citate aus der heiligen Schrift, wurden lateinisch vorgetragen, selbst deutsche Kirchenlieder wurden eingeflochten; dagegen war die Anweisung, wie diese Schauspiele vorgetragen werden sollten (ordo), in lateinischer Sprache beigefügt. —

3. Der Zweck der geistlichen Schauspiele war ursprünglich kein anderer als religiöse Belehrung und Erbauung: man wollte die Bedeutung der kirchlichen Feste und die ihnen zu Grunde liegenden Glaubenswahrheiten dem Volke veranschaulichen und sie auf solche Weise dem Gemüthe tiefer einprägen. Der Inhalt ist daher durchaus religiös und bewegt sich streng innerhalb der Schranken der Kirchenlehre, sowie auch die Verfasser anfangs nur Geistliche waren. In manchen Oster-Spielen blickt ganz deutlich die Absicht durch, einzelne Glaubensartikel in ein klares Licht zu stellen, z. B. den Primat Petri, die Lehre von der heiligen Messe; insbesondere geschieht dieß in einem ludus paschalis „Mariä Himmelfahrt;" hier werden auch von den Aposteln die zwölf Artikel des Glaubensbekenntnisses erörtert. In einem ludus paschalis „vom jüngsten Gericht" wird die

*) Diese wurden an den entsprechenden Festtagen, z. B. am Stephanustage, Mariä Lichtmeß, am Feste der unschuldigen Kinder, am Dreikönigsfeste, aufgeführt.

Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen besonders hervorgehoben. Deßhalb trug anfangs die Geistlichkeit kein Bedenken, in Gemeinschaft mit den Laien bei der Aufführung der Passions-Spiele mitzuwirken und das Innere der Kirche zum Schauplatz zu wählen. Aber schon im dreizehnten Jahrhundert scheinen diese Darstellungen sich nicht immer und überall in den geziemenden Schranken bewegt zu haben, auch gebrauchte man bisweilen eine Vermummung, die weder des Priesters, noch der Kirche würdig war. Deßhalb wurde die Aufführung der Schauspiele in der Kirche und die Mitwirkung der Geistlichkeit untersagt; unter Anderm verbot Papst Gregor im Jahr 1210 den Geistlichen die Theilnahme an derartigen Schauspielen. — Eben so wurde auf einer im Jahr 1229 zu Trier abgehaltenen Kirchenversammlung den Geistlichen eingeschärft, keine Schauspiele in den Kirchen zu dulden. —

4. Von jetzt an wurden daher die geistlichen Schauspiele an öffentlichen Plätzen aufgeführt und die Geistlichkeit übernahm höchstens noch die Anordnung und Aufsicht über das Ganze. Der hiefür bestimmte Platz wurde gewöhnlich „spilhof, spilastat" genannt. In geordnetem feierlichen Zuge, den Ausrufer oder Zugführer (vialator) an der Spitze, begaben sich die Theilnehmer und Spieler, von zahlreichen Zuschauern gefolgt, auf den Marktplatz, wo die Bühne errichtet war, der Herold kündigte den Inhalt des Stücks an und nannte die mitwirkenden Personen; mit einem frommen Spruch wurde die Darstellung eröffnet und mit einer geistlichen Ermahnung wieder geschlossen. Nach beendigtem Spiele bewegte sich der Zug in derselben Ordnung wieder zurück in die Kirche zum Gottesdienste. Später, als diese Schauspiele mehr verweltlichten, hörte die Verbindung mit der Kirche und dem Gottesdienst auf. Die Festordnung sowohl, wie die äußere Darstellung der Passions-Spiele war genau bis in's kleinste Detail festgesetzt. — Was die Bühneneinrichtung, Gruppirung und dergleichen anbelangt, so war diese von der heutigen und antiken eben so sehr verschieden, wie überhaupt die ganze Anlage und Einrichtung des mittelalterlichen Dramas von dem antiken und modernen abweicht. Während dieses eine Haupthandlung aus dem Leben eines Helden darstellt — einen entscheidenden Moment, auf den alle Nebenhandlungen hinzielen, umfaßt das mittelalterliche, nach Art jener der Hroswitha, einen ganzen Cyclus von Handlungen, die es in ihrer Reihenfolge und Entwicklung vorführt. Dieser Umstand machte ein größeres Personal bei der Darstellung erforderlich, besonders da die Personen nicht, wie bei dem heutigen Drama, nacheinander auftraten und ab- und zugingen, sondern alle zugleich gruppenweise aufgestellt waren und auf der Bühne blieben, bis die Reihe

an jede kam. Zu einem so großen Personale reichte aber nur in Klöstern die Geistlichkeit aus, wo man ohnehin auch die Schüler verwenden konnte; anderwärts aber mußten Bürger und Gewerbsleute beigezogen werden, wodurch der Keim zu ihrer spätern Ausartung gelegt wurde. Da man ferner zu jener Zeit die künstliche Maschinerie und Scenerie nicht kannte und doch verschiedene Scenen darstellen mußte, so ward die Bühne in mehrere Abtheilungen neben- oder übereinander geschieden, so daß man beim Wechsel des Stücks von der einen Abtheilung in die andere überging. Noch ist zu bemerken, daß alle Rollen, auch die weiblichen, von Männern oder Jünglingen gegeben wurden; weibliches Personal wurde selbst damals, wo diese Schauspiele schon ausgeartet waren, nicht zugelassen. —

5. In den meisten bedeutenderen Städten Deutschlands kamen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert geistliche Schauspiele zur Aufführung, besonders werden folgende ihrer Merkwürdigkeit wegen von den Chronisten erwähnt: „Ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen" wurde im Jahre 1322 zu Eisenach von den dortigen Predigermönchen in Gegenwart des Markgrafen Friedrich aufgeführt; das Jammergeschrei, welches die thörichten Jungfrauen erhoben, als ihnen das Verwerfungsurtheil verkündigt wurde, soll auf den Markgrafen einen so übeln Eindruck gemacht haben, daß er bald darauf, vom Schlage getroffen, den Geist aufgab. — In Bauzen kam im Jahr 1412 ein Spiel von der „heiligen Dorothea" zur Darstellung; ein Theil des Löbau'schen Hauses, auf dessen Dache sich viele Zuschauer befanden, soll während desselben eingestürzt sein und 33 Menschen erschlagen haben. — Zu Frankfurt am Main ward im Jahre 1467 ein Spiel vom „Leiden Christi" aufgeführt, im Jahre darauf ein anderes vom „jüngsten Gericht," im Jahre 1498 abermals ein Passions-Spiel, wobei 265 Personen mitwirkten. — Während des Concils zu Constanz, am 14. Januar 1417, wurde auf Veranlassung des Bischofs von London ein „Dreikönigsspiel" aufgeführt, das besonders wegen der dabei entfalteten Pracht großes Aufsehen erregt haben soll; dasselbe Spiel wurde bald hernach mit noch größerer Pracht vor dem Kaiser aufgeführt. Auch in Frankreich, England und Italien, wohin sie sich von Deutschland aus verbreiteten, kamen geistliche Schauspiele zur Darstellung; sowie hinwiederum das französische Schauspiel auf das deutsche zurückwirkte, namentlich entlehnte dieses von jenem ein komisches Intermezzo, das sogenannte „Teufels-Spiel." —

6. Die geistlichen Dramen hatten ursprünglich und so lange sie von der Geistlichkeit ausgingen oder geleitet wurden, eine schöne praktische Bedeutung; aus dem kirchlichen Leben hervorgegangen,

wirkten sie wieder vortheilhaft auf dasselbe zurück. Gleich den übrigen Erzeugnissen der heiligen Kunst trugen diese Darstellungen nicht wenig dazu bei, die biblische Geschichte dem Volke zu veranschaulichen und tiefer einzuprägen. Zudem boten sie dem Volk einen ernsten würdigen Kunstgenuß, der auf die Verfeinerung des Geschmacks und die Veredlung der Sitten gewiß nicht ohne Einfluß blieb. Als aber in der Folge sowohl die Bearbeitung wie die Aufführung dieser Schauspiele ausschließlich in die Hände der Laien überging und unbedeutende Meistersänger oder wandernde Spielleute sich derselben bemächtigten, ging der ursprüngliche Zweck mehr und mehr verloren; man mischte ungehörige Zwischenspiele und Scenen in den geistlichen Stoff ein, beging mancherlei Verstöße gegen die Glaubenslehre und kirchliche Ueberlieferung, und bezog zuletzt die Kunstübung auf Gegenstände, die nicht sowohl die religiöse Belehrung und Erbauung, als vielmehr nur weltliche Kurzweil zum Ziele hatten. Ein komisches Zwischenspiel, das diesem Zwecke dienen sollte, war die Einführung des „Salbenhändlers," zu dem die drei Marien kamen, um Salben zu kaufen, wobei dem marktschreierischen Krämer und seinem Knechte Rubin, der den Harlequin spielte, mitunter sehr triviale Reden in den Mund gelegt wurden. — Ein anderes lustiges Intermezzo war die Episode der „Maria Magdalena," wobei ihr früheres weltliches Treiben, ihre Lust an Tanz und Spiel geschildert wird. — Ein drittes ungehöriges Zwischenspiel, das häufig eingemischt wurde, war das von der französischen Bühne entlehnte sogenannte „Teufels-Spiel," worin Lucifer und seine Rotte verspottet und in's Lächerliche gezogen werden. Auf solche Weise verweltlichten diese Spiele immer mehr, bis endlich im sechzehnten Jahrhundert die Fastnachtsspiele und Possen des Meisters Folz, Hans Sachs und Rosenplüt an deren Stelle traten. Nur in den Klöstern wurde noch die alte fromme Sitte der Weihnachts- und Osterspiele beibehalten, wo wir noch im achtzehnten Jahrhundert Spuren derselben treffen. *)

7. Das älteste, vollständig ausgearbeitete geistliche Drama ist das von Wernher von Tegernsee in lateinischer Sprache abgefaßte „ludus paschalis de adventu et interitu antichristi." Unter den vielen übrigen zeichnen sich besonders folgende aus: Eine „Darstellung des Leidens Christi," die sich in einer Münchener Handschrift aus dem

---

*) Daß noch im achtzehnten Jahrhundert solche Spiele im Kloster zu St. Blasien aufgeführt wurden, ersehen wir aus dem berühmten musikalischen Werke des gelehrten Abts Gerbert; hier wird nämlich von einer Handschrift Erwähnung gethan, die ein Dreikönigsspiel enthielt und bei einem Brandunglück (1768) zu Grunde ging. —

dreizehnten Jahrhundert vorfindet. — Ferner „eine Marienklage,“ die der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört und in einer Trierer Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthalten ist; über dem Text sind häufig musikalische Zeichen angebracht, die ohne Zweifel die Melodien andeuten. — Eine gelungene dramatische Darstellung des „Lebens der heiligen Dorothea“ findet sich in einer Pergamenthandschrift des Klosters Kremsmünster. Nicht minder gelungen sind die drei geistlichen Dramen, welche (gleich den vorigen) Mone nach einer Papierhandschrift der Bibliothek zu Innsbruck veröffentlichte, nämlich: Die „Himmelfahrt Mariä,“ „die Auferstehung Christi“ und ein „Frohnleichnamsspiel,“ alle drei aus dem vierzehnten Jahrhundert. — Was den poetischen Gehalt dieser, sowie der übrigen zu uns gekommenen geistlichen Dramen betrifft, so stehen sie, namentlich die aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stammenden, gegen die poetischen Produkte der vorausgegangenen Periode beträchtlich zurück. Vergebens suchen wir hier jene Reinheit und Eleganz des Styls, jene Genauigkeit in der Versifikation, jenen Wohlklang des Reims, welcher die hervorragenderen Dichtungen der Minnesänger auszeichnet. Einzelne Parthien abgerechnet, sind die meisten in Sprache und Versbau ziemlich roh und unbeholfen. Abgesehen davon, daß die Poesie während dieses Abschnitts überhaupt schon im Sinken begriffen war, erklären sich jene Mängel insbesondere aus dem Umstande, daß diese Schauspiele zunächst für das Volk bestimmt waren, die Verfasser somit auf Bildung und Geschmack desselben Rücksicht nehmen mußten. —

225—227. Die spanischen Schauspiele zur Feier des Frohnleichnamfestes.

(Aus der Vorrede zu: Don Pedro Calderon's de la Barca geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Franz Lorinser.)

In Spanien suchten in der ältern Zeit die begabtesten Dichter unter Anderm auch Schauspiele zu liefern, deren Hauptinhalt das allerheiligste Sakrament des Altars verherrlichte und die jedesmal nach der geschlossenen Kirchenfeierlichkeit öffentlich und zur allgemeinen Erbauung und geistigen Erfrischung des strenggläubigen Volkes, sowohl in den Städten, als auch in Dörfern aufgeführt wurden.

Die berühmtesten Dichter Spaniens, welche derartige „Autos sacramentales“ oder „Frohnleichnams-Festspiele“ geschaffen, sind Lope de Vega und in höchster Vollendung Don Pedro Calderon de la Barca.

1. Ueber den **Hochwerth** dieser Dichtungen sagt der Protestant Friedrich von Schack in seinem Werke: „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" das Folgende:

„Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geist angeweht, und erblickt einen andern Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist, als ob dämonische Mächte uns in finsterem Sturme davontrügen; schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsterniß, und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnißvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel vertheilen sich, und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Zeit und Raum, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Mißtöne; bis hierher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen vermögen, bringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einem Jubelchor zur Verherrlichung des Urquells alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet; das Todte gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen an's Licht, Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. — Auch abgesehen von dem tiefen innern Gehalt dieser Dichtungen, muß der Glanz in der Ausführung des Einzelnen entzücken. Vielleicht in keinem ihrer anderen Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichthum, über den sie, wie sonst Niemand, zu gebieten hatten, so concentrirt wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blüthenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht. — Der geistige Mittelpunkt, um den sich die „„Autos sacramentales"" bewegen, ist aber — die Verherrlichung der Transsubstantiation. Dieser Zweck wird nun auf vielfach verschiedene Weise durch die mannigfaltigsten Zusammenstellungen und Vergleichungen erzielt, und der Reichthum der Erfindung, mit dem die Dichter die Einförmigkeit zu vermeiden und dasselbe Thema in immer neuen Weisen zu variiren gewußt haben,

verdient Bewunderung. — Die höchste Vollendung und kunstvollste Ausbildung hat das Auto sacramental durch Calderon erhalten.“ —

Der Protestant August Wilhelm von Schlegel sagt in seiner „vierzehnten Vorlesung über dramatische Kunst und Literatur“ über die Autos sacramentales von Calderon: „Der Dichter läßt in den geistlichen Aufzügen, die zur Feier des Frohnleichnamfestes bestimmt waren, das allegorisch dargestellte Universum gleichsam in purpurnen Liebesflammen glühen!“ —

2. Ueber die **Aufführung** dieser Dichtungen, deren Eigenthümlichkeiten für das spanische Volksleben von großer Wichtigkeit gewesen, berichtet gleichfalls ein Protestant, der gelehrte Amerikaner George Ticknor, in seiner „Geschichte der schönen Literatur in Spanien“ das Nachstehende:

„Wenn wir die große Menge dramatischer Arbeiten Calderon's untersuchen, ist es am bequemsten, zuerst von Denjenigen zu reden, welche ganz verschieden von den übrigen sind, und welche er allein der Bekanntmachung würdig hielt, nämlich — von den Schauspielen für das Frohnleichnamsfest.

Schwerlich giebt es in der dramatischen Literatur irgend eines Volks Etwas, das dessen Natur schärfer bezeichnete, als für die Spanier durch diese Art von Schauspielen geschieht. Dabei hatte aber unter den vielen Dichtern, welche sich solchen Dichtungen widmeten, Keiner einen so großen Erfolg darin als — Calderon. Seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gehörten sie zu den Lieblings-Unterhaltungen der Menge; in diesem Zeitraume waren sie allmählich zu großer Wichtigkeit und Bedeutung gelangt. Schon vor 1615 war die Aufführung derselben über das ganze Land und bis in kleine Dorfschaften hinein verbreitet. In den folgenden dreißig Jahren und insbesondere in der letzten Hälfte von Calderon's Leben wuchs die Zahl und Bedeutung der Frohnleichnams-Spiele sehr, und sie wurden mit großer Pracht und Aufwand in allen größeren Städten auf der Straße aufgeführt; so wichtig erachtete sie die Geistlichkeit und so anziehend waren sie für alle Stände geworden, sowohl für die Adeligen und Gebildeten, als für das Volk.“ —

Wir besitzen aus dem Jahr 1655, wo diese Aufführungen in der schönsten Blüthe standen, von Aarsens van Somerdyk, einem gebildeten holländischen Reisenden, einen Bericht über selbige, wie er sie in Madrid angeschaut hat.

Er erzählt:

„„Nachmittags wurden an dem Frohnleichnamstage und vielen folgenden Tagen vor den Häusern der hohen Staatsbeamten die Autos sacramentales aufgeführt, wobei die Zuhörer entweder auf den

Balconen standen, von denen man die Aufführung übersehen konnte, oder auch in den Straßen. Es fehlte nicht an Musik, ungeachtet des Tageslichtes brannten Fackeln, und der König mit seinem Hause saß unter einem prächtigen Thronhimmel vor der Bühne, die Aufführung genießend. Wenn die vornehmsten Zuschauer ihren Platz eingenommen hatten, wurde das Vorspiel gesprochen oder gesungen; darauf folgte ein scherzhaftes Zwischenspiel, diesem das Auto selbst und endlich zum Schlusse Musik und Tanz. — Solche Aufführungen fanden in verschiedenen Theilen der Hauptstadt einen ganzen Monat lang täglich Statt, während welcher Zeit die Schauspielhäuser geschlossen waren und die Schauspieler auf den Straßen ihre Kunst im Dienst der Kirche zeigten."" —

Calderon hat von dergleichen Darstellungen für Madrid, Toledo und Sevilla 73 hinterlassen. Sie sind sämmtlich allegorisch und nähern sich durch ihre Musik und Gepränge mehr den Opern, als irgend eine damals in Spanien bekannte Darstellung. Sie behandeln vielerlei Stoffe, und man sieht aus ihrer Gestaltung, daß zu ihrer Aufführung künstliche und kostbare Maschinen gedient haben müssen.

Sie wurden (wie bereits Ticknor bemerkte) im ganzen Lande gedichtet und aufgeführt, und zwar von allen Ständen, weil man an jedem Orte sich nach einer so frommen Erheiterung sehnte. — In Madrid wurde kein Aufwand gespart, um sie feierlich und eindrucksvoll zu machen, und allenthalben wurden sie von den Behörden beschützt und unterstützt.

Auch jetzt noch hat ihr Einfluß nicht ganz aufgehört.

Freilich verbot König Carl III. im Jahr 1765 ihre öffentliche Aufführung; aber ein königlicher Beschluß vermochte nicht, den Volkswillen und die Gewohnheiten von fünf Jahrhunderten augenblicklich zu unterbrechen.

Man sieht daher immer noch Autos oder ihnen ähnliche erheiternde Spiele an abgelegenen Orten Spaniens, während in dessen früheren überseeischen Niederlassungen — Aufführungen von ganz ähnlicher, wenn nicht völlig gleicher Beschaffenheit niemals aufgehört haben. —

Wie sehr solche Darstellungen auch von ehrwürdigen Geistlichen geschützt wurden, geht aus der ernsten, ihnen gezollten Bewunderung hervor, welche der spanische Gesandtschafts-Kaplan in Turin Martin Panzano (De Hispanorum Literatura. Mantua 1759) zur Vertheidigung der literarischen Ansprüche seines Vaterlandes vorbrachte. Dieß geschah einige Jahre vor dem Verbote der Autos, zu welchem Zeitpunkt er von denen Calderon's sagte: „In ihnen vermißt

man weder Scharfsinn in der Erfindung, noch Verstand in der Anordnung, noch Schönheit, Glanz und Majestät in der Ausschmückung!" —

3. Ueber die **Wirkung** der Dichtungen Calderon's sagt sein Zeitgenosse Manuel Guerra: „Wo dieser eminente Mann zum allgemeinen Erstaunen sich selbst übertroffen, das war in den Autos sacramentales. Die Andacht seines Geistes entzündete ihm das Gemüth, und die Rede, entflammt in hingerissenem Fluge, schwang sich wie der Adler des Propheten Ezechiel über seine Genossen und ihn selbst empor. Seine Erfindungen sind so himmlisch, die Gedanken so schön, die Ausschmückungen so prächtig, die Moralitäten so verschmolzen, die Lehrsätze so geschmackvoll, Vernunft und Glaube so sanft verwoben, und das Nutzbare ist dem Schönen so freundlich gesellt, daß zugleich der Verstand in Bewunderung und das Herz in Flammen gesetzt wird. Die Seelen kehren voll Liebe und Andacht zurück, erfreut und zerknirscht, ergötzt und befeuert, und indem er dem Ohre liebkost, flößt er heilige Ehrfurcht vor dem Sakrament ein!" —

---

228. Der Löwe im Wappen von Flandern.

(Aus: Niederländische Sagen von Dr. J. W. Wolf.)

In dem Jahre unseres Herrn tausend einhundert und achtzig zog der Graf Philipp von Flandern mit dem Grafen Floris von Holland, welcher beider Mütter in der heiligen Stadt Jerusalem begraben lagen, mit großer Volksmacht aus den Niederlanden und über Spanien, Griechenland, Slavonien und Cypern nach dem gelobten Land. Und als sie nach Cypern gekommen, vernahmen sie, daß die Könige von Slavonien und Cypern Heiden waren, und befahlen ihrem ganzen Heere, sich zu waffnen gegen diese Feinde des Christenglaubens. Als König Juwijn von Slavonien das vernahm, sandte er auf der Stelle eine Gesandtschaft an die Fürsten und ließ ein Zwiegespräch mit ihnen verlangen, und als ihm das gewährt wurde, da sprach er: er habe längst gewünscht, ein Christ zu werden, und danke Gott für die Gelegenheit, welche er nun gefunden habe, diesen so heißen Wunsch zu erfüllen; erbot sich auch, die Fürsten in's heilige Land und bis Accon zu geleiten, wo er ihnen freies Geleite bis zum Berge Sinai verschaffen wolle, aber in Accon müßten sie ihre Waffen lassen. Deß waren die Christenfürsten froh, und der König wurde alsbald getauft und Georg geheißen, indem gerade an dem Tage das Fest dieses Heiligen gefeiert wurde.

So zogen nun die Fürsten mit dem Könige von Slavonien fort und segelten nach Accon; und der König Ingelram von Accon und

König Juwijn oder Georg schrieben an den Sultan von Babylonien um frei Geleit für die Christenfürsten bis zu sechstausend Mann, um nach Jerusalem und zu dem Berge Sinai zu gehen; und der Sultan erlaubte das mit der Bedingung, daß sie als Pilgrime und ungewaffnet kämen. So thaten sie auch. Und als sie nach Jerusalem kamen, da empfing sie der Patriarch mit großen Ehren und führte sie an das Grab unseres Herrn und zu den anderen heiligen Stätten und zu den Gräbern ihrer Mütter, Frau Sibilla und Frau Sophia, und von da reisten sie nach dem Berge Sinai, um das Grab der heiligen Magd Catharina zu besuchen. —

Als der König von Jerusalem, welcher Agyla hieß und ein Sarazene war, davon hörte, befahl er einem Bastardsohne seines Bruders, der sich Nobiliter nannte und König von Abilinen war, mit fünftausend gewaffneten Sarazenen die Christenfürsten bei der Rückkehr vom Sinai zu überfallen und todtzuschlagen. Solches wurden aber die Fürsten gewahr und sie gingen nicht auf den Jordan zu, sondern sie nahmen ihren Weg nach der Stadt Cäsaria, wo der Jordan entspringt, bei dem Berge Libanon vorbei. Als dieß dem Bastard hinterbracht wurde, gebot er seinem Heer auch, nach dem Libanon zu ziehen, damit es also den Christen vorkäme und ihnen den Weg abschneide, denn sonst entkämen sie nach Accon. Auch ließ er seinem Oheim sagen, er solle ihm mehr Volk senden und Waffen, denn die Christen hätten gleichfalls mehr Volk zusammen, und es wurden ihm alsbald noch zwölftausend Gewaffnete geschickt. Aber einen Tag vorher, ehe sie kamen, hatte der Bastard schon einen Streit gegen die Christen begonnen, ungefähr eine Meile von Cäsaria, als sie nach Accon ziehen wollten. Die Fürsten hatten ihm, als sie seine Meinung erkannten, einen Herold gesendet, um ihm zu melden, daß sie frei Geleit hätten von dem Könige von Babylonien; aber der Bastard achtete nicht darauf, zerriß des Sultans Briefe und Siegel und tödtete den Boten mit eigener Hand. Als die Christen solches schauten, flehten sie zu Gott um Gnade und Sieg und stellten sich frommlich zur Wehr gegen die Sarazenen, und sie behielten auch die Oberhand, obwohl sie ungewaffnet waren; und da wurden bei dreitausend von den Sarazenen erschlagen und bei zweihundert von den Edelsten derselben gefangen genommen. Und Graf Philipp von Flandern schlug den Bastard mit eigener Hand todt und nahm ihm sein Wappen, welches ein goldener Schild war mit einem schwarzen, kletternden Löwen; und er behielt ihn fortan als Wappen und ließ sein altes Wappen mit den acht Geren von Lazur fahren, und die Grafen von Flandern tragen noch heutzutage diesen Löwen in ihrem Wappen. —

Danach nahmen die Christen die Waffen der Sarazenen und zogen die an und setzten ihren Weg nach Accon fort, führten auch die Gefangenen mit sich, damit dieselben dort die Wahrheit sagen könnten. Und nachdem sie noch manch harten Kampf im gelobten Lande gehabt, machten sie sich auf die Rückreise und wurden zu Hause mit vieler Freude empfangen. —

---

229. Wappen der Messerschmiede.

(Aus: Frankfurter Sagenbuch von Carl Enslin.)

War ein Messerschmiedsgesell, Namens Georg Springenklech. Ist nicht recht klärlich zu erweisen, ob er ein Frankfurter Kind war, oder nicht. Thut auch nichts zur Sache. Aber die Fechterkunst hatte er erlernt, war ein Meister des langen Schwertes und ein muthiger Mensch. Der bekam Lust, sich in den Krieg zu begeben und das that er auch.

Dieß war in den Jahren 1410 bis 1437, also zur Zeit Kaiser Siegismund's. Dieser wurde damals von den Türken heftig bedrängt und in einer Schlacht auch in die Flucht geschlagen. Viele seiner Krieger waren von den Feinden schon erlegt und viele gefangen, so daß es schien, die ganze Schlacht sei verloren.

Aber wenn die Noth am größten ist, sind die Messerschmiede am nächsten. Denn im kaiserlichen Heer war auch jener mannliche Kriegsmann, der löbliche Ritter Georg Springenklech, seines Zeichens ein Messerschmied. Als dieser sah, daß sein Leben in den Händen der Feinde war, machte er sich freimüthig herfür, zog sein Hemd aus, tunkte es in Blut, steckte es auf eine lange Pike und fing an zu rufen und sich zu geberden, als ob noch ein Hinterhalt von kaiserlichen Truppen vorhanden sei, die herbeikommen sollten.

Und wirklich kamen auch Einige, die sich aus Furcht verborgen gehabt und machten sich zu dem Messerschmied. Die Türken aber wichen zurück, worauf der streitbare Mann mit dem blutigen Hemd ernsten Muths ihnen nachdrang. Dieses sahen andere Kaiserliche und schaarten sich ebenfalls zu den Verfolgern; die Türken wurden geschlagen und der Sieg war errungen. Und ist also nächst Gott durch diesen Helden die Schlacht erhalten worden.

Nach erlangtem Sieg wurde ein Gottes-Triumph-Fest gefeiert — und der durchlauchtigste, großmächtigste Kaiser begehrte den tapfern Helden Georg zu sehen, der ihm auch alsbald vorgestellt wurde.

Und der Kaiser verehrte ihm als Siegeszeichen eine Krone, schlug ihn vor allen Fürsten und Herren, so zugegen, zum Ritter,

begabte ihn mit Schild und Helm und begehrte von ihm, er möge noch eine Bitte thun: was er wollte oder in seinem Herzen suchen möchte; wofern es möglich wäre, zu thun, solle es ihm gewährt werden.

Auf solche allergnädigste Anerbietung bedachte sich Ritter Georg kurz, und dieweil er keine Leibeserben hatte, begehrte er nichts weiter als daß ihm Ihro Kaiserliche Majestät möchte zulassen: „daß er und nach seinem Tod alle Messerschmiede und deren Kinder ein adeliches Wappen führen möchten, nämlich die kaiserliche Krone, durch welche drei Schwerter gehen, nebst offenem Schild und Helm, wie auch zur Seite zwei Greife," — welches ihm der römische Kaiser nicht allein vergünstigt, sondern ihm und seinen Nachkommen auch kräftige Briefe und Siegel gegeben hat — — welches noch vorhanden, wird auch solches noch in dero Petschaft dieses löblichen Handwerks der Messerschmiede geführt. *)

Ritter Georg aber beschloß sein Leben an des Kaisers Hof, und liegt zu Prag in der St. Thomaskirche im Kreuzgang begraben — an welchem Orte denn auch noch heutigen Tags die Messerschmiede ihr Begräbniß haben, welches das Epitaphium ausweist: oben an der Wand, in einer Kapelle, da der Messerschmiede Wappen steht. —

230. Wappen der Stadt Altenburg.

Als im Jahre 1307 Markgraf Friedrich einige Zeit sein Hoflager in Altenburg hielt, waren von der kaiserlichen Partei Mörder gedungen, die da Herrn Friedrich bei einem Gastmahle meucheln sollten.

Den Schimpf, den damals ein altadeliges Geschlecht auf sich lud, machte ein Altenburger Ritter mit seinem Blute wieder gut; denn in dem Augenblick, als Einer aus den Verräthern einen Streich nach des Markgrafen Haupt that, wurde er von dem Altenburger aufgefangen, so daß die Hand verloren ging, Herr Friedrich indeß unversehrt aus dem Gedränge kam.

Diese abgehauene treue Hand aber, nebst der Rose, dem eigentlichen fürstlich Altenburgischen Wappen, führt die Stadt noch bis heute. —

231. Wappen der Familie „Grorod."

In der Nähe des Dorfes Frauenstein, im Herzogthume Nassau, befindet sich der ehemalige Rittersitz „Grorod," von dessen Wappenbilde folgende Sage erzählt wird. —

*) Noch jetzt findet man häufig eine Krone auf den Messerklingen.

Ein Graf verstieß seinen einzigen Sohn, weil derselbe sich ein Mädchen zur Gattin erkoren hatte, das allerdings fromm und sittig, aber von geringer Herkunft war.

So lange des alten Grafen Gattin lebte und deren eigene Tochter noch daheim im Elternhause weilte, vergaß der Vater gänzlich den Verlust des verstoßenen Sohnes; jedoch mit dem Tode der Hausfrau und mit dem Scheiden der einzigen Tochter, um ihrem Manne zu folgen, ward es öd' und stille um den Alten her. Nun stand er allein auf seiner Veste, eine Eiche, die einsam mit verdorrtem Wipfel auf dem Bergeshaupte ragt, deren letzte Zierde Moos ist und mit deren wenigen welken Blättern die Stürme spielen. —

In dieser Verlassenheit ergriff den schwachen Greis Reue und Sehnsucht nach dem rechtmäßigen Erben seines Namens. Er hüllt sich in das Bußgewand und ergreift den Pilgerstab, um nach dem Klosterkirchlein „Nothgottes" zu wallfahrten und dann seinen verlornen Sohn aufzusuchen. So kommt er auch nach Frauenstein, unter dessen Linde er rastet und ihm Einer der hier sitzenden Greise aus dem Dorfe die Sage von diesem in Blut gepflanzten Baum *) erzählt, worüber betroffen er eilends aufbricht und weiterzieht. — Die Sonne ging schon zur Rüste, da trifft er im kleinen Thal einen Knaben und ein Mädchen, die ihm freundlich einen Trunk aus der nahen Quelle schöpfen und ihm am Abhang eines Berges ihren Vater zeigen, der, mit einem grauen Bauernkittel bekleidet, dort die Rodhacke schwang, als ob er die Felsen zermalmen wollte. Die Kinder dringen in den Pilger, doch mit ihnen in die Hütte ihrer Eltern zu kommen, und er kann ihren zärtlichen Bitten und Liebkosungen nicht widerstehen. Gastfreundlichst wird er von einer eben so anmuthigen, als bescheidenen Hausfrau empfangen und von ihr und dem heimkehrenden Winzer bewirthet, und erkennt endlich, als Licht in der Stube erscheint, in dem graugekleideten, fleißigen Roder auf dem Felde — seinen verstoßenen Sohn. — Die Freude und das Glück des Wiedersehens und der herzlichsten Versöhnung war so groß, daß der Alte, zum ewigen Andenken an diesen Augenblick, seinen uralten Familien-Namen in den neuen „Grorod" für alle seine Nachkommen verwandelte. —

Das Helmkleinod und das Siegel der adligen Familie von Grorod zeigte einen bärtigen Mann in grauem Kleide mit einer silbernen Rodhaue auf der Schulter. —

---

*) Siehe Seite 67.

232. Stiftung des Klosters zu Fulda.

(Aus: Geschichte der christlichen Kirche von August Neander.) *)

Zu den thätigsten Schülern des heiligen Bonifacius gehört, neben dem Abt Gregor, der aus einer angesehenen bayerischen Familie stammende Sturm, der dem Genannten frühzeitig von seinen Eltern zur Erziehung übergeben wurde.

Nachdem Sturm den Lehrer drei Jahre im Predigtamt unterstützt hatte, ergriff ihn der Gedanke, in einer der ungeheuern Wildnisse, die damals Deutschland bedeckten, und die erst der bildenden Kraft des Christenthums weichen mußten, ein Kloster zu stiften. Bonifacius, der die Klöster als ein besonderes Bildungsmittel für Volk und Land betrachtete, war daher sehr zufrieden mit diesem Vorhaben. Er gab ihm noch zwei Andere zu Gefährten, und nachdem er für sie gebetet und ihnen seinen Segen ertheilt, sprach er: „Geht in jenen Buchenwald! (Buchonia, der Wald, der damals Hessen bedeckte.) Gott vermag seinen Dienern eine Stätte in der Wildniß zu bereiten!"

Zwei Tage wanderten sie durch die Wildniß, und sie sahen nichts als Himmel und Erde und ungeheure Bäume. Am dritten Tage kamen sie endlich nach einem Platze, der ihnen zum Anbau geeignet schien. Nachdem sie Christum angerufen, seinen Segen dazu zu geben, daß ihnen dieser Platz zum Wohnsitze werde, erbauten sie sich hier kleine, mit Baumrinde bedeckte Wohnungen, und blieben hier eine Zeitlang.

Sodann begab sich Sturm wieder zu dem geliebten Meister, und er mußte diesem, der Alles vorsichtig überlegte und nicht Alles bloß für den Augenblick berechnete, von der Lage des Ortes, der Beschaffenheit des Erdbodens und der Quellen einen Bericht abstatten. Bonifacius sagte ihm nicht gleich seine Meinung, sondern ließ ihn erst in seiner Nähe ausruhen und erquickte ihn mit geistlichen Unterredungen. Dann sagte er ihm offen, daß der von ihnen gewählte Platz zu sehr den feindlichen Streifereien der wilden Sachsen ausgesetzt sei; sie müßten einen tiefer im Walde liegenden Platz sich suchen.

Lange suchten sie und konnten keinen Platz nach dem Wunsch ihres Bischofs finden. — Endlich machte sich Sturm ganz allein auf den Weg. Auf einem Esel ritt er allein durch die wildesten Gegenden, indem er Psalmen sang, und, das Herz zum Himmel hebend, mit Seufzen zu Gott betete. Er ruhte stets nur da aus, wo ihn die Nacht überfiel. Die Erde war sein Nothlager. Mit einem Schwerte, das er bei sich führte, hieb er viel Holz von den

*) Der Verfasser ist Protestant.

Bäumen ab und verschanzte damit rings herum seinen Esel zum Schutz gegen wilde Thiere, deren eine große Menge in diesem Walde war. Er selbst aber legte sich, nachdem er den Herrn angerufen und — zu bezeugen, daß er sich ganz ihm hingebe — seine Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes geweiht, getrost nieder. — Einst begegnete ihm eine Schaar der wilden Slaven, die sich in der Fulda badeten, einen schrecklichen Anblick gewährten und mit verhöhnendem Geschrei ihn empfingen. Ihr Dolmetscher fragte ihn: wohin er gehe? — Er antwortete ruhig: „„Tiefer in die Wildniß hinein!““ und die Hand Gottes wachte über ihm; die Slaven ließen ihn ruhig ziehen. — Er erreichte endlich den Zweck der mühseligen und gefahrvollen Wanderschaft; er fand einen Platz, mit welchem Bonifacius ganz zufrieden war. **Hier** wurde im Jahre 744 der Grund des Klosters Fulda gelegt, von dem der Anbau dieser Wildniß ausging und in welchem die ausgezeichnetsten Lehrer der deutschen Kirche in den folgenden Zeiten gebildet wurden. —

---

233. Die Abtei Prüm.

(Aus: Die Mosel.)

Bald darauf, als König Pipin 752 die Kirche in Cröff an der Mosel an das Kloster Echternach vergabt hatte, hielt sich seine Gemahlin Bertrada einige Zeit hier auf und wollte in dieser Gegend eine Abtei stiften; sie wurde indeß davon abgebracht und bat den König vielmehr, diese in Prüm (früher Pronea) zu gründen, und Pipin erfüllte um so lieber ihren Wunsch, als er selbst ein frommer, andächtiger Herr war. Diese neue Abtei, 760 beendet und geweiht, erlangte bald eine große Heiligkeit durch das kostbare Besitzthum der Sandalen unseres Herrn. Für die Glaubwürdigkeit dieses Heiligthums waren Zeugnisse von Päpsten und Kaisern ausgestellt. Die Schuhe waren von weißem Leder, etwas abgetragen, zerrissen. In späterer Zeit waren sie ein wenig geflickt worden; „doch wäre es besser,“ sagte der Begleiter des Cardinals Carafa, der auf seiner Reise von Lüttich nach Mainz im Jahre 1629 Prüm berührte, „wenn sie ganz so geblieben wären, wie Derjenige sie trug, der seine Gottheit in menschlicher Hülle verbarg. Wir küßten sie mit Inbrunst; und wie gern hätten wir unserer Brust seine ganze Holdseligkeit eingeprägt!“ —

Nachdem das Erzstift Trier und namentlich die Abtei Prüm schon verschiedene Male von den Normännern war ausgeplündert worden, so kamen die Räuber am Ende des neunten Jahrhunderts

von ärgerer Wuth als je entflammt, drangen in's Kloster ein, ehe alle Mönche Zeit gehabt hatten zu entfliehen. Doch gelang es dem Abt Farabert mit einem Theil derselben. Die übrigen aber, die, von Alter oder Schwachheit gebeugt, so schnell nicht fortkommen konnten, wurden nebst den Klosterleuten getödtet oder gefangen fortgeschleppt. —

Nach der Rückkehr der Mönche fing auch Kloster Prüm an, sich durch wissenschaftliche Uebungen und öffentlichen Unterricht auszuzeichnen. Es blieb nicht hinter dem literarischen Ruhm zurück, nach welchem der Benediktiner-Orden überhaupt von da an mit so vielem Erfolge strebte.

Als der heilige Kaiser Heinrich II. sich die Kirchengeräthe und andere Kostbarkeiten zu Prüm zeigen ließ, erstaunte er über den Reichthum und die Pracht. Damals wurde der herrliche goldene Codex der vier Evangelisten mit großen goldenen Buchstaben auf Pergament gemalt. —

Pipin, Carl des Großen Sohn, gekränkt durch die Härte seiner Stiefmutter Fastrade, gewann mehrere eben so von ihr beleidigte Großen. Carl kam hinter die Verschwörung und verwies den Prinzen in das Kloster Prüm. Es war ein schöner Jüngling, nur war sein Rücken mit einem Höcker verunstaltet. Er wurde der geistlichen Zucht des Abts Assuerus übergeben und starb als Mönch. —

Einmal bot Prüm das große Schauspiel, wie höchste menschliche Würde, aller irdischen Hoheit überdrüssig, ihren Glanz freiwillig niederlegt, um sich vor Gott zu demüthigen, die Sünden zu bereuen und sich zu dem Abscheiden aus diesem Leben vorzubereiten. — Kaiser Lothar I., Ludwig's des Frommen ältester Sohn, gebeugt von Kränklichkeit, im Gewissen beunruhigt wegen der Unthaten gegen seinen Vater, berief die hohen Vasallen des Reichs, erklärte ihnen seinen Entschluß, die Welt zu verlassen, und vertheilte die Provinzen unter seine Söhne. Er vollendete noch einige Reichsgeschäfte, sagte Allen ewiges Lebewohl, begab sich in's Kloster Prüm und unterwarf sich der Mönchsregel. — Er schenkte dem Kloster viele Reliquien und kostbare Kirchengeräthe, verlieh ihm das Markt- und Münzrecht, und schloß bald sein Leben. Er wurde mitten in dem Chor begraben, und ruhte also in der Kirche, die sein Urgroßvater Pipin zur Ehre Gottes hatte erbauen lassen. Sein Grabmal sollte nach seinem Befehl keine prunkende Inschrift haben. Es war von einem schwärzlichen Stein und bloß mit seinem Namen und dem Jahr seines Todes bezeichnet. —

Im neunten Jahrhundert stand Abt Markward zu Prüm in großem Ansehen. Ludwig der Fromme schickte ihn als Gesandten an den erwähnten Sohn Lothar. Ihm vertraute er seinen jüngsten Sohn, Carl den Kahlen, zur Aufsicht, der ihn, als er herangewachsen

war, sehr ehrte und oft beschenkte. — Der Bischof Lupus von Ferrara schickte ihm drei Knaben von hohem italienischem Geschlecht, um im Kloster Prüm deutsch zu lernen. —

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts trug sich ein seltsames Mirakel in der Abtei zu. Es lebte nicht weit von Guise ein reicher Mann, Namens Neidhard. Derselbe berieth sich mit seinem Eheweib Erchanfrida, wie er zur Büßung für voriges sündhaftes Leben sein Vermögen Gott weihen wolle. Sie waren Beide hierüber in keinem Zweifel; aber welcher Kirche oder welchem Kloster sollten sie das Ihrige zuwenden? Sie überließen es der Entscheidung Gottes. Neidhard ging in's Freie, befestigte einen Zettel an einen Pfeil, legte ihn auf den Bogen. Wo derselbe hinfallen würde, dorthin wollte er sein Gut geben. Dieß stand auf dem Zettel, nebst seinem Namen und Wohnort. Dann betete er, daß Gott den Pfeil derjenigen Stiftung zuführen möge, welcher er selbst, der Allwissende, sein Gut bestimmte, und schoß ihn ab. — Nun stand gerade Abt Ansbald von Prüm vor dem Hauptaltar und feierte die Messe, da sank auf einmal ein Pfeil vor ihm nieder. Es war Neidhard's Pfeil, der in einem Fluge mehrere Tagereisen (vierzig Meilen weit) durch die Luft zurückgelegt hatte und nun in der Kirche zu Prüm seinen Flug endigte. Der Abt erschrack zwar, faßte sich jedoch, beendigte das heilige Werk und las darauf den Zettel. Er schickte sogleich Boten an den Ort, den der Pfeil anzeigte, und Neidhard erklärte sich bereit, seine großen Besitzungen der Abtei zu geben. Der Pfeil aber wurde zu ewigen Zeiten verwahrt und mit großer Andacht verehrt. —

Die Abtei stand unmittelbar unter dem Reich. Wenn die Gerichte des Erzbischofs von Trier einen Verbrecher zum Tode verurtheilt hatten, so mußte er losgesprochen werden, wenn ein Abt von Prüm ihn mit seiner Kaputze bedeckte. —

Im Jahre 1575 wurde die Abtei Prüm auf immer mit Trier vereinigt und Kaiser Maximilian II. bestätigte diese Vereinigung. —

---

234. Das Kloster Triefenstein.

Als zu den unglücklichen Zeiten, da der deutsche Kaiser Heinrich IV. gegen den Papst Gregor VII. sich auflehnte, der Bischof Adelbert von Würzburg zum Zweitenmal verjagt worden, floh auch der Dechant des Collegiatstiftes zum Neuenmünster aus Würzburgs Mauern, um sich gegen die Gewalt der Kaiserlichen zu schützen.

Schon eilte er bangend über Stock und Stein und gelangte bis in die Nähe von Lengfurt. Plötzlich sah er in der Ferne Staub-

wirbel sich erheben, wie von daher jagenden Reitern. Schnell sprang er in ein Schifflein, das zufällig am Ufer stand, setzte über und eilte am andern Ufer den Berg hinan, aber auch hier hatten ihn die Kaiserlichen bemerkt, die ihm eilig durch den langen Furth nachsetzten. Müde war der Greis oben auf dem Berg unter dem schirmenden Dach eines Felsens zusammengestürzt und versprach, wenn ihn Gott nur dieß Mal noch rette, ihm hier eine Kirche zu erbauen. Siehe! da rieselte urplötzlich ein Bächlein, seinen Lauf verändernd und den Felsen wie mit einem Schleier umgebend, über dem Haupte des Greises nieder. — Umsonst durchsuchten die Kaiserlichen alle Gebüsche und kehrten endlich schimpfend und fluchend, nach vergeblichem Umherirren, nach Hause zurück. —

Der Dechant war gerettet. —

Bald erhob sich auf dem triefenden Stein ein prächtiges Kloster, das noch heute herrlich hinausschaut in die weite Gegend und zum „Triefenstein" genannt wird. —

---

235 — 238. Das Kloster Himmelthal.

(Aus: Die Sagen des Spessarts von Adalbert von Herrlein.)

1. „Im Namen der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit! Amen! Dem heiligsten Vater in Christo und Unserm Herrn, Herrn Siegfried, des heiligen Sitzes zu Mainz Erzbischoffen, entbiete ich Ludwig Graf zu Rieneck und Adelheid, Gräfin daselbst, unsere demüthigen und schuldigen Dienste. Wir haben uns vorgenommen, Eurer Väterlichkeit zu verkündigen und mit dem Zeugniß gegenwärtiger Schrift zu bestätigen, daß Wir aus Liebe zu Gott und seiner heiligen Mutter für Unser und der Unsrigen Heil, sowohl Derer, die nun todt sind, als Derer, die noch leben, ein Jungfrauen-Kloster des Ordens der Cistercienserinnen in Unserem, bisher „Wohlperg" genannten Landgut gestiftet, demselben aber nun diesen Namen „Himmelthal" gegeben und dasselbe ausgestattet haben mit dem dabei liegenden Dorfe Wohlperch und allen seinen Zugehörungen, Wiesen, Weiden, Wäldern, Wassern, Fischereien und Mühlen, und den daselbst Gott dienenden Personen mit einträchtiger Hand gegeben haben, frei und mit vollem Recht, wie wir es bisher besessen haben, zu ewigem Besitz. Wir bitten Eure Heiligkeit, diese Unsre Handlung beifällig aufzunehmen und zu bestätigen mit Euren Privilegien gnädiglich, wie ihr wißt und könnt. Geschehen im Jahr der Gnade 1233 der XI. Römer Zahl."

So lautet die Urkunde, die in barbarischem Latein verfaßt über die Stiftung des Klosters Himmelthal sich vorfindet.

Wie von einem Menschen, der Fleisch und Blut, ein Herz und lebendige Gliedmaßen gehabt hat, zuletzt nur noch ein Skelett übrig bleibt, so ist gar oft von einer lebendigen Thatsache nach Jahren nur noch eine todte Urkunde da. Die trockenen Buchstaben lassen wenig von den Freuden= oder Schmerzens=Zähren wahrnehmen und wenig von dem Herzschlag hören, darunter die Urkunde zu Stande gekommen; doch übernimmt es manchmal die Sage, das trockene Skelett, mehr oder minder glücklich, mit Fleisch und Blut zu überkleiden. An der oben angeführten Urkunde werden wir auch diese Erfahrung machen, wenn wir aus den Bruchstücken der Sage, die noch auf uns gekommen, die Geschichte ihrer Entstehung uns zusammensetzen. — —

2. Als der im Eingang derselben belobte Graf Ludwig von Rieneck mit seiner Gemahlin Adelheid bald nach der Vermählung das Schloß Wildenstein bezog, fand er dort einen schlimmen Nachbar vor. Dieser hauste auf dem Thurm im Krausenbacher Thale, dessen Trümmer jetzt noch in der Nähe des, zum Theil aus seinen Steinen erbauten Jägerhauses sichtbar sind, und war, wie es damals gar oft der Fall gewesen sein soll, mehr ein gemeiner Räuber, als ein wegen seiner adeligen Tugenden gepriesener Ritter. Da er auch in der Gewohnheit hatte, mitunter das Rieneckische Gebiet heimzusuchen, legte ihm der Graf zwar bald das Handwerk, hatte sich aber dadurch auch einen unversöhnlichen und verzweifelten Feind in dem Menschen gemacht. Immer auf's Neue Feindseligkeiten übend und jedesmal, wenn's zum offenen Kampfe kam, niedergeworfen, wollte er doch von keiner Aussöhnung hören, wie oft auch der großmüthige Rienecker die Hand dazu bot, bis endlich dieser, um der Sache ein Ende zu machen, das Räuberneſt nahm und niederbrannte, die Spießgesellen des Wegelagerers an die nächsten Eichbäume aufknüpfte und ihn selber gefangen nach Wildenstein schleppte. Nach einem Jahr entließ er ihn der Haft mit einigen guten Lehren und Warnungen, dieser aber war kaum bei den Trümmern seines Thurmes angekommen, als er einen furchtbaren Eidschwur that: nicht abzulassen, als bis er an dem Grafen, seinem Todfeind, und an dessen ganzem Geschlecht eine furchtbare Rache genommen hätte.

Da er aus Erfahrung wußte, daß er der Mann nicht sei, um dem Rienecker mit Stahl und Eisen beizukommen, machte er einen Bund mit dem Teufel, baute sich oben an der Rieneckischen Grenze zwischen Heimbuchenthal und Hoppach einen festen Thurm, nannte ihn drohend den „Höllenthurm“ und das, seitwärts von dem Thurm in den Wald sich ziehende, enge düstre Thal das „Höllen=

thal," und hatte nichts dawider, daß allmählich die Leute ihn den Höllenhanns zu nennen anfingen. Der Thurm steht heute noch und das Thal heißt auch noch das Höllenthal.

Als der Rienecker davon hörte, wollte er ihm zeigen, daß er weder von seiner Nähe, noch von seinen Künsten sich irgend welchen Unglücks versähe, und baute zwei Wegstunden weiter unten, im Thal an der Elsava, sich einen Lustort, den er, dem „Höllenhanns" und seinem Höllenthal zum Trutz „Wohlberg" nannte. Dort wohnte er oft mit seinem Weib und seinen drei Söhnen, lud seine Freunde und seine Vasallen dorthin zu fröhlichen Festen, ließ keinen Fremden und keinen Armen vorbeigehen, ohne daß er einen ganzen Tag vollauf mit Speise und Trank ihn bewirthet hätte, und Freude war in der ganzen Gegend, wenn die Zeit kam, da der Rienecker vom Schloß nach Wohlberg zu ziehen pflegte. —

3. Der Höllenhanns hielt sich eine Weile still und ruhig in seinem Thurm, verschwand dann, Niemand wußte wohin. — Nach etlichen Jahren aber war er mit einem Male wieder da, brachte viele reiche Schätze und ziemliche Mannschaft mit und bezog seinen Thurm wieder. Der Rienecker meinte, nun werde der alte Tanz wieder angehen; aber siehe da! der Höllenhanns that freundlich, lud ihn zu sich ein, und als der Rienecker ihn besuchte, ließ er ihn seine Pferde sehen, die er, wie er sagte, aus dem Morgenlande mitgebracht hatte. Darunter war nun ein Grauschimmel besonders ausgezeichnet, den man wegen seiner Farbe und seiner Haare, die sich wie Eisen anfühlten, das „eiserne Pferd" nannte. Da der Rienecker ein besonderes Wohlgefallen daran äußerte, bot er's ihm als Zeichen der Versöhnung zum Geschenk, und dieser nahm es dankbar und hocherfreut mit sich auf Wildenstein. Dieß Pferd aber war durch schwarze Teufelskünste so abgerichtet, daß es Jedem, der es bestieg, zuletzt den Tod bringen mußte. —

Des Rienecker's ältester Sohn ritt es zuerst. Als er aber einst in den Streit zog, stürmte es mit ihm mitten unter das feindliche Volk, ließ sich nicht aufhalten und umwenden, bis er erschlagen war, dann rannte es unversehrt wieder zurück zu dem Rieneckischen Haufen. Der Graf und sein Weib grämten sich sehr um ihren Sohn, trösteten sich aber damit, daß ihr Erstgeborner doch einen rechten Heldentod gestorben.

Darauf ritt es der Zweite. Dieser wollte auf der Jagd über den Wolfsgraben setzen, das Pferd aber stürzte und der Sohn ward todt heimgetragen.

Als der Jüngste herangewachsen und der Graf und seine Gemahlin schon hoch in die Jahre gekommen, ward ihr Sohn in

das kaiserliche Heerlager entboten und ritt aus mit seinem Volk von Wildenstein um die Adventszeit. Sein Vater und seine Mutter sahen ihn mit seinem Gefolge abziehen, er aber ritt das eiserne Pferd und trug die Rieneckische Fahne. Als er nun über die Brücke geritten, ward jenseits auf der Höhe des Berges der Höllenhanns sichtbar und winkte wie zum Abschiede. Kaum ersieht ihn das Pferd, fängt es gräulich an zu schnauben, bäumt sich hoch empor und schüttelt sich, daß es klirrt, als wenn seine Haare wirklich von Eisen wären, schleudert mit einem gewaltigen Ruck den jungen Grafen hinab in den Schloßgraben, daß er das Genick bricht und augenblicks verscheidet. Darauf wendet sich das Pferd mit höllischem Gewieher, wie hohnlachend, rechts hinüber, wo der Höllenhanns stand, und wie sie ihm nachsehen, rennt es gerade durch den Hochwald hinab, und die Bäume brachen und thaten sich knackend vor ihm auseinander, als wenn sie Rohrstengel wären. Nach einer Weile ist es über den Höllengrund hinüber auf dem Berge bei dem Höllenhanns, der es streichelnd in Empfang nimmt und mit sich davonführt. —

4. Nun wußten der Rienecker und seine Gemahlin, **warum** ihre Söhne so elend um's Leben gekommen, und daß sie's der Bosheit und den Teufelskünsten des Höllenhanns zu verdanken hatten, und ihr Jammer war über die Maßen. Der Gräfin aber ging's am tiefsten zu Herzen, und einstmals sagte sie zu ihrem Gemahl: „Wir haben nicht gut daran gethan, als wir — in irdischem Wohlleben — der Hölle und ihrer Gewalt spotten wollten. Das Wohl wird Wehe, das nicht vom Himmel stammt. Das Lusthaus, das wir dem Höllenritter zum Trutz unten im Thal gebaut haben, laß uns zum Kloster umwandeln und statt „Wohlberg" hinfort „**Himmelthal**" heißen. Dort mögen Dienerinnen Gottes und wir selbst für uns und der Unserigen Heil beten, sowohl „Derer, die nun todt sind, als Derer, die noch leben," und wenn wir in solchem Himmelthal uns geborgen haben, so acht' ich, wird vom Höllenthal kein Verderben mehr an uns reichen!" —

So bauten sie denn das Kloster und beschlossen selbst ihre Tage daselbst in Buße und Thränen, und wurden endlich, als sie selig verstorben, in der Klosterkirche begraben. Heute noch ist ihr Grabmal daselbst zu sehen, auf dem sie in Stein ausgehauen sind in Lebensgröße und ernst und tiefsinnig auf das Geschlecht einer andern Zeit herabsehen, das die Stätte betritt, unter der ihr Staub schläft bis zum Tage der Auferstehung. —

239. Die Lebensweise einer freiwillig Eingeschlossenen.

Mit welchem Heldenmuthe die Heiligen nach dem hohen Ziele strebten, sich rein und unbefleckt zu bewahren von den Sünden und Lastern der Welt, ihre Sinnlichkeit und Leidenschaften zu unterdrücken und dem Geiste zu unterwerfen, haben wir ein rührendes Beispiel an der gottseligen Richildis, die im elften Jahrhundert blühte. Sie lebte als gottgeweihte Nonne im Kloster zu Hohenwart, und die strenge Lebensweise nach der Ordensregel genügte ihrem heiligen Eifer und Streben nach Vollkommenheit so wenig, daß sie sich mit der Bewilligung ihrer Obern in eine enge Zelle einschloß, die sie nie mehr verließ.

Von dem Zustande der auf solche Art freiwillig Eingeschlossenen giebt uns die folgende Lebensregel einen deutlichen Begriff, welche aus einer alten Handschrift entlehnt ist, die im Kloster Baumburg (in Oberbayern) gefunden wurde:

„1. Wer den Entschluß gefaßt hat, sich von der Welt ganz zu trennen und seinem Seelenheile zu leben, der begebe sich an einen Ort, der so gelegen ist, daß er Tag und Nacht dem Gottesdienst und dem Chorgebete beiwohnen könne, und wähle einen Klostervorsteher, der nach Gewissen mit Rücksicht auf das Alter und die Kräfte des Büßenden denselben zu leiten versteht. —

2. Der Wohnort — die Zelle — muß gemauert sein, in der Länge und Breite zwölf Fuß messen und drei Fenster haben. Durch das erste, welches die Zelle mit dem Chor verbindet, beichtet er und empfängt das heilige Abendmahl; durch das zweite wird ihm Speise und Trank gereicht und das dritte giebt ihm Licht, muß aber mit dunklem Glas oder Horn, wie das Speisefenster mit einem Laden verwahrt sein, damit Niemand hineinsehen und auch der Eingeschlossene nicht hinausblicken könne. —

3. Nach der Terz setze er seine Schüssel und den Becher vor das Fenster und schließe wieder. Um die Zeit der Non sehe er dahin, ob sein Mahl bereitet sei, und esse und trinke. Was übrig bleibt, überlasse er Dem, welcher es wegträgt, und sorge nicht für den kommenden Morgen. Sollte es sich ereignen, daß er nichts zu essen bekomme, so unterlasse er deßwegen das gewöhnliche Dankgebet nicht, und erwarte den folgenden Tag. —

4. Seine Kleidung bestehe in einem Leibrock an einer Kappe und in dieser bleibe er Tag und Nacht. Wenn es zur Winterszeit die Noth erfordert, trage er mit Bewilligung seines Gewissensrathes einen Pelz, weil er kein anderes Feuer haben darf, als so viel eine Kerze fassen kann. Sein Lager sei hart und sein Grab öffne er sich selbst. Am Montag, Mittwoch und Freitag faste er bei Wasser und

Brod und an den übrigen Tagen genieße er nichts als eine einzige Mehlspeise und etwas Obst; aber am Sonntag und an hohen Festtagen erhält er auch Milch. —

5. Er beobachte ein beständiges und tiefes Stillschweigen, bete jeden Tag siebenmal fünfzig Vater unser und eben so oft: „Komm' heiliger Geist!" zur Ehre der seligsten Jungfrau, aller Heiligen und für das Heil der Seelen. Ist er geübt im Psalmbeten, so ist er verbunden, jeden Tag eine Nocturn zu beten, im Gegentheil aber dreihundert Vaterunser. An jedem Sonntage empfange er das heilige Abendmahl. So ist das Leben der Eingeschlossenen beschaffen." —

Zwar verlangt die Religion Jesu kein der Art streng abgetödtetes Leben, sondern nur Erfüllung der Pflichten jenes Standes, zu dem wir berufen sind. Reine, wahre Gottes- und Nächstenliebe ist ihre Forderung an ihre Bekenner, und diese kann überall ausgeübt werden, selbst mitten im Geräusche der Welt; aber der gottseligen Richildis ausdauerndes Streben, die Welt und die Sinnlichkeit und sich selbst zu überwinden, ist für Jeden nachahmungswürdig, und nach dieser frommen Absicht müssen wir ihre Lebensweise beurtheilen. Deß ist das Eine Nothwendige, seine Seele zu retten vom Verderben der Welt. — Richildis ging in das bessere Leben über den 22. August 1100 und ihr Leichnam wurde in dem Grabe beigesetzt, das sie in ihrer Zelle bereitet hatte, die in der Folge in eine Kapelle verwandelt wurde. —

---

240. Ernste Bußübungen.

Der heilige Johannes Climakus († 605), so genannt wegen des geistreichen Buches: „Die geistliche Leiter," erzählt von einem Kloster bei Alexandrien in Aegypten, wo er einige Zeit sich aufhielt, und sagt, daß er da Männer gesehen habe, welche ohne allen eigenen Willen ihren Obern wie gutmüthige Kinder gehorchten. Keine Spur von Uneinigkeit oder Zank bemerkte man bei ihnen, und ferne war von dieser Genossenschaft alles müssige und unnütze Reden. Die Vollkommensten übernahmen vom Abte bereitwillig die strengsten Bußwerke zur Uebung des Gehorsams und der Geduld, wodurch die minder Vollkommenen belehrt und erbaut wurden.

Eine Meile von diesem Kloster war ein kleineres, welches das Gefängniß genannt wurde, weil in dasselbe aus dem größern sich solche Mönche freiwillig einschlossen, die sich verfehlt hatten. Johannes erhielt auf sein Ansuchen vom Abte die Erlaubniß, diesen Ort zu besuchen, und war drei Monate in demselben eingeschlossen. Grauenvoll schildert er diesen Aufenthalt und schrecklich die Bußübungen, welche

die Mönche da verrichteten. — Grobes Brod und Kräuter waren ihre Nahrung, und Wein und Oel sah man da gar nicht, ja nicht einmal ein Feuer. — In ihrem heiligen Eifer brachten einige Büßer die Nacht unter freiem Himmel und stehend zu, und verhinderten mit Gewalt den Schlaf; sie klagten sich der Lauigkeit an, wenn sie sich vom Schlafe hatten überwältigen lassen. — Andere hatten die Hände auf den Rücken gebunden, wie öffentliche Missethäter, und schrien, mit gebeugtem Haupt und mit niedergeschlagenen Augen, daß sie unwürdig seien, den Himmel anzusehen. — Andere lagen auf der Erde, benetzten mit Thränen die Asche, auf der sie ausgestreckt waren, oder hielten das Gesicht zwischen den Knieen, um ihre Schande zu verbergen, und thaten sich alle Gewalt an, ihre Klagen zu ersticken; wenn sie dieselben nicht mehr zurückhalten konnten, brachen sie in ein lautes Schluchzen aus, bedauerten den Verlust ihrer Unschuld und heulten wie eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat. — Einige standen unbeweglich wie Bildsäulen, sie hatten die Augen offen und hielten sie starr, als wären sie vor Schmerzen sinnlos geworden; wenn sie sich daran erinnerten, von welcher hohen Stufe der Tugend sie heruntergestürzt waren, riefen sie aus: „Wo ist die vorige Schönheit unserer Seelen? Wo unser erster, heiliger Eifer? Wo sind jene glücklichen Tage, an die wir uns nur mit Bitterkeit erinnern? Wer wird uns in jenen Stand der Unschuld wieder zurückführen, wo Gott bei uns wohnte und mit Wohlgefallen auf uns sah?“ Bei solchen Klagen vergossen sie Ströme von Thränen, und Viele von ihnen waren davon beinahe blind geworden; sie flehten zu Gott, daß er ihnen die größten Leiden schicken und nur ihre Seelen nach dem Tode verschonen wolle. Bisweilen rief Einer dem Andern zu: „Mein Bruder! werden wir noch an das Ziel kommen und erlangen, um was wir so unermüdet flehen? Werden wir Gottes Barmherzigkeit erlangen? Wir wollen wenigstens thun, was wir vermögen, und bis zu unserm Tode nicht aufhören anzuklopfen an der Pforte des Heils! Laßt uns Buße thun aus allen Kräften und nicht verschonen unser sündiges Fleisch!“ — Ihre Kniee waren hart wie jene der Kameele, ihre Augen tief eingefallen, ihre Wangen gefaltet und durch die Schärfe ihrer Thränen wund, ihre Brust verschlagen, so daß sie bisweilen Blut ausspieen. Diesen freiwilligen Büßern stand vor als Oberer ein Mann von bewährter Vollkommenheit und großer Erfahrung, der sie vielfältig mit verschiedenen Handarbeiten beschäftigte, um die Unglücklichen vor gänzlicher Verzweiflung zu bewahren. —

---

241. Der stumme Büßer.

Boleslaus II. hatte über die Böhmen, die rebellischen Unterthanen des Fürsten von Kiew, und Andreas, König von Ungarn, dessen Bruder Bela er auf den Thron hob, glänzende Siege erfochten, ergab sich aber später dermaßen den Ausschweifungen, daß er die allgemeine Unzufriedenheit erregte.

Der Bischof von Krakau, Stanislaus von Koska, machte ihm darüber ernste und wohlgemeinte Vorstellungen, die aber den König so sehr erbitterten, daß er den Bischof, welcher eben in der St. Michaels-Kirche die heilige Messe las, mit eigener Hand ermordete. Papst Gregor VII. that für diesen Mord den König in den Bann und eine Verschwörung der Vornehmsten nöthigte ihn, zu König Ladislaus von Ungarn, dem Sohne Bela's, zu flüchten. Er wurde dort freundlich aufgenommen und blieb daselbst einige Jahre. —

Dann entfernte er sich heimlich und zog die Pilgertracht an, in der Absicht, nach Rom zu gehen und bei dem Papste die Aufhebung des Bannes zu erwirken.

Auf dieser seiner Wanderung kam er auch durch Kärnthen und fand dort an einem abgeschiedenen See, den in der Fernung eine dunkelschattige Alpenwaldung umgab, ein Kloster, einsam und still gelegen, wie der Friede selbst. — Es war zu Ossiach. — Da erfaßte ihn die Sehnsucht, hier zu bleiben und zu büßen. — Er that es auch. —

In dem Kloster eine herz-tröstende Heimath findend, übernahm er daselbst den allerletzten Knechtsdienst, ertrug jegliche Demüthigung und Entbehrung mit eiserner Geduld, und redete nie ein Wort. Schweigend, wie er in's Heiligthum eingetreten, blieb er auch schweigend acht volle Jahre hindurch. Niemand kümmerte sich um ihn, Alle aber erbaute er durch seinen Bußeifer und seine Gelassenheit. Man nannte ihn nur den „Stummen.“ — In seinen letzten Stunden übergab er dem Abt nebst anderen Dokumenten seinen Siegelring und bekannte: „Ich bin Boleslaus, der König von Polen, den der Kirchenbann belastet!“

Sein Todesjahr ist 1090 gewesen. —

Auf dem „Freithof“ an der Kirchenmauer ist sein Grab und darüber ein Bild, welches ihn selbst und rund umher Züge aus seinem Leben darstellt, während die lateinische Inschrift kurz seine Geschichte berichtet. —

Zum Andenken des stummen Büßers ernährte und unterrichtete das Kloster Jahr aus Jahr ein zwölf Stumme. —

Der Königliche Siegelring wurde im Kloster bis in das vorige Jahrhundert aufbewahrt, dann aber von einem vornehmen Polen durch einen täuschend ähnlichen ersetzt und so entwendet. —

242 und 243. Die stete Richtung des Herzens zu Gott.

Von dem heiligen Bernardus erzählt man, er habe sein Herz immer in solcher Richtung zu Gott erhalten, daß er sehend — nicht sah, daß er hörend — nicht hörte; so daß es schien, er mache von seinen Sinnen gar keinen Gebrauch.

Er hatte schon ein Jahr im Noviziate zugebracht; und wußte nicht, wie die Decke seiner Zelle aussah, ob sie getäfelt oder gemauert war.

Im Kirchlein dieses Klosters befanden sich drei Fenster; und obgleich er täglich gar oft in demselben betete, hatte er noch keinmal wahrgenommen, ob mehr als eines sich darin befände.

Und aus dem Noviziate tretend hatte er mit noch einigen Genossen eine Reise in ein anderes Kloster anzutreten. Er wanderte fast einen ganzen Tag an dem Gestade eines See's; und da er später die Klosterbrüder von diesem See und seinen herrlichen Ufern reden hörte, fragte er: „Wo sie diesen See gesehen hätten?“ weil er auch nicht einen einzigen Blick auf denselben geworfen hatte. —

Wie himmelsnah' müssen die Meditationen Sanct Bernard's stets gewesen sein! — —

2. Man erzählt nun: Papst Innocenz II. habe sich mit einigen Cardinälen auf einen Besuch in das Kloster Clairvaux begeben. Zu ihrem Empfange kamen alle Mönche, an ihrer Spitze der heilige Bernardus, welcher dem Kloster als Abt damals vorstand.

Der Anblick dieser frommen Schaar wirkte so ergreifend, daß der Papst und die Cardinäle vor heiliger Rührung weinten, einzig deßhalb, weil sie die Eingezogenheit dieser Ordensgeistlichen sahen. Alle wunderten sich, den heiligen Ernst dieser geistlichen Gemeinde wahrzunehmen, indem bei einem so feierlichen und freudigen Anlaß, als ein Besuch des Papstes und der Cardinäle gewesen, sie Alle — ihre Augen gesenkt auf die Erde geheftet hielten, ohne sie anderswohin zu wenden; und während alle Augen der Besucher auf sie gewendet blieben, sie selbst doch Niemanden anblickten. —

Es waren eben diese Männer würdige Schüler des heiligen Bernardus, des Mannes, der den Leib des Menschen — „einen Verächter Gottes, einen Liebhaber seiner selbst, einen Freund der Welt, einen Knecht des Teufels“ — nannte, und deßhalb im Feuer der Begeisterung für's Himmlische ausgerufen und es auch an sich selbst vollführt hat: „Er ist des Todes schuldig: An's Kreuz mit ihm! An's Kreuz mit ihm!“ —

244. Das schwere Tagewerk.

In einem Kloster lebte ein Mönch, der des Abends immer eine große Mattigkeit und Abspannung verrieth. Der Abt fragte ihn einst nach der Ursache derselben. „Ach!“ antwortete der Mönch, „ich habe jeden Tag so Vieles zu thun, daß meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen.“ —

„„Ei!““ sagte der Abt, „„das sind thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgegeben, und in meinem Kloster habe ich nie etwas von solchen Pflichten der Brüder gehört!““ —

„Und doch, ehrwürdiger Herr,“ versetzte der Mönch, „habe ich keine Unwahrheit geredet. — Die zwei Falken sind meine Augen, die muß ich mit großer Sorgfalt bewachen, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seligkeit schaden könnte. — Die zwei Hasen sind meine Füße, die muß ich beständig zurückhalten, daß sie nicht nach schädlichen Vergnügen laufen und auf dem Wege der Sünde wandeln. — Die zwei Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und antreiben, damit ich mich selbst und meinen nothleidenden Mitbruder speisen und laben kann. — Der Lindwurm ist meine Zunge; die muß ich beständig im Zaume halten, daß sie nichts Ungebührliches rede oder nicht unnütze Worte spreche. — Der Löwe ist mein Herz; mit ihm muß ich fortwährend im Kampfe liegen, damit nicht Eitelkeit und Eigenliebe dasselbe erfülle, sondern Gottes Geist in ihm wohne und wirke. — Der Kranke ist mein eigener Leib, der eigensinnig bald Dieses, bald Jenes verlangt, und nicht fragt, ob das Verlangte auch heilsam sei für die wahre Gesundheit und das ewige Leben. — Das Alles mattet mich täglich ab!“ —

Mit Verwunderung hörte der Abt diese Erklärung des Mönches und sagte zu ihm: „„Mein Bruder, du arbeitest in dem Weinberge des Herrn; er wird deine Mühe belohnen und deine Mattigkeit dereinst mit ewiger Mahlzeit erquicken!““ —

---

245. Entschiedene Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes.

Pater Nicolaus Magnien, Einer der ausgezeichnetsten Priester der Gesellschaft Jesu in Frankreich, sollte in seinen jüngeren Jahren dem Studium der Wissenschaften obliegen.

Die Luft zu Lyon wirkte indessen sehr schädlich auf seine Gesundheit ein und er erkrankte; und weil er sich, obgleich genesend, nie recht erholen konnte, so beschlossen seine Oberen, ihn an einen andern Ort zu senden, der ihm zuträglicher wäre; was denn auch geschah.

Gar oft werden aber in den geistlichen Orden die Oberen verändert, und die nachfolgenden wissen nicht immer genau, was die früheren angeordnet haben.

So ward denn nach wenigen Jahren dieser Nicolaus Magnien von seinen Oberen abermals nach Lyon versetzt, um in dem dortigen Collegium die Theologie zu lehren; und ungesäumt begab er sich auf die Reise.

Einer seiner Freunde unterließ es nicht, ihn zu bitten: er möge es doch seinen Oberen anzeigen und ehrerbietigst vorstellen, wie verderblich die Luft dieser Stadt gerade auf ihn wieder einwirken müßte und er sicher in kurzer Zeit sterben würde.

Nicolaus Magnien antwortete gemessenen Tones diesem Freunde: „Also sprechen die Heiden, die vor dem Tode sich fürchten; ich aber, als **Christ** und Ordensmann, überlasse mich dem Willen und der Vorsehung meines Gottes, dessen Stellvertreter meine Vorgesetzten sind, und gehe, wohin sie mich senden, ob ich auch das Leben darüber verlieren sollte; und an welchem Orte der Erde könnte ich je besser sterben, als dort, wo ich auf Gottes Anordnung mich hinbegebe, bei welchem ja alle Minuten meines Lebens gezählt sind?" —

Er starb auch wirklich wenige Monate nach seiner Ankunft zu Lyon, als ein Martyrer der getreuesten Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen, die den Tod so sehr ihm versüßte, daß er ihn dem längeren Leben hienieden vorzog. —

---

246. Der letzte Augustinerpater zu Wien.

In seiner berühmten Schrift: „Woher? Wohin?" erzählt Dr. Sebastian Brunner das Folgende:

Das Augustinerkloster*) am Lobkowitz-Platze zu Wien ist jetzt total ausgestorben — man könnte eben so gut sagen, es ist — ausgestorben worden. — Es dünkt mir nicht unnütz, hier Einiges, was ich weiß und was nirgends geschrieben steht, der Vergessenheit zu entreißen. — Ich erinnere mich, als Knabe mit einem Geschäftsmann meines Vaters in diesem Gebäude gewesen zu sein, als es noch

*) Darin starb im Jahre 1709 der berühmte Prediger P. Abraham a Sancta Clara.

Kloster war, freilich schon bedeutend im Verfalle; wer hätte auch nach dem Zustande der damaligen Studien die Aufnahme zu den Augustinern verlangen sollen. Dieser besagte Mann hatte einen alten Klosterbruder daselbst zum Freund, der hieß Frater Joseph. Noch kann ich mir seine Zelle sehr gut vorstellen, gab es doch in derselben so viele für mich höchst interessante Gegenstände; Barometer aller Gattung, in deren Anfertigung der Klosterbruder besonders sinnreich gewesen zu sein scheint, und eine Unzahl mechanischer Werke und Spielereien; ich war glücklich, wenn der alte freundliche Mann ein oder das andere Triebwerk mir zu Gefallen eine Zeitlang in Bewegung setzte. —

Der letzte Pater des Klosters, ein geborener Bayer, reichte noch bis in die letzten dreißiger Jahre herauf. Er war am Ende Noviz, Oekonom, Prior, Provinzial und Alles zusammen in Einer Person. Als er nun mehr allein, gleichsam als der Todtengräber des ganzen Hauses übrig war, wurde das Kloster aufgehoben und dem Religionsfonde zugetheilt. — Pater Michael Beck, das war der Name dieses biedern frommen Männleins, mußte längere Zeit rein darben, das Klostervermögen wurde eingezogen, und um ihn kümmerte sich Niemand. — Das Schicksal des guten P. Michael kam zu den Ohren des greisen Kriegshelden Erzherzog Carl, dessen Palais an das Kloster angebaut ist: der edle treffliche Prinz ließ dem P. Michael sogleich die Kost aus seiner Küche täglich zusenden; das wurde bis zum Tode des letzten Augustiners eingehalten. Der kaiserliche Prinz und Erzherzog von Oesterreich legte hier gegenüber der staatskirchlichen Bureaukratie eine wahrhaft christlich noble Gesinnung an den Tag. Er äußerte sich: „Ah, das geht nicht, diese Leute ließen mir ja den guten P. Michael ordentlich verhungern!“ Der Erzherzog ließ es aber dabei nicht bewenden; er schickte in das Kirchendepartement der Regierung eine entrüstete Anfrage wegen dieser Angelegenheit. Es ist dieses Factum ein schöner Beweis für die edle christliche Gesinnung der kaiserlichen Familie, die mit dem öfter an den Tag kommenden Gebahren der kirchlichen Bureaukratie durchaus nicht einverstanden war. Darauf ließ nun der Regierungsrath Buchmayer (wir wissen nicht gewiß, ob derselbe damals schon Generalvicar der Wiener Diöcese gewesen oder nicht) den P. Michael holen und bedeutete ihm, er solle ein Gesuch um seine Pensionirung einreichen. Pater Michael entgegnete: „Wie es komme, daß er, der eigentliche letzte Besitzer des Klosters und Verwalter seines Eigenthums, bei der Aufhebung weder gefragt, noch weiter berücksichtigt worden sei?“ — Es wurde ihm einfach nochmals entgegnet, „„er solle eine Bittschrift um seine Pensionirung einreichen.““ Das erbitterte den Klostermann über die Maßen; er sprach sich auch sogleich darüber aus: „Er könne

nicht um Das betteln, auf das er doch den gerechtesten Anspruch habe.“ Endlich wurde aus Angst vor dem Erzherzog Carl dem Ordensmanne seine sehr kleine Pension ausgezahlt, ohne daß er darum betteln mußte. — Er starb bald darauf. —

Das war das irdische Finale des letzten Augustiner-Paters in Wien! — —

247 — 250. Die Königs-Tochter als Karmeliter-Nonne.

(Aus: Die katholische Religionslehre von J. Gaume.)

1. An den Stufen des schönsten Thrones der Welt ward eine Prinzessin geboren, der Stolz des Hofes wegen ihrer glänzenden Eigenschaften, die Freude ihrer Eltern wegen ihrer Unschuld, die Liebe ihrer Schwestern wegen ihrer reichen Begabung des Geistes und der Güte ihres Charakters; diese war Luise, die Tochter des Königs von Frankreich Ludwig XV. —

Plötzlich, in der Blüthe ihres Alters, zu der Zeit, in welcher eine lange Zukunft von Ehren und Freuden ihrem Auge sich erschloß, wo sie schon alle Freuden von Versailles kostete, sah man sie den Weg nach Sanct Dionys nehmen, daselbst demüthig um die Gnade bitten, in den Orden der Töchter der heiligen Theresia aufgenommen zu werden, die goldgeschmückten Gemächer von Trianon für eine arme Kloster-Zelle verlassen und die Glorie einer Königs-Tochter für das rauhe Gewand vom Karmel vertauschen. Gott weiß es, wie schwer dieses Opfer wog in der Wage des Heiligthums! —

Und Luise wurde nach und nach das Muster der Töchter der heiligen Theresia und der Ruhm von Karmel. —

Zwei Tage nach ihrem Eintritte zu den Karmeliterinnen empfing Luise den Besuch ihrer fürstlichen Schwestern. Dieses erste Zusammentreffen bot die rührendste Scene dar. Die drei Prinzessinnen vergossen, indem sie ihre Schwester mit allem Ausdrucke der Zärtlichkeit umarmten, Ströme von Thränen, so daß die ganze Kloster-Genossenschaft von diesem Anblick ergriffen ward. Luise, die Freude im Herzen und die Heiterkeit auf der Stirne, tröstete sie gar liebreich und versicherte sie: daß sie keine Ursache hätten, über ihre Schwester im Ordens-Habit zu weinen, wenn sie anders sie nicht wegen des vollkommenen Glückes beneideten, dessen sie sich erfreue. — Man feierte damals das hochheilige Osterfest, eine Zeit, während welcher die Karmeliterinnen ihr Fasten unterbrechen. Die Prinzessinnen wünschten bei der Mahlzeit ihrer Schwester zu sein und begaben sich in das Refektorium. Der

Ordnung des Tages gemäß wurden gebratene Erdäpfel und kalte Milch aufgetragen. Sie sahen Luise fröhlich dieses ländliche Mahl verzehren, das ihr am Hof eine Indigestion vielleicht zum Sterben verursacht hätte, und sie schlossen daraus, daß sie bei ihrem Muth und ihrer Frömmigkeit weniger zu beklagen, als in ihrer Einsamkeit selig zu preisen war. —

Luise trug in der Welt Schuhe mit hohen Absätzen, deßwegen bereitete es ihr eine unsägliche Marter, als sie von den flachen Pantoffeln Gebrauch machen mußte. Ihre Füße schwollen so sehr an, daß sie kaum noch gehen konnte. Sobald man dieß bemerkte, rieth man ihr, sie solle eine andere Fußbekleidung nehmen. „Früher oder später," antwortete sie, „muß ich mich ja doch daran gewöhnen, darum will ich lieber bei Zeiten dieß Uebel auf mich nehmen!" — Das sehr harte Lager der Karmeliterinnen ist auch der Art schmal, daß es der Fürstin oft begegnete, sich an der Wand zu stoßen; und eines Tages geschah dieß so heftig, daß sie eine Verletzung am Kopfe bekam. —

Seitdem sie das Kleid der Karmeliterinnen genommen, war sie nicht einen Augenblick mißvergnügt, sprach oft von ihrem Glücke, nie aber von ihren Opfern. — Wenn sie manchmal ihr früheres Leben mit dem, das sie jetzt im Orden führte, verglich, so geschah dieß nur, um zu beweisen, daß sie Wenig verlassen hätte, um Viel zu gewinnen.

In folgender Weise stellte sie den Vergleich von den beiden so scharfen Gegensätzen an, indem sie unter Anderm zu ihren Kloster-Schwestern sprach:

„Glaubet mir," bemerkte sie mit dem Tone der vollen Ueberzeugung, „ich bin wahrhaftig glücklicher, als ich es zu sein verdiene; an Leib und Seele habe ich dadurch, daß ich hierher kam, unendlich gewonnen. Es ist wahr, zu Versailles hatte ich ein gutes Bett; allein in diesem Bette genoß ich nie einen ununterbrochenen Schlaf! Ich hatte einen sehr reich besetzten Tisch; aber oft keinen Appetit nach den vorgesetzten Speisen! — Hier habe ich zu meinem Bette nur meinen ausgestopften Strohsack, aber auf diesem Strohsacke schlafe ich ganz vortrefflich! Unser Refektorium bietet mir ein sehr mageres Mahl, aber ich bringe einen Appetit dazu, der Alles auf's Beste würzt, was man mir vorlegt, so daß ich mir oft ein Gewissen daraus mache, an unsern Erbsen und gelben Rüben so viel Vergnügen zu finden!" —

„Was den Frieden der Seele betrifft, welch' ein Unterschied! Es ist vollkommen und buchstäblich wahr, daß mir ein einziger Tag im Hause des Herrn mehr wirkliche geistige Befriedigung verschafft, als tausend in dem Königs-Palaste, den ich bewohnte! Wie wir

hier unsere Observanzen haben, so hat auch der Hof die seinigen, aber viel härtere, als die unsrigen sind; und wenn man am Hofe wohnt, muß man trotz allen Sträubens sich nach den Ordnungen des Hofes richten. Hier z. B. gehe ich um fünf Uhr Abends zum Gebet; in Versailles kündigte man mir an, dieß sei die Zeit, in's Theater zu gehen. Man ist nie in Ruh' am Hofe, weil man immer den Kreis von unnützen Dingen durchläuft!" —

„Welch' schöne Morgenstunden habe ich am Hofe verloren, theils um von den oft lästigen Ermüdungen des Abends auszuruhen, theils um mich an meinem Putztische zu langweilen, theils um Unerquickliches anzuhören! — Hier stehe ich heiter in Gott am Morgen auf, wie ich die Nacht hindurch geschlafen habe. Meine ganze Putzzeit besteht aus zwei Minuten, dann beschäftige ich mich den ganzen Tag auf eine für meinen Geist erhebende Weise, weil ich daraus Segnungen für das Heil meiner unsterblichen Seele gewinne! — Endlich versprach mir Alles, was mich am Hof umgab, Vergnügungen um Vergnügungen, und ich genoß dennoch keines! Hier dagegen, wo Alles Traurigkeit zu verkünden scheint, genieße ich reine Freude, und seit einem Jahr, wo ich hier bin, frage ich mich selbst an jedem Tage: Wo ist doch das Harte, mit dem man mich von diesem Beruf abschrecken wollte?!" —

2. Während Luise die Lehrerin der Novizen war, konnte sich Eine derselben, die seit einiger Zeit erkrankt lag, gar nicht entschließen, eine ihr vorgeschriebene Arznei einzunehmen. Nach allen fruchtlos vorgebrachten Vernunft-Gründen sagte sie endlich zu der Widersetzlichen: „Ich sehe, mein Kind, daß du keine edle Gesinnung hast! Da du nun den Muth nicht besitzest, weder aus Liebe zu dir, noch aus Liebe zu mir, noch selbst aus Liebe zu **Dem**, der um unsertwillen am Kreuz auf Golgatha Essig und Galle getrunken, dieß Heilmittel zu gebrauchen, so will ich es statt deiner thun, nur um dir zu beweisen, daß eine Medizin kein Gift ist!" Während sie noch sprach, hatte sie bereits einen Theil der Arznei in ein Gefäß gegossen. „Sieh mich an!" sprach sie zur Kranken, und verschluckte die Portion. Die Kranke, überrascht und beschämt, bat um den Rest, nahm ihn und gestand, daß das ihr zugemuthete Opfer die menschlichen Kräfte nicht übersteige; sie erkannte aber auch zugleich, daß der Anblick eines großen Beispiels im Stande ist, die größte Schwierigkeit überwinden zu lassen. —

Man kann sich von der Thätigkeit der guten Fürstin keinen Begriff machen, als sie das Amt einer Superiorin der Genossenschaft bekleidete. — Eine ihrer Töchter war bis zum äußersten Grade furchtsam. Luise, die ihre Schwäche kannte, begleitete sie gern an

die verschiedenen Orte des Hauses, wohin sie sich nicht allein gewagt hätte. Sie that noch mehr; sie gestattete ihr, daß sie ihr Bett in ihrer kleinen Zelle aufstellen durfte, was ihr jedenfalls während der Sommerhitze sehr lästig fallen mußte. —

Eine Schwester mit dem weißen Schleier, welche am hochheiligen Ostertag um zwei Uhr des Morgens die Genossenschaft aufzuwecken hatte, besorgte sehr, sie möchte die Stunde versäumen. Da sie sich in ihrer Verlegenheit erinnerte, daß ihre Priorin (Luise) über ihren Schlaf sehr gebieten könne, so ging sie zu ihr, stellte ihr ihre Besorgniß vor und sprach ganz treuherzig: daß, nachdem sie Alles wohl überlegt hätte, im Hause keine Person wäre, auf die man so sicher rechnen dürfe, als auf sie, um zur gehörigen Zeit wach zu werden, und daß sie deßhalb gebeten sei, ihr diese Gefälligkeit zu erweisen. — Entzückt über dieses außerordentliche Vertrauen, erwiederte Luise: „Ich bin sehr gern bereit, dir deine Unruhe zu benehmen; schlafe nur ruhig und bau' auf mich!" — Des andern Tags hörte die Schwester vor zwei Uhr ihre Priorin und die Tochter ihres Königs an ihre Thüre klopfen, um sie aufzuwecken. —

Einmal, wo Luise durch die Aufeinanderfolge der Arbeiten des Tags und durch die vielen Sorgen ihres Amtes zerstreut war, vergaß sie, daß Eine der Nonnen sich unwohl befand, und daß sie dieselbe nicht getröstet hatte. Dieser Gedanke beunruhigte die gute Fürstin mitten in der Nacht, so daß sie nicht schlafen konnte. Sie stand auf, ging zu ihrer Tochter und sprach zu ihr: „Ich hätte gestern mit dir reden sollen, meine liebe Schwester! und es war auch meine Absicht. Ich kann mir diese Vergessenheit nicht verzeihen, durch welche vielleicht dein Uebelbefinden noch vermehrt worden, und ich will sie jetzt wieder gut machen!" — Gerührt bis zu Thränen von solch einer außerordentlichen Güte, wußte die Nonne nicht, wie sie ihren Dank der so huldvollen Priorin bezeugen möge. „Keinen Dank," sprach Luise zu ihr; „was ich thue, geschieht mehr zu meiner, als zu deiner Beruhigung. Hätte ich ruhig schlafen können, nachdem ich mich an die Unruhe erinnerte, worin **Du** dich befindest?" — Und sie verließ die Kranke erst dann, nachdem sie die Ruhe in ihrer Seele wiederhergestellt hatte. —

Luise betrat wieder den Krankensaal zur Zeit, da eine ansteckende Krankheit herrschte; da rieth ihr eine Nonne, sich zurückzuziehen und ihrer Gesundheit wegen eine der Observanzen des Ordens unbeachtet zu lassen. — „Ich sehe keinen genügenden Grund," entgegnete die Fürstin (die damals schon Priorin gewesen), „zu einer solchen Nichtbeachtung; und dann muß ich befürchten, daß hierin gerade mein Beispiel einen Mangel an Eifer in der Krankenpflege veranlassen

müßte." Die Nonne bemerkte, sie könnte dieß ja thun, ohne daß es Jemand erführe. Da entgegnete Luise mit lebhaftem Tadel: „Du räthst mir also Heuchelei!? — Gott verhüte, daß ich mir je im Angesichte des Himmels eine Handlung erlaube, wegen welcher ich den Anblick der Erde fürchten müßte! Wir wollen überall Das sein, was wir sein sollen, dann dürfen wir uns auch nicht scheuen, so zu erscheinen, wie wir sind!" —

Während einer Erholung hatte Luise eine Nonne zum Zweitenmal erinnert, daß sie sich in's Sprechzimmer begeben sollte, wobei sie hinzufügte, daß sie auf sich warten ließe. Die Nonne, welche die Neugierde, eine begonnene Erzählung zu hören, zurückhielt, versetzte, daß es manchmal auch der Mutter Priorin begegne, auf sich warten zu lassen. „Ja," entgegnete Luise, „aber unsere Gründe können nicht dieselben sein!" — Die Priorin hätte ganz beruhigt sein dürfen, als sie der Sprache der Unehrerbietigkeit so wenige und wahre Worte gewidmet; die Fürstin aber besorgte, dem Stolze gehorcht zu haben, und warf sich sogleich ihren Töchtern zu Füßen, küßte die Erde, bat um Verzeihung, daß sie sich auf solche Weise zu rechtfertigen gesucht, und rief aus: „Ich bin immer stolz gewesen; und nachdem ich Alles verlassen, finde ich nun die thörichte Schwachheit der Eigenliebe in mir!!" —

3. Eine fromme Frau sagte zur Fürstin, sie sei sehr bewundernswerth, da sie, indem sie doch einer festen Gesundheit sich nicht erfreue und als Königs-Tochter erzogen worden sei, die so strenge Lebensweise der Karmeliterinnen angenommen hätte. — „Und ich," antwortete Luise, „wundere mich über Ihr Erstaunen; denn da Sie das Evangelium kennen, so wissen Sie, daß es weder auf Gesundheit, noch Königliche Geburt Rücksicht nimmt, sondern daß Jedermann, der selig werden will, Buße thun muß! Man hat sehr Unrecht, daß man mein Opfer so erhebt! Es wurde mir nie schwer, daß ich es bringe oder gebracht habe, wohl aber, daß ich so viele Jahre zubringen mußte, ohne es thun zu können!" —

An Nichts schien Luise an diesem Orte der Armuth je Anstoß zu nehmen. Sie, die früher alle ihre Lebenszeit hindurch kostbare Kleider getragen, sah man mit einem Ordenskleid aus dem rohesten Wollenzeuge, wie das ihres Bett-Tuches, angethan. Sie trug nur einen einzigen Rock; wurde er schadhaft, so besserte sie ihn wieder aus. Und diese abgenützte Kleidung zeigte die Armuth der Fürstin zumeist in der Zeit, in welcher sie als Priorin dem Kloster vorstand, am deutlichsten. An mehreren Stellen war sie von ihr mit neuen Stoffen ausgebessert, wodurch sie verschiedene Farben bekam. Eine der Nonnen, welche sie dahin bringen wollte, sich ein neues Kleid

anzuschaffen, sagte zu ihr: „„Die Genossenschaft muß sich schämen, wenn Jemand von der Königlichen Familie Sie, die Prinzessin, so schlecht gekleidet sähe.““ Luise tadelte dieß und sprach: „Seit wann ist es denn eine Schande, dem Geiste unseres heiligen Ordens zu folgen? Weiß meine Familie nicht, daß ich das Gelübde der Armuth abgelegt und daß ich namentlich in meiner Stellung das Beispiel dazu geben muß?“ —

Eine Zeitlang bewohnte Luise die traurigste und unbequemste Zelle im Hause. Man bat sie, mehrere Ausbesserungen darin vornehmen zu lassen, welche sie selbst ja für jede andere Nonne als nothwendig erachtet hätte; sie ließ es nicht zu. Ihrer Zelle Fenster befanden sich in einer so schlechten Fassung, daß ihr der Wind das Licht auslöschte. Sie verklebte dieselben mit Papier, was sie jedesmal, wenn dieselben geöffnet gewesen, wieder auf's Neue thun mußte. — Zu einer Zeit, da sie erkrankt im Krankensaale lag, schlug man ihr vor, sie auf ihr Priorat-Zimmer bringen zu wollen, um dort die Königliche Familie zu empfangen; dieß lehnte sie jedoch gänzlich ab. Die Prinzessinnen, ihre Schwestern, welche sie besuchten, verbanden ihre Vorstellungen mit denen der Nonnen und sagten, daß sie es an diesem Orte bequemer hätte. „O gewiß bequemer,“ erwiederte sie sanft; „die Bequemlichkeit darf man aber hier nicht suchen; man muß sich im kranken wie gesunden Zustand immer erinnern, daß man Karmeliterin ist!“ —

Luise fand alle Speisen, die man ihr vorsetzte, köstlich; und da sie besorgte, man möchte den vielen Opfern, die ein Refektorium der Karmeliterinnen der Königs-Tochter auferlegte, zu hohen Werth beilegen; so versicherte sie bei jeder Gelegenheit: „Ich mache mir ein Gewissen aus der Freude, mit welcher ich mein Mahl verzehre!“ — „Nie,“ sagte sie oft, „hat ein Koch in Versailles eine Mahlzeit so gut zu würzen gewußt, als es hier Fasten und Arbeit thun!“ — Eine gute Schwester, welche die Küche besorgte, meinte, sie habe seit Luisens Eintritt in das Kloster eine besondere Geschicklichkeit für ihren Dienst erlangt, an welcher doch noch Niemand gezweifelt hatte; sie bemerkte deßhalb den Nonnen: „Sehet ihr, wie dieser Königliche Magen die Kürbisse kostet? Ich hoffe, es wird nun Niemand mehr meinen, daß unsere Küche etwas zu wünschen übrig läßt!“ — Eine in der Küche arbeitende Schwester hatte eine ganz verfaulte Artischocke bei Seite gethan, um sie wegzuwerfen; eine andere Schwester aber vermengte sie, ohne es zu wissen, mit den übrigen, und ließ sie so in's Refektorium bringen. Die Köchin erwartete, daß sie mit Vorwürfen ihr zurückgeschickt würde; da dieß aber nicht der Fall war, so schloß sie daraus, daß sie der Priorin zugefallen sei. Sie täuschte

sich nicht. Luise bekam sie, sah ihren üblen Zustand, aß sie jedoch, ohne Jemand etwas ahnen zu lassen. Trostlos wegen dieses kleinen Unfalls entschuldigte sich die Schwester Köchin bei der Fürstin; die aber bedeutete ihr: „Es hat nichts zu sagen, weil es mir begegnet ist; hüte dich indessen für die Zukunft, da alle übrigen Schwestern keinen so guten Appetit haben wie ich!“ —

4. Während seines Aufenthalts zu Paris besuchte der König von Schweden die Karmeliterin Luise, deren heroisches Opfer die Bewunderung von ganz Europa erregt hatte. Als er in die Zelle der Fürstin eintrat, rief Gustav beim Anblick der Geräthschaften, die aus einem Crucifix, einem hölzernen Stuhl und aus einem Bündel Stroh zwischen zwei Liege-Stühlen bestanden, voll Erstaunen aus: „Wie! hier wohnt eine Tochter des Königs von Frankreich?“ — „„Ja,““ entgegnete Luise, „und sie schläft auch hier besser, als in Versailles; hier befinde ich mich, wie man sieht, so wohl, wie ich mich vorher nie befunden!“ — Sie beschrieb ihm die gewöhnliche Nahrung und Beschäftigung der Karmeliterinnen, führte ihn in's Refektorium, zeigte ihm den Platz, den sie unter ihren Schwestern einnahm, und das Tischgeräthe, dessen sie sich bediente, bestehend aus einem hölzernen Löffel, einem Teller von Thon und aus einem Krug von demselben Stoff. Erstaunt über Das, was er sah, noch mehr aber über Das, was er bei einer großen Fürstin nicht sah, konnte dieser König des Nordens, der Aehnliches empfand, wie die Königin von Saba, als sie die Weisheit Salomo's in seiner Pracht beschaute, nicht umhin, die noch viel größere Weisheit Derjenigen zu bewundern, die ihr Glück in der Entbehrung und Verachtung jeglicher Erden-Hoheit und Erden-Pracht zu finden wußte. Kaum konnte er seinen Augen trauen. Zeuge der Zufriedenheit und der reinen, offenen Freude einer Fürstin, die sich täglich der ganzen Strenge des Büßer-Lebens opferte, rief er aus: „Nein, Paris und Frankreich, Rom und Italien haben mir Nichts dargeboten, das sich mit **dem** Wunder vergleichen ließe, welches das Kloster des heiligen Dionysius enthält!“ —

Luise starb, allgemein geliebt und verehrt, am 23. December des Jahres 1787. —

---

251. Nachts im Klosterhofe von St. Trophym zu Arles in Frankreich.

(Nach: Tagebuch aus Languedoc von Moritz Hartmann.)

Der Inhalt des Tagebuchs vom 12. Juni 1851 lautet:

Unter Tages sitze ich meist zu Hause und lese südfranzösische Geschichten; wenn es aber stiller wird in den Gassen und der volle

Monds in den Alpinen heraufzieht, mache ich mich auf, um all' die Trümmer und Reste, die ich im klaren Sonnenscheine gesehen, von den Schleiern des Mondes verhüllt auf's Neue zu betrachten. Diese provençalischen Schleier sind sehr durchsichtig, der provençalische Mond ist eine wohl temperirte Sonne — die Nacht ein blauer, mit Sternen geschmückter Tag.

So eben, es ist bald Mitternacht, komme ich aus den Gängen des Klosters St. Trophym zurück, wo ich zwei gemüthlich einsame Stunden zugebracht habe.

Es ist ein herrliches Kunstwerk! — Ein französischer Schriftsteller sagt von dessen Gallerien: „Wenn es wahr ist, daß die Mauern Troja's beim Klange der Lyra, so ist dieses Haus bei den Harmonieen der Orgel, beim Dufte des Weihrauchs gebaut worden!" — Dieser Mann hat sich gut ausgedrückt. Das Gebäude ist luftig und schön, und verhält sich zum Antiken wie die Orgel zur Lyra. So begegnet man in Arles dem Griechenthum, dem Römerthum und den schönsten Blüthen des christlichen Mittelalters.

Der Klosterhof von St. Trophym ist ein regelmäßiges Viereck, das von vier Gallerien, die sich in Winkeln aneinander schließen, gebildet wird. Die vier Gallerien oder Gänge, leise, unmerklich voneinander im Styl abweichend, sind höchste Meisterstücke mehrer Jahrhunderte. In jedem Winkel befindet sich ein starker Pilaster, der ganz aus zwei Statuen besteht, die mit den beiden hier zusammenstoßenden Gängen Fronte machen. Zwischen diesen Hauptpilastern befinden sich auf jeder Seite in gleicher Entfernung voneinander und von den Eckpilastern rechts und links zwei andere, welche mit jenen die Hauptwölbung der Gallerie tragen. Und wieder zwischen allen diesen Pilastern läuft eine Reihe kleiner, unendlich zierlicher Säulchen hin, die paarweise auf der Breite der untern wenig erhöhten Mauer aufgestellt sind und mit ihren Capitälen die kleinen Bogen tragen, die sich von einem Säulchenpaar zum andern lieblich schwungvoll fortwölben. Alle Capitäle sind von Sculpturen bedeckt. Die Säulchen, die Sculpturen an den Capitälen, die Kleezüge, die Statuen, die Pilaster — Alles ist mit bewunderungswürdigem Geschmacke vertheilt, ausgearbeitet und zu einem harmonischen Ganzen zusammengestellt.

Hier in der einen Gallerie herrscht noch der romanische Styl, aber immer und überall sieht man schon die Keime der gothischen, die durchzubrechen streben — und in der That, dort in dem Gange gegenüber ist er bereits als vollendete Blume durchgebrochen, während in dem Gange rechts noch die ganze Einfachheit und Naivetät der ersten christlichen Zeiten herrschen, wie sie sich in diesen Ländern noch

in den Bauten des achten Jahrhunderts spiegeln. Diesem Gange gegenüber steht ein Widerspiel; man bemerkt schon die Abnahme der gothischen Kunst, die auch in ihrem Verfalle noch schön ist. Es ist eine in Stein gehauene Geschichte des Christenthums, dieses wunderbare Bauwerk des Klosterhofes von St. Trophym, aber eine Geschichte, wie sie im Gedichte lebt. Die vier herrlichen Gallerien, obwohl verschieden, stimmen doch und passen so harmonisch zusammen, wie die Stimmen, mit denen ein frommer Componist aus alter Zeit einen cantus firmus umgiebt. Wären die alten Meister des Contrapunktes — Architekten gewesen, sie hätten so gebaut!

Warum lieben es sogenannte Kunstkenner und Freunde der Schönheit, ihre Begeisterung nur für die Antike aufzusparen, und wenden sich mit einem bornirten Lächeln von Allem ab, was spätere, sogenannte christliche Kunst hervorgebracht hat? Ich sage es ihnen zum Trotz: Dieser Klosterhof von St. Trophym ist in seiner Art ein so vollendetes, befriedigendes, wohlthuendes Kunstwerk, wie die maison carrée in Nimes, die ich anzuerkennen und zu bewundern weiß.

Von der Höhe der ruinenhaften Mauern bei Tageslicht betrachtet sieht der Hof mit seinen Säulchen wie ein Blumenkelch mit hundert Staubfäden aus; im Mondschein ist er eine schöne Gruft!

Der Nachtwind in den Bäumen, die über die Mauern sehen, das Murmeln des Brunnens im Hofe nebenan sind nicht mächtig genug, die tiefe Ruhe zu stören, die in diesen dunklen Gängen auf alle Steine gebreitet ist. Und wenn es oben stürmt, muß man glauben, daß die Stille hier unten ewig und unabänderlich dieselbe bleibt. —

Ich ging in der romanischen Gallerie auf und ab, der Mond war schon vorbeigezogen und tiefe Nacht lag ringsum; mir gegenüber im andern Gange wandelten zwei Schwestern vom Orden der Dames noires auf und nieder; sie lispelten nur; ihre langen Schleier streiften manchmal an die Säulchen; und wenn sie über den Lichtstreif, den die Ampel vor der Madonna warf, gegangen, waren sie wie von der Nacht verschlungen; ich hörte nur noch ihr Lispeln, das Lallen des Brunnens, das Säuseln der Blätter — bis sie wieder, in den Lichtstreif zurückkommend, die Scene auf einen Moment belebten.

Ich hielt mich, zwischen zwei Säulchen sitzend, so still als möglich, um die beiden Nonnen in ihrem Nachtwandeln nicht zu stören — in einer so trauten Stunde, die ihnen lieb zu sein schien. — Vielleicht haben sie an die Schwestern gedacht, die unter ihrem Schritt überall in den Klostergängen begraben sind! — —

252—255. Ein Gang zur großen Karthause in den Alpen der Dauphiné. *)

(Nach Joseph Viktor Scheffel.)

1. Voreppe ist ein freundliches Gebirgs-Nest, überragt von hohen Gipfeln, deren einer in seinen Abhängen das Dominikaner-Klösterlein „Notre Dame de Chalais" birgt, das der Pater Lacordaire dort in luftiger Höhe gegründet. Ein über mächtige Steinblöcke hinschäumender Bach mit einer alten Brücke, zur Rechten auf einer Felsterrasse das stattliche Pfarrhaus, dessen Garten im reichsten Blumenschmuck prangte, unweit davon der Kirchthurm, aus den Cypressen und Pappeln des Kirchhofs herüberschauend — gewährten ein anmuthiges Landschaftsbild.

In Voreppe verließen wir den Eilwagen und gingen noch in kühler Abendstunde durch ein Seitenthal nach dem Alpenstädtchen Saint Laurent du pont unweit der savoyischen Grenze.

Ich war angenehm überrascht, in diesen französischen Alpen dieselben Bergformen, dieselbe Vegetation, denselben Charakter vorzufinden, wie an den südlichen Abhängen des Sanct Gotthard und am Comer-See: lang gestreckte Kalkwände, von weichem, sammetartigem Grün überwachsen, reicher Pflanzen- und Baumwuchs, frisch rauschende, kühn überbrückte Gebirgsströme, Fernsichten in das Thal der Isère, über Allem aber eine würzig balsamische Alpenluft — das waren die unerwarteten Eindrücke des abendlichen Gangs nach Saint Laurent.

Am andern Morgen in dämmernder Frühe stand ein Führer bereit, und wir zogen nach dem Alpengange, der nach der Grande Chartreuse führt. Dieser Weg, dem tobenden Guiers-mort entlang, gehört zu dem Großartigsten, was ich auf vielfachen Alpenwanderungen gesehen, und kann sich an landschaftlicher Schönheit mit der „Via mala" und den „Simplon-Pfaden" messen.

Furchtbar einsam und wild ist's gleich Anfangs bei einem Punkt, „Les Fourvoiries" genannt: ein rauchschwarzer Eisenhammer mit tief in den Mauern liegenden vergitterten Fenstern steht finster zur Rechten eines Wildbachs, aus dessen brausenden Fällen feuchter Duft zu den hundertjährigen Tannen und Buchen emporsprüht; eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke spannt sich keck darüber, auf beiden Seiten steigen gewaltige senkrechte Felsen empor, ein alter Thor-Thurm, über dessen Portal in Stein gehauen ein Kreuz auf der Erdkugel fußt, sperrt die schmale in Fels gehauene Straße. „Stat crux dum volvitur orbis!" steht an diesem Eingange geschrieben, den

*) Auszug aus: Illustrirte deutsche Monatshefte von Westermann, 1857.

ehemals ein Kloster-Wächter besetzt hielt — es ist die „Entrée du désert, der Weg zur Wildniß." Wer hinaufsteigt, um oben in der Karthause als Büßer seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, mag zum Letztenmal hier halten und der Welt hinter ihm „Valet!" winken; — jenseit dieses Thores beginnt die Wüste.

Weiter oben glänzt dem Wandersmann ein Wasserfall in die Augen, der durch darüber gestürzte Felsen überbrückt ist. — Dann da, wo die Straße auf einer Reihe von kühn gewölbten mittelalterlichen Mauerbogen längs des Abgrundes hinzieht, der wie eine Nadel senkrecht und isolirt aufsteigende Rocher de l'Oeillette und die malerischen Reste einer alten Befestigung, — Alles von üppigen, riesenhaften Buchen, Tannen, Platanen überschattet und allerhand Buschwerk und Schling-Gewächs, wilden Rosen und Cytisus umrankt — eine Vegetation reich und kräftig wie in den amerikanischen Wäldern. Eines Landschafters Gemüth müßte hier warm werden und sich Wochen und Monate wünschen, um mit Mal-Kasten und Leinwand hier zu arbeiten; es möchte wohl ein anziehendes Bild werden, dieser bergan sich windende Felspfad auf seinen Brückenbogen, mit dem querdurchschneidenden zinnengekrönten Mauerthor und der einsam aufsteigenden spitzen Fels-Pyramide — auf der sonnebeleuchteten gelblichen Bergwand hebt sich das dunkle Gemäuer des kleinen Befestigungswerks pittoresk ab, vorn im Halbschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, das saftige Grün und die Tiefen des Abgrunds, und als Staffage etwa ein Trupp calvinistischer Reitersmänner, so wie sie im Jahr 1562 unter des Baron Des Adrets Führung wider das Kloster ritten, oder die Commissäre des Jahres 1792 in der tricoloren Schärpe, wie sie mit ihren Sansculotten die Ordensmänner gefangen aus der heiligen Einsamkeit hinwegführen. —

Nach einer dreistündigen Wanderung mündete unser enger Pfad in ein weites Wiesenthal; graue, seltsam geformte, ineinander gebaute Schieferdächer wurden zwischen den Bäumen sichtbar, lange Gebäude, Umfassungs-Mauern mit vorspringenden Eckthürmen, der Thurm einer Kirche, eine Reihe einzelner, wie Soldaten in Reih' und Glied stehender Zellen-Häuslein — eine seltsam fremdartige Ansiedlung. —

Wir standen vor dem Thore der „Grande Chartreuse, der großen Karthause," der **Wiege** *) des strengen stillen Karthäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen. —

*) Die Bekehrung des Bruno Hartenfaust aus Cöln ist geschildert in Nr. 229, „der erste Karthäuser-Mönch," im III. Bande des Anekdoten-Schatzes.

Eine einsame Wildniß war auch schwer aufzusuchen, um von der Welt ungestört ein Asyl der Contemplation zu gründen. Von allen Seiten ragen senkrecht die noch von vielem Schnee umhüllten Alpenwände empor, reicher gewaltiger Wald umschließt das Kloster und zieht sich bis weit in die Berghöhen hinan — und Alles schweigt; nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Karthäuser geworden und singt lustig und klagend ihr schmelzendes Lied. — —

2. Nachdem wir mit der schweren ehernen Klinke an's Thor um Einlaß geklopft, that sich der Eingang der unheimlich schweigenden Klosterhallen auf; ein dienender Bruder in brauner Kutte erschien und geleitete uns in das dem Empfange der Pilgersmänner bestimmte Hospitium.

Die Fremden werden nach der alten kirchlichen Provinzial-Eintheilung je nach ihrer Nation in verschiedenen Sälen empfangen, z. B. Burgunder, Aquitanier u. s. w. Da sich deutsche Wanderer so selten in diese Höhe verlieren, ist für sie nicht besonders vorgesehen, und wir wurden in den Saal der Franzosen geführt, nach ehrwürdig alter Kloster-Gastfreundschaft sofort ein Feuer im Kamin angezündet und ein wärmend feiner Liqueur zum Willkommen dargebracht.

Nach Ruhe und Ausrastung der Glieder erschien der Père Gérésime, dem die Sorge der Fremden obliegt, und brachte in einer verschlossenen Holzkiste, sowie sie jedem Ordensbruder mittäglich zum Schiebfenster seiner Zelle hineingereicht wird, unser Mittagsmahl, ein reichlich köstliches Diner maigre von Fischen, Mehlspeisen, Eiern, köstlichen Südfrüchten und gutem Wein.

Inzwischen zogen schwere Regenwolken über die Berge, die Nebel wallten und spielten um die vergitterten Fenster; — für uns Weltkinder, die seither nach genommener Mahlzeit in einem menschendurchwimmelten, gasflammen-erleuchteten Café am Rhonequai zu Lyon zu sitzen pflegten, war's ein düsterer Eindruck, jetzt im feuchten Klostersaal die Füße an's Kaminfeuer zu strecken und das einförmige Plätschern der Springbrunnen im Hofe zu belauschen, das vom Schall dumpf auf die Dächer niederschlagender Regentropfen melancholisch unterbrochen ward.

Der freundliche Karthäuser bot uns von freien Stücken Nachtquartier im Kloster an und lud uns zu einem Rundgang durch die weiten Gebäude ein. —

Die Kloster-Kirche hat über dem Eingang zum Chor eine schöne Gruppe einer Pietà (Maria mit dem Leichnam Jesu im Schooße); — an den Wänden eines Corridors, der zum Kapitel-Saal führt, waren die Baurisse und Abbildungen sämmtlicher Karthausen der Christenheit zu sehen. Der Père Gérésime, der aus unserer Sprache

die Heimath errieth, zeigte, daß auch Deutschland mit einer Karthause versehen sei, denn unter der Rubrik „Germania“ fand sich „Ittingen in pago Thurgow” conterfeit; aber wir bedauerten, ihm die Auskunft ertheilen zu müssen, daß der Canton Thurgau seit geraumer Zeit aufgehört habe, einen Bestandtheil des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auszumachen, und daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöstern im Land Helvetien neuerdings zu Theil geworden, wohl kaum anzunehmen sei, daß die Karthause Ittingen sich noch im geistlichen Stand befinde. —

Der Kapitel-Saal, in welchem sich von Zeit zu Zeit die Superioren sämmtlicher Klöster des Ordens zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten einfinden, enthält eine bedeutende Statue des heiligen Bruno von der kunstreichen Hand Foyatier's; — um die Wände reihen sich die Bildnisse der fünfzig ersten Ordens-Generale, eine Sammlung von Köpfen, bei deren scharfem Ausdruck ein Physiognomiker viel lehrreiche Betrachtungen über die Umprägung des menschlichen Antlitzes durch fortgesetzte Askese anstellen könnte. — Der Hauptschmuck des Saales aber sind die Copien von Eustach Le Sueurs berühmten Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno, deren Originalien in Paris prangen. Er hatte sich's nicht gedacht, der Meister Eustach, Simon Vouet's farbengewandter Schüler, da er unter den Mauern der Karthause von Paris den Degen zog, um mit einem übermüthigen Edelmann einen Waffengang zu thun, daß er selbst ein Karthäuser werden und seinen Pinsel fortan zur Verherrlichung des Ordens-Stifters führen werde — aber auch die Kunst hat ihre gewiesenen Wege zur Einsamkeit und Askesis! —.

Vom Kapitel-Saal geht's in den großen Kreuzgang, in welchen die Zellen der Mönche ausmünden; diese Zellen befinden sich nicht im Zusammenhang eines großen Gebäudes, sondern eine jede ist ein selbstständiger Anbau, ein Häuslein für sich, enthaltend zwei Gelasse, darin ein Raum zum Gebet und ein Studirzimmer abgetheilt sind; im untern Stockwerk aber, das ein kleiner Garten umgiebt, eine Werkstatt, um durch die Anstrengungen der Handarbeit die schädlichen Folgen sitzender Lebensart fern zu halten. Eine Nische in der Mauer des Kreuzgangs bezeichnet den Platz, darin den Ordens-Brüdern ihre magere Mahlzeit deponirt wird; über der Thüre ist ein lateinischer Spruch aus der Bibel oder den Kirchenvätern aufgeschrieben. —

Dröhnend hallten unsere Schritte durch den schweigenerfüllten Gang, aus dessen Mitte wir in den Kirchhof hinabschauten — der tägliche Anblick der Ordensmänner, wenn sie zur Kirche gehen. Ungeschmückte Grabhügel decken ihre sterblichen Reste; nur die Gräber der Ordens-

Generale sind mit einfachen Steinkreuzen in der Form eines zusammengefügten Baumstammes geschmückt. —

Die Kapelle der Todten, die Kapelle Ludwig's XIII., das Refektorium, das an den Sonntagen die Brüder zu gemeinsam schweigendem Mahle vereinigt, die Bibliothek und noch manches Andere wurde uns gezeigt. —

3. Ein abendlicher Gang führte wieder aus dem Heiligthum des Klosterbannes hinaus in die wundervoll grünenden Wälder der Umgebung mit ihren Steinbrüchen, Wasserleitungen, Teichen, schattigen Zickzack-Wegen — zu der in abgeschiedener Waldeinsamkeit gelegenen Kapelle Notre-Dame de Casalibus, und dem auf tannenumschattetem steilem Felsen gebauten Kirchlein des heiligen Bruno, dem Ort, wohin er sich, wenn es ihm beim Baue der Karthause unter seinen sechs einsiedlerischen Gefährten noch nicht einsam genug war, zurückzuziehen und beim Gemurmel einer nahen Quelle dem Gebet obzuliegen pflegte. — Ein lebendes Bild von eigenthümlicher Wirkung mag es sein, wenn die sämmtlichen Ordensbrüder, wie es im Sommer etlichemal geschieht, in ihren wallenden weißen Gewändern Zwei und Zwei den Fußsteig heraufgewandelt kommen, um ihrem Stifter eine heilige Messe zu feiern — ein langer, schweigender Zug durch den grünen Wald! —

Ein reichliches Klostermahl versammelte uns in später Abendstunde wieder um das Kamin des Fremdensaales. Ein feiner piemontesischer Offizier leistete uns Gesellschaft; er war herübergereist, um einen Verwandten, der in's Kloster eintrat, zu begleiten, und deutete uns dessen Geschichte an. Er hatte einen Freund und Waffengefährten im Zweikampfe getödtet — allerdings Grund genug, um reuig und schweigend sich für den Lebensrest in's Mönchsgewand zu hüllen! —

Zum Nachtlager wurde Jedem von uns eine Zelle angewiesen: vier kahle weiße Wände, ein rauhes Bett, ein Betpult mit Crucifix und kleinem Schrank — und Alles in strengem Schweigen, das war das Nachtquartier der „Grande Chartreuse.“ —

Um Mitternacht aber tönte die Glocke; der Père Gérésime erschien, uns zu wecken; wir wurden in die Emporkirche geführt, dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen. In schwarzer Finsterniß lag Alles, nur ein leiser Schein der ewigen Lampe fiel auf die Marmorgruppe der Pietà, und eine Bewegung im Chor meldete die Anwesenheit der Ordensmänner. Dann hörte man eine rauhe Hand dreimal auf die Bank vor den Stühlen klopfen — und ein strenger, schauerlicher Gesang hub in dem finstern Chor an, als wären die Gräber aufgethan und die Todten redeten von den Dingen der Vorzeit. Dann wurden die Laternen angezündet, und man sah die weißen Kutten, von der Kapuze das Haupt verhüllt, in ihren Chorstühlen sitzen und

aus den großen Psalmbüchern ihre mitternächtlichen Antiphonen beginnen. Meist war es Einer, der vorsang, die Anderen fielen im Chor ein; oft unterbrach ein viele Minuten andauerndes schreckliches Schweigen den Gesang, die Lichter erlöschten, Nacht des Grabes und des Todes deckte die Kirche, bis wieder eine klagende Stimme, wie die eines Rufers in der Wüste, die Liturgie fortsetzte.

Es war ein schauerlich ernster geisterhafter Eindruck; die ewige Lampe warf ihr Dämmerlicht an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in vergrößerndem Schatten die Silhouette einer Mönchs-Kapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug. —

4. Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und erschüttert von dieser Mitternachtsfeier, mit leisem Schritt unsere Zellen; noch lange schallte das monotone Psalmodiren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf. —

In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon oben in der Bergstadt croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40,000 Arbeitern ihre Lohn- und Frohndienste thut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs vornehme Frauen schafft — und heute in einer einsamen Klosterzelle unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von Dem, was draußen die Gemüther bewegt; nichts von der socialen Frage, von deren Lösung vielleicht um diese Stunde der Weber von Lyon träumt; Nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit serre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt; nichts vom rauschenden Faltenwurf der Kleider nach der neuesten Mode und nichts von dem neuesten Götzen des Tages, genannt credit mobilier." —

Aber ob sie so Unrecht haben, die Männer der Grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: „In silentio et spe erit fortitudo vestra!"? —

Ich gedachte der Cultur-Menschen draußen in ihrem Ameisen-Gewimmel, in ihrem vielgeschäftigen Nichtsthun; in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man „Zellen-Gefängnisse" heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers, und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Karthäuser-Habit, die Worte des Psalms:

„Der Herr ist nahe bei Denen, die zerknirschten Herzens sind, und hilft Denen, die ein zerschlagen Gemüth haben!“ —

Der folgende Tag führte uns wieder in die Welt zurück. — Nach herzlichem Abschied von unserm sanften, gastfreien Ordensmanne traten wir den Rückweg nach Grenoble an, der ein sehr schwieriger zu werden drohte. Der Oekonom des Klosters gab uns eine Flasche ihres trefflichen Liqueurs mit auf den Weg; dieser Liqueur, sowie das „Lebens-Elixir“ der Grande Chartreuse, sind seit Jahrhunderten berühmt in Frankreich und werden vielfach als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet; die Zubereitung aus den aromatischen Kräutern dieser Hochalpen ist Geheimniß der Karthäuser, die, nach den großen Vorräthen zu schließen, einen nicht unbedeutenden Handel mit diesem Specificum treiben. Ohne diese Herzstärkung wäre der sechsstündige Marsch über le Sappey nach Grenoble hinunter, da ein unaufhörlicher, wahrhaft sündfluthlicher Regen fiel, sehr bedenklich geworden. —

256. Die Abtei Heisterbach.

(Aus: Deutsches Lesebuch von Heinrich Bone.)

Wer in dem Rheinthal um den Fuß des Siebengebirges verweilt, dessen Geist wird voll von den gewaltigen Formen der Bergmassen, von den ergreifenden Bildern der alten, mächtigen Burgruinen und von dem erweiternden Anblick einer mannigfaltigen Naturfülle und eines geschäftigen menschlichen Treibens in der ausgedehnten Fläche, durch welche sich der heitere, ehrwürdige Strom langsam hinabbewegt.

Tritt man nun mit solchen Bildern und Empfindungen in das versteckte Thal der ehemaligen Abtei Heisterbach, so wird man sofort von dem Gefühl eines einsam wohnenden Friedens und stiller Genügsamkeit in ähnlicher Weise umfangen, als wenn man aus dem Geräusche der Stadt in eine liebe ländliche Wohnung versetzt würde. Wird man dann auf den üppigen Pflanzenwuchs, auf die wogenden Kornfelder, die wasserreichen Wiesen, den hohen Klee, die vielen Ulmen und den umgebenden Hochwald aufmerksam; so wird's Einem gar wohnlich zu Muthe, daß man die thürmereiche Fläche bald vergißt und nur hier sein trauliches Eigenthum und seinen ersehnten Aufenthalt zu finden glaubt. Dann schließt sich für Auge und Herz die ganze Natur mit wundersamer Erquicklichkeit und Innigkeit gleichsam wie in eine Quelle wieder zusammen, während man sie unten im Rheinthale bei ihren gewaltigen und ausgedehnten Formen fast zu verlieren glaubte.

Durch ein altes Thor, das in einem Wappen von Stein das Symbol des Namens, eine Ulme (dort Heister genannt) mit einem

sich darüber kreuzenden Bachstreifen, zeigt, tritt man in eine Doppelallee von trefflich gewachsenen Nußbäumen und erblickt rechts eine hohe Mauer und Ueberreste der alten abteilichen Gebäulichkeiten. Am Ende der Allee biegt der breite Fahrweg, an dessen beiden Seiten grüne Rasenmatten liegen, rechts ab und geht durch ein Thor in die Hofräume der jetzigen Wohnungen. Links ab führt ein Pfad über reinliche Rasen einer Verzäunung von hohem Gebüsch entgegen, unter welchem man verschiedene Wirthsanlagen für Gesellschaften von Gästen erblickt. Wohl Jeder, der zum Erstenmale durch dieses Buschwerk hinaustritt, wird, wie vor einer heiligen Ueberraschung, mit ernstem Hinblick stille stehen; denn er sieht über einen großen, geebneten, freundlich grünenden Raum, der zu beiden Seiten mit mannigfaltig vorspringenden Gruppen von dichten Staudengewächsen und hohen, zweigigen Ulmen eingeschlossen ist, wie durch den R um eines Domes, weit hinaus auf den Rest der ehemaligen abteilichen Kirche, der wie ein großer leerer Tabernakel dasteht, und blickt darüber und hindurch auf den jäh ansteigenden Hochwald von Ulmen, Tannen und Buchen, der das Heiligthum zu decken scheint.

Die Ruine ist der älteste Theil des ehemaligen Hochchores. Sie hat in ihren jetzigen Umrissen die Gestalt einer kolossalen, offenen Nische mit hochgewölbtem Spitzbogen. Im Innern laufen im Halbkreise zwei Gallerien von schlanken Säulen, die übereinanderstehen und in runde Bogen ausgehen. Sie sind noch sehr gut erhalten und machen, wenn man nur sie zunächst betrachtet, den Eindruck, als habe man ein fertiges Ganzes vor sich, einen erhabenen Altar oder ein gewaltiges Monument. Desto trümmerhafter aber erscheinen die beiden Seitenmauern. Unten sind sie weit vorspringend, als wollten sie auf dem Boden sich stützen; dann lehnen sie sich langsam in vielen zerrissenen Absätzen hinauf, bis sie über dem spitzen Gewölbe wie Fußgestelle für erhabene Bilder emporragen. Zugleich aber zeigen sie dort oben das grellste Bild von Zerstörung des Menschlichen und von der unversiegbaren Kraftfülle der Natur. Denn aus den obersten Kalk- und Steintrümmern hängen Gruppen von langen Gräsern und Kräutern luftig herab, und selbst kleine Baumgewächse streben empor. Auch die Schutthaufen, welche vor der Ruine liegen, sind mit üppigem Gesträuche durchwachsen. Man hat eine wahre Scheu, über das hohe Gras in den Gang einzutreten, der um die untere Säulenreihe führt und durch seinen staubigen und wilden Schutt zuerst das kalte Gefühl erregt, daß hier keine geweihte Stätte mehr ist. Hinter der Ruine ist an dem Fuße des Walds in der Form eines Halbkreises ein jäh auflaufender Rasenplatz abgeschnitten, dessen mannigfaltige Gräser und Blumen einen so üppigen und hohen Wuchs haben, daß sich die

steinernen Kreuze darunter verstecken, welche hier aus alter Zeit noch stehen und sich größtentheils zur Seite oder nach Vornen niedergeneigt haben. Denn hier war der ehemalige Kirchhof, dessen verfallene Gräber uns leise das feierliche Leben näher rücken, das sonst hier herrschte, und welches man jetzt an den schönen Stellen vermißt.

Wenn das erste Gefühl von Heiligkeit, das noch besonders in dem Gegensatze der offen und weithin grenzenden Ritterburgen zu der still wohnenden Erhabenheit des religiösen Lebens seine mächtige Anregung findet, langsam verschwunden ist; so drängen sich bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit und Zerstörung auf Erden so sehr die Empfindungen, daß man eine Gesammtstimmung kaum zur Klarheit bringen kann. Ich stand aber mit einem edeln, an Geist und Herz gebildeten Greise vor dem ergreifenden Anblick; als ich ihn ansah, suchte er eben die Thränen, die ihm ruhig, aber plötzlich aus den Augen gedrungen waren, zu verbergen und gleichsam wieder zurückzudrängen, wobei er leise sagte: „Es ist wehmüthig anzusehen!“ Und Wehmuth ist wohl dasjenige Gefühl, das immer vorwaltet und Keinem ferne bleiben wird, der mit reiner Seelenstimmung hinzutritt und sich dem reinen Eindrucke hingiebt. —

257. Das Kloster La Rabida in Spanien.

Kaum eine halbe Stunde entfernt von Palos, einem kleinen Seehafen Andalusiens, liegt das Kloster La Rabida, „Wildniß“ bedeutend, ein Name, der ihm mit Recht beigelegt wurde, als man es vor Jahrhunderten entstehen sah und den es eben mit Recht bis zu seinem Aufhören führen durfte; denn wilder und finsterer konnte sich nirgends der Wald von Fichten und Tannen gestalten, als der diese Einöde umgebende; steiler und unwegsamer kein Felsen sein, als der, auf dessen Spitze oben dieß Kloster mit dem heiligen Kreuzeszeichen dem Seefahrer weit und breit und schon in großer Ferne als Wahrzeichen diente, bald um vor den tückischen Klippen am Gestade zu warnen, bald wie zu sagen, daß hier nun der Hafen von Palos nahe sei. Vom Fleiße der Menschen war hier nirgends fast eine Spur, und in der traurigen Abgeschiedenheit von allem Umgange schienen die Bewohner derselben auch Alles zu entbehren, was an menschlichen Verkehr erinnerte; nichts konnte ihren Blick, als das Meer zu ihren Füßen und etwa ein fernes Fahrzeug fesseln, das wie ein Vogel durch die Wogen mit blähenden Segeln dahinschoß; aber desto geeigneter war diese Stätte der Abgeschiedenheit zum Gebet und zum Betrachten der ewigen Dinge.

Hier hatte einst der Entdecker einer neuen Erdhälfte, der berühmte Seefahrer Christoforo Columbo (Colon) einmal geruht und an der Klosterpforte ganz erschöpft um einen Trunk Wassers gebeten, und dann auch Nachtherberge in einer stillen Zelle genommen.

Noch im Jahr 1804 war das ganze Kloster ausgebessert worden; allein seit jener Zeit ist der Sturm über dasselbe und über alle Klöster Spaniens ergangen, wie es im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wohl kein Mensch im ganzen Lande zu ahnen gewagt hätte. Die Klöster wurden aufgehoben, und die sich dazu eigneten, an Privatleute verkauft oder zu anderen öffentlichen Anstalten abgegeben. La Rabida, in einer wilden Einöde gelegen, eignete sich weder zu dem Einen, noch zu dem Andern; die leeren Gebäude, ihrer Bewohner beraubt, blieben sich daher selbst und der Willkür der Nachbarn überlassen, und Jeder aus ihnen nahm, was ihm gutdünkte. Die Dächer wurden abgetragen, die Fußböden ausgerissen, die Treppen und Corridore stürzten ein; selbst die Zelle, wo einst Christoforo Columbo übernachtete, ist nicht verschont geblieben.

Selten, daß ein Pilger auf dem Boden dieses Trümmerschuttes erscheint. Und wer da von den Einwohnern aus Palos herüberkommt und die Schwelle der eingestürzten „Columbo-Zelle" betritt, dem hebt hoch das Herz die geschichtliche Erinnerung an den 15. März 1493, an welchem Tage der zum Erstenmale von seiner erfolgreichen Entdeckungsreise heimgekehrte Seeheld unter dem Jubel des Volkes, dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken in Palos seinen Einzug feierte; aber ihm füllt sich auch das Auge mit den Thränen der Wehmuth, wenn der Blick nach Valladolid hinschaut, wo am 20. Mai 1506 der Entdecker Amerikas auf dem Sterbebette noch befahl, daß man die Ketten, womit ihn Verkennung und Neid einst gefesselt und die er seitdem stets mit sich geführt hatte, ihm in seinem Sarge beilege. *) —

Es umweht den in dem so einsamen Gemäuer Rastenden noch immer der milde Hauch der Andacht und er kniet unwillkürlich an den Stufen des eingesunkenen Altars nieder und feiert ein „Memento mori!" ein: „Gedenke, daß du sterben mußt!" —

---

*) Der Leichnam Columbo's ward, seinem letzten Willen gemäß, nach St. Domingo geführt; als aber der spanische Antheil dieser Insel an Frankreich kam, ließen seine Abkömmlinge den Sarg nach Cuba bringen, wo er am 19. Januar 1796 ankam und mit großer Feierlichkeit in der Hauptkirche beigesetzt wurde.

In der Karthäuser-Kirche zu Sevilla ward ihm ein prachtvolles Denkmal errichtet, das die Inschrift hat: „A Castilla y a Leon Nuevo mondo diè Colon." —

Und leise scheinen die gebröckelten Steine in ihrem Herabfallen noch dem scheidenden Wanderer zuzurufen, wie eine Sühne für Columbo: „Undank ist der Welt Lohn!“ —

---

258. Die Feier der „Römerfahrt“ zu Cöln.

(Aus einer Festpredigt von Fr. Vill.)

Woher vor Allem der Name „Römerfahrt?“ — Seitdem die blutigen Verfolgungen, die besonders unter den tyrannischen Kaisern Diocletian und Maximinian gegen die Kirche wütheten, aufgehört; seitdem der Kaiser Constantin im Jahre 312 sich offen zum Christenthume bekannt und das Kreuz aller Orten als Siegespanier prangte, fingen die Römer an in ihrer Stadt viele schöne Kirchen zu erbauen, und unter diesen wählten sie sieben Hauptkirchen aus, nämlich: St. Peter, St. Paul, St. Sebastian, St. Laurenz, die Kirche vom heiligen Kreuz, St. Johann Baptist und Santa Maria Maggiore auf dem esquilinischen Hügel. Diese **sieben** Hauptkirchen besuchten sie sowohl das ganze Jahr hindurch, als besonders zur heiligen Fastenzeit, nicht nur prozessionsweise, sondern auch einzeln unter Gesang und Gebet. Sie hatten dabei die Absicht, Gott zu danken für die gnädige Errettung Seiner Kirche aus den grausamen Verfolgungen, ihre Standhaftigkeit und Festigkeit im katholischen Glauben zu bezeugen und die Irr- und Ungläubigen zu beschämen und zur Sinnesänderung zu bewegen. —

Diesem Beispiele der Römer folgten nun auch schon in den frühesten Zeiten die andächtigen Cölner und wählten sich unter ihren vielen Kirchen auch sieben Hauptkirchen aus: St. Peter im hohen Dom, St. Maria im Kapitol, St. Severin, St. Aposteln, St. Gereon und St. Cunibert; diese, sowie auch die anderen dazwischen liegenden Kirchen und Kapellen, von denen ein großer Theil nunmehr verschwunden ist, besuchten sie besonders am heiligen Palmsonntag unter Gesang und Gebet in feierlicher Prozession und einzeln an den Tagen der heiligen Leidenswoche, am Gründonnerstag und Charfreitag auch in größeren Zügen, namentlich am Abend und die ganze Nacht hindurch; sie thaten dieß und thun es noch jetzt, um Gott zu loben und zu preisen für die Erhaltung seiner heiligen Kirche, das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi zu betrachten, ihre Beharrlichkeit und Unerschütterlichkeit im wahren Glauben zu bezeugen, die Irrgläubigen zu beschämen und zur Rückkehr in den Schooß der Mutterkirche zu bewegen, zur Wohlfahrt der heiligen katholischen Kirche, zur Wohlfahrt des lieben

deutschen Vaterlands und zur Wohlfahrt jedes Einzelnen insbesondere.

Daher nun stammt der Name dieser feierlichen Prozession: „Römerfahrt“ oder: „der Römer Bittfahrt.“ —

259. Die Prozession der grauen Bruderschaft zu Rom.

Noch steht der Triumphbogen, welcher dem Feldherrn Titus errichtet wurde, als er nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem und des Tempels triumphirend einzog, so ziemlich gut erhalten da. Wenn die Päpste bei ihrer Krönung Besitz von der Lateranensischen Kirche nehmen und unter diesem Bogen vorbeizogen, mußten ehedem die Juden dort warten, und der Papst hielt ihnen die Worte der Prophezeiung über den Fall des Tempels vor, um sie zu bekehren. Die Juden, die es allzusehr schmerzte, die Entweihung ihres Tempels, die auf diesem Bogen bildlich dargestellt ist, ansehen zu müssen, erwirkten bei den Päpsten die Gnade: daß ein kleiner Fußweg seitwärts angelegt wurde, um nicht ferner unter dem Bogen selbst passiren zu müssen.

Dagegen zieht nun alle Freitag- und Sonntag-Nachmittag — unter Vorantragung des Kreuzes *) — eine fromme Bruderschaft unter dem Bogen durch, deren jedes einzelne Mitglied vom Kopf bis zu den Füßen in ein graues Bußgewand eingehüllt ist. Gerade unter diesem Denkmal des gefallenen Judenthums ertönt nun das Triumph-Lied des Kreuzes:

„Hoch lebe der Kreuzbaum,
Das Kreuz, es soll leben,
Hoch lebe der Kreuzbaum,
Und der ihn erhöht!“

Weiter führt sie dann der Weg die Höhe hinab in den unermeßlichen Torso der heidnischen Vorzeit, zu dem Coliseum, in dem einst die Christen, die Martyrer der Katakomben, den Bestien der afrikanischen Wüste zur Belustigung des weltbeherrschenden Volkes preisgegeben wurden.

Durch den hochgewölbten Eingang tritt die Bruderschaft in die alte, blutgetränkte Arena ein; dort in der Mitte erhebt sich ein von den Römern hochverehrtes Kreuz. Rings an den Wänden des Circus, wo einst die Imperatoren, der Senat und die römischen Grafen

*) Die verschleierte Trägerin desselben ist gar oft eine Tochter aus fürstlicher Familie.

saßen, stehen nun die Stationen-Bilder, und von Bild zu Bild geht die Bruderschaft, und wandelt im Gebet den Leidensweg von Golgatha. Dann richtet ein Kapuziner an sie ernste Worte von der Eitelkeit irdischer Dinge, nach dem Grabe und der Ewigkeit hinweisend. Und die durchbrochenen Mauern ringsum mit den eingestürzten Sitzen, auf denen Hunderttausende schaulustig gesessen, deren Staub der Wind schon vor Jahrhunderten verwehte, bestätigen die gepredigte Wahrheit. Dann knien sie nieder, der Kapuziner giebt ihnen den Segen, und sie kehren in die Stadt zurück unter dem vielbeliebten Volksgesange:

„Es lebe Maria,
Maria soll leben,
Es lebe Maria,
Und der sie erschuf!“ —

---

260. Die Muttergottes-Prozession zu Quedlinburg.

(Aus: Unterharzische Sagen von Dr. Heinrich Pröhle.)

Anno 1249 hat sich zu Quedlinburg ein greulicher Sturmwind mit Blitz, Donner und Hagel erhoben und mit einem schweren Regen, dabei Steine eines Fingers lang gefallen, die viel Menschen getödtet und die Dächer und Häuser sehr beschädiget, also daß die Leute zu Quedlinburg sich des gäntzlichen Unterganges besorget. Dieß Unwetter kam vom Brocken her und währete vom Morgen an bis um ein Uhr Nachmittags.

Da sind der Rath und Gemeine zusammengekommen, haben Gott und seiner Heiligen Mutter ein Gelübde gethan: diesen Tag St. Annen jährlich mit großer Andacht zu begehen und an demselben eine Prozession der Mutter Gottes zu Ehren auf dem Monsion-Berg anzustellen, eine Messe zu halten und gemeine Almosen zu thun. —

Solcher großen Hagelsteine sind sonderlich viele auf dem Juden-Kirchhoff, itzo „Weingarten“ genannt, gefunden, und ist davon eine ganze Heerde Vieh jenseits des Grabens erschlagen worden; sie waren grau und stuncken wie Schwefel. —

---

261. Die große Prozession und die Pestmessen zu Münster.

(Aus: Christkatholisches Magazin.)

Im Jahre 1382 wüthete zu Münster in Westphalen und in der Umgegend eine schreckliche Pest. Es war dieses wahrscheinlich die nämliche Krankheit, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf Schiffen aus dem Morgenlande nach Italien gebracht

wurde und von da ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und ganz Deutschland nahm. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper Derjenigen, die von dieser Krankheit befallen wurden, und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod. Man nannte sie deßwegen den „schwarzen Tod.“ Es starben an dieser Pest in der Stadt Münster allein mehr als 8000 Menschen, und, wie die Chroniken erzählen, wurden meistens kräftige Leute beiderlei Geschlechts von dieser Krankheit hinweggerafft. Viele Einwohner wanderten aus, Einige nach Köln, Andere nach anderen Orten, in der Hoffnung, der wüthenden Seuche zu entgehen; allein die Meisten trugen den Krankheitsstoff schon in sich und starben theils auf der Reise, theils nach der Rückkehr. Auch der größte Theil der Geistlichen verließ aus Furcht vor der Krankheit die Stadt; **nur** der Bischof Heidenreich, aus dem edlen Geschlechte der Wolf von Lüdinghausen, und die Minoriten blieben zurück und fürchteten die Gefahr nicht. Sie spendeten mit Heldenmuth den verlassenen Kranken den Trost der Religion, und hielten in der hohen Domkirche fortwährend den Gottesdienst. Gott belohnte ihren Muth und ihre Aufopferung: sie blieben von der Pest befreit, während Viele von ihren geflüchteten Mitbrüdern von derselben ergriffen wurden und starben. —

Kaum war die Stadt von diesem Unglücke befreit, als ein neues dieselbe traf. Im folgenden Jahre nämlich, am St. Cäcilienfeste (22. November), welches damals gerade auf einen Sonntag fiel, brach in der Nähe der St. Servatii-Kirche in einem Wirthshause, wo die Pelzergilde sich zu einem Gastmahle versammelt hatte, ein starker Brand aus. Er entstand durch die Nachlässigkeit eines Kochs und verbreitete sich in kurzer Zeit über den ganzen Stadttheil von der St. Servatii-Kirche bis zur St. Georgscommende. Mehr wie vierhundert bedeutende Häuser und die Ludgeri- und Aegidii-Kirche wurden ein Raub desselben. —

Der fromme Bischof Heidenreich sah in beiden Uebeln die Hand des strafenden Gottes und stiftete nun eine große Bitt-Prozession mit dem Hochwürdigsten Gute, die jährlich am zweiten Tage vor Margaretha gehalten werden mußte. Sie sollte durch alle Pfarrkirchen und die Kirche der Minoriten gehen, und von allen Geistlichen und den Mitgliedern des Magistrats, mit brennenden Kerzen in der Hand, sowie auch von der ganzen Bürgerschaft begleitet werden. Erstere sollten in schwarzer Kleidung erscheinen und nach der Prozession eine heilige Messe zur Sühnung der Sünden halten. Den Minoriten bewilligte der Bischof zum Gedächtniß an ihr Verhalten während der Pest, außer daß die Prozession durch

ihre Kirche gehen sollte, noch andere Ehrenvorzüge, namentlich den Rang über dem Domkapitel, sowohl bei der Prozession, als nach derselben bei der heiligen Messe. Auch wurde von Heidenreich ein Stipendium gegründet, welches von den Kanonikern des alten Doms unter die Geistlichkeit und den Magistrat für Begleitung der Prozession jährlich vertheilt wurde. —

Der Bischof Bernard von Galen verordnete im Jahre 1661, daß die Prozession am Tage nach dem Reliquien-Feste, welches am Sonntag vor Margaretha gefeiert wird, gehalten werden sollte. Zugleich befahl er, daß die Geistlichkeit statt der früheren Trauer-Feierkleider tragen und nach der Prozession die Messe vom heiligen Sakramente singen sollte. —

So ist diese Prozession seit beinahe fünf Jahrhunderten, eine kurze Unterbrechung zur Zeit der Wiedertäufer-Unruhen abgerechnet, beständig gefeiert und hat stets, wie die Geschichtsschreiber berichten, zur großen Erbauung der Stadt gedient. Besonders sammeln sich in neuerer Zeit, wo zweckmäßige Einrichtungen seitens der bischöflichen Behörde dem neu erwachten religiösen Leben entgegenkamen, zahlreich zur würdigen Feier derselben die Einwohner von Münster jedes Standes und Alters, gedenkend der harten Strafgerichte, welche ihre Väter getroffen, und Gott bittend, ihre Vaterstadt vor solchem Unglücke fernerhin zu bewahren. —

Wie wegen der Pest des Jahres 1382 Bischof Heidenreich von Münster diesen feierlichen Bittgang stiftete, so veranlaßte eine andere Pest, wodurch Münster im Jahre 1666 heimgesucht wurde, den Bischof Bernard von Galen, die in der Stadt Münster und in vielen Kirchen der Diöcese noch jetzt gebräuchlichen sogenannten „Pestmessen“ anzuordnen. — Es verbreitete sich im Jahre 1666 aus den vereinigten Niederlanden nach dem Stift und der Stadt Münster eine ansteckende Krankheit, welche damals ebenfalls den größten Theil von Europa durchzog, sehr bösartig gewesen und große Verheerungen angerichtet hatte. Der Bischof ordnete Alles an, was menschliche Kräfte vermögen, um dem schrecklichen Uebel Einhalt zu thun; und, „weil er wohl erkannte, daß der gerechte Gott solche Strafgerichte der Sünden der Menschen wegen sende,“ befahl er allen Priestern der Diöcese, das Volk zur Buße und Besserung zu mahnen, und ließ durch seinen Generalvicar von Alpen besondere Andachten anordnen, „damit,“ wie es in dem Decrete desselben vom 26. Juli 1666 heißt, „der gerechte Gott, welcher durch die Sünden und Laster der Menschen erzürnt worden, durch demüthige und reuige Bitten und Thränen wieder versöhnt, gnädig auf die bekehrte Heerde herabblicke.“ — In den Dörfern und weniger volkreichen Oertern sollten wöchentlich

zwei heilige Messen um Abwendung der Pest gelesen werden, in den Städten wurden mehrere angeordnet, in der Stadt Münster aber sollte täglich eine heilige Messe in der Domkirche und den verschiedenen Pfarrkirchen der Reihe nach gehalten werden. Auch sollte in allen Pfarr= und Klosterkirchen täglich Morgens 10 und Abends 5 Uhr eine kurze Pause geläutet werden, um Alle zum Gebete für Kranke und Sterbende und um Abwendung der furchtbaren Geißel aufzufordern. — Als die Pest endigte, haben letztgenannter Gebrauch und mehrere andere Andachten, welche noch angeordnet gewesen, aufgehört; die Pestmessen aber werden noch immer gehalten, um Gott zu danken: daß er uns gnädig mit Pest und anderen Uebeln schon so lange verschont hat, und ihn zu bitten, „daß er durch Fürbitte seiner Heiligen, besonders des heiligen Joseph, Sebastian, Antonius und Rochus, die einzelnen Pfarreien, die Stadt und die ganze Diöcese vor Pest und Brand gnädigst bewahren wolle." —

---

262. Zwei Opfer zur Wahrung der Keuschheit.

(Aus: Geschichte der berühmtesten Ritterburgen &c. von M. von Thibiage.)

Als eines Tags im Jahre 562 der König Gunter von Burgund, der damals auf Schloß Couches (im Departement der Saone und Loire) residirte, von der Jagd zurückkam, war er sehr übler Laune, denn er brachte kein Wild mit heim. An dem Rand des Waldes angekommen, bemerkte er mehrere Reiter, die, wie er, in Jagdkleidung waren. Der verdrießliche Herrscher reitet auf die Jäger zu und sieht unter ihnen einen seiner Kammerherren, Namens Chundon.

„Bei den heiligen Aposteln unseres Herrn Jesu Christi!" rief der König aus, „es ist gar kein Wunder, daß das Wild in einem Lande fehlt, wo es so viele Diebe giebt!" — „„Sire,"" antwortete Chundon, „„ich kam hierher, um mich den Herren Eures Gefolgs anzuschließen. . ."" — „Schweigt," unterbrach ihn der Monarch, „wir wissen, wie man Diebe tractiren soll!" —

Nachdem der König diese Worte mit drohendem Tone gesagt hatte, ergriff er die Zügel und ritt davon. Plötzlich sprengte ein junges, liebliches, sittiges Mädchen, die einen schönen Goldfuchs ritt und bis da hinter Bäumen gehalten hatte, hervor, erreicht bald den König, steigt schnell vom Pferd und wirft sich dem Fürsten zu Füßen, indem sie ausruft: „„Mitleid, Sire, verurtheilt uns nicht, ohne uns gehört zu haben!""

Dieses junge Mädchen hieß Hedwig; es war die einzige Tochter Chundon's. — Fern vom Hof erzogen, war sie erst den Tag vorher nach Couches gekommen. — König Gunter war

überrascht von ihrer Schönheit und Anmuth und beeilte sich, vom Pferde zu steigen, um sie wieder auf das ihrige zu heben; und als er dann erfuhr, daß sie die Tochter seines Kämmerers sei, da sagte er: „Ich verzeihe ihm gern aus Liebe zu seinem so lieben Kinde!" — Von der Zeit an konnte man leicht wahrnehmen, daß König Gunter eine unheilige Neigung gegen die fromme und reine Hedwig nährte.

Chundon fühlte lebhaften Verdruß, als er den Fortschritt dieser Leidenschaft bemerkte; und um seine Tochter der Gefahr, welcher ihre Tugend entgegenging, zu entziehen, ließ er sie nach Paris zu Verwandten, die er am Hofe Chilperich's I. hatte, geleiten. — König Gunter gerieth in großen Zorn, als er von der heimlichen Entfernung Hedwig's benachrichtigt wurde; er gab Befehl, sie schleunig zu verfolgen; zugleich ließ er den Kammerherrn Chundon in's Gefängniß werfen und ordnete die Einleitung seines Prozesses an wegen des Vergehens, dessen er sich schuldig gemacht, als er im königlichen Walde jagte; ein Verbrechen, welches das Gesetz mit dem Tode strafte, wenn der Mann, der es beging, kein Edler war, das indeß nur zu einem unbedeutenden Vergehen bei den Verhältnissen des Kammerherrn herabsank. —

Chundon wurde aber doch in's Burgverließ geworfen und die Instruction seines Prozesses nahm ihren Anfang. Aber schon am andern Tag wurde der Kammerherr nach kurzem Verhör und einer scheinbaren Vertheidigung zur Todesstrafe verurtheilt; und der König, befragt, auf welche Art und Weise diese Strafe an dem Unglücklichen ihre Anwendung finden sollte, befahl: daß er im Schloßhofe von Couches gesteinigt werde. —

Am nächsten Tage wurden frühzeitig die Vorbereitungen zur Hinrichtung so, wie sie Gunter angeordnet hatte, getroffen. In der Mitte des großen Schloßhofes schlug man einen Pfahl ein und häufte, fünf bis sechs Schritte davon entfernt, eine Menge großer Kieselsteine auf. Gegen zehn Uhr erschien König Gunter auf dem Balkon, umgeben von den Herren und Damen seines Hofes. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der **angebliche** Verbrecher Chundon in den Hof geführt und von dreißig bewaffneten Leuten, denen der Scharfrichter voranging, escortirt. Dieser düstere Aufzug bewegte sich langsam nach dem Pfahle hin, an welchen der Verurtheilte fest gebunden wurde, dann nahm der Henker einen Stein und warf ihn nach dem armen Dulder, den er am Kopfe traf. Sogleich floß das Blut bei diesem ersten Wurf aus der Kopfwunde und überströmte das Gesicht des beklagenswerthen Kammerherrn. Die dreißig Kriegsleute, welche bei dieser Execution mitwirken mußten, hatten sich bereits mit Steinen versehen; aber in dem Augenblicke, wo ihr Führer ihnen das Zeichen zum Werfen geben wollte, ließ sich im Hofe Pferdegetrapp

hören und man sah Hedwig, welche von den Leuten, die der König nachgesendet hatte, geführt wurde.

Auf ein Zeichen Gunter's wurde die Execution aufgeschoben, und als das unglückliche junge Mädchen sah, was eben geschehen sollte, warf sie sich dem König zu Füßen. Bei dem Anblick seiner vor Gunter im Staube liegenden Tochter fühlte sich Chundon von edlem Unwillen ergriffen und mit lauter Stimme rief er aus: „Hedwig, meine vielgeliebte Tochter, um Jesus und aller Heiligen willen steh' auf! dein sterbender Vater befiehlt es dir! — Dieser Mensch ist nicht mehr unser König, ich verleugne ihn; er ist nichts als ein feiger Mörder! Und hast du es denn vergessen, daß er dir **nur** das Leben deines Vaters um den Preis deiner Ehre bewilligte!?" —

„„Mein Vater,"" erwiederte das junge, durch seine Worte wundersam erschütterte Mädchen, „„dein Wille geschehe, und möge Gott euren Mörder nicht nach seinen Thaten richten!"" —

Sogleich stand Gunter auf; unbeschreibliche Wuth hatte ihn ergriffen; seine Hände zuckten krampfhaft, sein Mund schäumte. — „„„Was,""" rief er aus, sobald er wieder ein Wort aussprechen konnte, „„„hab' ich denn nicht einen einzigen treuen Diener? Nun, worauf wartet man denn, um Beiden die verdiente Züchtigung zu geben? ... Zum Tode mit der Tochter des Diebes!""" —

Zwei Edelknappen ergriffen sogleich das unglückliche Kind, schleppten sie in den Hof hinunter und banden sie selbst an den schon von dem Blut ihres Vaters befleckten Pfahl; nun wurde die Execution wieder begonnen, und ein Hagel von Steinen fiel auf die beiden Opfer nieder. Bald fühlte Chundon, dessen Fleisch in Lappen von den Knochen herabhing, daß seine Kräfte schwanden, sein Kopf sank auf die Brust, — er ward besinnungslos. Der Körper Hedwig's bot einen noch schrecklichern Anblick dar; ihre von den Steinen zerfetzten Brüste fielen auf den Gürtel herab, die Augen hingen aus den Höhlen hervor und ihre zermalmten Kinnbacken gestatteten ihr nicht mehr ein Wort zu sprechen. Diese entsetzliche Scene dauerte eine ganze Stunde, worauf die beiden Leichen, auf's Furchtbarste verstümmelt und ganz und gar unkenntlich, von dem Pfahle losgebunden und auf einem in der Nähe des Schlosses befindlichen Acker begraben wurden. — —

König Gunter suchte durch Jagen und Feste sein Verbrechen zu vergessen; aber die Gewissensbisse, die er zu verbannen sich alle erdenkliche Mühe gab, hörten nicht auf, an seinem Herzen zu nagen; er konnte nicht mehr auf Schloß Couches, wo er überall die Geister der Ermordeten sah, weilen, und irrte in seinen Staaten von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt herum — ein Elender, ein von Gott sichtbar Geschlagener! —

263. Johanna von Flandern und ihr Vater Balduin IX.

(Aus: Geschichte merkwürdiger Verbrechen.)

Eine unermeßliche Menge Volks war aus den Dörfern, Flecken und Städten der Umgegend nach der Stadt Lille gekommen. Alles hatte ein außerordentlich bewegtes Ansehen und erwartete ein großes Ereigniß. Es sollte das Volk nicht eingelassen werden, aber man erbrach die Thore. Die Wachen, obgleich auf alle Weise von der Menge beschimpft, waren in einer auffallenden Unthätigkeit, die man für Furcht nehmen konnte. Auf dem Hauptplatze der Stadt, auf dem sich der Palast der Grafen von Flandern erhob, wimmelte es von Bürgern und Landleuten, welche von Zeit zu Zeit in Schmähungen und aufrührische Reden ausbrachen. Das Schloß füllte sich mit Räthen und Rittern, deren Kürasse, die Augen blendend, im Sonnenscheine funkelten.

Plötzlich öffnete sich ein Fenster des Schlosses und eine schöne Frau von majestätischem Wuchse zeigte sich an demselben dem Volke. Es war Johanna, die Gräfin von Flandern. Ihr gewöhnlich stolzes und kaltes Gesicht war in diesem Augenblicke blaß vor Zorn; ihre Lippen zitterten und ließen die auf der Zunge schwebenden Worte nicht aus dem Mund; ihre Augen sprühten Feuer und aus der Art, wie sie das Pergament, das sie in der Hand hielt, zusammendrückte, konnte man sehen, daß sie von Wuth erfüllt war. Ihr Haupt bedeckte die flandersche Grafenkrone; vor ihrem Halse hing der flandersche Löwe an einer schweren goldenen Kette; auf dem schwarzen Sammetgewande funkelte ein entblößtes Schwert, das der König von Frankreich mit eigenen Händen an ihren Gürtel befestigt hatte. Ein Herold stieß in die Trompete und gebot Schweigen im Namen Johanna's der hohen und mächtigen Gräfin von Flandern und Hennegau. In demselben Augenblicke zogen die Ritter ihre langen Schwerter und die Schloßwache stellte sich an der Mauer des Schlosses in Ordnung.

Eingeschüchtert durch solche Vorkehrungen ließ das Volk nur noch ein dumpfes Murmeln hören, welches bei dem dritten Trompetenstoße des Herolds in gänzliches Schweigen überging. Mitten in der tiefsten Stille ertönten plötzlich die Worte: „Da ist er! Da ist er!" Diese Worte machten die verstummte Menge auf einmal wieder laut, und zwar so laut, daß die Herolde nicht mehr zu hören waren und sich in den Palast zurückziehen mußten, um der Beschimpfung nicht mehr ausgesetzt zu sein. Bald darauf näherte sich eine offene und reichverzierte Sänfte. In derselben saß ein Greis mit langem Bart und langen weißen Haaren; er trug auf den Schultern den Mantel, auf dem Haupte die Krone der constantinopolitanischen Kaiser. Er gab sich für Balduin IX., den Vater Johanna's von Flandern, aus.

Balduin IX. war einer der Helden des vierten Kreuzzugs und 33 Jahre alt, als er (der erste lateinische Kaiser) den stolzen Thron von Constantinopel bestieg. Eine lange Gefangenschaft in Bulgarien, in die er gleich zu Anfang seiner kaiserlichen Regierung gerieth und in welcher ihn zurückzuhalten der Bulgarenfürst seine guten Gründe hatte, machte das Gerücht von seinem Tode allgemein glaublich. Das endliche Entrinnen aus dieser Gefangenschaft konnte an diesem allgemeinen Glauben nicht viel ändern, da der Bulgarenfürst sich wohl hütete, etwas davon laut werden zu lassen. — Balduin hatte, als er sich auf den Kreuzzug begab, zwei Töchter zurückgelassen und Johanna für den Fall, daß er sterben sollte, zu seiner Nachfolgerin erklärt. — Ihre Mutter, Marie von Champagne, war auf einer Pilgerschaft nach Jerusalem gestorben. — Ein Verwandter Balduin's, Philipp von Namur, war Johanna's Vormund und regierte in ihrem Namen das Land. — Johanna zeigte schon in ihrer Kindheit eine gewaltige Herrschsucht; und als im Jahr 1209 das Gerücht vom Tod ihres Vaters auch nach Flandern gelangte, ließ sie sich, obgleich sie noch nicht das gesetzliche Alter dazu besaß, zur regierenden Gräfin von Flandern und Hennegau erklären. Sie heirathete hierauf den Grafen Ferrant, einen Sohn Sancho's I., Königs von Portugal. Dieser gerieth bald nach seiner Vermählung in die Gewalt Philipp August's und wurde von ihm wie von seinen Nachfolgern über fünfzehn Jahre gefangen gehalten, ohne daß Johanna irgend einen Schritt für seine Befreiung that, bis ihn endlich Ludwig der Heilige 1232 aus eigenem Triebe freigab. Das, was die Unterthanen Johanna's in dieser Zeit am meisten empörte, war das vertrauliche Verhältniß, in welchem sie trotz des an ihrem Gemahl begangenen Unrechts zu den Königen von Frankreich stand. — Als nun der Greis, welchem der Zulauf am 14. April 1225 galt, vor einiger Zeit zum Erstenmal vor ihr erschienen war, hatte sie durch ihre Mißhandlung desselben das Volk so empört, daß sie sammt ihrer Schwester Margaretha die schnellste Flucht ergreifen mußte. Sie war zu Ludwig VIII., dem Kerkermeister ihres Gemahls, nach Peronne geflohen und hatte ihn gebeten, den Betrüger zu entlarven, und dieser bestimmte den 14. April zu einem öffentlichen Verhöre des Greises.

Ludwig VIII. legte in diesem Verhöre dem Prätendenten drei Fragen vor, die derselbe nicht bündig genug beantwortete, und fand ihn deßhalb des Betruges schuldig, wie es Johanna wollte. Da er ihm jedoch sicheres Geleit versprochen, ließ er ihn alsbald durch seine Leute bis an die Grenze bringen. Dadurch war indessen Balduin nicht außer Gefahr, zumal da er nach dem traurigen Ausgange seines Verhörs auch von allen seinen Anhängern verlassen worden. Er

wußte das auch und suchte als Kaufmann verkleidet Marseille zu gewinnen, um sich daselbst nach dem Orient einzuschiffen. Aber schon in Burgund wurde er von einem Ritter, den ihm Johanna nachgeschickt, festgehalten, gebunden und verkehrt auf einem Esel sitzend nach Lille zurückgebracht. —

Am Morgen des 14. Mai, gerade einen Monat nach seinem Verhöre durch den König von Frankreich, sah man außerhalb der Mauern Lilles an *der* Stelle (wo sich später die von Johanna gestiftete Abtei befand) ein Schaffot errichtet, umgeben von Soldaten und einer großen Menge Volk. Bald darauf brachte man den unglücklichen Greis, in welchem die ältesten und würdigsten Bewohner der Hauptstadt *Johanna's Vater* deutlich erkannten. Als der Greis das Schaffot betrat, kniete er nieder und betete inbrünstig, mit der Hand das Crucifix haltend und Gott bittend, das entsetzliche Verbrechen weder seiner Tochter, noch dem Land anzurechnen, dann legte er das Haupt ruhig auf den Block und bald rollte sein ehrwürdiges Haupt auf den Boden. — *Johanna*, die unnatürliche Tochter, hatte das Schauspiel aus einem benachbarten Fenster mitangesehen, regierte dann ruhig noch sechzehn Jahre, legte aber hierauf die Regierung nieder und starb als Nonne eines Klosters, das sie selbst erbauen ließ. —

Der Grund, warum sie in's Kloster ging, wird also dargestellt. Sie war sieben Jahre nach der erzählten Hinrichtung Wittwe geworden und heirathete drei Jahre darauf Thomas von Savoyen. Als sie mit diesem ihren feierlichen Einzug in Lille hielt, erschien ihr an *der* Stelle, wo sie ihren Vater hatte hinrichten lassen, ein Gespenst, das sich blutig vor ihr aufrichtete und mit halb vom Rumpfe getrenntem Kopfe drohende Bewegungen machte. — Diese furchtbare Erscheinung verließ sie von nun an nicht mehr; wohin sie ihr Auge auch wendete, überall erblickte sie dieselbe mit drohender Mie[illegible] Gelübde, Gebete, fromme Werke, nichts half dagegen. Da rieth [illegible] ein Bischof, auf *der* Stelle, wo die blutige und so gräßliche Erscheinung zuerst vor sie getreten wäre, ein Kloster zu bauen. Johanna that das ungesäumt und ließ den Bau auf alle mögliche Weise beeilen; sie gab zugleich den Befehl zur Errichtung eines Hospitals und noch zweier anderer Klöster; und um nichts zu versäumen, was ihrer Reue vor Gott und ihrem abgeschiedenen Vater und vor der Kirche und dem ganzen Volk eine sühnende Wirksamkeit zu geben vermöchte, ließ sie sich selbst als Nonne in dem Kloster einkleiden und starb als solche. — In den letzten Augenblicken ihres Lebens dachte sie an die Worte des von ihr hingeopferten Greises, die er ruhig und fest unter dem Beile des Henkers gesprochen: „*Mein Gott, verzeihe* **ihr!**“ denn sie rief ein über das andere Mal, das Crucifix krampfhaft umfassend

und mitten unter den Tröstungen der heiligen Jungfrauen, der schrecklichsten innern Verzweiflung preisgegeben: „„Mein Gott, wirst du mir verzeihen? Mein Gott, verzeihe mir!““ —

---

264. Der Hungerthurm zu Glogau.

(Aus: Breslau und die schlesischen Eisenbahnen von Max Kurnik.)

Eine der furchtbarsten Geschichts-Erinnerungen der uralten Oberstadt Glogau, die bereits im elften Jahrhundert als starke Veste vorkommt, ist der Hungerthurm.

In einem Kriege mit dem Könige Matthias ließ der tolle Herzog Hans von Sagan die Rathsherren von Glogau im Jahre 1488 wegen angeblicher, aber **unerwiesener** Verrätherei in den Schloßthurm werfen und anfangs zwar mit spärlicher Kost versehen, was aber in der Folge ausblieb, so daß die fünf Männer verhungern mußten.

Das Tagebuch dieser Unglücklichen, welches der Eine geführt und wozu er — aus Mangel an Feder und Tinte — Putzscheere und Lichtschnuppe brauchte, ist ein grausiges Denkmal eines barbarischen Zeitalters. — Wir geben es in genauer Abschrift wieder:

„Anno 1488 den Sonnabend vor Oculi hat Hertzog Hans zu Glogaw, wegen grawsamer Tyranney weit beschryen, vns armen, die wir die Zeit im Rathstul saßen, in das Gefängniß werffen lassen. Er ertichtete auf vns schwere Laster, als hatten wir beschlossen, in (ihn) dem Könige zu vberantworten, vnd das wir zugesaget, die Stadt vnd das Schloß dem Könige einzuräumen vnd anders viel mehr: Aber der höchste Gott wird Zeugniß geben vnsrer Vnschuld, das wir dergleichen zu thun vns nie vnterstanden, noch in sinn genommen haben. Wir bathen wol, man wolle durch ein rechtmässig Verhör vnd Erkenntniß diese Sache erörtern, aber vnser bitten war gar vergebens. Der Hertzog wüthet vor Zorn, ließ vns in den scheutzlichen runden Schloßthurm, das ein schrecklich Gefängniß ist, werfen. Ein ander guter Mann, Niclaus Fisch, ward in den Polnischen Thurm gesenkt. In diesem Stank vnd Wust haben wir sitzen müssen, bis auf das fröhliche Osterfest: Allda bathen wir, Christlichem Gebrauch nach, vns das heilige Abendmahl zu reichen, aber es ward vns armen Leuten verwidert. Bishero hatten Vns auch die Vnsern aus der Stadt gespeiset, aber hinfürt ward es jenen stracks verbothen. Eine zeitlang speisete man vns täglich zweimal vom Hofe, auf die letzte nur einmal. Nun wollen gute und fromme Hertzen bedenken, was wir Sieben für ein Elendt, jämmerlich vnd betrübet Leben vnd

schwere Angst diese Zeit vber gehabt: Wir könnten viel davon sagen, aber wir befehlen es dem gnedigen gütigen Gott.

Also haben wir bey einander gelebet bis auf den 14. Augusti, da verschiede einer vnter vns, Anthonius Krappe, on alle Sacrament, obgleich er sampt vns fleißig darumb baten. Zwar schiede er also dahin, hatte aber große Rewe vber seine Sünde, tröstete sich ganz andechtig der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, der wolle ihm gnedig sein. Nach seinem Tode haben wir viel Böses leiden müssen. Sie bezüchtigten vns vieler und mancherlei Laster und Vbelthaten, darinnen wir doch für Gott unschuldig. Zu letzte, als sie kein Vrsache zu vns haben kondten, ließen sie vns im Gefengnis verbleiben, einmal speiseten sie vns, das andremal nicht.

Am Tage Mariä Geburt gaben sie vns ein wenig Speise, darnach haben wir gantzer vier Tage nichts bekommen, weder von Essen, noch von Trinken. Ein jeder aber kann leichtlich abnemen, das wir also nicht lange werden thawern können. Wir haben gebeten, man wolle vns die Sacrament, nach Ordnung der christlichen Kirchen, zukommen lassen, haben aber nichts erhalten. Nun aber sehen wir wol, das mein vorhabens ist, vns einen grawsamen vnd elenden Tod zuzufügen. Es were denn sach, das vns Gott wunderbarlich erhalten wollt. Wir bezeugen aber für menniglich, die da vnser Schreiben lesen, oder davon hören werden, das ob vns gleich der Brauch der hochwürdigen Sacrament versagt wird, das wir nichts desto weniger im wahren Glauben an Christum abscheiden wöllen: Vnd darnach, daß wir vnschuldig einen solchen jämmerlichen Todt leiden müssen: das wir das auch nicht schuldig sein, damit vns der Hertzog auf dem Markt bei dem Rathhause beschuldigt hat: Vnd so oft er vns damit belagert, bezeugen wir, daß vns vnrecht daran geschicht vnd beruffen uns auff Gott: Vnd wöllen Hertzog Hansen, vnsern vngnedigen Herrn, für den unbestechlichen vnd gerechten Richterstuhl Gottes darumb antworten. Denn man kann leichtlich erachten, wenn er vns beschehenen Auflage rechtmässig hette können überweisen, so hätte er vns nicht so tyrannischer weise in das scheutzliche Loch stecken vnd tödten dörffen. Er hat aber sich befahren müssen, da er vns frey zu Erkenntniß derselben hette kommen lassen, das dadurch seine Gravsamkeit vnd Vnbilligkeit menniglich würd kundt vnd offenbar worden sein.

Darumb, weil der Allmächtige Gott vns, vmb vnser Sünde willen, zur Billigkeit also heimsuchet, so wöllen wir es gedultig und willig tragen. Wir bitten aber, er wolle vns von seiner grundlichen Barmherzigkeit willen ein seeligen Abschied aus diesem Leben verleihen. Wir bitten auch alle fromme gutherzige Leute, welche hievon werden sagen hören, sie wöllen Zeugen sein vnsrer Vnschuldt, vns, vnsern

Weibern und Kindern zum besten, denn wir können mit gutem Gewissen sagen, das wir vns auffrichtig, ehrlich und wol allezeit verhalten haben.

Es wolten auch fromme Leut Gott für vns aller elendesten Menner bitten, das er vmb seiner grundlichen Barmherzigkeit vnd bittern Todes willen vns in vnserem grossen Elendt trösten, Gedult und starken Glauben bis an vnser Ende verleihen vnd vns aus diesem Jammerthale in das ewige Leben einführen wölle.

Dieses Schreiben ist gethan bei grossen Schmertzen vnd vnaussprechlicher Marter und Qual, den sechsten Tag nach Creutzes Erhebung, welcher war den 19. Septembris.“ — —

Bald danach folget weiter ein Schreiben:

„Man hat vns fast 11 Tage nach einander weder zu essen noch zu trinken gegeben, Gott wölle ihnen vnd alle denen, die diese böse Rathschlege über vns schmieden helffen, verzeihen und vergeben.

Den Sonnabent nach Creutzes Erhebung kamen sie vnd nahmen Niclaus Kuntzeln aus dem Thurm, vns aber liessen sie bleiben. Da haben wir abermals umb den Brauch der Sacramente gebetten und angehalten, aber wir haben keine Antwort kriegt. Wir bathen, das sie vns doch nicht so jämmerlich wolten vmbkommen lassen, sondern nur ein wenig Speise geben: Da bracht man vns 30 kleine Hofbrot vnd zwo Kandeln Bier vnd ein Kandel Wasser: Mit dieser Speise vnd Trank haben wir vnser Leben erhalten bis auff den Dinstag.

Denselben Tag haben wir nun umb Trinken gebeten, da gab man vns ein Kandel, darein zehn Quart Biers ging: Da haben wir vns mit beholffen bis auff den Donnerstag. Allda begerten wir in grossen Durst, vmb Gottes vnd seiner heiligen Mutter willen, nur einen Trunk Wassers, aber er ward vns versagt, wurden also mit vnaussprechlichem Durst hefftig geplaget. Vnd ir lieben Leute sollt wissen, das vns der Durst mehr als der Hunger gequelet hat. Hierüber kam der Edelmann, welchen man des Hertzogen Vater nennt, der nahm die Schlüssel vom Thurm zu sich und zog davon: Also blieben wir im Gefengniß, Gott helf vns. Bei diesem schmertzlichen Elendt vnd grossem Betrübniß habe ich Johann Köppel dieses geschrieben, die Dinte habe ich aus Lichtputzerschwärtze gemacht. Wie es vns treue (dreien) gehen wird, das stehet in Gottes Henden vnd zu seinem gnedigen wolgefallen, denn werden sie vns Speise und Trank entziehen, so werden wir nicht mehr lange leben, Gott stehe vns bey vnd erhalte vns.“ — —

Erst nach dem Hinscheiden der Unglücklichen sprengte man die Thüren des Gefängnisses, um die Leichen im Kreuzgange des Klosters der schwarzen Mönche zu begraben. Man that dieß bei Nacht und verbot hierauf, ihrer weder öffentlich, noch heimlich zu erwähnen, damit ihres Namens Gedächtniß ausgerottet würde. „„Es kehrten

sich aber, „sagt der Silesiograph Lucä," die compassionirten Federn der Gelehrten gar nicht an diese Ordre, sondern liefen ihren freien Gang mit allerlei Grabschriften."" —

Nach der Räumung Glogau's von den herzoglichen Truppen legte man ihnen Leichensteine und errichtete ihnen in der Pfarrkirche ein Denkmal, dessen Gemälde und Inschrift sich auf ihr schaudervolles Ende beziehen. —

265. Inschrift an einer Kerkerwand.

In einem Gefängnisse zu Waldenstein im Levantthale ist seit dem Jahre 1669 an der grauen Wand folgende eindringliche Inschrift zu lesen:

„O Richter, richte recht!
Du bist Herr und ich dein Knecht,
Wie du wirst richten mich,
Wird Gott einst richten dich!" —

266. Die Ermordung des Propstes Aemilian von Riedheim.

(Auszug aus: Die Vorzeit. Jahrgang 1826.)

1. Drei Stunden westlich von Fulda, wo der schwarze Fluß, später die „Lüder" genannt, am Fuße des alten Blankenberges dahineilt, wo zu den Ritterzeiten das Dörfchen Stacken sich erhob, da liegt jetzt das Fürstliche Kammergut, die ehemalige Propstei Blankenau. Der schöne, sich nach Hainzell hinziehende Wiesengrund (Aue, Owe) nebst dem daranstoßenden Blankenberge, geben dem Dorfe den Namen Blankenau.

Berthous II. von Leipolds, den die Verschworenen, Geiso von Steinau, genannt Steinruck, Albrecht von Brandau, Ebert von Spala, Conrad und Bartoch von Lüpeln, Heinrich mit Albrecht vom Ebersberg und Conrad von Raßdorf, im zehnten Jahre seiner Regierung am Altare der St. Jakobs-Kapelle zu Fulda, 1271, nachdem sie zwei Tage vorher von ihm herrlich waren bewirthet worden, danieder bohrten und enthaupteten, war der Stifter von Blankenau. — Dieser Abt, um in Buchonien den Oelbaum des Friedens zu pflanzen, den bei ihren wilden und blutigen Streifzügen die damaligen Raubritter allhin so sehr gefährdeten, hatte beschlossen, die Schlupfwinkel dieser Barbaren zu zerstören. — Unter den zwanzig Raubschlössern, welche die schwarze Tafel enthielt, stand oben an das Fulda und der ganzen Umgegend so schreckliche Raubnest Blankenwald auf

dem Blankenberge. — Melodischer Hymnen- und Psalmen-Gesang frommer Cisterzienser-Nonnen sollte da den Wanderer erbauen, wo rasender Rüden Gebell und beutegieriger Knappen Kampfgeheul sonst den harmlos Vorüberziehenden erschreckten; das Chor-Glöckchen sollte zum Gebete tönen, wo sonst zum Raub und Mord das grausenhafte Horn, vom Thurme des Raubnestes herunter, die rohen Knechte zusammenrief; dort sollte eine kleine Atzung dem Müden und Hungrigen liebreich mitgetheilt werden, wo sonst in Fraß und Völlerei die Raubritter das gestohlene Gut der Landleute und der wehrlosen Wanderer verpraßten; die stolzen Burghallen sollten sich in Zellen der Weltentsagung und der Frömmigkeit umwandeln. — Ueber diese wohlthätige Stiftung fertigte Berthous II. schon im Jahre 1249 eine eigene Urkunde aus. —

Was Berthous beschlossen, kam auch zur Ausführung; und nun wankten die Thürme des Raubnestes, seine Mauern, Zwinger, Säle und Gemächer stürzten zusammen und rollten donnernd den schroffen Blankenberg hinab; und den Trümmern des alten Raubschlosses Blankenwald entstieg im Jahre 1265 die Cisterzienser-Klause für fromme Nonnen, der hochgebenedeiten Jungfrau Maria geweiht, und das Dorf Blankenau. *)

Kaum war das junge Kloster eingerichtet, als es auch schon reichliche Pathengeschenke erhielt, und nach und nach wurden ihm viele und gewichtige Schenkungen zu Theil.

Das Zeitliche dieses Klosters verwalteten Pröpste aus dem Benediktiner-Orden, von denen der letzte, Freiherr Joseph von Hettersdorf, im Jahr 1806 gestorben. —

Dieß Wenige vorausgeschildert, folge nun die traurige Geschichte Eines dieser Pröpste.

2. Bernard Gustav, Cardinal, geborner Markgraf zu Baden, Administrator der Abtei Kempten und Siburg, nachheriger Abt zu Fulda, nahm im Jahre 1678 den jungen A e m i l i a n v o n R i e d h e i m (er erblickte 1659 auf schwäbischem Boden das Licht der Welt) am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus zu Kempten in den Orden des heiligen Benedikt auf; von Kempten wurde er in die Abtei Fulda versetzt, wo er Kapitular wurde. Abt Placidus vom Troste ließ ihn im Jahr 1683 zum Priester weihen, gab ihm im Jahr 1685 die Propstei Michaelsberg innerhalb Fulda, und im

*) Gegenwärtig ist die Kirche zu Blankenau den heiligen Aposteln Simon und Judas Thaddäus geweiht. — Auf dem Blankenberge sieht man keine Spur mehr, als höchstens den Rest einer Grundmauer von dem ehemaligen Raubschlosse.

Jahr 1688 die Propstei Blankenau, wo er in der Reihe der Pröpste als der Fünfunddreißigste zählte.

Aemilian war ein frommer Priester, ein gerechter Propst, ein guter Haushalter, ein braver Bürger und Nachbar. In der Propstei-Kirche ließ er die Kanzel, den Hochaltar und die Sakristei neu herrichten und beschenkte das Gotteshaus mit kostbaren Geräthschaften. Mitleid und Barmherzigkeit mit den Armen und Kranken schien von Jugend auf mit ihm herangewachsen zu sein. Allen Hilfsbedürftigen stand des guten Propstes Haus, Tisch, Keller und Speicher offen. In den traurigen Zeiten einer Hungersnoth unterstützte er mit Geld und Feldfrüchten Alle ohne Unterschied der Religion und des Vaterlandes, so daß man ihn allum nur „den mitleidigen und freigebigen Brodvater“ nannte. Laut der propsteilichen Rechnungen durchstrich seine milde Hand auch noch Dasjenige, was der Schuldner oder Lehnsmann oft nicht zahlen konnte. So erwirkte er auch unter Anderm dem wegen mehrerer Ungerechtigkeiten verhafteten Kießler'schen Ehepaare die Freiheit und wurde ihr großer Wohlthäter.

Wie überhaupt die ehemaligen Fuldaischen Propsteien Armen und Fremdlingen als eine heilige Zufluchtstätte offen standen, die sich dann in ihrer Nähe ansiedelten, so fand auch die arme Kießler'sche Familie in der des Propstes Aemilian von Riedheim freien Zutritt, Schutz und Nahrung.

Einen Sohn dieser Familie, mit Namen Kaspar, erzog er und ließ ihn das Schmiedhandwerk erlernen, und nahm ihn dann in seinen Dienst.

Und dieser Kaspar wurde des Propstes Mörder!

Bekannt mit allen Zugängen der inneren Gemächer und von dem Gedanken gestachelt — Aemilian müsse als guter Haushalter viel Geld bei sich herbergen, berieth sich Kaspar Kießler mit Heinrich Kießler und mit seinem Vertrauten Hermann Baier von Hünfeld, der als Soldat in der Compagnie des Obristen von Buttlar in dem Fuldaischen Kreis-Contingente stand, — wie hier eine reiche Beute zu machen wäre.

Schon mehrere Wochen vor der Ausführung der schrecklichen That entwarf man den Plan dazu; es sollte nämlich eine alte Mauer durchbrochen, der Pforten-Schlüssel entwendet und durch geheime Opiate bei Riedheim's Dienern ein fester Schlaf erkünstelt werden.

Aber erst am 18. Januar 1699 erfolgte die Verwirklichung dieses höllischen Vorhabens. Nachdem Beide in dem Dorfe Großenlüder, das nahe bei Blankenau liegt, eine große Menge Branntweins hinuntergestürzt und sich maßlos aufgeregt hatten, erstiegen sie an der Propstei die Mauer nächst dem Holzbehälter, durchforschten sorgsam,

ob Alle in dem Hause schliefen, plünderten dann die Pförtner=Stube und gingen nun gerade nach Riedheim's Schlafgemach. Heinrich und Kaspar Kießler faßten Posten am Eingange, Baier prüft noch einmal die Schärfe seines Hirschfängers am Nagel seines Daumens — jetzt durchsucht er alle Ecken und stößt an ein Kästchen, das nächst dem Bette stand, wo der gute Propst, nichts Arges ahnend, im friedlichen Schlummer lag. Baier hebt das Kästchen; doch zu schwer — entfällt es in demselben Augenblicke der zitternden Hand des bösen Gewissens; geweckt durch das Geräusch, fragt Riedheim: „Wer da?" und statt der Antwort durchbohrt Baier's Hirschfänger des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr Aemilian's Herz bis durch den Rücken und selbst noch das Bett=Tuch hindurch.

Der ehrwürdige Propst athmete nicht mehr! —

Kaspar Kießler hatte in der Verwirrung des Propstes Schuhe statt der seinigen angezogen; und dieser Schuh und der Mörder furchtbare Gewissensangst wurden ihre Verräther. Alle Drei wurden ergriffen, bekannten, nach kurzer Folter, ihre scheusliche und mit höllischem Vorbedacht verübte Missethat, und schon am 7. März 1699 ward Heinrich Kießler enthauptet und den Raben zur Speise auf das Rad geflochten; Kaspar Kießler und Hermann Baier aber wurden im Angesichte der ganzen Kießler'schen Familie, nicht weit von dem propsteilichen Gebäude, an der Struth, zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, dann gerädert, endlich zerrissen und ihre Körpertheile zum warnenden Beispiel an den Hauptstraßen aufgehangen; die übrigen Mitglieder der Familie aber wurden des Landes verwiesen; denn schon früher hatten sie sich kleiner Diebstähle an der Propstei schuldig gemacht. —

Noch spät bewahrheiteten indessen die halbvermorschten Reste der Geviertheilten auf offener Straße den Erfahrungssatz, „daß die Menschen oft nur allzu bald ihrer Wohlthäter vergessen," und auch zugleich die Lebensregel: „Traue, aber schaue, Wem?!" —

Aemilian's sterbliche Hülle wurde unter lautem Schluchzen und Wehklagen der allgemeinen Theilnahme der Einwohner von nah' und fern' in der Propstei=Kirche zu Blankenau beigesetzt.

Sein Nachfolger, Propst Bernard von Reinnach, ließ ihm ein steinernes Epitaphium setzen. —

---

267 — 269. Die treuen Verwalter.

(Aus: Fellmeier's Abende von A. M. Tendlau.)

1. Es lebte einmal ein braver Mann, der war durch Unglücksfälle aller Art so sehr in seinem Vermögen zurückgekommen, daß er, um sich, seine Frau und seine Kinder zu erhalten, bei fremden Leuten

um Taglohn arbeiten mußte. — Einst ackerte er auf dem Felde. Es ging schon auf den Abend und der arme Mann sehnte sich nach Ruhe. — Da erschien ihm ein alter, gar seltsam gekleideter Mann, von ehrwürdigem Aussehen, und sprach zu ihm: „Deiner und Deines Weibes Frömmigkeit wegen ist über dich im Himmel bestimmt worden, daß du sieben gute Jahre bekommen und dieselben in Reichthum und Ehren verbringen sollst. Ich habe nun den Auftrag, dich zu fragen: wann du diese guten Jahre haben willst, ob jetzt, wo du noch ziemlich kräftig bist und Lust am Leben hast, oder in deinem Alter, wo du nicht mehr arbeiten kannst?" —

Der arme Taglöhner, der den alten, seltsamen Mann für einen Zauberer hielt, antwortete ihm: „„Gehe, ich habe nichts, um dir deinen Lohn zu geben!"" und arbeitete weiter.

Den andern Tag erschien ihm der seltsame Greis wieder auf dem Feld und richtete dieselbe Frage an ihn. Der Taglöhner gab ihm dieselbe Antwort.

Aber auch den dritten Tag kam der Alte wieder zu ihm und legte ihm die Frage vor. Da sagte der Taglöhner: „„Ich habe dir schon zweimal gesagt, daß ich nichts habe, um dich zu belohnen; warum störst du mich in meiner Arbeit? Ich habe Frau und Kinder zu Haus, die mit Schmerzen auf den Taglohn warten, den ich ihnen nach Haus bringe. Thue mir den Gefallen und laß mich in Ruhe, du versündigst dich gegen mich und gegen die Meinen!"" —

„Aber," erwiederte der Alte, „ich habe dir schon dreimal gesagt, du hast nur zu wählen, daß es dir gut gehe, und ich verlange gar keinen Lohn von dir." —

Als der Taglöhner sah, daß der Alte es ernst meine, sprach er: „„So gieb mir Zeit, daß ich mich zuvor mit meiner Frau berathe; morgen werde ich dir eine bestimmte Antwort geben."" —

„Es sei so," sagte der Alte, „ich will dir warten bis morgen." —

2. Als der Taglöhner nach Hause kam, theilte er seiner Frau, die ein sehr frommes und verständiges Weib war, die Sache mit und frug sie um ihre Meinung. Da sagte die Frau: „„Das Nahe ist besser als das Ferne. — Ich denke, Du wählst jetzt die sieben guten Jahre."" —

„„Aber,"" sagte der Mann, „„ich meine doch, wir sollten sie für das Alter aufsparen, wo wir nicht mehr arbeiten und schaffen können."" —

„„Folge meinem Rathe,"" versetzte die Frau, „„und wähle jetzt das Gute und verschiebe es nicht. Gott hat es dir zugeschickt, nimm es dankbar und mit Vertrauen an. Er wird auch für dein Alter es zu fügen wissen, daß du keinen Mangel hast."" —

Der Mann beschloß, seiner Frau zu folgen, und als den andern Tag der Greis wieder zu ihm auf's Feld kam und ihn um seinen Entschluß fragte, antwortete er: „„Besser das Nahe, als das Ferne!““ — „So laß deine Arbeit,“ sagte der Alte, „und geh' nach Haus; bis du nach Hause kommst, hat dich Gott mit großem Reichthum gesegnet!“

Sogleich ging der Taglöhner vom Felde nach Haus, indem er auf dem Wege sich selbst Vorwürfe machte und zu sich sagte: „„Ich verlasse da meine Arbeit und gehe so geradezu nach Hause! Wer giebt mir die Versicherung, daß der Alte die Wahrheit gesprochen?““ — Als er aber seinem Hause sich näherte, kam ihm seine Frau schon freudig entgegen und sagte: „„Komm und sieh, was unser guter Gott uns bescheert hat!““ — Die Kinder hatten kurz vorher im Hof in dem dort aufgeschichteten Dünger gespielt und aufgewühlt und von ungefähr einen Beutel mit Gold gefunden und denselben der Mutter gebracht. — Der Mann ward freudig bewegt, als er den großen Reichthum sah, und pries Gott für die große Gnade, die er ihnen erwiesen. Das fromme und verständige Weib aber sagte: „„Gott hat uns einen Reichthum gegeben, daß wir sieben Jahre freudig und sorglos davon leben können. So laß uns denn das Geld als ein nur auf sieben Jahre anvertrautes Gut betrachten und es wohl verwalten, vielleicht finden wir dann Gnade vor dem Herrn, der es uns anvertraut, daß er uns abermals Vertrauen schenkt. — Vor Allem sollen die Armen und Nothleidenden unsern Reichthum mit uns genießen; wir wissen ja, wie dem Bedrängten zu Muth ist, wissen, daß der liebe Gott deßhalb gute Menschen arm sein läßt, damit die Reichen Gelegenheit haben, ihren Reichthum wohl anzuwenden und Gutes zu thun!““ —

Anstatt nun, wie vielleicht Andere gethan hätten, die sieben Jahre leichtsinnig in Lust und Vergnügungen zu verbringen, fing sich der Mann ein Geschäft an und führte ein thätiges, fleißiges Leben, und was er unternahm, glückte ihm, so daß sein Reichthum sich täglich vermehrte. Die Frau aber verwendete den Verdienst des Mannes nicht nur auf ein bequemes und behagliches Leben, sondern auch zu wohlthätigen Zwecken aller Art, und kein Armer, kein Bedrängter verließ ihr Haus ohne Trost und Unterstützung. Zugleich hatte sie ihren jüngsten Sohn beauftragt, täglich mit Sorgfalt und Genauigkeit jede Ausgabe aufzuschreiben, sowohl die, welche für die Familie selbst, als die, welche für wohlthätige Zwecke gemacht wurden. —

3. An demselben Tag, an welchem die sieben Jahre zu Ende gingen, erschien in der Frühe der Alte dem Manne wieder und sprach: „Mein Freund! die Zeit ist gekommen, daß dir wieder genommen

werde, was dir auf sieben Jahre gegeben worden ist!" — Da sprach der Mann: „„Ich habe das Geld nur mit der Zustimmung meiner Frau angenommen, und so will ich es auch nur mit ihrer Zustimmung zurückgeben."" — Er ging zu seiner Frau und sagte: „„Liebe Frau! Der Alte ist wieder da, um das Geld, das er uns vor sieben Jahren bescheert hat, zurückzufordern. Habe ich dir nicht im Voraus gesagt, wir würden besser thun, uns die guten Jahre auf unser Alter aufzuheben. Was sollen wir nun anfangen? Die Leute halten uns für reich, und ich, ich bin nicht mehr so kräftig und nicht mehr so gewöhnt an schwere Arbeit, als vor sieben Jahren."" — „„Sei ruhig,"' antwortete das fromme und verständige Weib, „„und thue, was ich dir sage."' —

Sie holte das Buch herbei, worin ihr jüngster Sohn alle Ausgaben bisher täglich aufgeschrieben, und sagte zu ihrem Manne: „Nimm dieses Buch und gehe hin und zeige es dem Alten und sprich: „„Sieh in diesem Buche nach, wie wir bis jetzt das uns von Gott anvertraute Gut verwaltet haben. Wenn du Leute finden kannst, die besser mit demselben umzugehen wissen, so nimm es uns und gieb es ihnen. Betrachte aber auch die Summen, die wir in den sieben Jahren den Armen gegeben haben, und bedenke die Worte der Schrift: Wer gegen den Armen barmherzig ist, der leihet **Gott**. Er wird die Wohlthat ihm vergelten!"" —

Der Mann that, wie seine Frau ihm gerathen. —

Da lächelte der Alte und sprach freundlich: „Du wirst auf die Worte deines frommen Weibes Antwort erhalten!" — Und noch in derselben Nacht erschien der seltsame Alte dem Mann im nächtlichen Traum und sprach: „Gott hat die Worte deines Weibes vernommen. Ihr möget als treue Verwalter seiner Güter euern Reichthum hienieden behalten, und auch jenseits sollt ihr euern Lohn für euere Mildthätigkeit finden!" —

---

270. Der ungesegnete Kronenthaler.

Dem heiligen Germanus, Bischof von Autün, begegnete einst eine Schaar Armer, die ihn mit jammernder Stimme um Almosen anflehten.

Er fragte seinen Diakon: „Wie viel Geldes hast du wohl noch im Vorrathe?"

Und dieser antwortete: „„Ich habe nicht mehr denn drei Kronen.""

Da befahl der Heilige, diese drei Kronen ungesäumt und im süßen Namen Jesus den Armen mitzutheilen.

Der Diakon aber, der sich klug bedünkte und als ein vorsichtiger Mann für die Zukunft bedacht sein wollte, spendete den Bettlern nur — zwei Kronenthaler und behielt den dritten für den Nothfall zurück. —

Als sie nun bedächtig ihres Weges dahinwandelten, kamen ihnen einige Männer zu Roß entgegen, die den heiligen Bischof und seinen Gefährten baten, daß sie doch ihren Herrn in seiner Krankheit barmherzig heimsuchen möchten; und überbrachten ihnen zugleich zweihundert Kronen, die er ihnen mit dem Wunsche zusende: daß sie dieses Geld als Almosen annähmen. —

Da blickte der heilige Germanus seinen Diakon scharf an und sagte: „Da nimm die Gabe hin, die uns gespendet wird, und sieh, wie sehr du die Armen verkürzt hast! Denn hättest du, wie ich es dich geheißen, die drei Kronen ihnen ausgetheilt, so hättest du nun nicht zweihundert, sondern dreihundert Kronen empfangen!"

Er ging alsdann in das Haus des Ritters und heilte in demselben den Kranken durch Gebet und Auflegung der Hände. —

---

271 — 274. Die Pest zu Mailand.

(Aus: Der heilige Carl Borromeus von Dr. J. M. Sailer.)

1. Die Pest verbreitete sich im Jahre 1576 zu Mailand immer mehr, und schien mit jedem Tage heftiger und gefährlicher zu werden. Bald fehlte es auch an Geld, die außerordentlichen, täglich sich häufenden Ausgaben zu bestreiten. Man wußte nicht, woher man einen Vorschuß nehmen könne. Die königliche Regierung stritt mit dem Stadtrathe, wer die nöthige Summe herschießen sollte, und keine Partei wollte nachgeben. In der Hitze des Streites vergaß man das unübersehbare Elend der Stadt, das eine schleunige Entscheidung forderte. Die Sache der Armen ward mit jedem Augenblicke schlimmer. Der Cardinal und Erzbischof Carl Borromeus war untröstlich, und empfand Todesangst bei dem unseligen und lieblosen Streit. Endlich gab doch der Stadtrath, meistens durch den Einfluß des Erzbischofs geleitet, nach.

Wenige Tage nachher wechselte das Elend der Kranken mit einem neuen gräßlichen Schauspiele. Viele Bürger waren auf ihre Landgüter geflohen; viele gestorben; viele blieben in ihren Häusern verschlossen. Die ganze Stadt war öde und stumm. Plötzlich wimmelten alle Straßen voll Menschen. Ein dumpfes Geschrei füllte die Luft, und Niemand wußte den Sinn und die Absicht dieser Erscheinung, die sich aber bald entwickelte. Es waren meistens Taglöhner, die

bei dem allgemeinen Elende nichts verdienen konnten, weil die Fabriken und Manufakturen verschlossen, der Handel unterbrochen und alle Buden gesperrt waren. Mit ihnen vereinigten sich große Haufen von Bedienten und Gesinde, die man in den Häusern der Reichen wegen des theuren Preises aller Lebensmittel verabschiedet hatte. Alle sammelten sich auf dem Markte; liefen wie Rasende durch die Straßen, und gingen zuletzt in vollem Zuge vor den erzbischöflichen Palast. Ein schrecklicher Anblick für das Zartgefühl des Hirten! — Er tröstete sie indessen und sorgte so weise als väterlich, daß Einige als Wachen, Andere als Krankenwärter und Diener in den Lazarethen angestellt wurden. Den Uebrigen verschaffte er auch auf mancherlei Art einen sichern und nothdürftigen Unterhalt. Mehr als dreihundert Arme verlegte er in ein Haus, welches acht italienische Meilen von Mailand entfernt stand, und welches Franz I., König von Frankreich, einst erbauet hatte, um das Andenken seines über die Armee der Schweizer erfochtenen Sieges zu verewigen. Und obschon fromme Leute zur Anschaffung des Hausgeräthes und der Lebensmittel viel beitrugen, so mußte er sich dennoch in große Schulden verwickeln, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Je schneller der Winter herannäherte, desto fühlbarer ward eine neue Noth, die den Jammer der Pest noch immer erhöhte. Viele Menschen in der Stadt, und noch mehrere auf dem Lande, waren halbnackt und entblößt. Woher wollte man bei dem allgemeinen Geldmangel Stoff genug finden, Tausende zu bekleiden? Auch hier that Carl Borromeus wieder über alle Erwartung viel. Alle Betten, alle Vorhänge und Teppiche ließ er in seinem Palaste wegnehmen; bezahlte die Schneider und befahl ihnen, aus jenem Vorrathe von Leinwand und Stoffen Kleider zu verfertigen, die er selbst persönlich austheilte. Die Pelzmäntel, die er in seiner Garderobe fand, schenkte er einigen siebenzigjährigen Greisen. Die Talare von Purpur und Violettfarbe, wie auch andere Kleidungsstücke wurden jetzt nicht verschont. Es war ein seltener Schreck und starres Anstaunen erregender Anblick, bleiche, elende und ausgedörrte Menschen in feinen Tüchern, in prächtigen Kleidern, oft in Domherrnfarbe oder im Cardinals-Habit zu sehen und die äußerste Dürftigkeit, die sich sonst durch zerrissene Lumpen ankündet, in Pracht und Glanz zu erblicken.

So wohnte der Cardinal, selbst kaum zur Nothdurft bedeckt, im nackten Palaste. Das hohe Beispiel einer so edeln Uneigennützigkeit beschämte endlich die reicheren Bürger zu Mailand, besonders das Frauen-Geschlecht. Man schickte ihm jetzt Ringe mit kostbaren Steinen besetzt, goldene Armbinden und Halsketten, die er zu wohlthätigen Absichten veräußern sollte. Man theilte freigebig Leinwand, Speisen

und Geld unter dürftige Kranke, und erröthete über die Gefühllosigkeit des Geizes. —

Aber ach! die Pestseuche wüthete noch immer. Im October wurden täglich ungefähr hundert Menschen begraben und im November starben noch fast täglich fünfzig Bürger. Der Erzbischof ließ wieder feierliche Gebete in den Kirchen halten, und eine allgemeine Prozession veranstalten, bei welcher er die gesegnete Asche jedem auf das Haupt streuete. Alle gingen baarfuß und flehten mit aufgehobenen Händen zu Gott um Hilfe und Rettung, zu den Heiligen Gottes um Fürbitte. Das innigste Gebet des Erzbischofs war, daß Gott alle Strafen über ihn allein ausgießen möchte, die das Volk vielleicht verdient hätte.

Merkwürdig ist auch ferner, daß er es wagte, dem weinenden Volke zu versprechen: „Mit dem Weihnachtsfeste wird die Seuche ruhen!" welches wirklich geschah. Am Ende des Jahres äußerte sie sich nur noch an wenigen Orten; und obschon sie im folgenden Jahre von Zeit zu Zeit wieder auszubrechen drohte, so ward das Uebel doch nie allgemein, und erlosch glücklich im ersten Ausbruche.

2. Als alle Lazarethe angefüllt waren, machte Carl Borromeus dem Rathe den Vorschlag, außer den Mauern bretterne Hütten oder Zelte aufzuschlagen und durch einen Graben mit Pallisaden zu umzäunen; auch die Ausgänge durch Soldaten bewachen zu lassen, damit Niemand entfliehen könnte, und die gesunden Einwohner der Stadt gegen neue Gefahr gesichert würden. Unter diesen Brettern starben Menschen, die vorher im vollen Rausche des Reichthums geschwelgt hatten und denen jede Wohnung ekelhaft gewesen wäre, die nicht von Gemälden und goldenen Verzierungen glänzte.

In der Stadt herrschte eine grausende Stille. Alle Straßen waren entvölkert und einsam. In jedem Quartiere der Stadt wurden Leute bestellt, welche täglich Speisen herumtrugen, die man bald unter der Hausthüre gierig erwartete; bald an Stricken aus den Fenstern hinaufzog. Siebenzigtausend Menschen mußten auf öffentliche Kosten ernährt werden, weil sie weder ererbte Mittel, noch Verdienst hatten, und weil ihnen, solang Handel und Wandel nicht wieder aufleben konnten, auch die letzte Aussicht verschlossen war, sich die nothdürftigsten Nahrungsmittel zu erwerben.

Selbst der Erzbischof kam oft in Verlegenheit und mußte sich an fremde Wohlthäter oder an Freunde wenden, um seine gewöhnlichen Haushaltungskosten zu bestreiten. — Einmal kam er am Abend, matt und ermüdet von Hunger und Arbeit, mit seiner gewöhnlichen Begleitung zurück. Da war aber kein Bissen Brod und kein Heller Geld im ganzen Hause. Man war erstaunt und sah einander traurig

an. In wenigen Stunden ward der Erzbischof unvermuthet mit einem Geschenke von tausend Dukaten überrascht. Es ist aber auch gewiß, daß er seine bei diesem Anlasse gemachten Schulden — (wahrhaft Ehren-Schulden!) nach mehreren Jahren kaum wieder tilgen konnte.

Jeder Tag führte neue Quellen des Elendes herbei. Eine große Menge Waisen und Kinder fand Carl Borromeus in einsamen Häusern verlassen und hilflos. Viele saugten noch an den leeren Brüsten der entseelten Mutter. Diese Kinder des Hungers ließ er an einen abgesonderten Ort bringen und von gedungenen Säugammen erziehen. Weil man aber für die Menge nicht genug Weiber fand: so wurden die übrigen durch säugende Ziegen so lange genährt, bis sie sich an andere Speisen gewöhnten.

Die dringenden Bitten des Cardinals machten endlich einen so heilsamen Eindruck, daß viele Menschen sich in den Krankenhäusern der Stadt zu mancherlei beschwerlichen Verrichtungen aus religiösen Beweggründen brauchen ließen. Sie boten sich selbst mit einem heiligen Eifer an, in den Lazarethen unentgeltlich zu kochen; den Unrath wegzuschaffen; die Kranken in ihren Betten zu speisen; die Reinlichkeit zu unterhalten ꝛc. ꝛc. Ein Eifer, der für Kranke und Gesunde gleich wohlthätig war! Und sie verrichteten diese Dienste mit einer auferbaulichen Unverdrossenheit und mit größerer Genauigkeit als Andere, die im Solde standen: weil Religion, nicht Eigennutz sie belebte. Wahrhaftig, das Gute ist Frucht der Frömmigkeit der göttlichen Gesinnung! —

Um Geschäftslosigkeit und Langeweile, die dem Laster so gern den Eingang zu erleichtern pflegen, aus der Stadt zu verbannen, dachte Carl Borromeus auf Beschäftigungen für die gesunden Bürger, welche in ihren Häusern bisher verschlossen bleiben mußten und keine Arbeit zu verrichten hatten. Er ließ daher an allen Kreuzstraßen und an allen offenen Plätzen Altäre aufstellen und täglich das heilige Meßopfer auf denselben entrichten, damit Jeder aus seinem Hause zusehen und sich erbauen könnte. Bei Tag und bei Nacht kamen zu verschiedenen Stunden Geistliche in jede Gasse, und luden die Leute in den Häusern ein, mit ihnen vor den Fenstern wechselseitig zu beten. Die heiligen Sakramente wurden in dieser Zeit öfter auf den Gassen, als in den Kirchen ausgespendet. Die Priester trugen einen dreifüßigen Stuhl mit sich und ließen sich in dem Vorhofe des Hauses beichten. An Sonn- und Festtagen erschienen die Priester in dem gehörigen Ornat, um den frommen Bürgern die heilige Kommunion bei der Thürschwelle ihrer Wohnungen zu reichen. —

Bei Allem, was in der Stadt und außer ihren Ringmauern geschah, war Carl Borromeus selbst gegenwärtig. Weder das ungün-

stige Wetter, noch Schlaf, noch Müdigkeit, noch Hunger konnten ihn zurückhalten. Täglich ging er von Haus zu Haus, um nachzusehen, ob Niemand seiner Hilfe bedurfte; über die Hälfte der Nacht brachte er oft mit Visitationen zu, und er schrieb Alles auf, was er sah, oder hörte und erfuhr. Vorzüglich bemerkte er sich jene Umstände, worin er den besondern Gang der göttlichen Weisheit und Fürsehung zu entdecken glaubte. Oft stieg er auf einer Leiter zu dem höchsten Stockwerke der Häuser hinauf, wenn ihm der gewöhnliche Eingang vielleicht versperrt war. Auch die geheime Armuth entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Er tröstete, und erquickte immer auf die edelste Art. Neben dem Gelde, das er selbst austheilte, schickte er zwei seiner Hausgenossen zu Pferd in der Stadt herum und gab ihnen verschiedene Eßwaaren, vorzüglich für jene Bürger, welche wegen ihres kränklichen Körpers, oder wegen ihrer weichlichen Erziehung die gröberen Speisen ohne Gefahr ihrer Gesundheit nicht genießen konnten.

Als die Seuche in der Stadt einigermaßen zu wüthen aufhörte, entschloß sich Carl Borromeus, auch die Hütten des Landmannes zu besuchen und die Bauern in der Fülle ihres Elendes selbst zu trösten. Durch andere bewährte Männer und Freunde hatte er den Unglücklichen und Kranken schon oft Hilfe gesandt. Allein er war nicht ganz beruhigt, bis er auch persönlich ihre Umstände untersuchen und erleichtern konnte. Die Sprache ist wirklich zu arm, um die lebhafte Freude auszudrücken, die seine Gegenwart überall verbreitete. Wohin er kam, überall ward er wie ein Engel vom Himmel empfangen. Das ganze Volk streckte seine Hände aus, um seinen Segen zu erhaschen, und schon sein Anblick schien alle Gefühle des Elendes zu entfernen und die Kranken für das Andenken ihrer zahllosen Leiden genugsam zu entschädigen. Bald war er in der Kirche; bald besuchte er die Kranken; bald saß er bei Sterbenden; er tröstete Alle, ermahnte sie väterlich und forderte Alle zur Buße und Gottseligkeit auf.

Bei einer von diesen kleinen Reisen ward ein falsches Gerücht von seinem Tode zu Mailand verbreitet. Die ganze Stadt klagte und trauerte. Die Nachricht ward mit so vielen Nebenumständen verbürgt, daß einige umliegende Bischöfe ihm sogar schon die Exequien hielten. In der Hauptstadt glaubte man, nun sei das Ende des Staates nahe. Das Volk jammerte; die Kräfte des Staates waren erschöpft; die Pestseuche war noch nicht erloschen; die meisten und reichsten Bürger entflohen aus der Stadt: und jetzt noch der Verlust des Heiligen, des zärtlichen Hirten, der sein Leben für seine Schafe opferte, der noch allein durch sein Gebet das Strafgericht hätte abwenden können. Unter diesen Klagen kam Carl Borromeus zurück und plötzlich verwandelte sich die Verzweiflung in ein lautes und allge-

meines Freudengeschrei. Alle liefen zu den Fenstern und starrten ihn an, als wenn er aus dem Grab erstanden, oder in der Gestalt eines Traumgesichts erschienen wäre. —

3. Mit dem Anfange des folgenden Jahres 1577 verlor sich endlich die Seuche, und nun machte Carl Borromeus Anstalt, die Häuser auf eine feierliche Art unter lautem Gebete wieder zu reinigen und mit Weihwasser zu besprengen. Anfangs ward diese Ceremonie mit Freude angenommen, und machte den gehofften Eindruck. Als er in seinem erzbischöflichen Ornat in der Domkirche erschien und von da in seinen Palast und in die nächsten Domherrnhäuser zog, um die Reinigung anzufangen, rief man ihm einstimmig entgegen: „Vater des Vaterlandes! Retter, Befreier der Stadt!" Allein hämische Menschen strebten bald, diese Anstalt und die Absichten des Cardinals verdächtig zu machen, besonders da er zugleich den Befehl gab: „alle unzüchtigen Gemälde, alle verführerischen und irreligiösen Bücher, und was immer Unheiliges in dem Hause sein möchte, wegzuschaffen." Man sah diesen Befehl als einen Eingriff in das Eigenthumsrecht der Besitzer an. Man lästerte und erbitterte das einfältige Volk so sehr gegen ihn, daß er aus Liebe zum Frieden seine gutgemeinte Andacht in wenigen Tagen einstellen mußte.

Neue Spuren der Pest, die jetzt ihre alte Wuth zu erneuern schien, setzten indessen die Stadt wieder in neue Angst und Schrecken. Einige geizige Krankenwärter, die man gedungen hatte, um Leinwand, Hemden und Bett-Tücher der Kranken zu waschen, hatten manches Stück Leinwand heimlich weggenommen und entweder zu ihrem eigenen Gebrauche verwendet, oder (ungereinigt) an andere Bürger verkauft. Dadurch ward die Seuche wieder von Neuem verbreitet, und äußerte wirklich schon gefährliche Folgen. Vergebens drohte die Obrigkeit, dieses Verbrechen mit Todesstrafe zu ahnden. Die Gewinnsucht hatte diese rohen und gefühllosen Menschen so sehr verblendet, daß sie weder Obrigkeit, noch Gesetze, weder Seuche, noch den Untergang ihrer Familien fürchteten. Der Erzbischof bestrafte hierauf die Verbrecher mit dem Kirchenbann, und dieses Zwangsmittel war kräftiger und wirksamer, als alle Drohungen der Richterstühle.

Endlich, da die Luft wieder ganz rein war, wurde ein allgemeines Dankfest veranstaltet. Carl Borromeus predigte und erschöpfte seine ganze Beredsamkeit und alle rührenden Feierlichkeiten der Kirche, um diesen Tag seinem Volk unvergeßlich zu machen.

Uebrigens glaubte Jedermann, daß die Pest und der allgemeine Mangel noch weit fürchterlicher gewüthet haben würden, wenn die Weisheit und Großmuth des Carl Borromeus nicht so viele und so zweckmäßige Gegen-Anstalten getroffen hätte. Man versuchte es, eine

Parallel-Berechnung zu machen, und verglich die Anzahl der Verstorbenen bei einer vorigen Pest zu Mailand und der dermaligen. Es fand sich, daß in jener Zeit fünfzigtausend Menschen, nun aber nur zwanzigtausend durch die Pestkrankheit gestorben wären. Ja, was noch merkwürdiger ist, die Anzahl der geborenen Kinder dieses Jahres überstieg die Summe aller während der Pest gestorbenen Personen noch um fünfzehntausend. —

---

274. Die Gräfin Emma und der Krüppel.

(Aus: Bremens Volkssagen von Fr. Wagenfeld.)

Die Gräfin Emma von Leßum war eine Frau von außerordentlicher Frömmigkeit. Seit dem Tod ihres Gemahls Lüdger lebte sie sehr abgeschieden von der Welt und fand ihre einzige Freude am Wohlthun. Besonders reich bedachte sie die Geistlichkeit und schenkte der Kirche in Bremen, als sie den Erzbischof Libentius predigen hörte, zwei Kreuze, eine Altar-Tafel und einen Kelch, Alles von Gold und Edelsteinen verfertigt, zwanzig Mark löthigen Goldes an Werth. Aber ihre Freigebigkeit beschränkte sich nicht auf die Geistlichkeit.

Einst war der Herzog Benno von Sachsen in Leßum zum Besuch bei der Wittwe seines verstorbenen Bruders Lüdger. Sie ritten, umgeben von einem stattlichen Gefolge, am frühen Morgen an der Stadt Bremen vorüber, um die Güter der Gräfin, die unter andern einen großen Theil des jetzigen Stadtgebiets umfaßten, in Augenschein zu nehmen. Da nahten sich, im Vertrauen auf die Milde der Gräfin einige Abgeordnete der Bürgerschaft und klagten über den Mangel an Weideland für ihr Vieh. Die Gräfin hörte ihnen mit Theilnahme zu und versprach, ihrer Noth abzuhelfen. „Ich will Euch“ — sagte sie — „an Wiesen und Weiden geben, soviel ein Mann in Einer Stunde umgehen kann.“

Da wurde der Herzog besorgt, daß die Gräfin bei ihrer bekannten Herzensgüte zu weit gehen und zu viel von dem kostbaren Erbe verschenken möge, das ihm oder seinen Kindern zufiel nach ihrem Tod. „„Ihr solltet lieber die Frist auf einen ganzen Tag ausdehnen!““ sagte er ärgerlich.

Die Gräfin aber überhörte den Vorwurf, der in seinen Worten lag, und erwiederte sanft: „Der Herr hat mich reich gesegnet an irdischen Gütern; es mag Euer Wort gelten!“

Diese Zustimmung der Gräfin kam ihm vollends unerwartet, und er sann darauf, wie die Sache rückgängig zu machen sei. Da

kam ihm plötzlich ein listiger Gedanke, er verbarg seinen Ingrimm unter einer glatten Miene und nahte sich mit gleisnerischen Worten seiner Schwägerin: „„Da Ihr Euch," sagte er, „„in dieser Angelegenheit meinem Rathe so schnell gefügt habt, so überlaßt Ihr mir es auch wohl, die Sache sogleich in's Werk zu richten.""

Emma willigte arglos in sein Begehren, und nun kam die Tücke des Herzogs zum Vorschein; denn er sprengte die Straße hinab zu einem Bettler, bei dem sie soeben vorbeigeritten waren, und dem die Gräfin ein reichliches Almosen gespendet. Er hatte im Vorüberreiten recht wohl bemerkt, daß der Mann ein armer Krüppel war. Verwundert folgte ihm der ganze Zug.

„„Soll ich also"" — wandte er sich schadenfroh an die Gräfin — „„dafür sorgen, daß Euer Befehl pünktlich vollstreckt werde, so will ich Euch auch den Mann zeigen, der sogleich seinen Weg antreten möge!""

Da brachen die Bürger in lautes Wehklagen aus, daß durch des Herzogs arge List die Freigebigkeit ihrer Wohlthäterin so schnöde vereitelt sei. Emma aber stieg herunter von ihrem Rosse, legte ihre Hand wie segnend auf das Haupt des armen Krüppels und betete leise. Die Bürger standen verzweiflungsvoll daneben; denn sie kannten den Mann und wußten, daß er ohne fremde Hilfe sich nicht vom Platze bewegen könne. Des Morgens brachten ihn mitleidige Menschen an die Straße und des Abends mußten sie ihn wieder heimholen. Der Bettler selbst war über die Zumuthung der hohen Frau erstaunt, als sie ihm winkte, aufzubrechen, und sah zweifelnd zu ihr in die Höhe. „Versuch's doch nur!" sagte die Gräfin, und der Krüppel setzte sich in Bewegung. Gehen konnte er nun freilich nicht, da der Gebrauch der Füße ihm gänzlich versagt war, er kroch also auf den Händen, und ein Diener der Gräfin folgte ihm, um alle hundert Schritte auf seiner Bahn einen Pfahl einzuschlagen. Im Anfange waren die Bürger traurig und die Meisten gingen voller Mißmuth zu Hause; denn was sollten sie von einem Krüppel erwarten. Der aber kroch und kroch, immer gleichmäßig weiter, ohne Ruhe und Rast, und als die Bürger gegen Mittag wieder hinausgingen, wurden sie auf das Angenehmste überrascht; denn soweit das Auge reichte, erblickten sie die hellschimmernden Pfähle in einer langen, langen Reihe und im Hintergrund in einem ungeheuren Bogen; so ging es fort und im Abendschein konnte man schon von der Stadt aus deutlich den Krüppel arbeiten sehen, wie er näher und näher kam. Als die Sonne sank, langte er bei der Stadt an, und es war eine Weide eingezäunt, viel umfangreicher, als die Bürger ursprünglich gehofft hatten, und fast zu groß für ihren Bedarf. — Dieß war im Jahre 1032. —

Auf diese Wiesen, die jetzige „Bürger-Weide," treiben noch heutigen Tages die Bremer Bürger ihr Vieh gegen eine unbedeutende Einschreibgebühr. Den Krüppel aber haben die Bremer zeitlebens in Ehren gehalten, und auch die dankbare Nachwelt hat seiner nicht vergessen. Sein Bildniß sieht man zwischen den Füßen der Rolandsäule in Stein ausgehauen. —

Emma lebte noch vierzig Jahre nach dem Tod ihres Mannes, eine Stütze und Trost für die Armen und Nothleidenden. Sie wurde nach ihrem Tod im Dom unter einem viereckigen blauen Stein begraben.

Was den habsüchtigen Herzog und seine Familie anlangt, so wurde ihre Erwartung, nach Emma's Tod ihren ganzen Nachlaß zu erben, bitter getäuscht. Denn ihre Schätze an Silber, Gold und edlem Gestein hatte sie an milde Stiftungen vermacht und die Grafschaft fiel an Kaiser Konrad, dessen Gemahlin Gissa auch nach Bremen kam, um die Güter in Augenschein zu nehmen. — Und selbst da nach Verlauf mehrer Jahre des Herzogs Sohn, Dethmar, mit der Grafschaft belehnt wurde, sollte er sich des Genusses dieser Güter nicht lange erfreuen. Denn als der Kaiser Heinrich, in Begleitung des Erzbischofs Adalbert, nach Leßum zog, wurde er von einer Mordbande angefallen und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur der äußersten Anstrengung des Erzbischofs und seiner Leute. Als die Sache näher untersucht wurde, sagte Dethmar's eigener Knecht Arend, es sei sein Herr gewesen, der den Hinterhalt gelegt habe, und als der Graf seine Unschuld durch einen Zweikampf beweisen wollte, verlor er sein Leben. —

275. Sinnreicher Liebesdienst.

Ein Privatmann wendete sich einst mit Vertrauen an den heiligen Franziskus von Sales, und borgte von ihm zwölf Thaler. Obgleich der Geber keine Verschreibung verlangte, so drängte der Schuldner ihm dennoch eine Schrift dieser Art auf, und versprach das Anleihen nach Monatsfrist zurückzuzahlen. — Aus diesem Monat aber wurde ein Jahr, nach dessen Ablaufe der Schuldner abermals bei ihm erschien und, ohne der früher geliehenen zwölf Thaler auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, ihn ersuchte, ihm wieder zehn Thaler zu borgen. Der Heilige hieß ihn einige Augenblicke im Saale verweilen, entfernte sich darauf und kam bald nachher mit dem erwähnten Schuldscheine zurück. „Sie wünschen," sagte der Heilige, nur zehn Thaler von mir, hier sind derselben zwölf, die ich Ihnen von Herzen gern zum Geschenk mache!" wobei er ihm die berührte Verschreibung zurückstellte. —

276. Der arme Jesus Christus als Tisch-Genosse.

(Aus: Kalender für das katholische Volk von Adolph Kolping.)

Vor zweihundert und noch mehr Jahren lebte im bayerischen Oberland ein wohlhabender Bauer, der noch des altfränkischen Glaubens war, sein Reichthum rühre von der Gnade Gottes her, und er müsse einst strenge Rechenschaft ablegen von seiner Haushaltung. Er suchte deßhalb in all seinem Thun und Lassen sich Gott den Herrn zu seinem Freunde zu machen, und das ging sogar so weit, daß er unsern Herrn und Heiland täglich bei sich zu Gaste lud.

Zu dem Ende ließ er sich ein lebensgroßes Bild machen, welches Christum den Herrn darstellte, sitzend auf einem Stuhle, gar wahrhaftig und andächtig anzuschauen. Den prächtigen Stuhl, worauf also der Heiland saß, hatte er auf Rollen und in der Eßstube zu Häupten des Familientisches stellen lassen, aber mit einem schönen grünen Vorhange davor, wie in einer kleinen Kapelle. Wenn nun Essenszeit war, wurde der Vorhang beseitigt und der Heiland auf seinem Thronsessel an den Tisch gezogen; beide Hände des Herrn ruhten dann auf der Tafel. Gar stattlich und beweglich sah es aus, das Christusbild mit dem blauen Ueberwurf und dem rothen Untergewand, und dem feierlichen und doch so milden Ernst in den Zügen. Dann wurde der Tisch gedeckt und das bereitete Mahl aufgetragen. In Gegenwart des Erlösers verrichteten Alle das Tischgebet, setzten sich nieder, fingen an zu essen, und, wie gesagt, auch Christus hatte die Hände auf dem Tisch. Auch Er hatte Teller, Löffel, Gabel, Messer, Gewürz u. s. w. vor sich, just wie die Anderen. Das erste Stück Brod, das der Hausvater verschnitt, wurde vor den Herrn gelegt; Er erhielt seine volle Portion von allen Speisen, wie die Andern, und sogar noch größere und immer das Beste, wie es sich geziemen mochte. Auch ein stattlicher Becher stand vor dem Herrn, und der Hausvater füllte ihn selbst als aufmerksamer Wirth, und die Hausfrau setzte wohl gar noch den ihrigen dazu und trank aus Bescheidenheit gar nicht. Was nun der liebe Heiland während der Essenszeit an Speis' und Trank erhielt, das Alles theilte man **nach** der Mahlzeit den Armen aus.

So geschah es täglich zweimal, und so alle Tage, Jahr aus und Jahr ein, in dem Hause des Bauern in Oberbayern vor zweihundert Jahren! —

277. Am Thorbogen.

(Aus: Lebensbilder von Isabella Braun.)

Es ist Markttag. Aus den nahen und fernen Dörfern eilen die Bauersfrauen mit ihren Körben auf dem Rücken schon in frühester Morgenstunde der Stadt zu und pflanzen sich in der langen Straße reihenweise auf, geschäftig auskramend, was Garten, Haus und Hühnerhof hervorbringt. — —

Dort, am Ende des Wochenmarkts, an der Ecke, wo der lange, finstere Thorbogen sich ausdehnt, steht ein armes, steinaltes Mütterchen, kaum bedeckt von ihrer spärlichen Kleidung. Ihre Wangen sind fahl und hohl, nicht nur von der Last der Jahre, sondern auch vom Hunger, der gar manchesmal daran gezehrt haben mag. Die Haare sind gebleicht von der rauhen Zeit mit ihrer Sorge und ihrem Kummer. Die Glieder wanken und ein knotiger Stock ist ihre einzige Stütze; denn die alten Augen haben allen Freunden und Lebensgefährten, selbst den Kindern, in's Grab gesehen; sie allein steht noch da, gleichsam wie ein morscher Wegzeiger zur Ewigkeit!

Welch' ein Contrast auf diesem Wochenmarkte! Dort Geld, hier Armuth; dort Speise in Fülle, hier Hunger; dort das rasche Treiben der Jugend, hier das müde Harren des Alters; dort Lachen und Scherzen, hier der fast erstickende Husten und die einzelnen Thränen eines fast ausgeweinten Auges. Welch ein Unterschied! Wird Keines, Keines aus der Menge ihn gewahren und erbarmungsvoll stehen bleiben?

O, meine Wange glüht und ich schäme mich, indem ich dieses niederschreibe: ich wenigstens habe ihn nicht gewahrt; ich bin vorübergegangen, nicht versunken in meine Gedanken, nein! ich habe die Alte gesehen, ich habe ihren kranken Husten gehört, ich habe ihr leises Bitten vernommen, und ich habe mich über die „ewigen Betteleien“ geärgert.

Dennoch griff ich in meine Geldbörse, um ihr Etwas zu geben; aber es waren nur Sechskreuzerstücke darin; das dünkte mir zuviel zu sein; ich sagte barsch und rauh: „Ich habe nichts bei mir!“ und wollte gleichgiltig weiter gehen, vielleicht um mir wenige Schritte davon Aepfel oder Birnen zu kaufen.

In diesem Augenblicke trat ein Wanderbursche aus dem dunkeln Thorwege. Sein Ränzchen, obgleich es beinahe leer zu sein schien, lag schwer auf dem müden, gebeugten Rücken; sein gebräuntes Gesicht war eingefallen und seine bestaubte Kleidung deutete auf eine lange Wanderschaft.

Er stand vor der Alten und mir, und mit einem einzigen Blicke mochte er die ganze Scene verstehen. Tiefes Roth der Entrüstung

färbte seine Wange, ein Seufzer stieg aus seiner Brust, dann zog ein freundliches Lächeln um seinen Mund, sein Auge funkelte, er langte unter seine graue Blouse, zog ein großes Stück Brod hervor, er griff in seine Tasche, sammelte einige Kupfermünzen und legte sie leise in die Hand der Armen. „„Gott segne es Euch!““ sagte er fröhlich und ging weiter.

Ich sah ihn nicht mehr; ich sah einen Augenblick lang überhaupt nichts mehr, denn mein Blick war nach Innen gekehrt in mein eigenes, unbarmherziges Gemüth.

Sechser in der Börse, nicht Einer, nein mehrere, und der Einzige davon war mir zu viel zum Almosen für ein hilfloses Geschöpf gewesen! Der arme Wanderbursche aber hatte Alles, was er hatte, hingegeben, und gewiß zehrte selbst der Hunger an ihm!

O, wie beschämt, wie im Herzensgrunde beschämt stand ich da; ich, die ich in arger Selbsttäuschung bisher gemeint hatte, barmherzig zu sein! Lautlos legte ich ein Geldstück in die Hand des armen, gerührten Weibes und schlich mich fort wie ein reuiger Sünder mit der Lehre im Herzen:

Nur die Armen verstehen die Armen! Unsere Mildthätigkeit ist gar oftmals nur eine Sache der guten Laune oder der Eitelkeit! „„Menschenliebe! Bruderliebe!““ welch schönes Wort bist du, aber wie selten wirst du geübt! O Gott! und wie leicht hast du uns die Lehre davon mit den Worten gemacht: „„Was ihr den Geringsten eurer Brüder thut, das habt ihr mir gethan! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit finden! Seliger ist Geben, als Nehmen!““

Haben auch die Anderen, welche umherstanden und diese kleine, einfache Scene schauten, solche stille Lehre gefühlt? Ich glaube; denn Mancher langte in seine Tasche, und die Hand der Armen wurde zum Opferkasten von mancher gutherzigen Spende. —

---

278 — 282. Das beste Herz.

(Aus: Charakterzüge aus dem Leben Maximilian Joseph's I., Königs von Bayern. Ein bayerisches Volksbuch.)

1. Die Feier des Geburts- und Namens-Tags.

Zur Zeit der Kriegs-Drangsale, welche auch Plünderungen und andere Verarmungen der Unterthanen nach sich zogen, war es eine natürliche Folge, daß Kinder ihre Eltern verloren, daß Kinder von brodlos gewordenen Eltern verlassen wurden, daß Kinder oft selbst die armseligen Hütten verließen und Alle also die Mildthätigkeit und das Erbarmen des Mitmenschen in Anspruch nahmen.

Dem König Max (damals noch Kurfürst) konnte das Dasein solcher armseliger und verlassener Waisen nicht entgehen. Mit Liebe und Mitleid neigte er sich vom Throne herab zu den Halbnackten und Hungernden.

Aus eigenen Mitteln gründete er eine Erziehungs-Anstalt für solche Kinder, mit dem Willen: daß sie in dem, der Residenzstadt nahen Landgericht Dachau gekleidet und in den wesentlichen Lehrzweigen unterrichtet, dann unter die Landbewohner eingereiht werden sollten, um als brave, arbeitsame und geschickte Leute mit der Zeit der Landwirthschaft sich zu weihen. Diese auf Privatkosten des wohlthätigen Landesvaters mit aller Sorgfalt und mit allen Hilfsmitteln ausgerüstete Anstalt nahm schon im Jahr 1801 neun und sechzig solcher umherirrenden, ganz verlassenen Kinder auf. Die Pflegeväter auf dem Land erhielten zugleich von Seiner Majestät zur Aufmunterung eigene silberne Ehren-Medaillen und besondere Vorschriften über die Behandlung und Sorgfalt für diese Kinder. Auf den Medaillen war auf einer Seite das Brustbild des fürstlichen Wohlthäters und auf der andern ein Pflug mit der Umschrift: „Den Erziehern verlassener Kinder zum Ackerbau.“ — Nach dem zwölften Jahre, wo das Kind aus der Verpflegung der Eltern trat und anfangen konnte, sein Brod selbst zu verdienen, wurde dem Pflegevater eine größere Medaille auf die Brust gehängt, mit der Umschrift: „Lohn verlassener Kinder zum Ackerbau.“ — Um diese wahrhaft menschenbeglückende Veränderung sich zu vergegenwärtigen, ließ er auf die jährlichen Programme zwei Bilder zeichnen, deren eines ein Kind in seinem verwahrlosten Zustande: „So waren sie!“ und das andere in seiner Pflegezeit: „So sind sie!“ vorstellte. Alle Jahre wurden die sämmtlichen Pflegeväter zu dem königlichen Landgerichte berufen und dort durch öffentliche Feier aufgemuntert und belobt. Diese Pflegeväter erhielten von dem väterlichen Regenten aus der Privatkasse das Kost- und Pflegegeld. —

Aber diese Kinder, deren wahrhaft sorgsamer Vater der Monarch war, wollte er auch alle Jahre um sich sehen, und hiezu wählte er seinen erhabensten Geburtstag. Auf mit Blumen bekränzten Wagen, reinlich gekleidet, in Gesellschaft ihrer Pflegeväter, fuhren diese Waisen nach Nymphenburg oder in die Residenz, um ihre dankbaren Gefühle dem Fürsten zu Füßen zu legen. Er erschien unter seinen Kindern wie ein gütiger Vater. Die Kinder küßten ihm die Hand mit jugendlicher Einfalt, und nachdem der König sich um ihr Betragen, ihren Fleiß und ihre Folgsamkeit erkundigt, an dem gesunden Aussehen der Kinder sich erfreut und mit ihnen unterhalten hatte, ließ er sie bewirthen und fröhlich sein, beschenkte die Ausgezeichneten

mit aller Huld und entließ sie dann, indem er besonders Diejenigen, die nach dem zwölften Jahr aus der Pflege kamen, mit neuer Kleidung und Geldausstattung beschenkte. —

Auch Preise und Belohnungen spendete der erhabenste Pflegevater, zu deren feierlichen Vertheilung er jährlich sein Namensfest bestimmt hatte.

Während im Jahr 1806 *) an diesem allgemeinen Festtage ganz München sich schmückte, vor der Stadt das Geschütz donnerte, alle Kirchen und Straßen belebt waren, den Namenstag des Königs zu feiern, fuhr er mit seiner Familie hin nach Dachau, unter seinen Pflegekindern und Waisen seinen Festtag zuzubringen. Fern vom Prunke der Hoffeierlichkeiten in der Residenz, wandelte er unter den Kleinen und Armen, die, von ihm gekleidet, mit kindlicher Liebe den unvergeßlichen Landesvater umgaben und die Preise erhielten. —

Eine Erinnerungstafel in Dachau übergiebt diesen schönen Königs-Tag der Zukunft mit den Worten:

„Dem ewigen Andenken gewidmet! — Im Jahr 1806 feierte Maximilian IV. von Bayern sein erstes Namensfest als König, geräuschlos, sanften Regungen hingegeben. — Als Gatte, begleitet von der geliebten Königin Friederike Caroline. — Als Vater, umgeben von sechs seiner königlichen Sprossen. — Als Wohlthäter, geehrt von Dankesthränen fünfzig durch ihn beglückter Waisen. — Als Bürgerfreund hier im Saale des Bürgers und Weingastgebers F. X. Wieninger." —

2. Der Besucher des „Speisekastens."

Graf Rumford, dieser verdienstvolle Mann für so viele herrliche und nützliche Institute Bayerns sowohl, als besonders Münchens, errichtete auch in dem von ihm gegründeten Arbeitshaus in der Vorstadt Au eine Anstalt für Arme und Nothleidende, welche, wenn sie nirgend eine Mittagsuppe bekämen, dort eine nahrhafte und hinreichende Schüssel Suppe gegen Erlag eines Kreuzers genießen konnten, um wenigstens des Tages Einmal gesättigt zu werden. Diese Anstalt wurde später in die Hauptstadt verlegt, und war um so wohlthätiger, als durch die Gastfreundlichkeit und mildthätige Spende der aufgehobenen Klöster die ärmste Klasse, die dort an den Pforten täglich verpflegt wurde, diese wahrhaft christliche Mildthätigkeit entbehren mußte. Diese Suppe bestand aus guter gerödelter Gerste, Erbsen, mit Essig und Pflanzengewächsen nahrhaft und geschmackvoll gekocht. Das Local hatte, außer der geräumigen

*) Am 1. Januar 1806 wurde Max König von Bayern.

Küche, einen Speisesaal mit Tischen und Bänken, auf welchen die reinlichen Geschirre der Gäste harrten. An diesen Saal grenzte ein geheimes Speisezimmer, unter dem bekannten Namen „Speisekasten," zu welchem ein eigener, jedem Auge entzogener Gang führte. In dieses konnten die Leute gehen, ohne bemerkt zu werden, die, ihrer Armuth oder augenblicklichen Noth sich öffentlich schämend, dort im Stillen und geheim die sparsame Mittagskost einnehmen wollten. Es war bei dieser wahrhaft wohlthätigen Anstalt zugleich gesorgt, daß man auf Verlangen zur Suppe auch ein Stückchen Fleisch erhalten konnte. In den „Speisekasten," wo die Heimlichen aßen, gelangte die Speise mittelst einer Drehwinde, die in der Küchenwand eingemauert war, so daß durch diese zarte Schonung Niemand erkannt wurde. Der Gast durfte nur an die Winde klopfen, in welche er Geschirr und Kreuzer legte, und schnell schwang die Winde dem Unbekannten die Speise herein.

Dieses gastliche, wohlthätige Asyl wurde täglich von einer Menge Menschen besucht, dort ihre Labung zu finden. Aber auch viele Wohlthäter sendeten mehrmals Geld, Fleisch, Gemüse und andere Lebensmittel in die Gemeinküche, um die Besucher zuweilen auch an Feier- und Festtagen mit besserer Speise zu laben. — Einer der ausgezeichnetsten Wohlthäter war der menschenfreundliche König Maximilian. Mit Großmuth unterstützte er gleich anfangs diese wohlthätige Anstalt und gedachte der Hungrigen mit reichlichen Sendungen. Täglich bezahlte er zweihundert Billets, welche den Allerdürftigsten ausgetheilt wurden. Sein gütiges Herz riß ihn sogar dahin, daß er persönlich (so wie er oft auch Krankenhäuser und Spitäler besucht hatte) nicht nur mehrmals, sondern häufig auf dem heimlichen Wege in den „Speisekasten" ging, dort sich zu den Armen setzte, einen Teller nahm, selbst zur Winde trat und sich wie jeder Andere die Suppe durch das Zeichen um einen Kreuzer geben ließ, damit er sich selbst persönlich überzeuge, ob die Küche den Armen die nahrhafte und gut bereitete Suppe reiche. Nachdem er so oft in ganz einfachem Anzug unter den Armen Platz nahm und von derselben Suppe gegessen hatte, verließ er die Speisewinde nie, ohne mehrere Kronenthaler unter den Teller zu legen, so daß man nicht selten diesen Geber an der Gabe zu erkennen glaubte. —

Welcher Fürst kann je mit segenvolleren Empfindungen eine Stätte verlassen, als König Max diesen von ihm so herzlich mild behandelten Zufluchtsort der Noth verließ? — Aber nicht genug, daß der Gütigste der Fürsten, während seiner vielen Besuche, stets wohlthätige Schenkungen hinterließ, er gedachte auch in der Residenz desselben Ortes. An hohen Festtagen und anderen feierlichen Zeiten schickte er

durch einen Vertrauten immer eine bedeutende Summe in die Küche, um mit Braten, Würsten und Fleisch die Armen zu bewirthen, und auch an solchen Tagen ging er oft hin, sich zu überzeugen, wie sein guter Wille vollzogen werde. Man zeigt noch manchen Stuhl in Bayern, auf welchem Napoleon während seiner Schlachten dem fechtenden Heere zusah; wahrlich, der Stuhl, auf welchem Max oft hier im „Speisekasten" unter seinen Armen saß, verdiente wohl eben diese Erinnerung. —

3. Die guten Kinder.

Im Garten zu Nymphenburg war der „Faunbrunnen," eine schöne, von Peter Lamin im Jahre 1815 aus cararischem Marmor gemeißelte Gruppe, ein Lieblingsplätzchen des Königs Max Joseph, wo er eines schönen Morgens saß, als zwei ärmlich, aber reinlich gekleidete Knaben von zehn bis zwölf Jahren des Weges kamen, die sich, ohne ihn zu bemerken, an den Rand des murmelnden Bächleins setzten, welches aus einer klaren Felsenquelle entspringt. Sie sprachen miteinander von der Schule, von ihren Lehrern, von ihrer guten Mutter, und als der ältere Bruder sagte: „Schau, Franz, wenn jetzt unser lieber Vater noch lebte, der würde uns gleich ein nettes Schiffchen machen, das wir da schwimmen lassen könnten!" brachen Beide bei dieser Erinnerung in lautes Schluchzen aus. Nach einer Pause seufzte der Jüngere: „„Mich hungert, Carl!"" und zog ein Stück Brod aus der Tasche. „Du mußt jetzt das Brod nicht essen," sprach Carl, „sonst hast du Mittags nichts. Es war das letzte Stück Brod, welches die Mutter für uns in zwei Theile schnitt; sie selber hat gar kein Brod mehr zu Hause." „„Dann heb' ich mein Brod für die Mutter auf,"" versetzte Franz, und steckte es wieder in die Tasche, und Carl wollte es eben so machen. —

„„Das ist schön, das gefällt mir von euch! Kommt her zu mir!"" rief ihnen der König zu. Die beiden Knaben standen auf, nahmen ihre Käppchen ab und gingen zu dem Herrn hin, der ihnen gerufen hatte, den sie aber nicht kannten. Er fragte sie aus und erfuhr, daß ihr Vater ein Webergeselle gewesen und vor zwei Jahren gestorben, ihre Mutter aber eine arme Wittwe sei, die sich und ihre zwei Knaben mit ihrer Hände Arbeit mühsam ernähre. Die Mutter heiße Magdalene und wolle heute die heilige Magdalene in ihrer Kapelle bitten, sie nicht zu verlassen, und wir sollten ihr bitten helfen. Weil sie noch zu thun hatte und wir gern im Garten da herumgehen wollten, den wir noch nie gesehen haben, sind wir von unserer Mutter vorausgeschickt und beauftragt worden, sie um neun Uhr in der Magdalenen-Kapelle zu erwarten. „Sie sind gewiß der Herr Hof-

gärtner?" fragte Carl. „„Ja, der bin ich!"" antwortete lächelnd der König. „„„O! da bitte ich gar schön um einige Kartoffeln für unsere Mutter!""" sagte Franz. Lachend versetzte der König: „„Die alten Kartoffeln taugen nichts mehr und die neuen sind noch nicht reif. Aber hier schenke ich Jedem von euch einen Thaler; bringt das Geld eurer Mutter; sie soll mit euch einkehren und gut essen und trinken auf das Wohl des Herrn Hofgärtners."" Die beiden Brüder waren außer sich vor Freude und küßten dem großmüthigen Geber vielmal die Hände. „Jetzt zur Mutter!" jubelte Carl. „„Wisset ihr den Weg zur Magdalenen-Kapelle?"" fragte der König. „Nein, Herr Hofgärtner!" „„Geht nur immer da auf dem Wege links fort, ihr könnt nicht fehlen!"" —

Die Knaben flogen davon und trafen ihre Mutter eben auf dem Wege zur Kapelle, erzählten ihr Alles und beschrieben ihr auch ausführlich den Herrn Hofgärtner. „„Liebe Kinder,"" sagte sie mit Dankesthränen in den Augen, „„das war unser guter König, für den wir jetzt andächtig beten wollen."" —

Als sie mit den Kindern die Kapelle verließ, trat ein Lakai auf sie zu, und sagte, daß sie um ein Uhr mit den Kindern in das Vorzimmer des Königs kommen solle. Der König empfing sie freundlich, wünschte ihr Glück zu so guten Kindern, schenkte ihr zehn Kronenthaler, wies ihr eine monatliche Unterstützung von zehn Gulden aus und ließ das Lehrgeld für die beiden Knaben bezahlen, von denen Carl ein Uhrmacher und Franz ein Kunstdrechsler werden wollte. (Beide sind wackere Bürger geworden.) Wer schildert die Wonne der armen Wittwe und ihrer Kinder! Alle Drei sanken weinend zu den Füßen des großmüthigen Königs, der sie gerührt aufhob und huldvoll entließ. —

4. Der rechte Arzt.

Im Schloßgarten zu Nymphenburg, in den sogenannten „Prinzengärtchen," die, von einem Hag umgeben, kleine Blumenbeete und Bauernhäuschen mit kleinen von Hühnern, Tauben, Schafen und Geisen belebten Oekonomien in sich faßten und in dem Jahre 1804 zur Erholung für die königlichen Kinder angelegt wurden, ordnete an einem schönen Morgen König Max allerlei an, und zwei Gärtnergehilfen waren mit dem Vollzuge beschäftigt.

Da erblickte der König, den Gärtchen gegenüber, am Rand eines Gebüsches einen schwarzgekleideten alten Mann mit spärlichen eisgrauen Haaren, in der linken Hand den Hut, in der rechten eine Bittschrift haltend, schritt über den Weg rasch auf ihn zu und fragte ihn: „Haben Sie mir etwas zu übergeben?"

„„Ja, Euer Majestät, die inständige Unterstützungsbitte eines eben so geschickten, als redlichen Beamten, der seit zwölf Jahren nur einen Gehalt von fünfhundert Gulden bezieht und für seine Gattin und acht Kinder sorgen muß. In dieser Bittschrift sind die Angaben vom Vorstande der Distriktspolizeibehörde mit der menschenfreundlichsten Theilnahme bestätigt. Ich bin der Ortspfarrer und aus freiem Antriebe hieher gereist, um die Gnade Eurer Majestät für diese brave, aber höchst bedauernswerthe Familie, deren sämmtliche Mitglieder immer krank sind, persönlich anzuflehen.““

„Das ist sehr edel gehandelt von Ihnen, Herr Pfarrer!“ erwiederte König Max, und fügte lächelnd bei: „Aber es muß doch eine sonderbare Krankheit sein, die in einer Familie von zehn Personen nicht eine einzige verschont.“

„„Verzeihen Eure Majestät,““ versetzte der Pfarrer, „„ich habe von der Wirkung gesprochen, anstatt von der Ursache. Diese Krankheit ist eigentlich nur ein langsames Verhungern.““

Plötzlich verdüsterte sich die eben erst heitere Miene des Königs, der sich abwendete und mit dem Taschentuche seine Thränen trocknete. Nach einer kleinen Pause sagte er zu dem Pfarrer: „Herr Pfarrer, gegen diese Krankheit haben Sie sich an den rechten Arzt gewendet. Folgen Sie mir!“ —

Der König führte den würdigen Priester durch das Kabinets-Gärtchen in sein Schreibgemach, durchlas dort die Bittschrift, und sagte dann: „Herr Pfarrer, bringen Sie diese fünfhundert Gulden meinem armen Beamten als eine vorläufige Unterstützung mit dem Bemerken, daß er eben so viel jährlich, vom ersten dieses Monats an in monatlichen Raten so lange zu beziehen habe, bis er in einen Jahresgehalt von tausend Gulden einrückt, wofür ich schon sorgen werde. Zugleich leg' ich für Sie, Herr Pfarrer, als Vergütung Ihrer Reisekosten hundert Gulden bei.“ — Mit von Thränen unterbrochener Stimme dankte der Pfarrer für die großmüthige Rettung der armen Beamtenfamilie, bat jedoch, „„die ihm allergnädigst zugedachten hundert Gulden für die Ortsarmen seiner Pfarrei im Namen Seiner Majestät verwenden zu dürfen, da er die Kosten dieser Reise, die er als ein gutes Werk betrachte, aus eigenen Mitteln zu bestreiten wünsche.““ — In lobender Anerkennung dieser Uneigennützigkeit genehmigte der König diese Bitte des Pfarrers, der jedoch zum Andenken an diese Stunde eine sehr schöne Meermuschеldose annehmen mußte. — Da König Max bemerkte, daß die eingesteckten Thalerrollen dem greisen Priester das Gehen erschwerten, ließ er ihn bis in einige Entfernung von München fahren, und nur deßhalb nicht bis zum Absteigquartier des

Pfarrers, damit der Hofwagen kein Aufsehen und dadurch kein Nachforschen errege, welches zur Entdeckung seines eben vollbrachten, echt königlichen Werkes christlicher Barmherzigkeit führen konnte. —

Keine Feder vermag den Jubel der geretteten Familie zu schildern, deren Vater zwei Jahre später durch Beförderung eine Anstellung mit einem Jahresgehalte von zwölfhundert Gulden erhielt. —

5. „Gott hat mir ein Kind genommen!“

An einem der schönsten Alpenringe des Hochlandes schimmert der Schlier-See, dessen romantische Hügel-Umschmückungen mit den anmuthigsten der Landseen wetteifern.

Dieser See war eines Winters eine Eisbahn für Schlitten und Pferde. — Ein Familienvater von vielen Kindern fuhr eines Morgens mit seinem Weib auf dem Rennschlitten über den See zur Kirche. Da brach verrätherisch die krystallene Fläche. Der Mann, als er den Schlitten sinken fühlte, faßte mit der zärtlichsten Besorgniß seine Frau, und schleuderte sie weit von der gefahrdrohenden Stelle aus dem Schlitten, der aber durch diese Bewegung das Eis gänzlich durchbrach. Schnell sank der Mann in die Tiefen unrettbar, während die Frau durch seinen Tod das Leben gewann. —

Bald drang der Ruf dieses schreckenvollen Verhängnisses durch alle Dörfer, und fort zu dem Throne, wo der König Max eben den Schmerz über den Tod einer der lieben Prinzessinnen in seinem menschenfreundlichen Gemüthe trug. Als der König den Jammer der Mutter mit den Waisen um den durch eine so schreckliche Minute für immer verlorenen Familienvater vernahm, sagte er: „Gott hat mir ein Kind genommen; ich will für diese Verlassenen Vater werden!“ —

Alsogleich wurde eine in der That königliche Unterstützung an Geld aus der Privatkasse der armen Familie zugesendet. Der König übernahm die Erziehung und Bestimmung der Waisen wahrhaft väterlich, so daß die Mutter, Thränen der Trauer und der Freude in den Augen, ruhig der Zukunft entgegensehen konnte, welche für ihre Kinder, unter der väterlichen Sorge des Königs, eine glückliche zu werden verhieß. —

Wahrlich, wer da solche Edelthaten liest, wie wir sie bisher vernommen, der muß in das Lob aller Bayern fröhlich miteinstimmen:

„König Maxens Herz war das **beste** Herz!“ —

283—285. Johannes von Mata und die Christensclaven.

(Von Dr. J. A. Möhler.)

1. Im Mittelalter waren beständig viele Christen bei der sie rings umgebenden Heidenwelt in Gefangenschaft und bei mangelnder Auslösung in der Gefahr lebenslänglicher Sclaverei. Bei Einfällen in christliche Gebiete wurde immer eine größere oder kleinere Menge Menschen zur Beute gemacht und oft in Ketten mitfortgeschleppt, andere wurden auf Wanderungen ergriffen, besonders traf Handelsleute auf ihren Geschäftsreisen häufig dieß Loos, namentlich im Mittelmeere, wo eine Masse von Raubschiffen allenthalben lauerte. Es ist hier der Ort nicht, die mannigfachen Leiden und all den unsäglichen Jammer zu beschreiben, dem die Geraubten ausgesetzt waren und dessen Gedanke auch ihre Angehörigen unaufhörlich und namenlos quälte; es genügt die Bemerkung, daß die Mißhandlung zumeist gerade deßhalb so schwer war, um durch die Kunde von derselben die Geneigtheit zur Loskaufung zu vermehren, und daß nur um den Preis des Glaubens an Christus und der ewigen Seligkeit irdisches Wohlergehen namentlich unter den Mahomedanern zu gewinnen war. Diese Zustände waren die Erzeuger eigenthümlicher christlicher Tugenden; die Theilnahme an so großem Unglück forderte die ganze Kirche zu innigen Gebeten auf, und der Priester verrichtete sie nicht selten täglich in der Messe; die kirchlichen Einkünfte wurden zum Theile dem Zwecke der Loskaufung gewidmet, und die mitleidsvollen Bischöfe trugen kein Bedenken, wie in den alten Zeiten der Kirche, selbst Tempelschätze in solchen Fällen nicht zu schonen. Vom heiligen Rembert, Erzbischof von Bremen-Hamburg, bemerkt z. B. Adam von Bremen: „Er verwandte sein ganzes Vermögen, um Gefangene loszukaufen. Weil er noch viele Christen in der kläglichsten Lage zurückgehalten sah, so nahm er keinen Anstand, zu dem Ende die Altargefäße zu verkaufen, indem er mit dem heiligen Ambrosius sagte: „„Besser ist's, dem Herrn die Seelen, als das Gold zu bewahren!““ Diese Gefäße, wodurch die Seelen vom Tode gerettet werden, sind demnach von hohem Werthe.“ Als dieser wahre Jünger Christi keine anderen Schätze mehr zu spenden hatte, gab er einst selbst sein Pferd hinweg, dessen er wegen seiner weiten Missionsreisen doch so bedurfte.

Lange war indeß keine Einheit in diesen Bestrebungen christlichen Mitgefühls. Was jedes von Theilnahme ergriffene Gemüth für sich oder höchstens in Verbindung mit wenigen Anderen in seiner nächsten Umgebung in sehr beschränkter Richtung thun konnte, geschah; wie

gar Viele wurden aber in die Sclaverei abgeführt, die, ohne Verbindungen, von Niemand gekannt waren, die keine lebendige Seele vermißte und darum auch nicht aufsuchte; wie Viele, von deren Schicksal Niemand wußte; wie Viele, deren Loos wohl bekannt geworden ist, für deren Befreiung aber die Kräfte Weniger nicht ausreichten? Bei alle dem blieb die Auslösung, so lange sie nicht in einem großen Zusammenhang, planmäßig und von Personen geleitet war, die durch lebenslange Erfahrungen mit allen Mitteln und Wegen vertraut und durch ausgedehnte Verbindungen mächtig waren, viel zu kostspielig und noch dazu höchst unsicher. —

2. Endlich traf im zwölften Jahrhundert der menschenfreundliche Johann von Mata, von höherer Liebe getrieben, als sie sich aus der kalten, gnadenentblößten Menschenbrust zu entwickeln vermag, durch Stiftung eines eigenen Ordens die erwünschte Abhilfe. Das Schloß Faucon in der Provence war im Jahr 1160 seine Geburtsstätte und die Schule von Aix der Ort, an welchem dem vielbegabten Knaben die Anfangsgründe der Wissenschaften mitgetheilt wurden. Wie wir es häufig in der Geschichte der christlichen Kirche finden, daß sich die Personen, welchen ein außerordentlicher Beruf vom göttlichen Geiste geworden ist, im noch ganz dunklen Gefühle ungewöhnlicher Bestimmung und Kraft aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens in tiefe Einsamkeit zurückziehen, um daselbst den unbestimmten Drang zur Klarheit des Gedankens ungestört sich entfalten zu lassen: so wählte sich auch Johann von Mata die Einsamkeit zum Ort, an welchem sich wohl am ehesten das Licht über die Gewalten verbreiten könnte, die sich in seinem Innern regten und gährten. Doch sein Geist hatte noch nicht Nahrung genug von Außen empfangen, als daß es wünschenswerth gewesen wäre, daß er sich jetzt schon praktischen Zwecken ausschließend widmete. Er besuchte daher die Universität zu Paris, erwarb sich einen großen Umfang gründlicher Kenntnisse und wurde daselbst Doctor der Theologie. Hierauf lebte er wieder in der Einsamkeit bei dem Eremiten Felix von Valois, einem Prinzen aus dem königlichen Geschlechte. Nun wurde er sich der Idee seines Lebens klar bewußt, und theilte sie seinem Freunde mit, welcher selbst auch mit Begeisterung in sie einging, und ein dem Wohle der Menschheit in solcher Weise gewidmetes Leben der Contemplation und dem Einwirken auf Wenige, die ihn etwa besuchten, vorzog. Beide reisten sofort nach Rom, um dem Papst Innocenz III. ihren Plan zur Genehmigung und Beförderung vorzulegen. Nachdem er über die ihm unbekannten Personen die nöthigen Nachrichten vom Bischof von Paris und dem Abte von St. Victor eingesammelt und Alles reiflich erwogen hatte, drückte er in einer Bestätigungsbulle seine große Freude über

solche Aufopferung aus und nahm die Anstalt in seinen mächtigen Schutz. —

3. Das Institut war aber folgendes: In einer einfachen, anspruchslosen Regel, die nicht nur keine Anpreisung ihrer Verfasser, sondern nicht einmal eine Auseinandersetzung des Wohlthätigen und Großartigen ihrer Absichten enthält, sagen sie, daß sie Häuser zu je sechs Personen gründen und den dritten Theil von allen den Gaben, die ihnen geschenkt werden möchten, zur Loskaufung von Gefangenen, die wegen ihres Glaubens an Christus von Heiden in Kerkern festgehalten würden, bestimmen; das zweite Drittel zur Unterhaltung eines Hospitiums in jedem ihrer Häuser aussetzen; und das dritte endlich für die Ordensgenossen, zur Bestreitung der Kosten ihrer Nahrung, ihrer Häuser, ihrer weiten Reisen u. s. w. verwenden. Der Vorsteher einer solchen Niederlassung hieß Diener (minister), der Vorsteher des ganzen Ordens Oberdiener (minister generalis); so daß also ihr Amt als ein Dienen betrachtet wurde. Letzterer wohnt in Cerfroi, der Hauptniederlassung, in einem Hause, das die Gräfin Margaretha von Burgund der Genossenschaft geschenkt. Das Kleid war weiß und ein roth=blaues Kreuz machte Jeden als diesen bestimmten Ordensgenossen kenntlich und deutete zugleich an, in wessen Dienste sie stünden, in dem des Gekreuzigten, und wem zu Liebe sie lebten und wirkten. Die Nahrung sollte nur dürftig sein; der Genuß von Fleisch wurde schon zu kostbar und zu theuer erachtet, daher er nur dann gestattet wurde, wenn es ihnen unterwegs von Gastfreunden vorgesetzt oder sonst geschenkt wurde. Ihre Kirchen, in welchen sie sonntäglich predigten, sollten alle der Trinität gewidmet sein, daher er auch der „Orden der Trinitarier“ hieß. Von einer dem heiligen Mathurius gewidmeten Kirche in Paris, welche ihnen das Capitel dieser Stadt geschenkt hatte, erhielten sie in Frankreich auch den Namen der „Maturiner“ (Andere leiten ihn von Johann von Mata ab); „Eselsbrüder“ aber wurden sie genannt, weil sie ihrer ursprünglichen Regel nach nicht auf dem stolzen und theuern Pferde, sondern auf dem demüthigen und wohlfeileren Esel ihre Reisen machten. —

Gottes Segen waltete über diesem Institut; er eröffnete für dessen oder vielmehr für seine Zwecke die Herzen der Menschen, so daß sich bald die Brüder im Stande sahen, Reisen zur Lösung der Gefangenen in die afrikanischen und asiatischen Raubstätten zu machen; und oft waren sie so glücklich, mit mehreren Hunderten von Befreiten in die europäischen Länder zurückzukehren und Vätern und Müttern die Freude ihres Lebens und die Hoffnung und Stütze ihres Alters, trauernden und verlassenen Gatten den Gatten, armen Waisen ihre

Pfleger und Erzieher zurückzuführen. Um Familien glücklich zu machen, ist es oft nöthig, selbst keine zu haben; und um Anderen möglichst große Freude zu bereiten, sich nicht zu freuen, wie Andere, sondern darüber, daß Andere durch uns sich freuen können; denn verschiedene Gaben sind ausgetheilt, Ein Geist aber ist's, der da wirkt Alles in Allem!

Die ersten Befreiungsreisen machten die Brüder mit päpstlichen Empfehlungsbriefen an die Beherrscher der Länder, in welche sie sich begaben, bis sie eigenen Credit erlangt und ihn befestigt hatten. Je thätiger sie sich aber erwiesen und je gesegneter ihre Thätigkeit war, desto mehr Unterstützungen wurden ihnen zu Theil, so daß sie vierzig Jahre nach ihrer Stiftung sechshundert Häuser in beinahe allen europäischen Ländern besaßen; selbst das äußerste Schottland gründete dreizehn Niederlassungen für die Trinitarier. —

---

286 — 289. Der Tempelherren-Orden.

(Auszug aus: Katholisches Kirchen-Lexikon von Dr. H. J. Wetzer.)

1. Im Jahr 1118 verbanden sich neun fromme und tapfere Ritter, an ihrer Spitze Hugo von Payens aus der Gegend von Troyes in Frankreich, nicht nur zu einem gottseligen Wandel, sondern auch zur Beschützung der christlichen Pilger auf den Straßen von Palästina, die nur zu oft während ihrer Wallfahrt zu den heiligen Stätten geplündert wurden. Balduin II., König von Jerusalem, erkannte die Nützlichkeit eines solchen Ordens zum Schirm und Geleite der Pilger und Vernichtung der Räuber, und der Patriarch Garmund von Jerusalem nahm ihnen, außer den drei gewöhnlichen Mönchs-Gelübden, dem des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, auch das des Kampfes für das Gelobte Land und für die Wallfahrer gegen die Ungläubigen ab. Sie wählten hierauf den Hugo von Payens zu ihrem ersten Ordens-Meister. Der König Balduin gab den neuen Rittern Pferde und Mittel, sich Knappen zu halten, um ihrer Pflicht — der Beschützung der Pilger — obliegen zu können. Da sie weder eine Kirche, noch ein eigenes Haus besaßen, räumte er ihnen einen Theil seines eigenen Palastes an der Ostseite der Stätte des ehemaligen Salomonischen Tempels ein, weßhalb sie sich auch „Brüder der Ritterschaft des Tempels" nannten, woraus der Name: „Templer, Tempel-Herren, Tempel-Ritter" entstand. Der Abt und die Chorherren des heiligen Grabes schenkten ihnen alsbald auch mehrere Gebäude und Höfe in den Straßen neben dem Königs-Palaste für ihre Rüstungen und Magazine, sowie zur Aufnahme von Pilgern. —

Hugo, in seiner Eigenschaft als Ordens-Meister, wandte sich an den Patriarchen Stephan, und dieser in Verbindung mit dem Könige Balduin an den Papst Honorius II., und durch zwei Templer an den heiligen Bernardus, den hochberühmten Abt von Clairvaux. Auf dem Concil, das am 13. Januar 1128 zu Troyes eröffnet wurde, brachte Hugo selbst seine Angelegenheit zur Sprache. Er sagte unter Anderm: „Der Kirche fehle es nicht an Schutz gegen ihre unsichtbaren Feinde und gegen die Bosheit ihres schleichenden Gegners; aber sie ermangele der Wehr gegen offene Widersacher, namentlich im Orient, und diese Wehr habe sich der Orden vom Tempel zur Aufgabe gestellt." Als nun auch noch der heilige Bernardus mit dem Gewichte seines Einflusses zu den Vätern des Concils von diesem Orden sprach und mit seiner hinreißenden Begeisterung dessen herrliche Aufgabe auseinander setzte, so war die kirchliche Bestätigung dem Templer-Orden leicht errungen, und auch die unter dem Einflusse des heiligen Bernardus ausgearbeitete Regel ward hier bestätigt und genehmigt. Sein Geist durchwehte diese Statuten; und die Tempelbrüder für ihr Gelübde stählend und beseligend, ist er die geheimste Seele der neuen Schöpfung geworden. —

2. Den Kern des Ordens bilden die Richter, welchen dienende Brüder (Servienten) zur Seite stehen, den Dienst des Altars besorgten die Kapläne. An der Spitze des Ordens steht der Großmeister mit den Großwürdenträgern. Das Ordensgewand ist der weiße leinene Mantel mit dem achteckigen rothen Kreuz und über den Streitern wallt das schwarzweiße Banner, der Beauseant, mit der Inschrift: „Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam! Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen verschaffe die Herrlichkeit!"

Die Aufnahme geschieht im Kapitel ohne Zutritt eines Fremden. Der Vorsitzende desselben als Aufnehmender redet den Aufzunehmenden an:

„Bedenke, lieber Herr, daß du ein mühereiches Leben bei uns findest, daß man die härtesten Arbeiten dir auferlegen, daß, wenn du der Ruhe oder der Nahrung bedürftig, man dich ungesäumt in Geschäften auf die Reise schicken kann, daß du manch strenges Wort zu hören haben wirst. Deßhalb erwäge wohl, ob du dieß Alles zu dulden Muth und Kraft besitzest!"

Wenn dann der Aufzunehmende sagt: „„Ich werde Alles dulden um Gottes Willen!"" fährt der Aufnehmende fort:

„Lieber Bruder, du darfst den Orden nicht suchen, um reich oder geehrt zu werden, sondern um die Sünden der Welt hinter dir zu lassen, um dem Herrn zu dienen und wie ein armer Büßer

zu leben, damit die Seele gerettet werde. Willst du Zeit deines Lebens ein treuer Diener des Hauses sein?" — „„Ja, so Gott will!"" —

„Willst du dem eigenen Willen entsagen?" — „„Ja, so Gott will!"" —

Dann heißt er ihn die Versammlung verlassen und fragt die Brüder, ob Keiner gegen die Aufnahme etwas einzuwenden habe, worauf er sagt: „Soll ich ihn rufen lassen im Namen Gottes?" Antwortet Einer der Ritter: „„Laßt ihn rufen im Namen Gottes!"" so tritt der Aufzunehmende ein, kniet nieder und bittet mit gefalteten Händen um die Aufnahme.

Der Vorsitzende fragt abermals: „Willst du dem Orden dienen wie ein Sclav und Leibeigner?"

Der Kaplan hält dann ein Gebet und jeder der Brüder betet ein Vaterunser, worauf der Vorsitzende dem Postulanten ein Evangelienbuch in die Hand giebt, und die Fragen gehen fort: „Ob er aus adeliger Familie und reiner Ehe entsprossen, ob er gesund am Leibe, keinem Schuldner und anderen Orden schon überantwortet und durch kein Gelübde gebunden oder im Banne der Kirche sei?" Und nun erfolgt die Aufnahme.

„Vernimm wohl, lieber Bruder, was ich dir sage: Gelobst du bei Gott und der heiligen Maria, dein Leben lang gehorsam zu sein gegen jeden deiner Oberen?" — „„Ja, so Gott will!""

„Gelobst du bei Gott und Maria, keuschen Herzens sein zu wollen?" — „„Ja, so Gott will!"" —

„Gelobst du, für immer dem eigenen Besitze zu entsagen und alle Gebote des Ordens zu halten? Gelobst du, dein Leben einzusetzen für das heilige Land? Gelobst du, den Orden nie zu verlassen?" — „„Ja, so Gott will!"" —

„So nehmen wir dich auf in die Gemeinschaft des Ordens, und machen dich und deine Vorfahren der guten Werke desselben theilhaftig und versprechen dir Brod und Wasser, und das arme Kleid des Hauses und Mühe und Arbeit genug!" —

Jetzt spricht der Kaplan ein Gebet, jeder der Brüder ein Vaterunser, der Obere hängt dem Knienden den weißen Mantel um, richtet ihn auf, und er und der Kaplan geben ihm den Bruderkuß. Nun setzt sich der neue Templer dem Vorsitzenden gegenüber, erhält noch eine Ermahnung, sich nie gegen die Gesetze dieser schönen Genossenschaft, wie die des Tempels sei, zu verfehlen, und erläutert ihm die nothwendigsten Satzungen. —

3. Die Tagesordnung des Tempelritters zeigt auch auf's Schönste die das Ritterthum heiligende Klosterzucht. Die Regel hält

ihm vor Allem den Satz vor: „In morte mea mortem Domini imitabor! In meinem Tode will ich dem Tode des Herrn nachahmen!" und will von ihm, daß er für Christus und seine Brüder wie ein lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer sein Leben hingebe. — Wenn die Frühglocke tönt, muß er die Schuhe anziehen, den Mantel umwerfen und in die Kapelle gehen. Nach der heiligen Messe spricht er fünfzehn Vaterunser zur Mette und geht dann, nach Pferd und Rüstung zu sehen, worauf er wieder zur Ruhe sich begeben kann, wenn er abermal ein Vaterunser gesprochen hat. Zur Prim, Terz, Sext und Non ruft ihn die Glocke auf's Neue in die Kapelle. Im Refektorium wartet Jeder, bis der Priester den Segen gesprochen hat, und während des Essens wird aus erbaulichen Büchern vorgelesen. Alle Brüder, mit Ausnahme der Kranken, speisen gemeinsam im Refektorium, je zwei und zwei zusammen.. Die Fasten werden über die von der Kirche gebotenen Zeiten ausgedehnt. Von dem angebrochenen Brode werden die Armen gespeist. Das Bettgeräthe besteht aus einem Sack, Kopfpfühl und Decke; der Templer legt sich angekleidet nieder und sein Licht brennt neben ihm bis zum Anbruche des Tages. Die Kleidung ist immer von Einer Farbe; die Ritter tragen die weiße, als Zeichen der Keuschheit und Reinheit des Herzens. Aller Schmuck ist untersagt, auch der Waffen und Pferde; werden etwa Waffen dem Orden geschenkt, die glänzende Verzierung tragen, so wird diese mit Farbe überzogen. Drei Pferde und einen Knappen erhält der Ritterbruder. Der Gehorsam wird so weit ausgedehnt, daß ohne Erlaubniß kein Bruder den Tempelhof Nachts verlassen und daß Keiner ohne solche auf den Feind einsprengen darf. Im § 27 sagt die Regel ausdrücklich: es zieme sich, daß Ritter, die Christum über Alles lieben, dem Großmeister unbedingten Gehorsam leisten sollen, und daß sie dessen Befehle für heilig anzusehen haben, als wenn sie unmittelbar von Gott gegeben würden. Weltliche Belustigungen sind untersagt; lieber soll der Templer auf das Wort des Herrn hören, fleißig beten und sich täglich seinem Gott unter Thränen und Seufzern offenbaren, als daß er auf die Falkenbaize geht; aber auf die Löwenjagd soll er gehen, das ist ihm erlaubt. —

Auch der Heerzug, die Bewaffnung und die Art und Weise, wie der Templer streitet, wird genau in den Statuten behandelt. — Alle Ritterbrüder erhalten gleiche Rationen, den Waffenrock, Helm und Eisenhut, Eisenschuhe, Degen, Schild, Lanze, türkische Streitkolbe, Schulterschiene und vier Messer, Pferdedecken und Geschirre, zwei Hemden, zwei Beinkleider, zwei paar Schuhe, einen kleinen Gürtel über das Hemd, einen langen Rock und zwei weiße Mäntel u. s. w. Beim Auszug stört kein Gespräch die Stille; bei Tagesanbruch wird

die Prim gebetet; soll Lager bezogen werden, so lagern sich die Brüder nach Geschwadern um das Banner, aber erst, wenn der Ruf ertönt: „In Gottes Namen, ihr Brüder lagert euch!“ wenn Meister und Marschall ihren Platz eingenommen haben und die Kapelle und das Zelt für den Comthur-Speisemeister aufgeschlagen ist. — Nach der Zahl der Feinde darf der Templer nie fragen. Von dem Tische des Herrn hinweg — soll er furchtlos und wie ein Löwe in die Schlacht eilen; er darf dem Kampfe nimmer ausweichen und wenn der Feind auch dreimal überlegen ist; so lange noch ein Banner flattert, darf Keiner fliehen, oder er wird für immer aus dem Orden ausgestoßen; erst **dann**, wenn das letzte christliche Banner gesunken, mag er auf die Rettung seines Lebens denken. Aber aus der Gefangenschaft sich loszukaufen, darf er nichts bieten als eine hänfene Schnur und ein Messer. —

Der **Großcomthur** der Stadt Jerusalem ist der Wächter des wahren heiligen Kreuzes; bei ihm hat er mit zehn Rittern Tag und Nacht Wache zu halten, wenn es auf einem Kreuzzuge mitgenommen wird; seinem Banner müssen alle Ordensbrüder folgen, die sich bleibend oder vorübergehend aufhalten. — —

4. Kaum hatte der Orden auf dem Concil in Troyes seine Befestigung in den Statuten und in der kirchlichen Bestätigung gefunden, als durch die Großthaten der ersten Tempelherren im heiligen Lande sein Ruf bereits in alle Welt ausging. Die ersten Brüder waren so arm, daß sie nicht ein eigenes Ordensgewand trugen, daß **Hugo von Payens** und **Gottfried von St. Omer** mit einem einzigen gemeinschaftlichen Rosse sich begnügen mußten; aber bald wurden ihnen sehr reiche Gaben zu Theil, und viele europäische Fürsten machten es sich zur Pflicht, durch bestimmte jährliche Geschenke ihnen dankbar zu sein. —

Der heilige **Bernardus** eiferte begeistert für diesen Orden; so schrieb er an Hugo von der Champagne: „Wenn du den Grafen aufgegeben hast, um Ritter zu werden, den Reichthum, um arm durch's Leben zu gehen, und das Alles — für den Herrn, so heiße ich dich gesegnet und preise Gott in dir!“ — und an den Patriarchen von Jerusalem schrieb er: „Ich bitte dich, laß dein Auge auf den Rittern vom Tempel weilen und theile den Vorkämpfern der Kirche von dem Reichthum deiner Liebe mit; denn vor Gott und Menschen wird es angenehm sein, wenn du Diejenigen in dein Herz schließest, welche für die Brüder ihr Leben wagen!“ — ja, er gab sogar ein eigenes Büchlein über den Tempel-Orden heraus, worin er besonders dieses geistliche Ritterthum dem weltlichen glorreich gegenüberstellt. Auch andere Männer sprachen sich in ähnlicher Weise aus, so Petrus Venerabilis von Clugny, der den Orden einem aufgehenden Gestirne vergleicht, das seinen Glanz über die Erde hinbreite. —

Und als in Europa von den Großthaten dieser neuen Gottesstreiter, von ihrer Demuth gegen Alle und ihrem begeisterten Streben für das heilige Kreuz die freudige Kunde erscholl; da eilten Ritter und Knappen, sich diesem hehren, heiligen Bund anzuschließen, so daß schon im Jahr 1130 der Orden achtunggebietend, reich an Männern und an Gütern als die festeste Stütze des heiligen Landes sich darstellte; auch wurde er mächtig gehoben und gestützt durch die Huld, die der heilige Stuhl von Anfang und fortwährend ihm erwies. —

290. Die Beguinen zu Gent. *)

(Aus: Ein Sommer in London von Theodor Fontane.)

Das mittelalterliche Institut der Beguinen hat sich bis auf den heutigen Tag in Belgien blühend erhalten. — Wir führen unsere Leser in den Beguinenhof zu Gent. —

Was ist dieser? Kloster, Asyl, Spital — von allen dreien ist er etwas, ohne eines ausschließlich zu sein. Er wäre ein Kloster — aber die Eintretenden leisten kein Gelübde; er wäre ein Asyl — aber der Eintritt ist an mannigfache Bedingungen geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. So müssen wir's denn umschreiben, was es mit dem Beguinenhof auf sich hat: es ist eine Frauengemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waisen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt; ein Städtchen innerhalb der Stadt, das eine der

*) Begutten oder Beguinen waren seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine eigene Sekte, vorzüglich in Deutschland, welche aus Männern und Frauen bestand. Erstere trugen eine Kutte und Letztere eine Art Nonnenkleid, ohne einem Mönchsorden oder einem Kloster anzugehören. Sie nannten sich auch „Bußbrüder" und „Bußschwestern," oder „Bekehrte Brüder" und „Reuerinen," behaupteten vom dritten Orden zu sein, gelobten Keuschheit und schwärmten bettelnd im Lande herum. In manchen Städten waren eigene Beguinen-Häuser. —

„Begutten" sollen sie vom Deutschen „by Gott" und von dem daher kommenden Französischen „Bigot — Bigotte" heißen. — Andere leiten den Namen vom Englischen „Begging — Betteln" ab. Sie wurden der Ketzerei beschuldigt und von vielen Päpsten mit dem Kirchenbanne geschlagen. —

„Beguinen" wurden wahrscheinlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts durch Lambert den Stammelnden (Le Begue) gestiftet. Sie bildeten die älteste Körperschaft, welche, ohne geistliches Gelübde, doch den Geistlichen näher trat, indem jedes Mitglied Keuschheit und Gehorsam gegen den Pfarrer versprach. —

sechs und zwanzig Inseln, auf denen Gent, gleich einem nordischen Venedig, erbaut ist, für sich in Anspruch nimmt und durch Thor und Mauer den natürlichen Schutz noch steigert, den ihm diese Insellage gewährt. Der Beguinenhof (la beguinage) hat eine Kirche, hat Straßen und Plätze, Klöster und Häuser, und eine Bewohnerschaft von etwa siebenhundert Frauen. Die oberste Leitung führt eine unabsetzbare Oberin, der in den sechs oder sieben vorhandenen Convents eben so viele Unter-Oberinnen, Sous-Superieures (die durch einmüthige und begründete Opposition ihrer Untergebenen abgesetzt werden können), zur Seite stehen. Die „Convents" sind nur in so weit Klöster, als sie innerhalb eines hohen Mauer-Vierecks liegen und eine größere Genossenschaft umschließen; im Uebrigen würde man sie richtiger „Schul- und Prüfungshäuser" nennen. In ihnen unterzieht sich nämlich die Novize, überwacht von der „Mutter" und den älteren „Schwestern" einer mehrjährigen Probezeit, und nur wenn ihre Führung untadelig gewesen, wird ihr nach dieser Frist die Uebersiedlung in die eigentlichen Häuser des Beguinenhofes gestattet. Diese sind ungemein klein, meist nur von zwei oder vier Personen bewohnt und ziehen sich in ziemlich langen, nicht allzu geraden Straßen die ganze Insel entlang. Sie stehen unter keiner unmittelbaren Controle des „Convents" und der „Sous-Superieures," entbehren aber auch des Reizes und jener Vorzüge, welche eine größere Gemeinschaft mit sich bringt. —

Ich hatte Gelegenheit, in eines der „Klöster" einzutreten. Ein altes Mütterchen öffnete auf unser Klopfen, und ihr wohlwollendes Gesicht lachte zu uns hinauf, noch freundlicher fast als die Krokus und Veilchen, die ringsum aus den Gartenbeeten sproßen. Prächtig rothe Granatblüthe überdeckte das Mauerspalier und steigerte den Eindruck der Frische und Freudigkeit. Wir traten in's Haus; das Empfangszimmer zur Rechten bot wenig Eigenthümliches dar, außer der ziemlich guten Copie eines Van-Dyk'schen Bildes, die Kreuzigung Christi, die an so schlichtem Platz immerhin überraschen mochte; zur Linken aber im Arbeitssaal ging Einem das Herz auf; da sah man zwölf alte Hände in stiller Thätigkeit, wie sie emsig spannen und strickten, zupften und nähten, je nachdem die Kraft und das Auge reichte, und nur Einer schien noch fröhlicher als sie — der muntre Spatz, der Liebling des Hauses, der bald auf dem Spinnrad, bald auf dem Wollflock saß und der Eintretenden kaum zu achten schien. —

Das Interessanteste des Hauses indeß waren Küche und Speisezimmer. Die Beguinen haben zwar einen gemeinschaftlichen Kochraum, doch ist Jede gebunden, für ihre Beköstigung selbst Sorge zu tragen; und so gewahrten wir denn auch bei unserm Eintritt in die Küche eine lange Reihe von Eisen-Oefchen, noch kleiner als unsere heimischen

Kohlenbecken, an denen Jung und Alt stand, um nach Geschmack und Laune sich den Mittagstisch herzurichten. Ich lege hierauf Gewicht und erblicke in dieser Eigenthümlichkeit nichts Zufälliges. Ganz abgesehen davon, daß ein Wechsel in der Arbeit Leib und Seele frisch erhält, so ist das sprichwörtlich gewordene „Schalten in Küche und Keller“ und die Lust, man könnte sagen, die Bestimmung dazu, etwas echt Weibliches; und diesen Zug in vollem Maße gewürdigt zu haben, muß wie hundert Anderes uns für den feinen Geist einnehmen, der die Gesetze und Regeln dieses Hauses schrieb. —

Im Speisezimmer herrscht dieselbe Gesondertheit und verirrt sich bis in's Komische. So viel Schwestern nämlich, so viel Schränke, in denen jede Einzelne ihren Miniatur-Haushalt: Messer und Gabel, Teller und Tischzeug in sorglicher Sauberkeit aufbewahrt. Diese Schränke, alle unmittelbar nebeneinander, öffnen um die Essenszeit ihre Thüren im rechten Winkel und bilden dadurch eine fortlaufende Reihe von Nischen, jede ungefähr von der beschränkten Räumlichkeit eines Schilderhauses, — das unterste, schiebbare Brett des Schrankes wird vorgezogen und — der Tisch ist fertig. Die Begune nimmt in zellenhafter Abgeschiedenheit daran Platz. Man kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren, das böse Gefühl etwa aufkeimenden Neides solle so viel wie möglich unterdrückt werden. —

Die Beguinen sind stolz auf ihren Orden, und als mein Begleiter, ein Rheinländer, der Sous-Superieure in schlechtem Französisch auseinanderzusetzen suchte, daß seine Schwester auch eine Beguine sei (im Rheinland nennt man hier und da die Nonnen Beguinen), da sah sie ihn scharf an, als wolle sie sagen: „Du lügst!“ und als sich schließlich das Mißverständniß aufklärte, lachte sie ganz eigenthümlich selbstbewußt und setzte uns dann auseinander: „Daß es mit den echten Beguinen was auf sich habe.“ Ich glaub's ihr nicht nach ihren Worten, aber nach Dem, was ich gesehen. Wenn ein langes Leben ein Geschenk Gottes ist, das er Denen giebt, die er liebt, so liebt er die Beguinen, wie sie ihn lieben. Im Kloster befand sich ein rüstiges Mütterchen von fünfundachtzig Jahren, die vierundsechzig Jahre lang in demselben Hause gelebt hatte. Sie sah nicht aus, als würde sie bald abberufen werden. —

Wir schieden. Die Alten knixten, die Jungen kicherten, der Spatz selbst drehte den Kopf und entließ uns in Gnaden. Eine flüchtige halbe Stunde Aufenthalt, — und doch schied ich wie von etwas Liebem. — Der Beguinenhof und sein Frieden lag hinter uns; wie empfing uns draußen die Welt? Trommelwirbel und Signalhörner! Belgische Voltigeurs marschirten vorüber, ein Kürassierregiment hinterdrein. Doch über dem Beguinenhof lag — Frieden! —

291. St. Vincenz von Paul und sein Frauenverein.

An einem Festtag im Jahr 1617, als der heilige Vincenz von Paul im Begriffe stand, zu Chatillon in Frankreich die Kanzel zu besteigen, um seiner Gemeinde das Wort Gottes zu verkündigen, hielt ihn die Frau de la Chassaigne einen Augenblick an und bat ihn: eine sehr arme kranke Familie, eine Stunde außer der Stadt in einem alten Meierhofe, der Mildthätigkeit der Gläubigen zu empfehlen. Er that es mit Freude und Liebe, und die Salbung seiner Rede verdoppelte sich, weil es sich um die Interessen der Armen handelte.

Gott segnete sein Wort. Nach vollendetem Gottesdienst eilten Viele hinaus, diese arme Familie zu besuchen, aber Niemand mit leeren Händen. Die Einen hatten Brod, die Andern Fleisch, die Dritten Wein u. s. w. — Nach der Vesper ging auch der heilige Vincenz in Begleitung einiger Herren der Stadt hin zu seinen Schützlingen. Die vielen Menschen, die theils ihm mit Körben begegneten, theils wegen der großen Hitze im Schatten der Bäume ausruhten, überraschten ihn, und er freute sich, als er erfuhr, woher sie kämen und wohin sie gingen. „Sehen Sie," sagte er zu seinen Begleitern, „die reichen Spenden! — allein," fügte er bei, „es fehlt die Regelung. Die armen Kranken werden jetzt einen bedeutenden Vorrath haben, einen Theil werden sie benützen, der andere Theil wird verderben und bald werden sie wieder in ihre alte Noth zurücksinken!"

Er, der Mann der Ordnung, der nach Grundsätzen lebte, liebte und wirkte, dachte über die Mittel nach, durch welche man jetzt und in künftigen ähnlichen Fällen eine geregelte Hilfe schaffen könnte. Er berieth sich sofort mit einigen wohlhabenden und frommen Frauen seiner Pfarrei; diese vereinigten sich sehr leicht über die Art und Weise, wie den Armen wohlthätige Hilfe zu bringen sei, und eine jede wollte von Herzen gern an einem so guten Werke Theil nehmen. Der Heilige benützte diese gute Stimmung und legte ihnen sogleich einen Entwurf der Statuten vor, den sie durch dreimonatliche Ausübung prüfen sollten. Als er sich nach Verlauf dieser Zeit von der Zweckmäßigkeit derselben überzeugt hatte, that er die nöthigen Schritte zur Erlangung der kirchlichen Genehmigung, und erbaute darauf die Bruderschaft der christlichen Nächstenliebe (la confrérie de la charité). —

---

292. Der arme Poppel, Gründer des Waisenhauses in der Au bei München.

(Aus: Beiträge zur vaterländischen Historie von L. von Westenrieder.)

Während des, nach dem Hintritt Kaiser Carl's VI. i. J. 1740, erfolgten bayerischen Erbschaftskrieges wurden in der Au eine Menge

Kinder zu Waisen und liefen als solche ohne Obdach herum. Dieses Elend bemerkte nicht bloß, sondern beherzigte ein Faßbindersohn in der Au, Johann Michael Poppel; er hatte einige Schulen studirt, war in den Waisenhäusern zu Freising und Erding als Gehilf gestanden und nährte sich, beim Ausbruch des besagten Kriegs, in der Au vom Privatlehren.

Poppel kannte weder reiche, noch sonst viel vermögende Freunde, hatte nicht die geringste, wahrscheinliche Aussicht auf irgend eine hinlängliche Unterstützung, als er sich vornahm: der Unterstützer und Vater der unbeschreiblich unglücklichen, aber von Tausenden seiner Zeitgenossen nicht geachteten Kinder zu werden. Der damalige Gerichtsherr, Freiherr Franz Carl von Widemann, gab ihm die Erlaubniß, mit seinem Vorhaben einen Versuch zu machen, und sein damaliger Hausherr, Christoph Nußbaum, Gerichtsdiener in der Au, räumte ihm um einen sehr geringen Zins eine große Stube ein. Sogleich setzte Poppel, so zu sagen, alle Elemente in Bewegung, um seinen Zweck so bald als möglich zu erreichen und mit Hilfe seiner natürlichen Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, Jedem gehörig zu begegnen, und mit seiner unbesiegbaren Geduld (in manchen Häusern wurde er anfangs mit Ungestüm, ja mit nicht bloß harten, sondern recht unanständigen Begegnungen abgewiesen, was aber den Poppel nicht hinderte, wieder zu kommen) brachte er so vieles Geld zusammen, daß er mit einigen Zöglingen einen Anfang machen konnte.

Er sammelte demnach eines Tages, am Tag des heiligen Andrä, den 30. November 1742 bei dreißig Knaben und Mädchen, führte sie erst in die Kirche zu Maria Hilf und dann in seine Stube, wo er mit einem unausgesetzten, unbeschreiblichen Kampf wider ein Heer von Bedürfnissen, welche wenigstens im Wesentlichen befriedigt sein wollten, sieben volle Jahre stritt, aber gleichwohl die Kinder erhielt. — Im Jahre 1749 wurde im Sommerviertel ein in der Nähe von der Maria Hilf-Kirche gestandenes Haus verkauft. Da nun zur nämlichen Zeit in allen Kirchen der Stadt und der Au für die durch den damals geendigten Krieg entstandenen Armen, Preßhaften und Waisen gesammelt wurde und ein über alle Erwartung reicher Beitrag erfolgte, erhielt auch Poppel einen beträchtlichen Theil, welcher ihm so vielen Muth machte, daß er das feil gestandene Haus an sich brachte.

Gleichwie nun Poppel Alles, was er zur Ausführung seines Zweckes dienlich und nützlich fand, auch für möglich hielt und, ohne sich lange in Bedenklichkeiten wegen der Ausführung einzulassen, immer sogleich unternahm: so fing er auch unverzüglich an, das gekaufte Haus zu bauen. Wenn der Bau aus Mangel an Geld in's Stocken gerieth, was mehr als Einmal der Fall war: so bestürmte Poppel

die Thüren der Reichen mit einem so zuversichtlichen und flehenden Ungestüm, bei welchem Jeder, der nach seiner Meinung geben sollte, zuletzt dann doch immer gab. Gleichwohl wurde dem Poppel diese Unternehmung auf das Aeußerste erschwert; er wurde der Fahrlässigkeit, der Eigennützigkeit, ja sogar der Untreue beschuldigt und sehr hart mitgenommen; aber dem klugen, in sich selbst gerechtfertigten Poppel entfuhr nie ein unbescheidenes Wort; er litt Schmach und Unbild mit einer, seine Gegner entwaffnenden Geduld, und antwortete nie etwas anders, „als daß die Zeit ihn rechtfertigen würde." — Dieß traf auch auf das Pünktlichste ein. — Der Hausbau kam nach drei Jahren zu Stand, und von dem Augenblick nahm sowohl die Stadt München, als die Au, von dem seltsamen, vielmehr seltenen Mann Poppel und seinen noch selteneren Unternehmungen eine nähere Einsicht. Der Gerichtsherr ertheilte ihm am 22. August 1751 ein förmliches Sammlungspatent und Poppel brachte in kurzer Zeit 72 Gutthäter auf, welche die von dem Hausbau noch vorhandenen Schulden zahlten und zugleich für die innere Einrichtung und die nöthigsten Geräthschaften des Hauses sorgten.

Und nun wischte sich Poppel das Erstemal den Schweiß von seinem Angesicht und blickte mit einer Freude, mit welcher nur ein Mann seiner Art bekannt und erquickt wird, nach seinem Tagwerk auf; er ertheilte ihm den Namen des „Waisenhauses zu St. Andrä" und heftete ihm die nachstehende, in weißem Marmor eingegrabene Inschrift, welche auf der Gartenseite noch vorhanden ist, auf:

Orphano Trophium.

„Auf Gott vertraut
Hat mich erbaut,
Durch Almosen und milde Gab'
Den Ursprung ich genommen hab'
Und bin erhebt von Grund heraus,
Zu Einem Armen-Waisenhaus.
S. M. D.
Anno Domini MDCCLI." —

Die Sammlungen betrugen so viel, daß nach Abzug der fortlaufenden Unterhaltskosten noch von den Resten ein Kapital von 4822 fl. 30 kr., worin das eigene Wesen des Waisenhauses besteht, erspart wurde. —

Als zwischen den Jahren 1755 bis 1760 eine bessere Einrichtung des Armenwesens überhaupt erfolgte, erhielt das Waisenhaus, nach dem Maaß der vorhandenen Bedürfnisse, erst unbestimmte Summen und endlich einen beständigen Beitrag von monatlich 80 fl. Poppel verbesserte jetzt die Hausordnung, theilte die Kinder in Classen und

gab seiner Waisenpflege, bei welcher ihm damals auch ein Gehilfe oder Instructor bewilligt wurde, nach den Zeitumständen eine recht gute Verfassung; dann starb er im Jahr 1763 mit dem Verdienst und dem Trost, eine der wohlthätigsten Anstalten unternommen und ausgeführt zu haben. —

---

293. Im Taubstummen-Institut zu Prag.

(Aus: Besuch bei Sem, Cham und Japhet von Dr. Alban Stolz.)

Ich ging in das Taubstummen-Institut, um den Direktor Fr. aufzusuchen. Er und sein Nebenlehrer zeigten mir alsbald ihre Kinder; hernach fing Fr., da es Zeit war, den Religionsunterricht an. Das ungemein gewandte Sprechen der Kinder durch lauter Pantomimen hatte schon seiner äußerlichen Erscheinung nach etwas Aesthetisches, wie auch eine fremde Sprache, die man nicht versteht, desto mehr durch den Wohllaut das sinnliche Gehör ansprechen kann, und zwar desto mehr, wenn aus Mangel an Verständniß die Aufmerksamkeit von der Musik des Lautes nicht abgelenkt wird. Zugleich bemerkte ich eine außerordentliche Aufmerksamkeit der Kinder, obschon der Unterricht länger als eine Stunde währte. Aber nicht nur im Augenblick des Aufmerkens, sondern überhaupt zeigten die Kinder ein viel aufgeweckteres einsichtigeres Gesicht, als man sonst bei Taubstummen trifft, ja mehr noch, als man selbst bei den meisten vollsinnigen Kindern sieht. Es war mir hier ganz besonders anschaulich, wie das Gesicht nicht nur im Augenblick des Affektes sich Gestalt geben läßt von der Seele, sondern wie es auch einen stereotypen bleibenden Ausdruck von der Seelenzuständlichkeit annimmt. Fr. hat diese Kinder zu sinnigen denkenden Menschen in einem Grade herangebildet, wie man es für unmöglich halten sollte. In meiner Gegenwart zeigte er ihnen die Lehre von den Engeln, ohne zu sprechen; wie das Blut dem Leib Leben, Wärme, Wohlsein und Schönheit gebe, so gebe die Heiligkeit dasselbe der Seele; und was mit dem blutberaubten Leib geschehe des Gestankes und der Häßlichkeit wegen, das thue Gott mit der Seele, die der Heiligkeit verlustig ist. Fr. erschöpfte auf eine Weise die Lehre von den Engeln, wie sie selten hörige Kinder vernehmen. —

Später, ohne daß Fr. auf mich deutete, wurden die Kinder sehr freundlich, einige deuteten fragend auf mich. Fr. sagte mir, er habe ihnen mitgetheilt, daß ich der Verfasser des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“ sei, den sie aus seinen Erzählungen schon lange kennen. Als die Stunde beendigt war, küßten mir alle diese Kinder die

Hand. Zuerst unter den Mädchen eines, das mir schon während des Unterrichts aufgefallen war. Etwa dreizehn Jahre alt hatte es einen sehr edlen Kopfbau und ein schönes geistreiches Gesicht, wie man es bei einem Taubstummen für unmöglich halten sollte. Auch seine Körperhaltung, es stand meistens, war ungemein frei und edel, ohne daß das Kind es zu wissen oder wollen schien. Sein Auge und seine Aufmerksamkeit, sein anmuthiges Lächeln und lieblicher Mund verbreitete eine eigene Grazie über das ganze Wesen. Ich hatte vorher bei meinem Umhergehen in der Stadt größtentheils bleiche oder verschobene Gesichter gesehen und auffallend wässerige Augen. Deßhalb kam mir der Unterschied jenes Mädchens um so greller vor. Da sagte mir Fr. zu meiner Ueberraschung, ohne daß ich gefragt hatte, es sei ein — Judenmädchen. Nun wurde mir auch eine Erscheinung während des Religionsunterrichts erklärlich. Als nämlich positiv Christliches darin vorkam, wurde das so freudig aufmerksame Mädchen wie zerstreut und versunken in unangenehme Gedanken; es wurde ernst und traurig, offenbar that es ihm in der Seele weh, weil sein verehrter Lehrer ihm Falsches zu lehren schien, oder weil es ihm unerlaubt vorkam, dieser Lehre sein Herz zuzuwenden. Die Eltern schicken es hierher, weil es taubstumm ist, und so bleibt es wie zufällig auch im Religionsunterricht." —

Später gingen wir in den Garten; Fr. sagte mir, daß von den fünfzig Kindern der Anstalt nie eines eine Traubenbeere berühre, obschon sie selbst die Reben begießen und täglich im Garten spielen. Wenn ein Taubstummes in die Anstalt komme, so sei es sehr oft dem Stehlen, dem Ungehorsam und besonders dem Zorn ergeben, weil sie viel zu Haus von anderen Kindern geneckt und geplagt werden und dadurch die Seele eine verbitterte Stimmung bekomme. Nach einigen Wochen seien diese Kinder dann wie umgekehrt, hauptsächlich durch Einwirkung der Größeren, welche, wie ich selbst sah, aus reiner Liebe zum Guten die Jüngeren zurechtwiesen. Es kam einmal ein sechzehnjähriger Knabe in die Anstalt, welcher schon allen Lastern ergeben war. Durch den Religionsunterricht wurde er gut und fromm wie ein Engel; zuletzt bekam er die Auszehrung. Da äußerte er: „Ich bin sehr bös gewesen, jetzt bin ich noch ein wenig bös, aber nicht mehr arg; es ist aber gut, daß ich sterbe, denn sonst könnte ich wieder schlimm werden." Einmal fing er in seinen Schmerzen an zu lachen und äußerte, „das freue ihn, daß sein böser Leib, mit welchem er gesündigt habe, jetzt auch mit Schmerzen gestraft werde." Als er starb, sei eine große Freude bei den Kindern in der Anstalt gewesen, gleichsam ein Hochzeittag, weil sie fest überzeugt waren, daß jetzt seine Seele im Himmel sei. —

Fr. sagte mir ferner, diese Kinder seien so kräftig Gott ergeben, daß ein jedes von ihnen williger für Gottes Sache sein Leben hingeben würde, als vollsinnige sonst gute Christen. Gerade weil sie durch den Mangel an Gehör weniger vom Getös und Reiz aus der Welt inne werden, als wir, so wirken die Religionswahrheiten ausschließlicher und heller auf ihre Seelen, und können besser gedeihen, da sie nicht wie bei uns vom Unkraut und den Schlingpflanzen tausendfältiger Erdgedanken und Gelüsten erstickt werden. Ich ahnte bei dem Anblick dieser Kinder, was das ist, nichts als Gott suchen und wollen und eine heilige Seele haben. Ein Knabe von etwa acht Jahren stand harmlos vor mich hin, um mich recht innig und lieb zu betrachten; ein anderer ging hinter mir her und streichelte mir sanft den Arm, um zu zeigen, wie lieb ich ihm sei. Hier in solche Kinder ist der heilige Geist wahrhaft eingegangen; sie sind wiedergeboren durch die Taufe und das Wort; darum lieben sie so schnell und frei auch den Fremden, weil er eben ein Mensch ist, und Gott auch in ihnen die Liebe ist! —

---

294. Wer nicht hören will, muß fühlen!

(Aus: Predigten von Heinrich Benedien.)

In der heiligen Schrift heißt es: „Ueber einen Mann, der hartnäckig Den verachtet, der ihn warnt, kommt plötzlich Verderben, und es wird ihm nimmer zu helfen sein!“

Das hat ehedessen der römische Kaiser Valens erfahren. Er hielt es mit der arianischen Ketzerei und wüthete unter der Heerde der katholischen Christen, der Bekenner und Anbeter des Gottmenschen Jesu Christi, wie ein Wolf unter den Schafen. — Da kam eines Tages Isacius, ein frommer und heiliger Mann, angetrieben vom heiligen Geiste, zu dem Kaiser und sagte ihm, was ihm sonst Keiner sagen durfte. „O Kaiser,“ sprach er, „wenn du dein Leben nicht änderst und den Katholiken die Kirchen nicht wiedergiebst, die du ihnen geraubt hast, so wirst du nicht mehr nach Hause zurückkommen, sondern im Kriege sterben!“ Der Kaiser lacht über diese Prophezeihung und läßt den Einsiedler vor die Thüre werfen. — Am andern Tage stellt sich Isacius abermals ein und warnt noch ernstlicher und droht mit dem Verderben, wenn er von seinem bösen Vorhaben nicht ablasse. Der Kaiser gerieth in Zorn, verachtete das Drohwort und befahl, man möge den lästigen Mann nie mehr vor ihn lassen. — Am dritten Tag, als der Kaiser eben zu Pferde gestiegen war, um in den Krieg zu ziehen, tritt Isacius zum Drittenmal an ihn heran,

nimmt das Pferd beim Zügel und wiederholt seine Ermahnungen und Warnungen mit größter Freimüthigkeit. Darüber gerieth der Kaiser in einen heftigen Zorn und befiehlt, den Isacius in's Gefängniß zu werfen, damit er bei seiner Rückkehr der Strafe nicht entgehe. —

Aber was geschah?

Es geschah, was geschrieben steht: „Ueber einen Mann, der hartnäckig Den verachtet, der ihn warnt, kommt plötzlich Verderben, und es wird ihm nimmer zu helfen sein!" — Der Kaiser Valens zieht in den Krieg, wird in die Flucht geschlagen, verbirgt sich in einer Bauernhütte, diese wird in Brand gesteckt, der Kaiser wird lebendig verbrannt, stirbt in seiner Ketzerei und geht ewig verloren. —

---

295 — 297. Wohin in diesem Anzuge?

1. „Wo gehet Ihr hin in diesem Anzuge?" fragte Sanct Ambrosius eine frech aufgeputzte und pfauenartig gespreizte Dame.

„„Ich gehe in die Kirche!"" war die Antwort.

„Man sollte vielmehr sagen," erwiederte der heilige Bischof, „Ihr gehet in die Comödie oder zum Tanze. Zurück, eitles Weib! Komm' an die heilige Stätte, deine Sünden zu beweinen, und nicht, um — Jesus Christus zu verspotten und Anderen Aergerniß zu geben!" — —

2. Eine lehrreiche Lektion für jene kleinen Seelen, die sich aus dem Putze des Kopfes und des Leibes ein so überaus großes Anliegen machen, ertheilt der heilige Bernardus mit den Worten: „Sieht denn Gott auf die Kleider und nicht vielmehr auf die Sitten? Eben diese Form deiner Kleidung ist ein Zeichen deines verunstalteten Geistes und deiner verkehrten Sitten!" —

3. Und damit stimmt der heilige Chrysostomus überein, wenn er sagt: „Eine zu große Sorgfalt für den Putz des Körpers zeigt an, daß die Seele verunstaltet sei; und die Kleiderpracht an dem Leib ist ein Beweis von der Blöße der Seele! Denn es ist nicht möglich, daß Derjenige, der für seine Seele sorgt, wie sie es verdient, und ihre Schönheit zu schätzen weiß, nach äußerlichem Schmucke trachte; wie es auch unmöglich ist, daß Derjenige, welcher sich mit dem äußerlichen Schmucke allzusehr beschäftigt, die Sorge für die innere Zierde nicht vernachlässige!" —

---

298. Der bestrafte Gottesraub.

Der heilige Hieronymus erzählt:

Wie es einer christlichen Jungfrau geziemt, war die heilige Eustochium eine Feindin der eiteln und weltsüchtigen Kleiderpracht.

Eine ihrer nächsten Anverwandten ließ die noch sehr junge Eustochium ihre ehrbare Kleidung mit dem Schmucke vertauschen, dessen sich die eitlen Weltkinder bedienten, und nach der Art derselben ihre Haare aufkräuseln und zieren.

In der folgenden Nacht erschien dem schnöden Weib ein Engel, der mit ernstester Stimme es ihm verwies, daß es sich unterstanden habe, seine gottesräuberischen Hände an das Haupt einer gottgeweihten Jungfrau zu legen. „Diese Hände," sagte er, „sollen erstarren, und diese Züchtigung wird dich lehren, was du gethan hast; und — nach fünf Monaten wird man dich zu Grabe tragen!" —

Und dieß erfolgte wirklich; denn Gott bestraft Diejenigen, die seinen Tempel entheiligen! —

299. Eine ernste Frage.

Als der heilige Franziskus Borgia, dieser so überaus demüthige Mann Gottes, erfuhr, — ein Mensch, der sich unterfangen habe, seinen Namen anzunehmen und sich für den Herzog von Gandia auszugeben, sei zu den Galeeren verurtheilt worden, rief er seufzend aus:

„Ach, wenn ein Mensch, der einzig nur den Namen eines Sünders annahm, zu so schwerer Strafe verurtheilt wurde: **was wird mir armen Sünder selbst geschehen!?"** —

300. Der Pokal als Ankläger.

Der edle Thomas Morus, dessen gottesfürchtiges Leben zuletzt noch die Marterpalme krönte, war als Kanzler ein Stern der Gerechtigkeit in dem Lande, wo sein Wirken Segen verbreitete. Niemals galt in Rechtssachen bei ihm das Ansehen der Person; sein eigener Eidam, der Gemahl seiner geliebtesten Tochter, der in einem Rechtsstreit von größter Wichtigkeit seine ganze Zuversicht auf seine Vaterliebe gegründet hatte, konnte sich kaum von seinem Erstaunen und von seiner Betroffenheit erholen, als sein erlauchter Schwäher für seinen bitterlichsten Widersacher entschied. —

Indessen erzeugt Gerechtigkeit Haß; und dieß erfuhr Thomas Morus auf vielfältige Weise. — Ob auch dieß Beispiel die strengste Unparteilichkeit des Kanzlers unwiderleglich dargethan, so beschuldigte ihn dennoch ein Großer des Reiches, der um dieselbe Zeit einen Rechtshandel gegen eine adelige Dame verloren, der Parteilichkeit, spottete seiner öffentlich und nannte ihn „einen ungerechten Richter, der von der Wittwe sich habe bestechen lassen, und wegen eines goldenen Pokals, den er von ihr angenommen, für sie entschieden habe." —

Dieß Gerücht verbreitete sich in großer Schnelligkeit; alle Feinde des Kanzlers waren darüber hoch erfreut und brachten dasselbe bald vor die Ohren des Königs. Der König aber, höchlich darüber aufgebracht, beschied die Dame an den Hof und ließ auch seinen Kanzler dahinberufen.

Als nun Thomas Morus erschien, fragte er ihn in Gegenwart vieler Zeugen, die daselbst zugegen waren, ob es wahr sei, daß diese Dame ihn mit einem goldenen Pokal beschenkt habe? „„Das kann ich nicht läugnen!““ antwortete der Kanzler in großer Ruhe. — Schon wollte der König auf diese Antwort in bittere Worte ausbrechen, als Thomas Morus, den Zorn im Angesichte des Monarchen wahrnehmend, sprach: „„Mein König, bevor ich ein Urtheil spreche, pflege ich beide Parteien anzuhören. Mag also die Dame selbst auftreten und sprechen, welche Bewandtniß es mit diesem Pokale habe.““ — Da erhob sich auf des Königs Wink die Wittwe und sprach mit lächelndem Munde: „„Wahr ist es allerdings, daß der Herr Kanzler den Pokal annahm, sich freundlichen Angesichtes dafür bedankte und das Geschenk vor allen Anwesenden fröhlich rühmte.““ Bei diesen Worten frohlockten alle Feinde des Kanzlers; die Dame aber fuhr sehr heiter fort: „„Hierauf ließ er den Pokal mit dem köstlichsten Weine füllen, trank mir solchen zu und sandte mir zu meiner großen Beschämung das Trinkgefäß zurück, mit dem Bedeuten: nicht in Berücksichtigung dieses Geschenkes, sondern wegen der Gerechtigkeit meiner Sache habe er **für mich** entschieden.““ —

Da erstaunte der König und sein Zorn wandelte sich in Bewunderung; doch ward er über den ungerechten Ankläger so sehr entrüstet, daß er ihn auf der Stelle von seinem Hofe verwies. —

---

301. Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufrieden ist nur der Genügsame.

(Aus: Volksbüchlein von Ludwig Aurbacher.)

Als eines Tages der Kurfürst von Bayern, Max III., sich mit der Wildschweinjagd belustigte, was ein gefährliches Vergnügen ist, da durchbrach ein angeschossener Eber die Bahn, und rannte in voller Wuth schnurstracks auf den Kurfürsten los, der am nächsten stand. Der Herr wäre ohne Zweifel zu Schaden oder gar um's Leben gekommen, wenn nicht ein Treiber, ein rüstiger und besonnener Landmann, Muth und Gegenwart des Geistes genug gehabt hätte. Der lief flugs herbei, ergriff den Keiler bei einem seiner Hämmer und riß ihn mit Einem Riß linksum, so daß das wilde Thier linksum

und nun gradaus fortrannte, wo es denn zuletzt von den nacheilenden Jägern vollends erlegt wurde. Der Mann aber hatte sich indeß wieder unter dem Haufen der Treiber verloren und die Sache wäre so weit abgethan gewesen. —

Allein Max, der Gütige, als er Mittags im nahen Jagdschlosse das Mahl zu sich nehmen wollte, erkundigte sich angelegentlich nach dem braven Landmann, und er befahl, daß man denselben aufsuchen und in das Schloß bringen sollte. Das geschah denn; und der Treiber erschien, in seiner zerrissenen Jacke, mit verbranntem Gesicht und verworrenen Haaren, barfuß. Als er in den Saal trat, wo der Kurfürst mit seinem Gefolge weilte, schob er das Hütlein seitwärts, ganz stät, über das Ohr herab, und blickte mit Scheu auf die bordirten Herren, die den Kurfürsten umstanden. Den Herrn selbst aber, der einfach gekleidet war, sah er nicht, und es ward ihm unheimlich um's Herz. Indessen trat der Kurfürst auf ihn zu, und mit jener leutseligen Art, die guten Fürsten eigen ist, sagte er zu dem Manne: „Du hast mir heute das Leben gerettet. Ich danke dir. Nun aber bitte dir auch eine Gnade aus." — Der günstige Leser wird sich nun den Kopf zerbrechen, um welche Gnade der wackere Mensch den gütigen Kurfürsten gebeten habe. Ein hundert bayerische Thaler wäre schon etwas gewesen und ein hübsches Sümmlein; noch besser irgend ein Dienst bei Hof, z. B. der eines kurfürstlichen Ofenheizers oder Hundefütterers oder gar eines Hofstallers; lauter vornehme und einträgliche Bestallungen. Nichts von Allem dem fiel unserm Land- und Landsmann ein, sondern er dachte sich ganz was anders, und er drehte dabei das Hütlein zwischen den Händen, und lugte so für sich hin und schwieg.

Der gnädige Kurfürst wiederholte nun abermal seine Worte und sagte noch lauter: „Er solle sich eine Gnade ausbitten." —

Da that nun endlich der Mann seinen Mund auf und sprach, indem er seine Augen wiederum über die bordirten Herren hinschweifen ließ: „„Außi wär i gern!"" Und ohne Urlaub abzuwarten wendete er sich um und eilte fort zu Thür und Thor hinaus. —

Abends saß der Mann wieder in seiner Hütte und erlabte sich an schwarzem Brod bei einem Krug Bier; und er dachte an Wald und an Hof, und daß es dort nicht so unheimlich sei unter wilden Bären, als hier unter bordirten Herren. Und es war ihm kreuzwohl. — Da trat noch spät am Abend ein Jäger des Kurfürsten in die Stube und sagte: „„Der gnädigste Kurfürst läßt dich grüßen, und Das schickt er dir zum Dank, du weißt schon wofür."" Dabei gab er ihm eine Rolle bayerischer Thaler. Der Mann sagte: „„'s hätt's just nit braucht; aber annehmen thue ich's, und ich laß mich

schön bedanken."" Und er holte drauf ein Fläschlein Branntwein hervor und schenkte dem Jäger ein, und er trank mit ihm auf die Gesundheit des gnädigsten Landesvaters. —

---

302. Gut gemeint, schlecht getroffen!

(Von Adalbert Stifter.)

Hans von Scharnast hatte ein lächerliches Fideicommiß gestiftet. (Fideicommiß ist jeglich Gut eines Adeligen, das immer vom Vater auf den Sohn, oder überhaupt auf Den vererbt werden muß, der dem jeweiligen Besitzer am nächsten verwandt ist; das aber Keiner der Besitzer verkaufen, vertauschen, verspielen oder irgendwie veräußern kann, ohne daß die ganze Verwandtschaft dazu ihre Einwilligung giebt. Daß dem so geschehe, dafür muß der Staat sorgen; und es kann auch nur mit Genehmigung des Staates so ein Fideicommiß gestiftet werden.) Hans von Scharnast stiftete das Seinige in nachbenannter Weise: —

„Seine Burg Rothenstein sammt Zugehör an Unterthanen, an Jagd=, Fisch= und Berggerechtigkeit solle sich in gerader Linie immer auf den ältesten Sohn forterben; ist kein Sohn da, auf Töchter, und in Ermangelung dieser auf die älteste Seitenlinie und sofort, bis etwa einmal der Fall eintritt, daß weder ein Cognat, noch ein Agnat von benanntem Hause übrig ist, wo sodann die Burg sammt Zugehör an den Fiscus fällt, d. h. Eigenthum des Staates wird."

Bis hierher wäre Alles richtig; aber **Eine** Bedingung fügte er dem Fideicommisse bei, welche der ganzen Sache eine andere Wendung giebt.

„Jeder nämlich, dem die Burg als Erbschaft zufiel, mußte, ehe sie ihm ausgeantwortet würde, zweierlei Dinge leisten: Erstens mußte er schwören, daß er getreu und ohne geringsten Abbruch der Wahrheit seine Lebensgeschichte aufschreiben wolle, und zwar von der Zeit seiner ersten Erinnerung an bis zu jener, da er nur noch die Feder zu halten im Stande war. Diese Lebensbeschreibung solle er dann Heft für Heft, wie sie fertig wird, in dem feuerfesten Gemache hinterlegen, das zu diesem Zweck in den rothen Marmorfels gehauen war, der sich innerhalb der Burg erhebt. — Zweitens mußte er schwören, daß er sämmtliche, bereits in dem rothen Steine befindlichen Lebensbeschreibungen lesen wolle, wobei es ihm aber nicht gestattet ist, irgend eine von dem Gemach ihrer Aufbewahrung wegzutragen. — Wer Eine von diesen Bedingungen nicht erfüllen könne oder wolle, der wird betrachtet, als sei er im Augenblicke des Anfalles

des Fideicommisses gestorben, und dasselbe geht auf seinen fideicommissarischen Nachfolger über. Für jeden minderjährigen Fideicommissar müsse das Erbe so lange vormundschaftlich verwaltet werden, bis er großjährig geworden und sich erklären könne, ob er schwören wolle, ob nicht. Bei wessen Tode sich der Fall ereigne, daß man von ihm gar keine Lebensbeschreibung in dem rothen Steine finden könne, der wird als gar nicht geboren betrachtet, also ist auch seine Nachkommenschaft nicht geboren, und das Fideicommiß geht an ihnen vorüber den Weg Rechtens weiter." — —

Der Grund, der Hansen von Scharnast leitete, eine so seltsame Klausel an sein Fideicommiß zu hängen, war ein zweifacher.

Erstens: obwohl er ein sehr frommer und tugendhafter Mann war, so hatte er doch in seinem Leben so viele Narrheiten und Uebereilungen begangen, und es war ihm daraus so viel Beschämung und Verdruß zugewachsen, daß er beschloß, Alles haarklein aufzuschreiben, ja auch seinen Nachfolgern die Pflicht aufzulegen, daß sie ihr Leben beschreiben, damit sich Jeder, der nach ihnen käme, daran zu spiegeln und zu hüten vermöge. — Der zweite Grund war: daß sich Jeder, der nur die entfernteste Anwartschaft auf Rothenstein hätte, gar wohl von Laster und Unsitte fern halten würde, damit er nicht dereinst in die Lage käme, sie beschreiben zu müssen, oder sie doch halbwegs einzugestehen, wenn er den Eid von sich schiebe. — —

Was nun den ersten Punkt anlangt, so hatte Hans von Scharnast das Unglück, das schnurgerade Gegentheil von Dem zu erreichen, was er erzielen wollte. Es mußte nämlich von ihrem Ahnherrn her so viel tolles Blut und so viel Ansatz zur Narrheit in den „Scharnasten" gelegen haben, daß sie, statt durch die Lebensbeschreibungen abgeschreckt zu werden, sich ordentlich daran ein Exempel nahmen und so viel verrücktes Zeug thaten, als nur immer in eine Lebensbeschreibung hineingeht — ja selbst Die, welche bisher ein stilles und manierliches Leben geführt hatten, schlugen in dem Augenblick um, als sie in den Besitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Besitzer bereits gewesen waren, und mit je mehr Wust sich der neue den Kopf anfüllen mußte. Der Stifter würde sich im Grab umgekehrt haben, wenn er durch die dicken Felsenwände in seine Gruft hineingehört hätte, was die Leute sagten; nicht anders nämlich, als die „„**Narren-Burg!**"" nannten sie den von ihm gerade in dieser Hinsicht so wohl verklausulirten Rothenstein. —

In Bezug des zweiten Punktes, der Tugend nämlich, war es nicht recht klar, in wie weit der Gründer seinen Zweck erreicht habe; man sagte wohl den Scharnasten verschiedenes Böse nach, allein es

kroch immer nur so im Dunkel herum; andererseits stand aber auch die Thatsache fest, daß man sich nie einer Zeit erinnern konnte, wo einer von ihnen als ausnahmsweises Muster der Tugend wäre aufgestellt worden. — —

Heutzutage liegt die Burg beinahe in Trümmern, und seit der letzte Scharnast in Afrika erschossen worden ist, konnte man auch gar keinen Anwärter mehr auf den Rothenstein auftreiben, und ein Schalk warf bereits die lächerliche Rechtsfrage auf: Ob nun auch der **Fiscus** seine Lebensbeschreibung werde schreiben müssen? —

303. Besonderer Tisch.

Der Herzog Carl von Württemberg, der im vorigen Jahrhundert gelebt, war ein sehr gestrenger Herr und hat einmal im heißen Sommer in dem Städtchen Nagold zu Mittag gespeist.

Kommt eine Unzahl von Fliegen und speist mit, uneingeladen, und summen miteinander, und laufen keckster Art hin und her.

Da wird der Herzog bös und sagt zu der Wirthin: „In's Teufels Namen! Deck' Sie den Mücken besonders!"

Die Wirthin, eine fromme katholische Seele, bekreuzte sich in der Stille bei diesem Ausruf, und thut, wie ihr befohlen. — Nach einer Weile tritt sie wieder vor den Fürsten, macht einen Knix und sagt: „„Gedeckt ist; befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß sich die Fliegen setzen!"" —

304. Pulvis et umbra sumus!

Joseph Albert von Ittner erzählt:

Ich stand an meiner Hausthür und empfing ein Schreiben mit einer sehr angenehmen Nachricht. Voll Freude griff ich nach der Tasche, zog den Beutel und gab Dem, welcher mir die Botschaft überbracht hatte, eine kleine Vergeltung.

Indem ich es that, erblickte ich gerade dem Orte gegenüber, wo ich stand, eine menschliche Figur, kläglich anzusehen, blaß, hager, mit eingefallenen Wangen, die Fragmente eines verblichenen kahlgebürsteten Hutes auf dem Kopfe. Die Figur nickte mir ein wenig verlegen und traurig zu, rückte drei Zoll hoch den Hut zur Begrüßung und ließ ihn horizontal wieder auf den Schädel fallen. Dann klopfte der Unglückliche tiefsinnig mit dem Zeige- und Mittelfinger an eine hölzerne Tabaksdose, öffnete sie, schüttelte den halbtrockenen Tabaksstaub in eine Ecke zusammen, sah bald auf diesen, bald auf die Erde,

und zwar auf den Fleck, auf welchen die Sonne den völligen Umriß seiner Trauergestalt hingeworfen hatte. Nun ging er mit drei Schritten, in einer halbzirkelförmigen Bewegung, auf mich zu, bot mir eine Prise, und indem er mit dem Finger auf den Staub in der Dose und auf den Schattenumriß, den die Sonne auf dem Boden gebildet hatte, hinwies, hob er zu gleicher Zeit Schultern und Augenlider und sagte mit der kläglichsten Stimme: „Pulvis et umbra sumus!"

„„Ja wohl,"" versetzte ich, „„sind wir Staub und Schatten!"" — Die alte, schon in meiner Kindheit so oft gehörte lateinische Sentenz, bei welcher ich nichts mehr zu empfinden gewöhnt war, machte jetzt einen tiefen Eindruck auf mich; denn mitten in meiner Freude erinnerte sie mich an die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, und ich sah das Bild des Jammers vor mir. In solchen Augenblicken fühlt der Glückliche, wie nah er dem Unglücklichen verwandt ist. — Ich nahm die gutherzig angebotene Prise, füllte die Dose mit meinem Tabak, legte noch ein Stückchen Geld hinein und gab sie zurück. Jener steckte das kleine Geschenk stillschweigend in die Tasche, machte mir eine leichte Verbeugung, und ohne einen hörbaren Laut des Dankes von sich zu geben, entfernte er sich langsam, und wiederholte im Weggehen nur die klägliche Formel: „„Pulvis et umbra sumus!"" —

Ich habe in der Folge erfahren, daß dieser Sohn der Dürftigkeit ein armer studierender Theologe ist, den kummervolle beschränkte Umstände zuweilen auf das Land führen, wo er zwar an Niemand eine Forderung macht, aber überall durch seine betrübte Erscheinung, vielleicht auch durch Hersagung seiner Sentenz Mitleid erweckt und ohne Zudringlichkeit bloß annimmt, was eine mildthätige Hand ihm darbietet. — —

---

305 und 306. Die Gutmüthigkeit der Lazzaroni zu Neapel.

(Geschildert von Marie Förster.)

1. Denkt euch zuerst Neapel, die schönste Stadt des Mittelländischen Meeres, dem sie eben lächelnd, lieblich entstiegen scheint: Vom Rande der blauen Fluth ziehen sich die Häuser, Paläste und Kirchen bis zu den Höhen, wo die hellen Villen wie weiße Blumen im Grün der Gärten und Terrassen schimmern; über die südlichen immergrünen Sträucher und Bäume erheben sich einzelne Palmen wie stolze einsame Fremdlinge aus weiter Ferne hergeführt, und hier und da glänzen Orangen wie Goldfunken zwischen dunklem Laub. Auf diesen sonnigen Höhen ist es still; aber unten in der Stadt rauscht ein bunter Lebens-

strom durch alle Straßen, am lautesten und mächtigsten durch die lange Straße Toledo, die sich durch die Mitte der Stadt von den Höhen bis in die Meeres-Nähe zieht und in den verschiedenen Gestalten und Lauten, die sie Tag und Nacht erfüllen, das ganze Neapolitanische Leben wiederspiegelt: elegante Equipagen und Reiter, Maulthiere und Esel mit Gemüse und Früchten oder geschmückten Bäuerinnen beladen; bunt bemalte Corricoli, deren einziges Pferd oft zwölf und mehr Personen in fliegender Eile fortführt; Bettler, Landleute, Lazzaroni, elegante Fremde von allen Nationen, Priester und Mönche, verschiedene lautrufende Verkäufer — Alles drängt sich durcheinander und bildet ein ewig wechselndes Chaos von Stimmen und Farben. Eben solch lautes buntes Leben seht ihr am Meeresufer; da zieht sich die Chiaja hin mit ihren Hotels und Palästen und vor ihnen die Villa reale, der herrliche öffentliche Garten mit seinen Tempeln, Statuen, Springbrunnen und seinen immergrünen Alleen, in denen viele elegante Damen und Herren spazieren, und weiterhin Terrassen und Villen und endlich das bläuliche Vorgebirge des Pausilippo. Da liegt Santa Lucia mit seinen hellen Häusern, vom altergrauen Castell überragt und mit seinem bunten Gedränge der Muschel- und Auster-Verkäufer, der Marionetten und Musikanten und der kleinen und großen Lazzaroni, und weiter der Molo mit seinen Netze-strickenden Fischern in rothen Mützen, seinen Matrosen und Schiffer-Familien, die im Sand um das Feuer lagern, an dem die Maccaroni-Mahlzeit kocht, und der Hafen endlich mit dem röthlichen Leuchtthurm, der sich scharf vom blauen Himmel hebt, und mit seinen Wäldern von Mastbäumen, an denen die Flaggen aller Nationen wehen. — Hier ist die eigentliche Stadt zu Ende; aber von ihr aus zieht sich wie eine glänzende Perlenschnur eine ununterbrochene Reihe von Ortschaften längs der Küste hin — Portici, Resina, Torre del Greco, Castellamare bis zu Sorrent an dem fernen Ende des Golfes; hinter den hellen Städten liegen Berge, schön geformt und beleuchtet, mit weißen Villen bestreut, dahinter erheben sich schroffe Felsengipfel, und über alle ragt der Vesuv empor mit dem kleinen Rauchwölkchen, das über seinem Gipfel schwebt und allein die Gluth im Innern des lieblich ruhenden Berges verräth.

So ist's an der Küste. Da sind Gestalten, Formen, Töne, die man beschreiben und in der Einbildung eines Jeden beleben kann. Aber wie soll man sie schildern — die ewig wechselnde Herrlichkeit des Meeres, das sich zu Füßen dieser reizenden Stadt in unendliche Fülle ausbreitet, das so schön ist, wenn ein leichter Wind die Fläche kräuselt und kleine Schaumwellen darüber ziehen wie weiße Lämmer über eine grüne Wiesenfläche, und schön, wenn es sturmbewegt empor-

wallt und Gebirge und Wasserfälle bildet, und wenn Woge die Woge verschlingt, und Licht und Schatten sich in ewigem Kampfe verdrängen und ersetzen, und am schönsten, wenn es so heilig still daliegt, ein Spiegel des Himmels und ein Bild der unendlichen Liebe Gottes, welche rings die Welt umschließt. Zahllose Segel schimmern wie weiße Tauben auf der blauen Fluth, Dampfschiffe kommen stolz daher gezogen und glänzende Silberstreifen begleiten ihren Lauf, und ganz im Hintergrund inmitten des Golfs liegt Capri, duftig blau, wie eine zarte Lufterscheinung aus der dunklen Meerbläue emporgestiegen.

Denkt euch nun diese Stadt, diese Berge, dieses Meer unter dunkelblauem Himmel, in goldenes Sonnenlicht getaucht oder sanft verklärt vom Monde, der über den Vesuv schwebt, und dessen Wiederschein die zitternden Wellen in tausend Silberfunken zerstreuen — denkt es euch recht lebhaft, und ihr fühlt etwas von dem Entzücken, mit dem der Reisende diese überaus herrliche Gegend begrüßt und die Allmacht und Majestät Gottes hier bewundert und sie für ewig in seine Erinnerung schließt! —

2. So merkwürdig die Stadt und ihr Meer, von so eigenthümlicher Art ist das Straßen-Völkchen in Neapel selbst, die Lazzaroni.

Die vielen kleinen Lazzaroni, die wir aus unseren Fenstern in Santa Lucia von früh bis Abend spielen und springen sehen, sind fast alle vater- und mutterlos und ohne Pflege und Obdach; ihre Lumpen müssen sie kleiden, bis irgend eine mitleidige Hand die halbnackten Glieder von Neuem umhüllt; sie essen, was ihnen der Zufall giebt, oft — unreife Früchte und ungekochte Gemüse; sie schlafen bald da, bald dort, in armseligen Häusern, in öden Boden- und Kellerräumen, deren arme Bewohner sie barmherzig aufnehmen. So wachsen sie auf wie die Lilien im Felde. Niemand säet, spinnt und sorgt für sie, und doch gedeihen sie, und es ist, als würden auch sie unmittelbar von Gott mit Thau und Sonnenschein getränkt, und als habe er ihnen ganz besondere Schutzengel bestellt, die mitten im bunt verworrenen Treiben der Neapolitanischen Straßen ihr Leben behüten. Wunderbar segnet er ihre ärmliche, ungewisse Nahrung und ihren Schlummer auf elendem Lager, so daß sie kräftig und munter sind und glänzende Augen und helle Stimme haben und fröhlich jeden Augenblick ihres Daseins genießen. Die Pifferari, die Geigenspieler und Sänger, die Improvisatoren und Puppenspieler scheinen für sie vor Allem da zu sein; sie umdrängen dieselben in dichtesten Haufen und horchen gespannt, oder lachen, tanzen und springen, wie es die Gelegenheit will; sie sammeln die Münzen, die den armen Virtuosen von den Balkonen zufliegen, und jubeln bei jeder neuen, die herabgeworfen wird, und überliefern sie getreulich; den vorüber=

kommenden Prozessionen und Leichenzügen folgen sie mit abgezogenem Mützchen bis zu Ende der Straße, und für einen Augenblick ganz still, als ahnten sie die Bedeutung solcher Feierlichkeiten; jedes heranziehende Schiff, jeder ankommende oder abgehende Reisewagen interessirt sie; die Fische, die an stillen Meeresstellen bis zur Oberfläche des Wassers dringen und wie Silberfunken emporblitzen, und die Meereswogen, die schäumend zum Ufer emporklettern, können lange ihre Blicke fesseln; jeder vorübergehende Fremde scheint ihnen ein Freund zu sein, der für sie seine Taschen mit Leckerbissen und kleinen Münzen gefüllt hat. Die Früchte, Seethiere und Bäckereien, die ringsum verkauft werden, sehen sie mit Vergnügen an, denn von Allem wird ihnen zuletzt doch etwas zu Theil, und ist das geschehen, dann genießen sie ihren Ueberfluß eben so harmlos fröhlich, wie sie in anderen Augenblicken ihre Entbehrungen ertragen; über keines von beiden denken sie nach; keines lebt im Voraus in ihrer Hoffnung oder Befürchtung; sie sehen sorglos in den Tag hinein und nehmen ihn, wie er kommt, und es ist, als fühlten sie in dunkler Ahnung die Liebe Gottes, die über sie wacht und sie schützt und erhält. Und *wir*, die wir das volle Bewußtsein dieser Liebe haben, sie erkennen in unserm Leben und im Leben der Menschheit, das uns die Geschichte erzählt — *wir* können noch manchmal zweifeln und fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden?" —

Wie nun diese Kleinen ohne Pflege körperlich gedeihen, so entwickelt sich auch in ihrer Seele manche schöne, *heilige* Regung, ohne daß eine erziehende Stimme sie weckt; sie sind untereinander so mildthätig, so liebevoll mittheilend, daß es eine Lust ist, sie zu beobachten; jeder Apfel, jedes Brod, das Einer erhält, theilt er mit den Andern; wir gaben einem kleinen hungrig aussehenden Jungen die Frühstücks-Brödchen, die wir zum Spaziergange mitgenommen; er betrachtet sie ganz gierig und froh; da sieht er eine arme Frau mit einem blassen kranken Kindchen auf den Armen herankommen, und ohne zu überlegen, steckt er diesem ein Stück Brod nach dem andern in das Mündchen, bis er nichts mehr hat und selbst ganz erstaunt seine leergewordenen Hände ansieht; dieß und Aehnliches haben wir hundertmal gesehen. —

Wenn sie Etwas zu geben haben, dann ist's ihnen unmöglich, bittenden Worten und Blicken zu widerstehen, und nicht einmal der Worte und Blicke bedarf es; das gute, großmüthige Herz, das ihnen Gott verliehen, zwingt sie unwiderstehlich zum Wohlthun und Mittheilen. — Häufig wirft man von den Balkonen Früchte, Brod, oder Geld unter sie aus; dann stürzen sie sich darüber, verzausen, schlagen sich auch

wohl in ihrem Eifer, die Gaben zu erhaschen; hat sie aber Einer an sich gerissen, dann theilt er sogleich das Gewonnene mit den Anderen; war es eine Münze, dann geht er unter Begleitung der Kameraden und kauft Kastanien oder Maccaroni, und Alle sind Gäste beim Mahl; erhält Einer von ihnen irgend ein besonderes Geschenk an Spielzeug oder Kleidungsstücken, dann wird er von den Anderen nicht mit Neid, sondern mit einer Art von Stolz angesehen und bewundert, und Alle — Große und Kleine — nehmen Theil an seiner Freude. Die großen Knaben und Mädchen sehen wir häufig für die kleinen sorgen, sie tragen, waschen und kämmen, oder für sie irgend eine von den Balkonen zugeworfene Gabe erhaschen. Nicht diese eßbaren Gaben machen sie glücklich; Liebkosungen, freundliche Worte entzücken sie, und spaßt man mit ihnen, dann vergessen sie, daß sie um etwas Anderes als Scherze gebettelt haben. —

---

307. Getäuschte Erwartung.

(Aus: Das Moselthal von Nikolaus Hocker.)

In der Nähe der St. Paulins-Kirche zu Trier liegen die Gebäude der ehemaligen Benediktiner-Abtei St. Maximin, die jetzt zu einer Infanterie- und Kavallerie-Kaserne dienen. Sie war eine der ältesten Abteien des Landes, reichsunmittelbar und besaß ungeheure Einkünfte. In der französischen Revolution sind die vielen Handschriften und Urkunden, die dort aufbewahrt wurden, verloren gegangen. Nur Weniges ist der Verschleuderung oder dem sichern Untergang entzogen worden. —

In St. Maximin hatte Herzog Carl der Kühne seine Wohnung genommen, als er im Jahr 1473 eine Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III. hatte. — Herzog Carl (sagt der Ehrenspiegel) kam mit 3000 wohlgeputzten Kürassieren, 5000 Reisigen und Schützen zu Fuß, in Sammet, Damast und Seide, mit Edelgestein, Gold, Silber und Perlen. Er selbst trug über den vergoldeten Küraß ein köstliches Mäntelein von klarem, gezogenem Golde, mit Diamanten, Rubinen, Ballassen, Smaragden, Perlen und anderen köstlichen Steinen, das von Einigen auf 80,000, von Anderen auf 200,000 Dukaten geschätzt wurde. —

In St. Maximin gab der Herzog dem Kaiser auch ein prachtvolles Mahl, bei dem der Aufwand über alles Maaß gewesen sein soll. — Bei dem feierlichen Hochamte war die Kirche zu beiden Seiten mit gestickten Teppichen von unschätzbarem Werthe behangen. Inmitten prangte der kostbar verzierte Hochaltar. Ueber dem Altarblatte standen

zunächst auf vier stufenweise geordneten Schemelchen der Reihe nach vier und zwanzig silberne Bilder, zu je sechsen vertheilt, von anderthalb Ellen Höhe, auf der fünften Stufe erblickte man die zwölf silber-vergoldeten Statuen der Apostel von derselben Größe. Auf der sechsten Stufe waren wiederum zehn goldene und an den Seiten vier silber-vergoldete Bilder aufgestellt und zwischen denselben zehn Kreuze angebracht, darunter sechs goldene, mit kostbaren Edelsteinen geschmückt, und vier silberne und ein vergoldeter Candelaber mit vier ellenhohen Engeln, aus lauterm Golde gefertigt. Ein goldenes Kästchen umschloß die Gebeine der ersten Einsiedler, des heiligen Paulus und Antonius. Ueber dem goldenen Tabernakel, das mit Bildern von gleichem Metall und mit kostbaren Steinen ausgeschmückt war, ragte eine goldene, mit Perlen besetzte Lilie hervor, an welcher sich Einer von den Nägeln Christi nebst einem Partikel vom Kreuze des Erlösers befand, und an deren Spitze ein zwei Daumen dicker Diamant glänzte, so daß man den Werth derselben über 200,000 Goldgulden schätzte. — —

Die ungeheure Pracht, die Herzog Carl vor den Augen des Kaisers entfaltete, verletzte diesen so sehr, daß er plötzlich abreiste. — Die Krönungs-Insignien waren bereits angefertigt und die Domkirche festlich geschmückt: leider! vergeblich! und Carl mußte in seinen schönsten Erwartungen getäuscht die Stadt verlassen. —

---

308. Bauern-Art.

(Aus: Die böhmischen Bäder von Siegfried Kapper.)

Ein Bauer aus dem Egerland hatte einen langwierigen Prozeß mit einem egerer Bürger; es handelte sich um streitige Acker-Abgrenzungen. Da der Prozeß kein Ende nehmen wollte, so entschloß sich der Bauer eines schönen Morgens und nahm seinen Weg geradezu nach Prag. Hier legte er dann seinen unendlich langschössigen und ebenso unendlich kurzleibigen, kragenlosen Capot und seine bockledernen Stiefel an, ging hin und ließ sich direkt beim Oberstburggrafen, wie damals noch die Statthalter in Böhmen hießen, anmelden.

Den breitkrämpigen Hut mit dem „Holzstoß" — so nennt der Egerländer die reiche Bänder-Verzierung seines Huts — in der Hand, den großen schildförmigen Knopf an der Brust spiegelblank geputzt, trat er ein, und zwar so fest und sicher, wie er glaubte, sich in seinem Rechte zu wissen. — Nun aber war das Parquet des Excellenz-Oberstburggräflichen Audienz-Kabinets keineswegs darauf eingerichtet, die festen Tritte eines egerländischen Bockleder-Stiefel-Absatzes über sich ergehen zu lassen, ohne dessen sprechendstes Conterfei

in der Form mehrer äußerst gelungener Abdrücke zurückzubehalten. — Der Bauer brachte sein Anliegen kurz und bündig vor und ging, nachdem ihm der Oberstburggraf zugesagt: sehen zu wollen, was zu thun sei. —

Der Kammerdiener, der ihn durch das gleichfalls parquetirte und somit gleichfalls von den Absätzen etwas hart mitgenommene Vorzimmer hinausbegleitet, wirft ihm einen Blick der tiefsten Entrüstung nach, den der Bauer, da er sich nicht bewußt ist, dem Herrn zu nahe getreten zu sein, mit dem wohlwollendsten „B'hüt Gott!" erwiedert. —

Wenige Tage darauf wird er wieder vor den Oberstburggrafen berufen. — Er hat den Prozeß gewonnen! — Mit strahlendem Gesichte versucht er es, der Excellenz dankbarlichst die Hand zu drücken, macht seine Reverenz und geht.

Im Vorzimmer wieder dieselben entrüsteten Blicke.

Das ist dem siegesfrohen Bauer etwas zu arg. „Sie, Herr Bedienter!" spricht er den Kammerdiener an, „Sie werden doch nichts dagegen haben, daß ich meinen Prozeß gewonnen habe?"...

„„Was geht mich sein Prozeß an!"" entgegnete der Kammerdiener. „„Ein andermal aber, wenn er hier etwas zu suchen hat, komm' er nicht mit seinen bockledernen Stiefeln und lass' er nicht zolltiefe Spuren von seinen Absätzen im gewichsten Boden zurück!""

„Wenn's weiter nichts ist," erwiederte der Bauer, „das muß schon der Herr Bediente zu Gnaden halten! Wenn ein **egerländer Bauer** wo auftritt, so muß man's auch merken, daß er dagewesen ist!"... und schritt groß und stolz aus der Antichambre. —

---

309 — 312. Schilderung einer altfränkischen Stadt.

Christoph von Schmid, der gefeierte Verfasser der Kinderschrift „die Ostereier," erzählt in seinen tiefgemüthlichen Erinnerungen:

1. Meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Wernitz und einer sanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem sie zum Theil erbaut ist. Die reichen Wiesen des Thales sind unvergleichlich schön grün und der bläuliche Fluß, der dazwischen hingleitet, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf schien und auf seinen sanften Wellen unzählige Sternchen silberhell funkelten, immer ganz ungemein ergötzt. In uralten Zeiten befand sich da, wo jetzt die Stadt steht, nur ein einziger Bauernhof. Einer der Besitzer, der hier zuerst Dinkel baute und deßhalb Dinkel-Bauer genannt wurde, viele Taglöhner hatte und sehr reich und sehr fromm war,

erbaute hier eine Kapelle und ein kleines Kloster und bat den Orden der Karmeliten, davon Besitz zu nehmen. Einige Ordensgeistliche begaben sich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienst. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erschienen an allen Sonn- und Festtagen dabei; und da sie hier noch vielen guten, aber unangebauten Boden fanden, so machten sie sich hier ansäßig. Es entstand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt. Wegen des Dinkels, der hier reichlich gedeiht, und des Bühls oder Hügels, an dem sie liegt, wurde die Stadt Dinkelsbühl genannt. Sie führt deßhalb auch drei grüne Hügel mit drei goldenen Dinkelähren im Wappen. So hat Dinkelsbühl wie noch viele Städte Deutschlands seine Entstehung einem Kloster zu danken. —

In diesem Augenblick schweben mir alle Straßen der Stadt vor Augen. Unter den Straßen, die ich, wie oft! durchwandert habe, sind einige sehr schön, breit und ziemlich lang. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle sind aber jetzt meistens abgetragen und zu Gärten umgeschaffen. In der Stadt befinden sich viele wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe. Von anderen Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus wegen seiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöster, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloster und das deutsche Haus, von einem Kommandeur des deutschen Ordens palastartig erbaut. —

Das merkwürdigste Gebäude aber ist die große Pfarr- und Haupt-Kirche nach altdeutscher, gothisch genannter Bauart aufgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit seinen vier und zwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffs und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. — O wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu! Die Gemälde auf den Altären und an den Wänden zogen mich besonders an; auch die Grabdenkmale ehemaliger Patrizier, ausgezeichneter Männer und würdiger Frauen der Stadt konnte ich nicht genug betrachten und die Inschriften darauf lesen. Es waren auf ihnen Begebenheiten aus der Geschichte Jesu in Stein ausgehauen, und die Inschriften zeugten von dem Glauben an Gott und Christus und von der Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben. — O wie oft wurde ich, wenn ich Abends spät bei hellem Mondschein an diesem bewundernswerthen Baue vorbeikam, der einen breiten dunkeln Schatten in die Straße hereinwarf,

von einem ehrerbietigen Schauder ergriffen! Welch' ein tiefes Gefühl mußten unsere Voreltern für Religion haben, daß sie ein solches Werk, zu dem die Quadersteine meilenweit herbeigeführt werden mußten, zu Stande bringen konnten! Wie groß mußte damals der Wohlstand der Bürger gewesen sein, daß sie die Kosten für einen solchen Bau bestreiten konnten! —

2. Die Stadtordnung war, auch nach meiner gegenwärtigen Einsicht, sehr lobenswerth. Die Stadt war ein in sich abgeschlossenes Ganze, eine kleine Republik, die gleich den ersten Fürsten des deutschen Reiches nur dem Kaiser untergeordnet war. Bürgermeister und Rath wurden nur aus den Bürgern gewählt. Ihnen stand die Regierung der Stadt zu. Ein zweiter Rath, aus mehreren Bürgern bestehend, der große Rath genannt, vertrat die Bürgerschaft gegen die Regierung. Ich hörte manchen Bürger nicht ohne Stolz sagen: „Ich bin ein freier Reichsbürger!" Die Statuten der Stadt waren gedruckt in jedes Bürgers Hand. Diese Statuten enthielten Alles, was über Ehecontracte, über Kauf und Verkauf, über Testamente gesetzlich bestand. Auch die Strafen über Vergehen der Gesetze waren hier deutlich ausgesprochen. Jeder Bürger, dem sie bei seiner Aufnahme übergeben wurden, mußte bei der allgemeinen jährlichen Bürgerversammlung sie vorzeigen. Jeder konnte daraus ersehen, wie er sich in Handel und Wandel zu benehmen habe. Viele Streitigkeiten wurden dadurch abgeschnitten, viele Abweichungen vom Gesetz und Ordnung verhindert. —

Die Polizei war sehr lobenswerth. Vor Allem wurde auf gute und wohlfeile Lebensmittel, richtiges Maaß und Gewicht gesehen. Brod, Fleisch und Bier hätten kaum besser sein können. Die Straßen wurden sehr reinlich und das Pflaster in gutem Zustand erhalten. Auch war die Anordnung getroffen, daß im Winter, wenn es Glatteis gab, alle Fußwege auf Kosten der Stadt von eigens dazu bestellten Leuten mit Sand bestreut wurden. — Die Stunde, in der Abends die Wirthshäuser zu schließen waren, im Winter um neun Uhr, im Sommer um zehn Uhr, wurde richtig eingehalten. Tanzmusik hatte selten Statt, nach alter Sitte nur vor Anfang des Advents, zur Faschingszeit vor Anfang der Fasten und bei Hochzeiten, bei denen aber nur die Eingeladenen erscheinen durften. An Markttagen wurden die Tanzsäle nur von Auswärtigen besucht. —

Eine große Wohlthat für die Stadt war schon damals, wie auch jetzt noch, das reiche Spital, welches seit älteren Zeiten größtentheils durch freiwillige Beiträge mildthätiger Bürger gestiftet worden. Ein adeliges Fräulein jener Zeit, das keine Verwandte hatte, hat ein bedeutendes Landgut ganz dem Spital vermacht. Jeder arme

Bürger, der sein Brod nicht mehr verdienen konnte, jede hilflose Wittwe und alle vater= und mutterlosen Waisen wurden von dem Spital versorgt. Nach Beschaffenheit der Umstände wohnten sie entweder da, oder erhielten eine wöchentliche Unterstützung, wohlweislich nicht an Geld, sondern an Lebensmitteln. Alle diese Speisen waren sehr gut gekocht. An höheren Festen bekamen alle Angehörigen des Spitals bessere Speisen; an Weihnachten Weihnachtsgeschenke an Eßwaaren, an Ostern Osterkuchen und Ostereier und dergleichen mehr. — So sprach sich der milde, christliche Sinn unserer Vorfahren in Allem aus! —

Schon von alten Zeiten her war in der Stadt die weise Vorsorge getroffen, daß der Preis des Getreides nicht zu hoch steigen konnte und keine Theuerung zu befürchten war. Es waren in der Stadt vier Kornhäuser errichtet, für jedes Stadtviertel eines. Wenn das Getreide unter dem Mittelpreis stand, so kaufte die Stadt ein und füllte die Kornböden. Stiegen die Früchte höher, so verkaufte die Stadt den Bürgern zu dem Mittelpreise. Der Gewinn, den die Stadt dabei hatte, reichte eben zu, die Zinsen des Kapitals, für das die Früchte eingekauft worden, den Schwand, die Unterhaltung der Gebäude und die Bezahlung der dabei beschäftigten Aufseher und Diener zu bestreiten. Die Stadt hatte bei dieser Einrichtung keinen Nachtheil, die einzelnen Bürger aber hatten den großen Vortheil, der Noth und des Jammers bei zu hohen Getreidepreisen überhoben zu sein. Der ruchlosen „Kipperei,“ die sich auf Kosten der Armen bereichern will, war gänzlich gewehrt. —

Die Stadt besaß auch ansehnliche Waldungen und eine große Anzahl von Weihern. Man sagte im Sprichwort: „Dinkelsbühl besitzt so viele Weiher, als das Jahr Tage hat.“ Gute Oekonomen behaupteten, es zeuge von keiner guten Landwirthschaft, daß man diese Weiher nicht trocken lege und zum Feldbau benütze. Allein schon damals, als ich noch ein Knabe war, wurden viele Weiher, über welche die Stadt frei zu gebieten hatte, in Aecker oder Wiesen umgeschaffen; bei vielen anderen aber war es nicht thunlich; denn entweder hatte eine benachbarte Gemeinde das Recht, ihre weidenden Viehheerden zur Tränke dahinzutreiben, oder ein benachbarter adeliger Herr, der jagdberechtigt war, widersetzte sich, indem er sagte: „Ich will lieber eine wilde Ente, als einen Hasen schießen!“

In älteren Zeiten war die Fischerei allen Bürgern freigegeben, allein es kam am Ende dahin, daß es gar keine Fische mehr gab. Man sah sich genöthigt, den freien Fischfang aufzuheben. Die Weiher wurden an eigene Fischer verpachtet und der Ertrag zum Besten der Stadt in Einnahme gebracht. Um alle Einwohner über den Verlust

ihres Rechtes zu fischen zufriedenzustellen, theilte man zur Zeit, da in den Weihern gefischt wurde, an die Bürger im Verhältniß ihrer Besteuerung mehr oder weniger Pfund Fische aus. Der Tag, an dem man, wie man sagte, den „Bürgerfisch" verabreichte, war eine Art Fest für die Stadt. Ueberall sah man Leute, die Hamen oder Netzbeutel mit Fischen trugen. Meine Mutter hatte auf diese Zeit immer einen bedeutenden Vorrath von Mehl vorräthig, indem immer einige arme Bürgersfrauen kamen, um anstatt ihrer Fische — Mehl einzutauschen. Sie sagten: „Unsere Kinder essen lieber Nudeln, die keine Gräten haben, wie die Fische." Die Stadtfischer verkauften auch ganze Wagen voll Fische, fast lauter Karpfen, an entfernte Städte, z. B. nach Augsburg. Diese Weiherkarpfen wurden einige Zeit vor dem Verkauf in eine mit Gittern abgesperrte Strecke der Wernitz gebracht, damit sie den Moosgeruch verloren und dann so gut schmeckten wie Flußkarpfen. Zur Zeit des deutschen Reiches war es gebräuchlich, dem Kaiser, wenn er in eine Reichsstadt kam, immer von dem Vorzüglichsten, was die Stadt hervorbrachte, ein Geschenk zu machen. In Dinkelsbühl standen vor der Thüre des Hauses, wo er seine Wohnung nehmen wollte, allzeit zwei große Kufen voll Fische bereit. Die höchsten und hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge aßen davon und schenkten den Rest den Kapuzinern der Stadt. —

3. Die Religion behauptete damals noch allgemein ihre Rechte, und war überall sichtbar vorherrschend.

Der Magistrat — ich rede hier vorerst von der katholischen Religion — erschien an jedem Sonn- und Festtag in dem Hochamte, Bürgermeister und Senatoren in schwarzen seidenen Mänteln, der Rechtsconsulent in einem scharlachrothen, der Stadtphysikus, so viel ich mich erinnere, in grünem Mantel. Sie hatten in den Chorstühlen zu beiden Seiten des Hochaltars ihre Plätze. Nach dem Evangelium wurde die Predigt gehalten, zu der alle diese Herren in die für sie bestimmten vergitterten Kirchenstühle der Kanzel gegenüber herabgingen. Nach beendigter Predigt begaben sie sich wieder in ihre Chorstühle. Wenn der eine oder andere Herr fehlte, von dem man wußte, daß er nicht verreist sei, so schickte man Collegen und Anverwandte hin und ließ fragen, ob er sich etwa nicht wohl befinde.

Auch die evangelische Kirche war an Sonn- und Festtagen sowohl Vor-, als Nachmittags gedrängt voll Menschen. Wenn der Gottesdienst beendigt war, so konnte die breite Straße die schön und festlich gekleideten Leute kaum fassen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie unser Hausherr, ein bedeutender Wollfabrikant, an dem Abend vor dem Tage, an dem er mit seiner Familie, seinen Söhnen und Töchtern, Gesellen und Mägden zum heiligen Abendmahl ging,

alle Arbeiten sehr frühe beendigte und ihnen bis spät in die Nacht vorlas und vorbetete. Mein Vater sagte uns oft, wir sollen an ihnen ein Beispiel nehmen und uns von ihnen nicht beschämen lassen. —

In Hinsicht der Sittlichkeit war zwischen beiden Confessionen ein rühmlicher Wetteifer, daß keine von der andern sich übertreffen lasse. Es kam höchst selten vor, daß eine Bürgerstochter zu Fall kam und machte allemal in der Stadt großes Aufsehen. Die erste Frage war immer: „Ist sie katholisch oder evangelisch?“ Der Theil, dem sie angehörte, war bestürzt. —

4. Nicht nur große Begebenheiten der heiligen, sondern auch merkwürdige Ereignisse der weltlichen Geschichte wurden durch eigene Vorstellungen oder Feste im Andenken des Volks erhalten.

So wurde das Entstehen der Stadt und des Karmeliter-Klosters, das dazu Veranlassung gab, jährlich am Hauptfeste der Karmeliten gefeiert. — Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen wurden in alterthümlicher Bauerntracht, aber sehr nett und zierlich, als Dinkel-Bauer und Dinkel-Bäurin verkleidet: der kleine Dinkel-Bauer mit grauem, spitzigem Hute, brauner Jacke, rothem Brustlatze, grünem Hosenträger und weiten, schwarzen Pumphosen; die Dinkel-Bäurin mit dem eigenthümlichen Kopfputz uralter Zeit, weißen Hemdärmeln, scharlachrothem, mit Gold- und Silberketten verziertem Mieder, weißer Schürze und einem langen schwarzen Rock ringsum mit Bändern von allerlei Farben verziert. Der Bauer hatte auf seinem Hut ein Sträußchen von Dinkel-Aehren und in der Hand einen Dreschflegel. Der Kopfputz der Bäurin war mit rothen und blauen Kornblumen geschmückt und in der Hand trug sie eine Sichel und an dem Arm ein niedliches Körbchen mit Konfekt, von dem sie ihrem Bauern von Zeit zu Zeit freundlich mittheilte. Beide Figürchen wurden auf einen kleinen Triumphwagen gesetzt und durften, von sechs Waisenknaben gezogen, bei der feierlichen Prozession mitfahren. Das Landvolk, das zu diesem Feste zahlreich herbeiströmte, hatte an dieser Vorstellung, oder, wenn man will, an dieser Spielerei großes Vergnügen. Die Bauerleute freuten sich, daß man einen Bauer so ehre, und fühlten sich mitgeehrt. Man verstand sich damals sehr wohl darauf, was Leute freue und das Volk zufrieden und vergnügt mache. Ein weises Wort dürfte wohl auch hier seine Anwendung finden: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen!“ Mir und nach mir allen meinen Brüdern wurde die Ehre zu Theil, den Dinkel-Bauer vorzustellen; ein Fräulein aus dem deutschordischen oder einem andern ansehnlichen Hause machte die Dinkel-Bäurin. —

Das Friedensfest, welches man nach dem schrecklichen dreißigjährigen Krieg alljährlich zu feiern pflegte, wurde sowohl von der

katholischen, als evangelischen Bürgerschaft auch zu einem Freudenfeste für Kinder gemacht. Die Katholiken feierten dieses Fest bloß in bescheidener Stille in Kirche und Schule, und zu Hause mit einer reichlicheren Mahlzeit. Für die evangelischen Kinder wurde nach dem dazu angeordneten Gottesdienst ein feierlicher Umzug veranstaltet. Die Kinder sowohl der deutschen, als lateinischen Schulen waren militärisch in Compagnien eingetheilt, und zwar nach der Art ihres Fortgangs in der Schule. Der Knabe, welcher in der obersten lateinischen Classe der Erste geworden, ritt als Oberst gekleidet mit bloßem Degen voraus — eine Ehrenstelle, die keinen geringen Wetteifer im Lernen bewirkt. Die Mädchen waren alle weiß gekleidet und trugen Blumen in den Händen. So zogen Alle hinaus zur Schießstätte, einem großen Rasenplatze mit schattenreichen Linden. Hier waren viele Zelte mit Erfrischungen aufgeschlagen. Auch jetzt findet sich bei diesem Fest, unter dem Namen „Kinder-Zeche" in der ganzen Gegend bekannt, von weit und breit her eine unzählige Menge Menschen ein. —

Man sieht, daß auch diese weltlichen Feste eine religiöse Färbung hatten. Ueberhaupt verstanden Magistrate und Fürsten der Vorzeit das Volk ruhig und zufrieden zu erhalten. Schon die alten Römer sagten: „Panem et circenses — wohlfeile Lebensmittel und feierliche Schauspiele." Man sollte dem Volke keine herkömmliche Freude verderben! —

---

313 — 318. Der Religions-Unterricht zu Rom.

(Aus: Vermischte Schriften von Christian Brentano.)

1. Alle Sonntage ist in jeder Pfarrkirche Kinder-Christenlehre, wozu die Kinder jedesmal auf folgende Weise eingeladen werden. In jeder Pfarrei geht ein kleines Kind von 6 bis 7 Jahren mit einem Kreuze, nebst einem andern mit einer Glocke durch alle Straßen, welchem sich gar bald — denn du kannst dir denken, daß dieß ihnen eine Art Sonntagspläsir ist — mehrere Kameraden zugesellen; man klingelt und singt: „Padri e madri, mandate i figli nella dottrina cristiana; se no! ne renderete conto a dio!" Dieß geschieht etwa eine Stunde vor Anfang des Unterrichts, in welchem sich dann die Kinder versammeln. Da sind sie denn nun in mehrere Kreise vertheilt, deren jeder seinen Lehrer hat, und wird ihnen nach Verschiedenheit des Alters und der Kenntnisse verschiedentlich die Christenlehre eingelernt. Das Büchlein für die Kleinen sowohl wie für die Größeren ist von dem berühmten Bellarmin abgefaßt, eine Schrift,

die in allen Sprachen übersetzt ist. Es ist wahr, daß es bei diesem Unterricht mehr auf das Gedächtniß zu wirken abgesehen scheint; indessen ist dieß für diese Jahre doch auch schon etwas sehr Köstliches, und ein Fundament, auf welchem nicht nur die Eltern die Erbauung des Herzens leicht und sicher fortführen können, sondern welches auch den späteren Wirkungen des heiligen Geistes, wann und wo er sich zur Besserung oder weitern Erweckung als den uns verheißenen Erinnerer bewährt, von Seite des der Kirche befohlenen Theils, hilfreich die Hand bietet. — Im Uebrigen geht es bei diesen Kirchenversammlungen der Kleinen sehr naiv und ungenirt zu; als bewunderungswürdig ist dabei die dem hiesigen Volk eigene Gedächtnißfähigkeit zu beachten; es examinirt auch wohl ein Kind das andere; am Schlusse werden Bilder als Prämien ausgetheilt, und dann lauft Alles vergnügt nach Hause, denn es wird nicht leicht eines ohne Bildlein davonkommen, den ärmeren werden bei diesen Gelegenheiten auch wohl Almosen ausgetheilt. — Neben dem Katechismus lernen die Kinder auch viele lateinische Kirchengebete und Gesänge auswendig, und man wird wenig Erwachsene finden, welche nicht die meisten üblichsten Psalmen auswendig wüßten. Daher findet hier Statt, was viele hierher gekommene Geistliche nicht wenig verwundert hat, daß die Laien eben so wohl als die Geistlichen die Vesper zu singen im Stande sind; wie sie es denn in den kleineren Oratorien, deren Rom eine Unsumme hat, in Bruderschaften mancherlei Namens und Zweckes congregirt, wirklich zu thun pflegen, was ich nicht nur hier in Rom, sondern auch auf dem Lande häufig gesehen. —

2. Außer diesen gewöhnlichen und gleichsam elementaren Unterweisungen in der Religion finden noch mehrere andere ungewöhnliche und darum um so wirksamere zu verschiedenen Zeiten des Jahres Statt. — Unter diesen verdienen, des großen Nutzens halber, vor allen die österlichen Unterweisungen der Erwähnung, welche einige Wochen vor der österlichen Zeit in den meisten Kirchen von der Kanzel gehalten werden, und nur dahin abzwecken, den Zuhörern Anleitung und Vorbereitung zu einer würdigen Beicht zu geben. Welche große Wohlthat! Denn du mußt nicht denken, als ob diese Predigten etwa als Schlendrians-Reste einer ältern und bessern Disciplin daständen; nichts weniger. Obgleich sie, wie gesagt, in allen ansehnlichen Kirchen gehalten werden, so sind sie doch allenthalben von den aufmerksamsten Zuhörern angefüllt. Es giebt Deren darunter, die diese jährlichen Predigten schon zwanzig-, dreißig- und mehrmals gehört haben. In ihnen wird die ganze Sittenlehre des Christenthums, im praktischen Contrast mit den üblichen Lastern, entwickelt und zu Erforschung des Gewissens, Erweckung wahrer Reue, Anord-

nung eines genügenden Bekenntnisses u. s. w. die speziellste Anleitung gegeben. —

3. Eine andere Stelle verdienen hier die jährlichen Fastenpredigten, theils als Vorbereitung zu den eben erwähnten, theils an und für sich selbst, obgleich die Erweckung echten Bußgeistes ihr Hauptzweck bleibt. Diese werden ebenfalls in den ansehnlicheren Kirchen vierzig Tage lang hintereinander gehalten. Man sucht dazu ausgezeichnete Prediger aus und läßt zu dem Ende, und besonders um durch neue Personen neuen Eindruck zu machen, auch wohl welche aus auswärtigen Städten kommen, während die römischen dorthin geschickt werden. Hier habe ich das ungemeine Talent und die unermüdliche Ausdauer der römischen Redner auf eine bewunderungswürdige Weise kennen gelernt. Vierzig oder eigentlich fünf und vierzig Tage hintereinander vor einem gespannten fein kritisirenden Publikum stundenlange Reden zu halten, die nicht nur der Erbauung, sondern auch allen Ansprüchen einer feinen und kräftigen Beredsamkeit genugthun, ist eine Sache, die physische und geistige Fähigkeiten verlangt, die man wahrlich nicht allenthalben finden wird. Wollte man annehmen, daß sie aus dem Gedächtnisse gehalten würden, welches stupende Gedächtniß gehörte dazu; und sind es Ergüsse des Augenblicks: welche Erfindungsgabe, welche reiche und geschmeidige Beredsamkeit! Diejenigen eines jungen Paduaners, Namens Scarpa, waren von der Art, daß alle Zuhörer von Begeisterung und heiliger Bewunderung ergriffen wurden. Schon stundenlang vor seinem Erscheinen war die ganze Kirche angefüllt; wer später kam, fand keine Stelle mehr. Gestalt, Geberde, Stimme, Auffassung des Gegenstandes, Adel des Ausdrucks, Alles großartig und gewaltig, wie ich dir nicht beschreiben kann. —

4. Zu den hiesigen Belehrungs-Anstalten muß ich auch den öffentlichen Vortrag der heiligen Schrift rechnen, welcher alle Sonntage in drei Kirchen geschieht, und der alle Schriften des Alten und Neuen Testaments der Ordnung nach mit Erklärung und Anwendung begleitet. Es hat mich gefreut, diese Vorschrift des Conciliums von Trient hier zur Ausführung gebracht zu sehen. Einen eigenen Reiz gewinnt die Sache durch das den Italienern eigenthümliche Talent zu erzählen, wenn der Inhalt des Chorstücks historisch ist. Man glaubt der Geschichte gegenwärtig zu sein, so klar und kräftig und ausführlich wird das Bild der jedesmaligen Handlung dargestellt. —

5. Eine weitere Erwähnung neben den vorigen verdienen die Missionen, welche wiederum zu einer gewissen Zeit des Jahrs ihre Stelle einnehmen. Dieses sind Predigten, welche von eigens dazu bestimmten Geistlichen entweder in gewissen Kirchen, oder auch

auf öffentlichen Plätzen eine Woche oder länger hintereinander gehalten werden, und theils geistliche Erweckung, theils gründliche Sittenreform beabsichtigen. Der Prediger tritt unter Vortragung eines großen Crucifixes auf, von einer eigenen dazu gewidmeten Bruderschaft in Prozession begleitet, welche alle, um nicht erkannt zu werden und also den Scheinruhm einer besondern Frömmigkeit zu vermeiden, wie dieß auch bei vielen anderen Bruderschaften Gewohnheit ist, mit einem dicken Schleier verlarvt sind. Zwei aus diesen stellen sich zu beiden Seiten des Predigers; die unbewegliche Haltung dieser Menschen macht einen eigenen Eindruck. —

Vor Anfang des eben verflossenen Jubiläums wurden eigene Missionen gehalten, um zu diesem heiligen Jahre vorzubereiten. Ich habe nie etwas Erbaulicheres gesehen oder gehört. Zum Orte dieser Andachten waren die ansehnlichsten Plätze der Stadt erlesen, auf welchen eigene Gerüste für die Prediger aufgeschlagen waren. Da hätte ich denn so viele unserer guten Deutschen hergewünscht, die man gemeinhin mit so unverständiger Geringschätzung von der ultramontanischen Geistlichkeit, von der Herrschsucht, dem Prunk, dem Wohlleben, der Unwissenheit, dem Stolze der Prälaten, ihrer Trägheit u. s. w. lästern und, Gott weiß es! verleumden hört. Zwar wären die bereits erwähnten vierzigtägigen Fastenpredigten schon hinreichend, sie eines Bessern zu belehren; allein wie sehr würde es sie befremdet haben, hier die höhere Geistlichkeit, Bischöfe und Erzbischöfe 2c. drei Wochen hindurch stundenlang unter der römischen Tageshitze und unter freiem Himmel ausharren zu sehen und dem Volke mit begeisterndem Eifer und herrlicher Beredsamkeit die Wahrheiten des Christenthums an's Herz legen zu hören, während seinerseits das Volk Gewerbe und Gewinn gern beiseitsetzte und dadurch einen praktischen Beweis seines Glaubens gab: daß der Mensch nicht allein vom Brode, sondern auch vom Worte Gottes lebe, an welchem man sich dasselbe täglich mehrere Stunden lang mit einer ungezwungenen und um so mehr bewunderungswürdigen Ordnung und Stille und geistlicher Freude erlaben sah. Alle Butiken, Gewerbstätten u. s. w. waren zu dieser Zeit geschlossen. Schon eine Stunde vor Anfang sah man das Volk versammelt, die Weiber auf der einen, die Männer auf der andern Seite des Platzes, Alles nach dem Gerüste des Predigers gerichtet. Ein geistliches Lied in italienischer Sprache, von schönen Stimmen gesungen, machte den Eingang; dann trat ein Katechist auf, das ist ein Geistlicher, der die Lehren des Christenthums mit schöner Beredsamkeit der Ordnung nach entfaltete, so daß am Ende der drei Wochen ein kleiner Lehrcurs des ganzen katholischen Glaubens vollendet war; nach diesem wieder ein kurzer Gesang, dann die Predigt des Mis-

sionärs, welcher allerwärts Einer von der höchsten Geistlichkeit war, denn nur solche hatte der Papst dazu erwählt. Nie hörte ich ergreifendere Vorträge, nie aus würdigerem Munde gesprochen, nie von willigeren und aufmerksameren Ohren aufgefaßt. Eine Stille unter all diesem Volke, daß der entfernte Laut eines schreienden Kindes aus einer anstoßenden Straße als Störung auffiel. Du kannst denken, welch rührendes Schauspiel; aber auch um wie viel mehr es erhöht wurde, wenn, wie es reihum überall geschah, der Papst selbst *) erschien, und sich auf dem Balkon eines dem Redner nahen Hauses als Mitzuhörer einstellte, als ein frommer Vater — Beispiel und Freude seiner zur Frömmigkeit geladenen und versammelten Kinder! Kein Wunder, wenn am Schlusse der etwa dritthalb Stunden dauernden Andacht Alles um seinen Segen rief, den er ihnen dann mit unaussprechlicher Huld und zugleich, man möchte sagen, himmlischer Würde — man sah es — aus dem Herzen ertheilte! —

6. Eine andere Pflege des behaltenen, und Erneuerung des etwa lauer gewordenen geistlichen Lebens steht den Römern jedes Geschlechts, Alters und Standes in den **geistlichen Exercitien** offen, wofür hier ebenfalls öffentliche Anstalten sind; wie lobenswerth wirst du gleich selbst ermessen, wenn ich dir sage, daß hier Jedem, auch dem ärmsten Bettler und Taglöhner eröffnet ist, einmal im Jahr — auf acht Tage — die Welt und ihren Kummer und ihre Lasten zu vergessen, um sich nur mit der Sorge für das Ewige zu beschäftigen. Dieses „Pritias," wie es genannt wird, findet in Klöstern seinen Platz; auch bestehen eigene Bruderschaften, die diese herrlichen Anstalten in Gang und Ordnung bewahren. Die Armen werden diese Zeit über ganz kostenfrei beherbergt und ernährt, die Männer in Manns-, die Frauen in Frauenklöstern. Alle führen währenddem ein klösterlich geordnetes geistliches Leben, worin ihnen das Wichtigste in Herz und Gemüth eingeprägt wird. Die Betrachtungen, für jeden Tag dieser Erbauungszeit eine andere, fangen von der geistigen Bestimmung des Menschen an, und nachdem sie das Verderben und die Sünde in ihrem ganzen Elende gezeigt, führen sie, in Vermittelung der Parabel des verlorenen Sohnes, durch Buß- und Besserungs-Gesinnungen zur Barmherzigkeit Gottes, und in dem Trost der Hoffnung der ewigen Seligkeit, welcher die letzten Betrachtungen gewidmet sind. — Ein anmuthiger Wechsel verschiedener Andachtsübungen versüßt diese Erbauungszeit, in der auch ein Erholungsstündchen nicht vergessen ist, und welche durch ihre vom heiligen Ignatius herrührende meisterliche Anordnung so erquicklich wirkt, daß die Meisten beim Austritt

*) Es war damals der Papst Leo XII.

ihr Ende betrauern und kaum wissen, wo die Woche hingekommen. — Gewiß ein löbliches Zeugniß für die römische Jugend wirst du darin finden, wenn ich dir sage, daß trotzdem, daß der Carneval den Meisten ein Hauptspaß ist, und zwar ein solcher, gegen den seiner liebenswürdigen Unschuld halber nicht leicht etwas eingewendet werden kann, doch nicht Wenige sind, welche sich gerade diese Zeit zu diesen Uebungen auswählen. Ich selbst habe vorgestern einen jungen Freund gesprochen, der mit Anderen meist von sechzehn bis vier und zwanzig Jahren, gegen siebenzig an der Zahl, diesen Carneval dort zugebracht hat. — Die nämlichen Uebungen werden auch von den Geistlichen dieser Stadt, und zwar von allen Beichtvätern ohne Ausnahme, und von Anderen, welchen Ranges und Standes sie seien, Einmal des Jahres bei den Missionären vorgenommen. Auch in Privat-Oratorien, ich meine in kleineren, einzelnen Bruderschaften gehörigen Kirchlein, werden diese Exercitien unter der Leitung guter Geistlichen dem Volke zum Besten gegeben, nur mit der Modification, daß hier das Ganze in einer Reihe von Abendpredigten für jedes Geschlecht besonders vorgetragen wird, damit auch Diejenigen, deren Familien-Verhältnisse ein gänzliches Zurückziehen nicht vertragen, der Früchte dieser Betrachtungen nicht ganz beraubt bleiben. —

Alle diese Dinge zusammengenommen sind ja wohl eine christliche — und von Seiten der Kirche eine wahrhaft mütterliche zu nennen; aber glaube ja nicht, daß ich sie mit diesem Erzählen **alle** aufgezählt hätte! —

---

319. Eine irische Dorf-Schule.

(Aus: Reisen in Irland von J. G. **Kohl**.)

Um einen Begriff von der **Armuth** der Katholiken Irlands zu geben, schildert der bekannte Reisende unter Anderm auch eine **Dorf-Schule** mit den Worten:

Wie in diesen entlegenen Gegenden das Licht der geistigen Bildung überliefert wird, hatte ich an unserm Wege zu sehen Gelegenheit, in einer irischen Winkelschule. Es war in der That ein rührendes Bild!

Das Schulgebäude war eine mit Rasen gedeckte Lehmhütte, ohne alle Fenster und ohne alle weitere Bequemlichkeit. Die kleinen Schulkinder saßen alle so gut als möglich in ihre Lumpen gehüllt an der offenen niedrigen Thüre der Hütte und hielten alle ihre kleinen Bücher in der Richtung zur Thüre hin, um das dadurch eindringende spärliche Licht aufzufangen. Viele Kleine saßen und lagen auf dem Boden. Hinter ihnen saßen Einige auf ein paar Bänken, die sie aus Brettern zusammengestückt hatten, und dahinter standen einige Große,

die wieder zwischen den Köpfen der Vordermänner mit ihren Büchern zum Lichte hervorlangten. Der Lehrer, in dem armseligsten Nationalkostüm, saß mitten unter dem Haufen.

Draußen vor der Thüre lagen so viele Torfstücke, als drinnen Knaben saßen. Jeder Knabe hatte ein Torfstück mitgebracht, als Tribut und Honorar für den Lehrer.

Dieser stand, als ich durch die enge Thüre hineintrat, von einem Fasse auf, begrüßte mich freundlich und entschuldigte sich mit den Worten: „In der That, es thut mir sehr leid, daß ich Euer Ehren keinen Stuhl geben kann." Er lehrte den Kleinen das englische Alphabet. Die Knaben sahen recht munter, frisch und heiteräugig bei diesem Studium aus; und wenn man ihre Armuth, ihre Nahrung und ihre Kleidung bedenkt, so muß man es in der That für ein großes Wunder halten, daß dieß fast mit allen irischen Kindern — wenigstens auf dem freien Lande — der Fall ist.

Das Schulhaus lag unmittelbar am Wege. Die Kinder aber wohnten einige Meilen abseits, und auch der Schulmeister logirte vom Wege ab. Zu gewissen Stunden treffen sie sich Alle hier an der Straße, und am Abend nach beendigter Arbeit stecken die Knaben ihre Fiebeln in die Tasche und springen davon; der Schulmeister aber verrammelt die Thür, so gut es gehen will, schiebt seinen Torftribut in seinen Sack, nimmt seinen Wanderstab in die Hand und pilgert damit zu seiner entlegenen Hütte über den Torfgrund. —

Siehe da! das echte Genrebild einer irischen Dorfschule! —

320. Ein Wort über die heiligen Martyrer.

(Von Hugo von St. Victor.)

Betrachten wir die Martyrer der Kirche und lassen wir unser träges, kaltes Herz an ihrer Liebe warm werden! Was haben sie gelitten und überwunden! Alles, was nur dem menschlichen Herzen empfindlich sein kann, ist über sie ergangen, um sie abwendig zu machen. Aber die Liebe zog sie. Sie gingen unaufhaltsam ihrem Ziel entgegen. Hinter sich die Welt, vor sich Gott, in der Mitte die Henker und Martern. So tief ihr Herz von der Liebe verwundet war, so tief verachteten sie die Wunden, die dem Fleische geschlagen wurden, und bekannten sterbend, was ihnen im Leben das Theuerste gewesen war. O welche Seligkeit muß ihnen die Liebe gegeben haben, die so unauslöschlich in ihren Herzen brannte! Und nun sind sie dahin gekommen, wo sie die Liebe selbst aufgenommen hat. Wie Wasserströme stürmten die Leiden der Welt auf sie ein. „Aber viele Flüsse und viele Wasser vermochten die Liebe nicht auszulöschen!" (Hoheslied 8, 7.) —

321. Der tapfere Streiter Christi.

Sebastianus, ein wackerer Kriegsmann und noch tapferer Streiter Christi, ward den Kaisern Diocletianus und Maximianus so werth, daß sie ihn zum Obersten ihrer Leibwache ernannten und ihm befahlen, des Dienstes wahrzunehmen bei ihrer eigenen Person. Solcher Würde unterzog der christliche Krieger sich nur darum, damit er Gelegenheit haben möchte, denen Bekennern Jesu Muth zuzusprechen, wenn ihr Herz weich wurde unter der Marter.

Eines Tages begab es sich, daß zwei Brüder von edler Abkunft und erhabener Gesinnung um des christlichen Glaubens willen zum Tode geführt wurden. Als solches bekannt ward, eilten ihre Eltern und Verwandten herbei, um durch Flehen und Thränen ihre gläubige Beharrlichkeit zu erschüttern.

Es kam die Mutter mit zerrissenen Gewändern, mit aufgelöstem Haar, mit entblößten Brüsten. „Meine Söhne," rief sie, „meine theuren Kinder, erbarmet euch des Leibes, der euch getragen hat! Erbarmet euch der Brüste, die euch getränkt haben! Wie? soll ich euch missen aus eurer eigenen freien Wahl? Wäret ihr in die Hände der Feinde gefallen, ich würde mich in ihre Schwerter stürzen, um euch zu retten! Würdet ihr gefangen gehalten in unterirdischen Kerkern, ich würde zu euch eindringen trotz Schloß und Riegel! Nun aber wählt ihr freiwillig den Tod und entsaget dem Leben! Welch eine Zeit ist die, wo die blühende Jugend den Tod umarmt und das hilflose Alter sich an das Leben klammert!!" —

Als diese geendigt hatte, wankte der hochbejahrte Vater daher, gelehnt auf seine Knechte, er hatte Staub auf sein Haupt gestreut, und sprach mit gebrochener Stimme: „Ich komme, meine Kinder, euch das letzte Lebewohl zu bringen! Ich, der ich hoffte, von euch bestattet und beweint zu werden, komme, euch die letzte Ehre zu erzeigen! O ihr Stützen meines hohen Alters; ihr Lichter meiner erlöschenden Augen; ist's möglich, daß der Tod euch lieber ist, als euer Vater!? Kommet, ihr Jünglinge, und weinet über eure fallenden Gefährten! Kommet, ihr Greise, und helfet mir beweinen den Starrsinn meiner Kinder! Erblindet, meine strömenden Augen, daß ich meine Söhne nicht fallen sehe durch die Hand des Henkers!!" —

Als dieser geendigt hatte, rannten die beiden Gattinnen der Verurtheilten herbei; sie trugen ihre Kinder auf den Armen, hielten sie den Vätern dar, riefen mit erstickter Stimme: „Was soll aus uns werden? Was soll aus euren Kindern werden? Wer soll unsers herrlichen Besitzthums Erbe sein? O ihr Felsherzen! Die Eltern verschmähet ihr, die Freunde beschämet ihr, die Gattinnen

verstoßet ihr, den Kindern entsaget ihr, freiwillig stürzet ihr in das Schwert der Henker!" —

Von solchem Jammer und solchen Vorwürfen fingen die Herzen der Bekenner allmählich an erweicht zu werden.

Als das **Sebastianus** wahrnahm, drängte er durch den Haufen, trat in die Mitte und sprach: „„O ihr wackeren Streiter Christi; wollet nicht um irdischer Liebkosungen willen die himmlische Krone verscherzen!"" — Dann zu den Verwandten sich wendend, sprach er: „„Gebahret euch nicht so übel! Nicht auf immer werden Diese von euch geschieden, sie gehen nur voraus, um euch die gestirnten Wohnungen zu bereiten! Dieses Leben ist nicht das rechte Leben. Es täuscht unsre Hoffnungen, es spottet unsrer Wünsche, es lügt unsrer Sehnsucht, elend ist, wer ihm vertraut! Glaubet mir, wer dieß Leben liebhat, der wird es verlieren; wer es aber heldenmüthig in die Schanze schlägt, der wird es gewinnen!""

Während der heroische Krieger also redete, umstrahlte ihn eine himmlische Glorie; ein schneeweißes Gewand ward, von unsichtbaren Händen, um seine Schulter geworfen. Sieben glänzende Engel umringten ihn; ein Jüngling trat zu ihm, bot ihm den Frieden, und sprach: „„Dir ist das Reich bereitet von der Welt Beginn her!""

Zoe, die Gattin des Nicostratus, in dessen Hause die Bekenner bewacht wurden, fiel dem predigenden Kriegsmann zu Füßen; und da sie der Sprache beraubt war seit geraumer Zeit, bat sie mit Winken und Zeichen um seinen Segen. Sebastianus aber sprach: „„Bin ich wirklich ein Knecht Christi, und ist Alles wahr, was dieses Weib aus meinem Munde gehört hat, so möge **Der!** der seinem Propheten Zachariä den Mund aufthat, auch ihr die Zunge lösen!"" Augenblicklich rief Zoe aus: „„Gesegnet ist die Rede deines Mundes und gesegnet sind Alle, die deinen Worten glauben! Sieh', ich sah einen Engel neben dir stehen, welcher ein Buch in Händen trug, und Alles, was du redetest, stand in diesem Buche geschrieben!"" Als das ihr Gatte Nicostratus hörte, löste er die Bande der Martyrer und ließ sie gehen, wohin sie wollten. Sie aber weigerten sich, der errungenen Krone zu entsagen. Es waren nicht nur sie durch Sebastianus' Zuspruch wieder im Glauben erstarkt, sondern auch ihre Eltern, Gattinnen und Freunde, wie auch viele andere Menschen wurden durch die Kraft der Worte bekehrt, und bekannten Christum. Alle diese wurden durch den Presbyter Polykarpus getauft und haben nacheinander die Martyrerkrone empfangen. —

Als Diocletianus vernahm daß Sebastianus Christum predigte, hieß er ihn vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Einer der Ersten meines Palastes warst du, und einer der Nächsten meinem Herzen.

Ich habe eine Schlange im Busen genährt, einen Feind meiner Wohlfahrt und einen Verächter der Götter!" Sebastianus antwortete: „„Eben um deiner Wohlfahrt willen habe ich Christum angebetet, Tag und Nacht habe ich für das Heil des Reiches den Gott des Himmels angerufen!"" — Der ergrimmte Kaiser aber befahl in der Mitte des Lagers **ihn** mit Pfeilen zu erschießen. — Alsbald ward er in das Lager geführt, an eine Säule gebunden und von den Pfeilen seiner Kriegsgenossen durchbohrt, gab der heldenmüthige Streiter seinen Geist auf. —

322. Der zerstückte Bekenner.

Sanct Jakobus, der Martyrer, welchen die Kirche dem Reiche Persien verdankt, war von christlichen Eltern geboren, auch erfreute er sich einer sehr frommen Gattin und stand bei dem König des Landes in großen Gnaden. Es gereichte ihm aber die Freundschaft und Ehre dieser Welt zu einem Fallstrick. Denn seinem irdischen Herrn zu Liebe verläugnete er Denjenigen, welcher ihn bis in den Tod geliebt hatte. Als das seine Mutter und seine Gattin vernahmen, schrieben sie ihm folgenden Brief:

„Einem Sterblichen zu Liebe hast du Dem entsagt, welcher das Leben selbst ist! Buhlend um die Gunst eines morgen faulenden Leichnams hast du Dessen Freundschaft verscherzt, dessen Wohlgeruch die Seele selbst erquickt! Du hast die Wahrheit umgetauscht für die Lüge, und indem du einen irdischen Richter scheuetest, den Zorn Dessen erweckt, welcher ist ein Richter der Lebendigen und der Todten! Wisse dann, daß wir von nun an dich als einen Fremden betrachten und keine Art des Verkehrs ferner mit dir pflegen wollen!"

Als Jakobus diesen Brief erhielt, hub er bitterlich an zu weinen. „„Wehe mir,"" sprach er, „„wenn die Mutter, die mich gebar, und das Weib, das mir Treue gelobte, nichts weiter von mir wissen wollen, wie vielmehr wird sich Der von mir entfremden, um dessenwillen sie mir entsagen!"" Da er nun nicht aufhörte, über seinen Abfall sich zu betrüben, seine Betrübniß und deren Ursache auch im mindesten nicht verborgen hielt, ward auch dem Könige bald kund, wie es um seinen Diener Jakobus stehe. Der König ließ ihn vor sich kommen, und sprach zu ihm: „„Sage mir, bist du wirklich zu den Nazarenern zurückgekehrt?"" Jakobus: „„Ich kann's und will's nicht läugnen!"" König: „„Weißt du nicht, was die Gesetze über diese Sekte verhängen?"" Jakobus: „„Der Wind bläst über die Felsen; der Fels bin ich, der Wind sind jene Drohungen!"" König:

„„Besinne dich eines Besseren, damit du nicht eines bösen Todes sterbest!"" Jakobus: „„Sage nicht — Sterben! Sage — Schlafen!"" König: „„Diese Sprache kenne ich. Allein auch die mächtigsten Könige fürchten sich vor diesem Schlaf!"" Jakobus: „„Was die Könige thun, magst du wissen. Ich weiß, daß ich zu diesem Schlafe mich freue, und mehr noch zu dem — Erwachen!"" —

Der König pflog Rathes mit seinen Freunden, was mit diesem Menschen anzufangen sei. Der Beschluß war, daß er zur Warnung für Andere — Glied für Glied zerstückt werden solle. Als nun Einige sein Schicksal mit Thränen beklagten, sprach Jakobus: „„Weinet nicht über mich, weinet über euch selbst; denn meine Marter dauert wenige Augenblicke, die eure aber wird ewig dauern!"" —

Als der Tag seiner Hinrichtung erschien und der Martyrer auf das Blutgerüst gestreckt war, hieben die Henker ihm zuvörderst den Daumen der rechten Hand ab. Er aber rief: „„Die üppigen Ranken werden beschnitten, auf daß der Weinstock desto freudiger grüne!"" — Sie hieben ihm den zweiten Finger ab, und er sprach: „„Zweifältig gab der Herr Hiob wieder, was er ihm genommen!"" — Sie hieben den dritten Finger ab, und er sprach: „„Drei Knaben lobten Gott im Feuer-Ofen!"" — Sie hieben ihm den vierten ab, und er sprach: „„Vier Herolde posaunen das Evangelium in die vier Winde des Himmels!"" — Sie hieben ihm den fünften ab, und der Martyrer rief: „„Möge meine Lampe leuchten, wie die Lampe der fünf klugen Jungfrauen!"" —

Als auf diese Weise seine rechte Hand verstümmelt war, sprachen die Henker zu ihm: „Der Rechten bist du ledig; rette wenigstens die Linke!" Statt dessen streckte er auch die Linke freudig dar, sagend: „„Habt ihr je gehört, daß ein Lamm nur zur Hälfte geschoren werde?"" Sofort hieben die Henker ihm den sechsten Finger ab, und er sprach: „„Aus sechs Trübsalen hat mich der Herr errettet!"" — Sie hieben ihm den siebenten ab, und er sprach: „„Und in der siebenten wird es keine Noth haben!"" — Sie hieben den achten ab, und er sprach: „„Der du am achten Tage beschnitten wurdest, rette mich aus den Händen dieser Unbeschnittenen!"" — Sie hieben den neunten ab, und er sprach: „„Der du um die neunte Stunde deinen Geist aufgabst, nimm auch mich auf in deine Ruhe!"" — Sie hieben den zehnten ab, und er sprach: „„Zehn ist die Zahl der Gebote Gottes, und das Jota ist der erste Buchstabe des Namens Jesu Christi!"" —

Hierauf sprachen Einige der Umstehenden zu ihm: „O Du, der uns einstens so werth war, besinne noch jetzt dich eines Andern, auf daß du lebest! Wurdest du der Hände gleich beraubt, so sind doch noch weise Männer vorhanden, welche dich heilen werden, und du

kannst noch lange in Ehren und in Ueberfluß unter uns leben. — Der Martyrer aber sprach: „„Fern von mir sei eine so verdammliche Heuchelei! Wisset ihr nicht, daß geschrieben stehet: Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes?““ —

Als das die Henker hörten, traten sie hinzu und verhieben ihm die große Zehe des rechten Fußes; der Martyrer aber sprach: „„Auch der Fuß Jesu Christi wurde durchbohrt, und es floß Blut heraus!““ — Sie verhieben ihm die zweite Zehe, und er sprach: „„Herr, du hast mich gebildet, was ich um und um bin, und versenkest mich sogar!““ — Sie verhieben die Dritte, und er sprach: „„Fahr' hin, du Dritte, und wie das Weizenkörnlein Frucht bringt, wirst du am jüngsten Tag auferstehn mit deinen Gefährten!““ — Sie verhieben ihm die vierte Zehe, und der Martyrer rief: „„Warum betrübst du dich, meine Seele! und bist so unruhig in mir?““ — Sie verhieben auch die Fünfte, und heiter lächelnd sprach er: „„Hoffe auf Gott; ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist!““ —

Die Henker ruheten eine kurze Weile, dann machten sie sich an des Martyrers linken Fuß und hieben ihm die kleinste Zehe ab. Er aber rief: „„Sei getrost, du Kleiner! Der Großen und der Kleinen kommt dieselbe Auferstehung!““ — Sie hieben die siebente Zehe ab, und er sprach: „„Durch den Hammer erstarkt der Ambos!““ — Sie hieben die Achte ab, und er sprach: „„Brechet diesen Tempel, er wird herrlicher wieder aufgebaut werden!““ — Sie zerstückten die Neunte, und er sprach: „„Herr, ich hoffe auf dich, laß mich nicht zu Schanden werden!““ — Sie zerstückten auch die Zehnte, und er rief: „„Lobe den Herrn, meine Seele!““ —

Als hierauf die Henker ihm den rechten Fuß abhieben, rief er: „„Herr, mein Gebein war dir nicht verborgen, als ich gebildet wurde in meiner Mutter Schooße!““ — Als sie den linken Fuß abhieben, sprach er: „„Kein Haar meines Hauptes wird umkommen, wie viel weniger wird dieser verloren gehen!““ — Als sie seine rechte Hand zerstückten, sprach er: „„Gott wird abwischen alle Thränen von meinen Augen!““ — Als sie auch die linke Hand zerstückten, rief er triumphirend: „„Wer überwindet, wird einst Alles ererben!““ —

Mit erneuertem Grimm traten die Henker hinzu, und zerschmetterten des Martyrers rechtes Knie. Er aber rief in der Todesangst: „„Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein, meine Freunde, denn die Hand Gottes hat mich berührt! Warum verfolget ihr mich, und könnet meines Fleisches nicht satt werden? Ach, daß meine Rede geschrieben,

ach, daß sie in ein Buch getragen würde! Daß sie mit eisernem Griffel in Blei und zum ewigen Gedächtniß in den Fels gegraben würde!"" — Ohne Erbarmen zerschmetterten die Henker auch sein linkes Knie. Er aber sprach frohlockend: „„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, derselbe wird aus der Erde mich auferwecken! Ich werde umgeben werden mit dieser meiner Haut! In meinem Fleische werde ich Gott schauen, mit meinen Augen werde ich Ihn schauen, und nicht als ein Anderer!"" —

Die Henker ließen ab vor Müdigkeit. Denn schon hatten sie von der ersten Stunde bis in die neunte über der Marter des heiligen Bekenners sich zerarbeitet.

Als aber Jakobus fühlte, daß sein Ende nahe, sprach er: „„Herr, Herr, der du bist ein Richter der Lebendigen und der Todten, höre mich, der ich weder zu den Lebendigen gehöre, noch zu den Todten! Keine Hände vermag ich zu dir emporzustrecken, keine Finger zu falten, keine Kniee zu beugen! Dieser mein elender Leib gleicht einer Hütte, welche, ihrer Stützen beraubt, den Einsturz drohet! Erbarme dich mein, o Herr! und errette mich aus dem Kerker dieses Leichnams!"" —

Nachdem er solches gesprochen, trat einer der Henker hinzu und hieb ihm das Haupt ab. Die Christen aber bemächtigten sich seiner Ueberbleibsel und bestatteten sie ehrlich. —

---

323 — 326. Pater Franziskus von Jesu.

(Aus: Legenden von J. P. Silbert.)

1. Pater Franziskus von Jesu, ein Barfüßermönch aus dem Orden des heiligen Augustinus, war ein Diener Gottes, in dessen Herzen die feurigste Gottesliebe und der lebendigste Eifer für das Heil der Seelen glühte. Als jene schwere Christenverfolgung im Königreich Japan ausgebrochen und aus Gottes unergründlichem Gerichte die Wuth der Hölle den Samen des Evangeliums in jenem blühenden Reich abermal ausreutete; da trauerte der heilige Gottesmann aus innerstem Herzen und ließ nicht nach zu bitten, bis er die Erlaubniß erhielt, dem Licht der göttlichen Liebe zu folgen, die ihn verzehrte, und: wenn auch nicht als Apostel für die Verbreitung des Glaubens thätig zu wirken, wenigstens die noch übrige, geringe Anzahl Christen, die, gleich irrenden Schäflein ohne Hirten, hin und wieder im Verborgenen zagten, mit Trost aufzurichten, durch die göttlichen Sakramente zu stärken und die rosige Marterkrone zu erringen.

Schon war er dem Ziele seiner Reise nahe und seufzte der Küste von Japan gegenüber, da keine Möglichkeit sich zeigen wollte, in das

Land einzudringen; weil die strengsten Befehle gegeben waren, keinen Menschen in das Eiland einzulassen, den auch nur von fern der Verdacht treffen konnte, er wolle die christliche Lehre verkündigen. — Doch wie nun? Sollte er hier am Ziel die Früchte seiner Liebe und gefahrvollen Bemühungen verlieren und zurückkehren? Dieß wollte er auf keine Weise. Nachdem er also den Herrn um Erleuchtung angerufen hatte, da legte er sein Ordensgewand ab, färbte sich Gesicht und Hände braun, zog einen armen Sclavenkittel an und ruderte also mit einem geringen Vorrath an Obst versehen in einem Kahn als Sclave der Küste entlang, als wolle er nach der Stadt Nangasachi fahren, seine Früchte daselbst zu verkaufen. — Und es gelang seiner sinnreichen Liebe in der That, diese Stadt zu erreichen, woselbst er mit einem Rückkorb umherging, seine Früchte ausrief und sie um einen hohen Preis feilbot, um sie desto länger zu behalten. Und auf diese Weise erkundigte er sich mit aller Vorsicht um die Christen, die in dieser Stadt verborgen lebten, suchte sie auf, tröstete sie in heiliger Freudigkeit, stärkte sie im Glauben und versah sie mit den göttlichen Sakramenten.

2. Während nun der treue Knecht des Herrn diesem heiligen Liebesdienst oblag, landete von Manila ein spanisches Schiff, und er erfuhr: der Schiffskaplan liege daselbst an einem tödtlichen Fieber danieder und verlange sehnlich nach einem Priester, der leider! nirgends zu finden war, da auf ganz Japan alle Priester, die sich nicht zur Zeit entfernt, den Martyrertod erlitten hatten. Der heilige Sclave, aber Freie in Christo Jesu, hatte die große Noth seines Mitpriesters kaum vernommen, als er sogleich seinen Rückkorb mit Kastanien füllte, sich damit belud und unter dem Ausruf eines gemeinen Kastanienkrämers seine Waare feil bietend mitten durch die Straßen der volkreichen Stadt hindurchschritt und unerschrocken dem Hafen zueilte, wohin er auch, ohne irgend Verdacht zu erregen, glücklich gelangte. Er beschenkte die Schildwache, die ihm anfangs den Zutritt hatte verwehren wollen, mit einigen Händen voll seiner Frucht und bestieg dann das Schiff, wo er sich bis zur Cajüte hindurchdrängte, in welcher der verlassene Kranke seufzte und ächzte. — Nun gab er dem Wehklagenden sich zu erkennen und eröffnete ihm: er sei kein japanesischer Sclave, sondern ein katholischer Priester, der unter dieser Verkleidung hierher gekommen, in der Absicht, ihm beizustehen und der Bürde seines Gewissens durch die priesterliche Lossprechung ihn zu entladen. Der Kaplan bewunderte die heldenmüthige Liebe des Gottesknechtes, legte ihm seine Beicht ab und wurde durch die wundersamen Trostworte des Missionärs inniglich erquickt, der mit ihm betete und ihn dann der göttlichen Barmherzigkeit empfahl; weil er selbst ohne Gefahr, verrathen zu werden, nicht länger verweilen durfte. —

3. Unter großen Danksagungen, daß der Herr ihm verliehen hatte, Einem seiner Diener in seiner letzten Noth beizustehen, nahm er nun abermal seinen Korb auf den Rücken und trat seinen Rückweg an. Bevor er jedoch das Schiff verließ, fragte ihn Einer der spanischen Soldaten, wie theuer er seine Kastanien verkaufe, und gab, über den hohen Preis entrüstet, dem Diener Gottes einen derben Backenstreich. Statt aller Antwort reichte der demüthige Nachfolger Christi, als ein getreuer Bote des Evangeliums, das er nicht allein verkündigte, sondern auch selbst in seiner strengsten Vollkommenheit übte, dem Kriegsmann die andere Wange mit freundlicher Miene hin, worüber dieser sich verwunderte und sowohl hieraus, als auch aus der christlichen und sanftmüthigen Ansprache des Sclaven schloß, daß unter diesem verächtlichen Gewand ein Mann verborgen sei, der hohe Achtung verdiene. Als er vollends aus den Antworten auf einige Fragen, die er an ihn gestellt hatte, erkannte, daß er ein Priester sei, gereute seine That ihn so sehr, daß er vor ihm auf die Kniee sank und ihn demüthig um Verzeihung bat.

Der Mann Gottes begütigte ihn und entfernte sich schnell; denn er fürchtete, daß sein Geheimniß nun kaum mehr sicher sei; und so sehr seine Seele nach der Marterpalme sich sehnte, so sehr lag ihm dennoch andererseits der traurige Zustand der verwaisten Christen am Herzen, die sein Eifer mit einigen neuen vermehrt hatte und deren einziger Trost er kurze Zeit hindurch geblieben war. —

4. Es war aber seine Furcht nicht ungegründet gewesen; denn bald verbreitete sich das Gerücht, daß unter dem Sclaven-Gewande des Kastanienkrämers ein christlicher Priester umhergehe. Er begann nun sich zu verbergen, doch zu spät; sein Aufenthalt wurde gar bald entdeckt.

In dieser Zwischenzeit nun wartete der Diener Gottes dem Gebete Tag und Nacht in flammender Liebe ab und stärkte durch feurige Worte, die der göttliche Geist ihm einflößte, die Herzen der wenigen noch übrigen Gläubigen: das unschätzbare Gut des Glaubens ja in aller Treue zu bewahren und der Barmherzigkeit des göttlichen Erlösers zu vertrauen, der ihrer nicht vergessen und nach kurzer Zeit sie in den Himmel hinaufnehmen werde. Was die Kirchengeschichte uns von mehreren heiligen Blutzeugen erzählt, die durch wunderbare Zeichen die Art ihrer Marter vorerkannten: wie z. B. der große Martyrer Polykarpus an dem flammenden Hauptkissen seines Bettes ersah, daß er den Herrn durch das Feuer verherrlichen sollte, das widerfuhr auch diesem Diener Gottes, dessen große Liebe der Herr durch die glorwürdige Marterkrone belohnen wollte. Denn als er in seiner Verborgenheit zum Letztenmale das heilige Meßopfer feierte und

die trauernde kleine Heerde mit dem Brode des Lebens speiste, da zeigten sich in dem Tüchlein, womit er vor der Opferung die Finger abgewaschen hatte, alsbald blutige Flecken; und er erkannte nun mit Gewißheit, daß seine Stunde nicht mehr fern sei.

Noch an demselben Tage nahm eine barbarische Horde ihn gefangen und schleppte ihn, gleich dem göttlichen Erlöser, mit Stricken gebunden, mitten durch die Straßen der Stadt Nangasachi an die, noch von dem heiligen Marterblute früherer Blutzeugen rauchende Stätte der Verbrecher, wo denn seine unüberwindliche Liebe durch einen siegreichen Tod gekrönt ward. —

---

327 und 328. Raserei der Gotteslängnung.

(Aus: Exempelbuch von Dr. Ferdinand Herbst.)

1. Als im Jahr 1798 der biedere Bernardin de Saint Pierre im Nationalconvent zu Paris ganz offen seinen religiösen Glauben bekannte, fiel ihn ein atheistisches Mitglied des Convents wie eine Bestie an und forderte ihn zum Zweikampfe heraus: um ihm mit dem Degen in der Faust zu beweisen, **daß kein Gott sei.** —

2. Zur nämlichen Zeit, als von den Revolutionstyrannen in Frankreich die christliche Religion abgeschafft wurde und die sogenannten „Andachten der Vernunft" gang und gäbe waren, hielt der Prokurator des Pariser Stadtraths, Chaumette, eine gotteslästerliche Predigt, worin er nach dem Beispiele des Schauspielers Monvel den Allmächtigen herausforderte: „Wenn du vorhanden bist, warum schleuderst du nicht auf mein Haupt deine Donnerkeile und zerschmetterst mich?" — Einige Wochen später wurde Chaumette zum Richtplatz geführt. Da erhob sich aus der Menge eine volltönende Stimme und rief: „„Chaumette, Bösewicht, heute sendet dir der Allerhöchste seine Donnerkeile!"" — Dem gottlosen Verbrecher, der schaudernd erblaßte, ging das Schreckenswort durch Mark und Bein. —

---

329. Der Pfarrer von Ernolsheim während der Schreckenszeit.

(Aus: Elsässer K. K. Schul-Blatt.)

Unweit Straßburg, gegen Westen, liegt in einer reizenden fruchtbaren Gegend das bescheidene Dorf Ernolsheim.

Während der verhängnißvollen Jahre der ersten Revolution Frankreichs konnte man alldort zu allen Stunden des Tags einen

jungen, schlanken Bauersmann durch die Gassen oder auf den nahe-liegenden Feldern umherspazieren sehen: sein Gang war gemessen, seine Stirn erhaben und sein Blick geistvoll; ein grober breiter Hut, ein langer Bauernrock über einem rothen Brusttuch und schwarze kurze Beinkleider mit weißen Strümpfen, das war sein Anzug, ganz nach der damaligen Dorfmode von Ernolsheim. Ein Rebmesser in der Hand, oder eine Hacke auf der Schulter ergänzte öfters den Anzug. — Doch unter diesen Bauernkleidern würde der oberflächlichste Beobachter ohne Mühe etwas mehr als einen gewöhnlichen Bauer entdeckt haben; die Gesichtszüge waren zu erhaben, die Miene zu sanft; auch begegneten ihm die Bewohner von Ernolsheim mit tiefster Ehrfurcht, denn es war ihr hochwürdiger Pfarrer, der, wie so viele andere seiner Mitbrüder, sich auf solche Art dem Späherauge der gottlosen Priestermörder jener Zeit entziehen mußte. — Auf diesen Ausgängen hatte der getreue Seelenhirt die Absicht, den Gläubigen, besonders den Kranken die heiligen Sakramente zu spenden; sein gewöhnlicher Begleiter war der junge unerschrockene Bürger Andreas Herrmann, der Neffe des wackern Syndicus (Maire) Johann Jakob Krauth: die Revolutions-Helden hatten Letzteren an die Spitze der Gemeinde Ernolsheim gestellt, in der Ueberzeugung, er sei ein Mann von ihrem Schlag, ein geschworner Feind der Religion und der Geistlichkeit; aber sie hatten sich nicht wenig getäuscht! Der biedere Syndikus, dem Glauben seiner Väter mit unerschütterlicher Liebe zugethan, war der innigste Freund der verfolgten Priester. In seinem eigenen Hause hatte er seinem vielgeliebten Pfarrer ein geheimes, anständiges Wohnzimmer bereitet. Dort auf einem hölzernen Tische, der ihm als Altar diente, brachte der würdige Seelenhirt das heilige Opfer für seine Schafe, seine Wohlthäter und seine Verfolger dar. — Allein nicht einmal in diesem zurückgezogenen Aufenthalte war der edle Priester immer in Sicherheit; mehr als einmal lief er Gefahr, von den Gerichtsdienern entdeckt und in Haft genommen zu werden; doch hatte sein vorsichtiger Beschützer für solche Fälle gesorgt; ein heimlicher Ausgang erlaubte dem verfolgten Diener Gottes, in aller Eile zu entfliehen und in einem christlichen Nachbarhause Schutz und Sicherheit zu finden. —

Nun, wer mochte wohl dieser würdige Dorfpfarrer gewesen sein?

Weit und breit sind die Tugenden und die Schriften des hochwürdigen Franz Leopold Bruno **Liebermann** bekannt; aber weniger bekannt ist, daß der berühmte ehemalige Generalvicar von Straßburg während der Schreckenszeit als Pfarrer von Ernolsheim wirkte, letzteren Titel bis zu seinem Tode beibehalten wollte und seine Nachfolger in dieser Pfarrgemeinde nur als „seine Stell-

vertreter" ansah. — Seine lieben Ernolsheimer, denen er vor und nach der Schreckenszeit als guter Hirt gedient, konnte er nie vergessen; seinen ehemaligen Meßdiener, den Sohn seines Beschützers, hatte er so liebgewonnen, daß er ihn stets nur „seinen Lorenzel" nannte. — Aber auch die Schafe dieses trefflichen Hirten sind heute noch voll Erkenntlichkeit gegen denselben; jetzt noch hört man in Ernolsheim den Namen des hochwürdigen Herrn Liebermann mit Ehrfurcht und Liebe wiederholen; heute noch kann man das Zimmer sehen, das er während der Revolution bewohnte, sowie den geheimen Gang, durch den er mehr als einmal sein Leben rettete. —

---

330. „Der Zwölfte bin ich!"

Einer der Lasterhaftesten zu Paris, der zu der Zeit der französischen Revolution mit den gröbsten Verbrechen befleckt und mehr als Einmal im Blute der Priester sich gebadet hatte, fiel in eine Krankheit. Er hatte geschworen: daß in sein Haus nie ein Priester seinen Fuß setzen sollte, oder, wenn er es dennoch wagte, aus eigenem Antrieb hineinzugehen, er nicht lebend mehr herauskommen würde.

Die Krankheit wurde indeß ernster.

Ein Priester erfährt dieß, sowie auch die feindlichen Gesinnungen des Kranken. Thut nichts; der gute Hirt weiß, daß er sein Leben für seine Schafe hingeben muß. Ohne Bedenken opfert er sich; er besucht den Kranken.

Bei des Priesters Anblick geräth der Kranke in Wuth, er sammelt alle seine Kräfte und schreit mit fürchterlicher Stimme: „Was? Ein Priester bei mir! Man gebe mir meine Waffe!"

„„Mein Bruder,"" fragte ihn der Priester, „„was willst du mit der Waffe thun? Ich halte dir noch mächtigere entgegen: meine Liebe und meine Standhaftigkeit!""

Man gab dem Rasenden seine Waffe nicht.

Da streckt er aus dem Bett seinen nervigen Arm, droht wüthend mit demselben dem Priester und schreit: „Wisse, dieser Arm erwürgte Zwölf deines Gleichen!"

„„Du irrst dich, mein Bruder,"" entgegnete ihm sanft der Priester, „„es ist Einer weniger; der Zwölfte ist nicht gestorben, dieser Zwölfte bin **ich**. — Erkenne,"" sprach er, indem er seine Brust öffnete, „„die Narben von deinen Streichen! Gottes Barmherzigkeit erhielt mich am Leben, um dich für ihn zu retten!""

Mit diesen Worten wirft sich der edle Priester dem Kranken um den Hals, umarmt ihn zärtlich, spricht ihm von der unendlichen

Huld des Erlösers, bereitet ihn auf das Sterben vor und bettet ihn in die Wunden Jesu, so daß er gottversöhnt im Frieden des Herrn entschlafen konnte. —

---

331. Natur und Religion im Kampfe.

(Aus: Flammen der Liebe.)

Unter die Priester, die in der französischen Revolution als Opfer ihrer religiösen Standhaftigkeit fielen, gehört auch der erst acht und zwanzig Jahre alte Geistliche Novi, Kaplan von Anjac.

Nachdem er auf den Marktplatz der Stadt Vans war geführt worden, wo man eben acht Priester, die der Republik nicht zugeschworen, hingerichtet hatte, ließen die Mörder seinen Vater kommen, und umgeben von den acht hingestreckten Leichnamen erklären sie ihm: „Es werde das Loos seines Sohnes nur von seinem Rath und seinem Einfluß abhängen; sein Sohn werde sterben gleich den Andern, wenn er noch länger auf der Weigerung des Eides bestünde; leben würde er, wenn es dem Vater gelänge, ihn zur Leistung des Eides zu bereden." — Der unglückliche Vater, unschlüssig, zwischen den Gefühlen der Natur und der Religion hin und her gezogen, stürzt sich zuletzt, von Zärtlichkeit überwunden, seinem Sohn um den Hals; mehr noch durch seine Thränen und sein Schluchzen, als durch Worte dringt er in ihn und fleht: „„Mein Sohn, erhalte mir das Leben, indem du das deinige erhältst!"" — „Ich will's besser machen, mein Vater,"" versetzte der Sohn; „Ihrer und meines Gottes würdig will ich sterben! Sie haben mich in der katholischen Religion erzogen; ich bin so glücklich, ein Priester dieser Religion zu sein; es wird Ihnen zu süßerm Troste gereichen, einen Martyrer zum Sohne zu haben, als einen Abtrünnigen!"" Der Vater wußte nicht, welchem Eindruck er sich hingeben sollte; er umarmt nochmal diesen Helden, er benetzt ihn nochmal mit seinen Thränen. — „„Mein Sohn!"" — mehr kann er nicht sagen. Die Schergen entrissen ihm seinen Sohn; er sieht ihn den Hals unter das Beil hinhalten; da schreit er auf, und stört und hindert die Mörder in ihrem unseligen Geschäfte. Zwei unsichere Hiebe haben den Priester zu Boden geworfen, und es hat den Anschein, als ob die Henker ihn so liegen lassen wollen. Sein Brevier war ihm gefallen, er hebt es ruhig auf; nun reicht er das Haupt nochmal dar, siehe! da trifft ihn ein neuer Hieb mit der Axt und sein Opfer ist vollendet. —

So wollten alle treuen Diener Gottes, gleich jener keuschen Susanna, lieber ohne die sündhafte That in der Menschen Hände fallen, als sündigen vor dem Angesichte des Herrn. Dan. 13, 23. —

---

332. Die Rache einer Mutter.

(Aus: Frommer Glaube, tapfere Treue.)

Auf dem Schlosse von Thure, vier Stunden von Laval, lebte als Haushälterin die Wittwe Huneau, in der ganzen Gegend wegen ihrer thätigen Nächstenliebe wohlbekannt. Da sie sich einige praktische Kenntnisse der Heilkunde erworben hatte, so fand sie dadurch noch mehr Gelegenheit, Gutes zu thun; und wenn sie den Kranken nicht immer mit ihren Arzneimitteln zu heilen vermochte, so weckten ihre frommen Ermahnungen und Rathschläge doch stets eine heilsame Reue und tröstliche Hoffnungen in seiner Seele, denn mit ihren übrigen trefflichen Eigenschaften verband sie eine musterhafte Frömmigkeit, und daraus folgt auch von selbst, daß sie der königlichen Sache eifrig ergeben war.

Seit mehreren Jahren Wittwe, hatte Frau Huneau nur Einen Sohn von fünfzehn Jahren. Durch seine Jugend und durch einen schwachen Körper gehindert, mit seinen Landsleuten für Gott und den König die Waffen zu ergreifen, suchte er doch, so viel in seinen Kräften stand, der guten Sache nützliche Dienste zu leisten, und er war es gewöhnlich, der die Briefe hin und wieder trug und die Bewegungen der republikanischen Truppen beobachtete. Indessen hatten jene Bewohner der Gegend, die sich den revolutionären Gesinnungen hingegeben, die Ursache der so häufigen Abwesenheit des jungen Menschen geargwohnt, und Einer übernahm es, denselben dafür zu bestrafen. Und als jener eines Abends, von einer solchen Wanderung heimkehrend, schon in dem Baumgange, welcher zum Schlosse führte und nur noch zwanzig Schritte von seiner Mutter, die ihm entgegenkam, sich befand, fielen in einem nahen Gebüsche zwei Schüsse, und der Jüngling stürzte, von mehreren Kugeln getroffen, zu Boden, während ein Mensch sich durch die Hecken arbeitete und in vollem Laufe fortrannte.

Die unglückliche Mutter aber konnte von allen Mitteln der Heilkunst, die ihr bekannt waren, bei ihrem geliebten Kinde nichts anwenden, denn sein Leben war entflohen. Nur sie selbst bedurfte aller Hilfe, welche die Andacht und Ergebung in den Willen Gottes gewährt. Zwar glaubte sie im Anfang, Alles verloren zu haben; aber es lebten in der damaligen trüben Zeit noch so viele Unglückliche mit ihr — — es blieb also für sie gar Manches zu thun übrig, und mit dem Beistand von Oben überwand sie endlich ihre Trostlosigkeit und begann wieder von Neuem mit christlicher Liebe überall zu rathen, zu sorgen und zu helfen. — —

Einige Zeit nach jenem traurigen Ereigniß hörte man in dem Bezirke von einem Mann reden, der als ein wüthender Revolutionär

bekannt war und nun mit einem Male von einer fürchterlichen Krankheit sollte befallen worden sein. Mit den entsetzlichsten körperlichen Schmerzen waren die noch quälenderen Leiden einer von Gewissensbissen zerrissenen Seele vereinigt. Sein Rasen, sein wüthendes Geheul und vor Allem seine furchtbaren Lästerungen hatten ihn selbst für seine Angehörigen, die sich ihm nicht mehr zu nähern wagten, zu einem Gegenstande des Grausens und Abscheues gemacht.

Frau Huneau hatte alles Dieses gleichfalls erfahren, und bei dem Namen des Mannes sah man sie von einem heftigen Zittern ergriffen, doch schnell wieder in ihrer gewöhnlichen Haltung und gefaßt. Bald darauf verließ sie mit dem großmüthigsten Entschlusse, wie ihn nur der liebe Gott eingeben kann, in der Brust, ihre Wohnung, ging nach dem Hause des Unglücklichen und trat in das Zimmer.

In diesem Augenblicke war er eben in eine Schwäche versunken, wie sie dem heftigen Irre-Reden zu folgen pflegt, und sie näherte sich dem Bett und nannte ihm einige Heilmittel, die sie zu seiner Erleichterung mitgebracht hatte. Aber schon bei dem ersten Ton ihrer Stimme wurde der Kranke wie von einer wahnsinnigen Raserei befallen. „Wer bringt mir dieses Weib hierher?" schrie er wüthend; „weiß sie, was ich gethan? Kommt sie, um sich an meinen Qualen zu laben? Und ahnt sie nichts, dann fort, fort mit ihr! Fliehet mich, denn ihr müßt mich verabscheuen! Für mich giebt es kein Mitleid, kein Erbarmen! Ich erwarte nur Verdammniß, Gott selbst kann mich davon nicht retten!" — Frau Huneau bebte am ganzen Leib; allein sie blieb am Bette des Kranken und sammelte alle Kraft des Geistes und des christlichen Willens. „„Unglücklicher!"" sagte sie, „„warum lästert Ihr? Bereuet, und Gott wird Euch verzeihen! Warum sollte er Euch nicht retten, nicht vergeben können, er, der mich an Euer Lager geführt hat? an das Lager Dessen, den ich wohl erkannt habe, der mir **meinen Sohn** gemordet hat? Ach, wenn Gott mich hierher führt, damit ich Euch verzeihe, wie sollte er nicht verzeihen können? Sucht darum seiner Verzeihung werth zu werden durch Reue und Buße!""

Und das fromme Weib sah sich in der That auf eine Art belohnt, die ihrer würdig war; das Herz des Bösewichts wurde erweicht, er bekehrte sich. Damit aber seine Rückkehr zum Glauben ihm zum bleibenden Heile gereiche, damit Ruhe und Frieden in dieser von Schrecken und Grausen getrübten und zerrissenen Seele wieder heimisch werde, war es nothwendig, daß ein Priester kraft der Würde und Macht seines Amtes dem Sünder das Wort des Himmels verkünde, daß er ihn über alle seine Verirrungen belehre und aufkläre, daß er dem Gewissen desselben das feierliche Bekenntniß aller Sünden

und Vergehen auspresse, und dem Reuigen zuletzt im Namen des allmächtigen und barmherzigen Gottes Vergebung und Lossprechung gewähre. Auch glaubte Frau Huneau so lange nichts gethan zu haben, bis sie dem reumüthigen Sünder diese letzte Hilfe verschafft habe; und da sie in der Nachbarschaft eine Zuflucht=Stätte wußte, wo ein Priester in tiefer Verborgenheit lebte, und sie überzeugt war, daß dieser fromme Mann auf die erste Kunde, ohne sich durch die drohende Gefahr abhalten zu lassen, zu dem Kranken eilen werde, so war ihr Entschluß alsbald gefaßt. Denn sie selbst ließ sich von dem Tode, der ihr als Preis ihres Eifers beschieden sein konnte, nicht schrecken: ein Weib, in dessen Herzen die christliche Liebe so mächtig glühte, fand in diesem starken, reinen Herzen auch einen Muth, der vor dem Gedanken des Martyrerthums nicht zurückbebte. Sie ging also, und suchte jenen Priester auf, um ihn selbst zu dem Bette des Sterbenden zu führen; sich an der tröstlichen Vorstellung erfreuend, daß dieser als ein mit seinem Gott versöhnter Christ sich endlich einer frommen Hoffnung hingeben und dem Tod ohne banges Zagen entgegensehen dürfe.

Der Kranke lebte noch acht Tage, während welcher Zeit Frau Huneau nicht von seinem Schmerzenlager wich und ohne Rast dem Mörder ihres geliebten Kindes die letzten Leidensstunden versüßte und seinen neu erwachenden Glauben ermuthigte und stärkte. Endlich athmete er in ihrem Arme seine Seele aus, und mit seinem letzten Hauche segnete er Diejenige, welcher er die allerbittersten Schmerzen bereitet hatte. —

Wenn es wahr ist, wie einmal ein Weib behauptete, daß Gott nimmermehr von einer Mutter das Opfer verlangt hätte, welches er dem Abraham auferlegt hat; so kann es auch nicht bezweifelt werden, daß wir in dem Thun und Handeln der Frau Huneau die schwerste Pflicht der barmherzigen Liebe, die jemals einem christlichen Weib aufgebürdet werden kann, geübt und erfüllt sehen! —

---

333. Die Thräne des Erdenlebens.

(Vom Bischofe von Regensburg G. M. Wittmann.)

Im Himmel ist ein ewiges Leben ohne Schmerz und ohne Tod. „Gott wird jede Thräne von ihren Augen abtrocknen, es wird ferner kein Tod mehr sein und kein Jammer und kein Seufzer, auch wird ferner kein Schmerz mehr sein!" — Jetzt sind wir noch im Thale der Thränen. Sobald das Kind geboren ist, giebt es einen Laut von sich, ähnlich dem Laut eines Weinens, dann weint es fort als

Knabe, weint fort als Jüngling, weint fort als Mann, als Greis, und so wird fortgeweint bis — zum Sterben. Das ist recht! Unser Leben soll in Thränen verfließen. „Selig ihr," sprach Christus, „die ihr jetzt weinet, denn ihr werdet euch freuen!" Und bei der letzten Oelung beten wir, Gott möge den Kranken Thränen geben. Sie sind so wohlthuend für die menschliche Natur; das können wir alle Tage sehen. Der Schmerz wird leichter, der sich in Thränen auflöst, und der Kranke, der Thränen hat, ist gut daran. Aber dann kommt das ewige Leben, wo weder Thräne, noch Schmerz mehr ist! —

---

334. Lob der Leiden.

Der fromme Heinrich Suso spricht:

„Es giebt nichts Peinlicheres als Leiden, aber nichts Erfreulicheres als aus Liebe zu Gott gelitten haben. Leiden thut dem Menschen hier wehe, dort wohl. Irdische Leiden tödten die ewigen Leiden. Alle geistlichen Freuden und Süßigkeiten, die du je im Gebet und im Dienste Gottes empfunden hast, sind nicht so verdienstlich, als das geringste Leiden, was du um Jesu Christi willen mit Geduld trägst. Denn wären auch aller Menschen Herzen nur Ein Herz, so könnten sie hier auf der Welt nicht den kleinsten Lohn ertragen, den der Herr in der Ewigkeit für das geringste Leiden geben wird, was aus Liebe zu ihm gelitten ist. Es sind eher zehn Menschen in großer Lust und Freude verdorben worden, als Einer in Leiden. Wer Zeit und Ewigkeit recht bedenkt, der sollte lieber hundert Jahre im Feuer brennen wollen, als den kleinsten Lohn in der Ewigkeit für das kleinste Leiden fahren lassen; denn jenes hat ein Ende, dieser ist ohne Ende! — „„Von der Welt sind Leiden verabscheut; von mir,"" spricht der Herr, „„höchst geehrt. Leiden löschen meinen Zorn und erwerben meine Huld. Leiden machen mir den Menschen liebenswürdig, denn der leidende Mensch ist mir ähnlich!"" — Leiden ziehen uns ab von der Welt und ziehen uns hin nach Gott. Sie mindern die Freuden, aber vermehren die Gnaden. Leiden ist der sicherste und kürzeste Weg zum Himmel. — Wer recht wüßte, wie nützlich Leiden sind, der sollte sie als eine werthe Gabe von Gott empfangen. Wie mancher Mensch, der ein Kind des Todes war, ist durch Leiden wieder gerettet worden! Leiden behütet vor schweren Sünden, lehrt den Menschen sich selbst kennen, lehrt Demuth und Geduld. — Das Leiden ist eine Behüterin der Reinigkeit und bringt die Krone ewiger Seligkeit. Leiden nutzt allen Menschen, den Bösen wie den Guten; es reinigt die Seele, wie Feuer das Eisen,

und läutert das Gold. Leiden nimmt die Sünde weg, mindert das Fegfeuer, vertreibt die Versuchung, mindert die Gebrechen, erneuert den Geist, es bringt wahre Zuversicht, ein lauteres Gewissen und einen hohen Muth. Es quält zwar den Leib, der doch vergehen muß, erquickt aber die Seele, die ewig bleibt. — Siehe, die edle Seele grünt durch die Leiden, wie die schöne Rose durch den sanften Thau des Mai's! Leiden macht einen geübten Menschen. Ein Mensch, der nicht gelitten hat, was weiß der! Leiden ist die Ruthe der Liebe für die Auserwählten Gottes. — Geduld in Leiden ist ein lebendiges Opfer, es ist ein süßer Geruch des edlen Balsams vor Gottes Angesicht; es ist ein auffallendes Wunder vor allen seligen Bewohnern des Himmels. Alle Heiligen im Himmel sind Freunde und Beschützer eines leidenden Menschen, denn sie haben es selbst empfunden, wie bitter und doch wie heilsam der Trank der Leiden ist. Geduld in Leiden ist größer als Todte erwecken, oder andere Zeichen thun; es ist der enge Weg, der mächtig zum Himmel dringt. — Leiden macht zu Genossen der Martyrer; es führt mit sich den Sieg wider alle Feinde. Leiden kleidet die Seele mit rosigem Kleide, mit Purpurfarbe; im Himmel singt die leidende Seele ein neues Lied, das aller Engel Schaar nie singen konnte, weil sie des Leidens nie empfunden haben. — Ja — die Leidenden sind vor der Welt die Armen, vor Gott die Seligen, denn sie sind **seine Auserwählten!**" —

---

335. Ein Traum in der Neujahrsnacht.

(Aus: Töchter-Album von Thekla von Gumpert.)

Ein Jüngling, der in den Kampf des Lebens getreten war und sich hart gedrängt fühlte, richtete am Jahresschluß den getrübten Blick in die dunkle, ihm drohende Zukunft. Muthlos sank er auf sein Lager, um im Schlummer sich selbst zu vergessen. Der Schlaf schloß alsbald seine Augenlider und der Traum entfaltete ein Bild vor seiner Seele:

Der Jüngling schaute in den klaren Himmel, die Sonne glänzte, vom lichtblauen Aether umgeben. Am Horizont stiegen indessen Wolken auf, sie thürmten sich übereinander und verbargen zuletzt die Sonne. Gleich einer riesengroßen schwarzen Säule senkte sich Eine derselben herab, entfaltete zwei Arme und streckte sie zu beiden Seiten aus; ein mächtiges Kreuz — schwebte hin über dem Schlummernden. Er athmete tief und schwer, denn das Kreuz berührte ihn hart; er schrie auf vor Schmerz, Bangigkeit bemächtigte sich seiner Seele, er

zitterte und Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Als er aber zagend das dunkle Kreuz anblickte, bemerkte er, daß es — durchbrochen war; der klare Himmel schimmerte hindurch. Da lächelte er im Schlummer, denn nun fühlte er nur noch den Druck des Kreuzes, die Bangigkeit war aber aus seiner Seele verschwunden. — —

Jahre vergingen. —

Der Jüngling wurde Mann, wurde Greis und die Stütze und das echtchristliche Vorbild einer großen Familie. — Wer lange auf dieser Erde gelebt hat, der weiß von mancher Trübsal zu erzählen, und manchen Menschen ist der Schmerz in den Gesichtszügen zu lesen. Der Greis jedoch, von welchem hier die Rede, hatte den heitern Ausdruck, der dem frommen Kindesalter eigenthümlich ist, behalten.

„Großvater!“ fragte ihn einst Einer seiner Enkelsöhne, „woher kommt es wohl, daß uns aus deinen Augen stets die Heiterkeit entgegenstrahlt, welche den Glücklichen bezeichnet, obgleich du während deines langen Lebens doch schwer geprüft worden bist?“

„„Mein Sohn,““ erwiederte der Greis, „„du erinnerst dich wohl noch jenes merkwürdigen Traumbildes, von dem ich dir einst erzählte. — Wisse, es hat sich tief und fest in meine Seele gegraben! Wenn nun Gottes Vorsehung mir ein Kreuz auferlegte, so dachte ich an jenes Traumbild und blickte mein Kreuz scharf an, denn ich meinte, ich müßte auch hier den Himmel durchleuchten sehen, und — ich sah ihn jederzeit. Wenn ich aber den Himmel erkannte, dann empfand ich, wie damals im Traume, zwar natürlich noch den Druck meiner Last, aber nicht mehr die Bangigkeit der Seele. Wer aber durch sein Kreuz den Himmel durchleuchten sieht, der bewahrt im Innern einen Gottesfrieden, der seinen Gesichtszügen den Stempel der Glückseligkeit aufdrückt!““ —

---

336. Pflege eines Aussätzigen.

(Aus: Hauspostille von J. P. Silbert.)

Der eben so erlauchte als fromme Fürst Theobald von Campanien, der zur Zeit des heiligen Bernardus lebte, war durch seine Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen im ganzen Lande bekannt. Dieser edle Fürst verschmähte es nicht, die Dürftigen, Kranken und Aussätzigen zu besuchen und ihnen gar oft mit eigenen Händen zu dienen.

Er selbst hatte solch einem unglücklichen Aussätzigen eine Hütte unfern von seinem Palast errichten lassen, und nie ritt er an derselben vorüber, ohne vom Pferd abzusteigen, ihm die Füße zu waschen und ihn mit einem Almosen zu beschenken. —

Während aber Theobald eine Reise in's Innere des Landes machte, geschah es, ohne daß er darum wußte, daß dieser Aussätzige starb und begraben wurde.

Da er nun bei seiner Rückkehr vor der erwähnten Hütte vorbeiritt, stieg er — seiner Gewohnheit gemäß — ab, trat in dieselbe ein, und sah zwar nicht mehr den Aussätzigen selbst — wohl aber in seiner Gestalt und in seinem Gewande Denjenigen, dem er in der Person des Armen und Kranken mit Freudigkeit zu dienen pflegte. Und er verrichtete an Ihm die gewöhnlichen Liebesdienste, und zwar dieses Mal mit ganz besonders lieblichem Troste.

Hierauf kehrte er heim in seinen Palast und sprach überaus heiter gestimmt: „Es gewährt mir immer ein großes Vergnügen, meinen armen Aussätzigen zu sehen!“

Seine Dienstleute erstaunten aber höchlich über diese Worte und sprachen zu ihm: „„Herr, wisset Ihr denn nicht, daß der Alte schon längst gestorben ist?““ —

Und als nun der Fürst erfuhr, daß die Sache sich wirklich so verhielt, frohlockte er glückselig im Geiste, daß der König der himmlischen Glorie ihn dieser so großen Gnade gewürdigt hatte, seinem Ausspruche gemäß: „„Was ihr Einem aus meinen Geringsten thuet, das habet ihr **Mir** gethan!““ —

---

337. Das Gelöbniß auf dem Krankenbette.

(Aus: Einsiedler-Kalender. Jahrgang 1848.)

Im Jahre 1478 waren in Salzburg ein Bürgermeister und ein Stadtrichter. Da begab es sich, daß vor das Stadtthor zwei ganz arme Bettler in so dürftigen Lumpen kamen, daß der eine schier für nackend gelten konnte. Sie baten Beide um Einlaß und sprachen: „Wir wollen uns allhier einen Herrn suchen, der uns zeitlebens speist, tränkt und verpflegt; dafür wollen wir von Gott, dem Herrn der Stadt, alles Heil der Welt erbitten!“

Dem Thorwart dünkte solches Ansinnen seltsam und hieß die Bettler draußen verweilen, indem er zuvor ihr Anliegen dem Bürgermeister melden wolle. Hierauf kam der Bürgermeister aus Neugier selbst an das Thor, sah die Armen und fragte sie, wer und woher sie seien, und welche ihre Handthierung?

„Ich bin,“ sprach der Halbnackende, „ein Steinhauer und Wegemacher, und Nazaräer.“ — „Und ich,“ sagte der Zweite, „bin ein Zeugmacher, und aus Galiläa.“

„„Ach, liebe Männer, helfe euch Gott!““ sprach der Bürgermeister; „„ihr sollt wissen, daß wir hier in der Stadt arme Leute genug haben, können euch daher nicht einlassen und aufnehmen!““ —

Nun lag damals gerade ein vornehmer Bürger, Namens Ludwig Dänkhl, auf dem Siechbette; dessen Diener hörte zufällig das Gespräch des Bürgermeisters mit den Bettlern, über deren große Abgerissenheit er sich wunderte, und erzählte seinem kranken Herrn die seltsame Mähre. Da gelobte sich dieser, ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, sandte und erbot sich gegen den Bürgermeister, daß er für die Armen lebendig und todt sorgen wolle.

Der Bürgermeister erlaubte es ihm, und man ließ die Bettler ein, welche nun zu Ludwig Dänkhl kamen und ihm Dank für seine Milde sagten. Der Kranke sprach zu Beiden: „„Liebe Männer, ich habe zwar in meinem Hause keinen Raum für euch; aber oben auf dem nahen Berge gehört mir eine Gerechtigkeit, da hinauf will ich euch ein Häuslein bauen lassen, darin ihr hausen und wohnen könnet, und Trank und Speise soll euch nimmer mangeln!““

Darauf neigten sich die halbnackten Bettler und sprachen: „Giebst du uns nur den Platz, so wollen wir uns selbst eine Hütte bauen!“ —

Und plötzlich umleuchtete es die Gestalten der Armen wie eine Klarheit des Himmels. „Siehe, du Frommer und Guter,“ sprach der fast Nackte, „ich bin Johannes der Täufer, ein Wegemacher, weil ich die Wege des Herrn bereite nach dem Worte der Schrift!“

„Und ich bin,“ sprach der zweite Gottesbote, „Johannes der Evangelist, ein Zeugmacher, den der Herr berufen hat, als er an seinen Netzen strickte!“ —

Und damit verschwanden die Gestalten der Himmlischen vor dem Blicke des guten Ludwig Dänkhl. Dieser aber fiel betend auf sein Angesicht, fühlte sich alsobald ganz gesund, und erbaute hierauf sofort das Kirchlein Sanct Johannis am Kapuzinerberge. —

---

338. Die wunderbare Wiedergenesung.

(Aus: Beispiele zur christkatholischen Lehre von Ludwig Mehler.)

Der heilige Bernardus erzählt:

Eine Frau zu Bangor, welche dem Tode nahe war, ließ den heiligen Malachias, Erzbischof von Armagh in Irland, rufen. Er kam, tröstete sie mit heilsamen Zusprüchen und Ermahnungen, und wollte ihr die letzte Oelung ertheilen. Allein seine Freunde stellten ihm vor: es sei dienlicher, er verschiebe die Ausspendung dieses Sakramentes auf den folgenden Tag, wo die Kranke besser bereitet sei, es zu empfangen. Der heilige Bischof folgte, obgleich ungern, ihrem Rath. Er segnete sie und ging in sein Gemach zurück.

Allein gegen Abend gerieth das ganze Haus in Verwirrung und man hörte nur Seufzen und Wehklagen. Die Dienerschaft gab durch lautes Weinen zu erkennen, daß sie ihre Gebieterin verloren habe.

Der Bischof eilt in das Zimmer der Kranken und findet sie wirklich todt. Mit gen Himmel gehobenen Händen klagt er sich wehmüthig als die Ursache des traurigen Verschubes an. Er ergießt sich in Gebete und ermahnt die Anwesenden, sich mit ihm im Gebet zu vereinigen. — So brachten sie die ganze Nacht zu. —

Bei Tages-Anbruch aber giebt Die, welche todt war, Lebenszeichen, öffnet die Augen und erkennt den Bischof.

Die Anwesenden geriethen in Staunen und ihr Schmerz verwandelte sich in plötzliche Freude. Der Heilige ertheilt ihr ohne Verzug die heilige Oelung, als jenes Sakrament, das zur Nachlassung der Sünden und selbst zur Linderung der körperlichen Leiden, je nachdem dieß zum Seelenheile der Gefährlichkranken ersprießlich ist, eingesetzt wurde.

Die Kranke erhielt ihre Gesundheit wieder, brachte ihre übrigen Lebenstage in aufrichtiger Buße zu und starb nachher den Tod der Gerechten. —

339. Die versagte Wein-Erquickung.

(Aus: Katholische Sonntagsblätter von Heinrich Himioben.)

Roger, Dompropst in Magdeburg, saß einst mit seinen Freunden am Schachspiele; sein Haushofmeister stand neben ihm. Diesem raunte mit Einem Mal ein eintretender Knabe in's Ohr: „Eine arme Kranke läßt um ein wenig Wein bitten.“ Der Propst hörte es und befahl, dem Gesuche zu willfahren. Auf die Einwendung des Dieners, er habe nur noch Wein in einem einzigen Fasse, welches nicht einmal angebrochen sei, wiederholte der Propst den Befehl. Jener nahm den Anschein, als gehorche er sogleich, entließ jedoch den Boten ohne Wein für die arme Kranke. —

Nach einigen Stunden läutete die Sterbeglocke. —

Der Propst fragte: „„Wem gilt dieses Sterbegeläute?““ — Da kehrte der Bote wieder, und zwar mit der Anzeige: „Es gilt jener armen Frau, die sich von Ew. Hochwürden ein wenig Wein zu ihrer letzten Erquickung erbetteln ließ!“ — „„Aber sie wird doch den Wein noch rechtzeitig erhalten haben?““ bemerkte Roger. —

Als dieß verneint ward, ließ er den hartherzigen und ungehorsamen Diener kommen, machte in höchster Entrüstung ihm die bittersten Vorwürfe und befahl, augenblicklich allen Wein jenes Fasses auf die Erde laufen zu lassen. „„Denn nie,““ sagte er, „„werde ich

zu meinem eigenen Gebrauche Dasjenige verwenden, wovon ein ganz kleiner Theil **Christo Jesu** in einem Armen verweigert worden ist!““

Den Hausmeister entfernte er alsbald aus seinem Dienst, mit der gemessensten Weisung, nie wieder vor ihm sich blicken zu lassen. —

---

340 — 347. Eine Kranken-Trösterin.

(Aus: Der Frauenspiegel.)

1. Groß war die barmherzige Liebe der Maria von Helyot zu den Kranken und Sterbenden. Ihr Gemahl selbst, der königlicher Rath bei der Rentenkammer zu Paris gewesen, liebte sie als eine Schwester, verehrte sie als eine Heilige, und war ihr nicht leicht an ihren guten Werken hinderlich; vielmehr gab er, zumal in den letzten Jahren, ihr volle Freiheit, dem Trieb ihrer Andacht nach ihrem Willen zu folgen. —

Es hatte aber der Wohlgeruch ihrer lieblichen Tugenden bei sehr Vielen das Verlangen erweckt, diese Dienerin Gottes persönlich zu sehen und den Trost zu haben, wenigstens einige Worte mit ihr zu sprechen. Diese also fanden sich in großer Anzahl in dem großen Hospital zu Paris ein, weil sie gewiß waren, daß sie dieselbe dort antreffen würden. Man wußte nämlich, daß sie jede Woche wenigstens dreimal diesen Ort des Elends und der Barmherzigkeit betrat, der damals in ziemlicher Unordnung war; und daß sie daselbst den Kranken unglaublich viel Gutes an Leib und Seele erwies. Es blieb ihre Erholung und ihre herzlichste Freude, die armen und kranken Weiber daselbst zu besuchen. Und sie tröstete und unterrichtete sie, munterte sie auf, mit Geduld und in Vereinigung mit dem göttlichen Heiland zu leiden, erweckte mit ihnen Acte der Ergebung und der Liebe Gottes, und brachte ihnen jedesmal etwas zu ihrem Trost und zu ihrer Erheiterung mit. —

2. Gewöhnlich nahm sie, wenn sie sich in dieß Hospital begab, eine Schürze, einen Kamm und eine Bürste mit, wandelte dann von einem Bett zum andern und erwählte sich die armen Kinder, die mit Grind und eiternden Kopfwunden behaftet waren, dieselben zu reinigen. Eine Jungfrau, die sie mehrmals dahin begleitete, zog sich bei solcher Gelegenheit zurück, weil der bloße Anblick solcher Kinder ihr Grausen und Ekel erregte. Auch erklärte sie ihr, sie könne nicht begreifen, wie eine Dame von so hohem Stande sich mit so verächtlichen und der Natur so widrigen Dingen befassen könne; sie aber antwortete ihr: „Meine Tochter, es giebt keinen andern Weg, zur Liebe Gottes zu gelangen, als die Abtödtung der Sinne!“ —

3. Es erfreuten sich aber auch diese armen Kinder, wenn sie ihre Wohlthäterin nur von fern erblickten, ganz wundersam, nannten sie „„ihre liebe Mutter"" und verehrten sie gar innig und herzlich. Besonders war dieß der Fall bei jenen, welche, vom Scharbock ergriffen, einen unausstehlichen Pestgeruch verbreiten und daher von allen Menschen als Scheusale geflohen wurden. Diesen näherte sich die barmherzige Frau mit großer Zärtlichkeit, machte ihnen das Bett, nahm ihnen den Verband vom Mund und von Händen und Füßen, reinigte ihre Wunden, tröstete sie liebreich und beschenkte sie oft mit Zuckerwerk. Was aber noch erstaunlicher war, sie küßte sie oft auf den eiternden Mund. Eine Jungfrau, die dieß sah, rief ihr einst zu: „„Um Gotteswillen, gnädige Frau, was thun Sie? Sie setzen sich ja der größten Gefahr aus, selbst von dieser Krankheit angesteckt zu werden!"' — Sie aber gab ihr zur Antwort: „Die Liebe ist unverletzlich! Dieß ist Kinderspiel gegen Das, was die heilige Catharina von Siena gethan hat!" —

4. Es siechte in diesem Spital ein armes Weib; dieß war mit einer so abscheulichen Krankheit behaftet, daß Niemand sich überwinden konnte, ihr in die Nähe zu kommen. Vieles hatte sie von der Barmherzigkeit und dienstwilligen Liebe der Frau von Helyot gehört; darum faßte sie den Muth, sie bitten zu lassen, daß sie ihr die Liebe erzeigen möchte, sie auch heimzusuchen. Die Dame aber hatte die Bitte kaum vernommen, als sie augenblicklich sich zu ihr begab, bei ihrem Bette sich niedersetzte, eine ganze Stunde freundlich mit ihr redete und sie wohlgetröstet verließ. —

5. Eine Andere, die beinah' in Verzweiflung schwebte und durchaus nichts vom Tode hören wollte, befand sich nach dem Besuch der liebreichen Frau gänzlich umgewandelt; denn diese hatte in so ergreifenden Worten über die ewige Glückseligkeit Derjenigen gesprochen, die in der Gnade Gottes sterben, daß die Kranke eine lebendige Sehnsucht nach dem Himmel in sich empfand und bis zu ihrem Tode sanftmüthig wie ein Lamm, ohne alle Klagen litt. —

6. Am liebsten besuchte sie solche Kranke, die mehr als andere verlassen waren. Es lebte in dem besagten Hospital ein Weib, die am ganzen Leibe voll der Beulen und Geschwüre war, gleich einer Kugel gekrümmt lag, und dabei noch in völligen Blödsinn versunken. Niemand konnte etwas mit ihr ausrichten. Dazu gab sie niemals auch nur das mindeste Zeichen der Dankbarkeit, was immer man für sie thun mochte; ja sie konnte es nicht dulden, daß namentlich geistliche Personen sich ihr näherten. Als unsere liebreiche Kranken-Besucherin dieß erfuhr, war diese Gelegenheit ihr sehr willkommen, ihre Liebe und Geduld zu üben. Sie ging also zu ihr hin, erzeigte

ihr alle mögliche Freundlichkeit, richtete ihr Bett, brachte ihr die Speisen und reichte sie ihr selbst in den Mund. Das arme Weib ließ sich ihre Dienste gern gefallen und blieb auch sehr ruhig dabei. Sobald aber die Dame sie verließ, warf sie sich auf's Neue in ihrem Bette hin und her und überließ sich der heftigsten Ungeduld. Kehrte diese zurück, so schien sie abermal vergnügt. Es übte die barmherzige Frau fürwahr! eine heldenmüthige Geduld an diesem bedrängten Weib. Als sie ihr aber alle leibliche Hilfe erwiesen hatte, wollte sie ihr auch geistliche Hilfe erweisen; daher unterrichtete sie dieselbe in allen wesentlichen Punkten des Glaubens und las ihr geistliche Bücher, und zwar so ernstlich und bedachtsam vor, als ob die Kranke bei voller Vernunft wäre und Alles wohl verstände. —

7. Diese heilige Frau benahm sich bei allen Gelegenheiten dieser Art auf eine so demüthige, so freundliche und dabei so sinnreiche Weise, daß sie alle Herzen gewann. Wenn daher bei einigen Kranken nichts auszurichten war, nahm man seine Zuflucht nur zu ihr und bat sie, dieselben zu besuchen. — Einst lag zu Paris ein Mensch in einer entlegenen Gasse sehr gefährlich krank. Es war aber derselbe sehr heftig und konnte es durchaus nicht dulden, daß man ihm die große Gefahr vorstellte, in welcher er seines Heiles wegen schwebte. Da nahm Frau von Helyot es über sich und verpflichtete sich auch, ihm bis zu seinem Tode beizustehen. Sehr liebreich sorgte sie für alle seine leiblichen Bedürfnisse, verschaffte ihm Alles, was er nur verlangte, und munterte ihn mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth zur Geduld und Ergebung in den Willen Gottes auf. Nach einigen Besuchen ward sein Herz von den freundlichen und süßen Reden seiner Pflegerin getroffen, und er ward so mächtig im Innern gerührt, daß Alle darüber erstaunten. Nicht lange hernach ließ er sich willig zum Tode bereiten, empfing die letzten Sakramente mit großer Andacht und verschied im Frieden des Herrn. —

8. Viele Seelen verdankten, **nach Gott**, der Liebe dieser heldenmüthigen Frau ihr ewiges Heil; denn ihr Eifer ließ ihr weder Ruhe, noch Rast, wenn sie wußte, daß irgend ein Sterbender in Gefahr schwebte und es nur in ihrer Möglichkeit lag, demselben beizustehen. Keine Mühe, noch Aufopferung war in dieser Hinsicht ihr zu groß; sie nahm alle Gestalten an und bot alle Kunstgriffe der sinnreichsten Liebe auf, die Seelen für den Himmel zu gewinnen; oft auch ließ sie das heilige Opfer des Altars in dieser Absicht darbringen und opferte mit demselben ihre eigenen Bußwerke für das Heil der Sterbenden. —

348 — 353. Der Krankenfreund.

(Auszug aus: Sämmtliche Werke von Dr. Johann Michael Sailer.)

Dem Pfarrer Ignaz Valentin Heggelin zu Wartenhausen in Schwaben öffnete sich als Schule für das katholische Volk namentlich das Krankenbett; denn sein Krankenbesuch war nicht nur Besuch, war nicht nur Belehrung und sittliche Heilung des Kranken vom Grund aus, und vollständige Rüstung desselben zur Reise in die Ewigkeit, sondern Tugendschule, Erbauungs- und Tröstungsmittel für alle Hausgenossen und Nachbarn des Kranken. Indem er Einem Sterbenden als Freund beistand, war er Vater und Freund für alle Gesunde, die in das Sterbebett hineinsahen. — Er theilte deßhalb seinen Krankenbesuch in die Unterhaltung mit dem Kranken allein und in die Unterhaltung mit dem Kranken und den übrigen Bewohnern des Hauses. In jener führte er den Kranken zuerst auf die Bestimmung des Menschen zurück und dann in sein Gewissen hinein, leitete ihn auf den Pfad der Sinnesänderung, endlich auf den Punkt, daß er sich um Muth umsah, mit Ergebung in den Willen Gottes zu sterben, oder mit neuem Tugendsinne fortan zu leben; in dieser verstärkte er die ernsten Eindrücke, die das Krankenlager und der Anblick des Todes auf den Menschen machte, und gab ihnen durch den Glauben an den Gottheiland Jesus Christus Leben und Richtung zur Besserung, zur Nachfolge Jesu Christi und zum getreuen Ausharren in derselben.

Ueber diese Verfahrungsweise des edlen Krankenfreundes mögen einige Beispiele das ihn ehrende Zeugniß geben!

1. Das liebevolle Wort.

Als Gewissensfreund waren dem Pfarrer Heggelin auch am Krankenbett die Grundsätze: „Nil admirari!" — und: „Zuvorkommende Liebe, klare Wahrheit und tragende Geduld sind die besten Schlüssel in das Menschenherz!" — besonders wichtig geworden.

Er ward einmal zu einem Kranken gerufen und fing vor ihm von Gott, von Jesus Christus und Unsterblichkeit zu reden an. „Ja, wenn ein Gott wäre," sagte der Kranke, „dann stürbe ich gerne!" — Heggelin staunte nicht über diese Aeußerung, die vielleicht jeden Andern außer Fassung gebracht hätte. — Er schwieg eine Weile und ließ dann — bei mancherlei Anläßen — nur sein Herz reden; und wie der Kranke in ihm zu dem Worte das Gesicht suchte — das heißt — den frommen, gläubigen Herzensredner ansah, glaubte er. — Die Liebe, hieß es da, verkündet die Liebe, und **Gott** ist die Liebe! —

2. Das sehr ernste Wort.

Neben den schon angeführten Grundsätzen hatte Heggelin noch eine ganz eigene Maxime, welche da lautete: „Bringe beim ersten Krankenbesuche Alles in das Reine, außerdem möchten deine nachfolgenden Versuche eben so nichtsbedeutend werden, als der erste war! Ist das Geschäft des Geistes im Reinen, dann laß' dem Leidenden, was ihm auch die Natur läßt: Lebens = Hoffnung!" —

Einer einzigen Person aber hat er einmal geradezu das Leben abgesagt. Sie wollte sich durchaus nicht in seine Vorstellungen von nahem Tod und von der Pflicht des Christen, sich wohlvorbereitet zur Abreise anzuschicken, fügen, und erwiederte auf alle seine Einredungen weiter nichts als ein kaltes: „„Er werde auch nicht Alles wissen!"" — „Nicht Alles," antwortete er, „aber doch **dieß** ganz gewiß, daß **du** in vier und zwanzig Stunden eine Leiche bist!" — Dieß mit dem Nachdrucke der gefühlten Wahrheit gesagt, ging er zur Thür hinaus. — Er war aber kaum eine Viertelstunde zu Hause, so sandte die Erschütterte mit der dringenden Bitte an ihn: „„Er möchte doch gleich kommen!"" — Er kam, und ehe die vier und zwanzigste Stunde schlug, war die Kranke eine Leiche. —

3. Das vermittelnde Wort.

Seine Krankenbesuche wirkten aber auch auf die Gesunden mehr, als er selbst vielleicht ahnen konnte.

Die Dienstmagd eines Handwerkers wurde krank und von dem Pfarrer mit treuer Sorgfalt zum guten Tode vorbereitet. — Nach einiger Zeit erkrankte ihr Meister. Ungeachtet der tödtlichen Feindschaft, die er gegen seinen Seelsorger im Herzen hegte, ließ ihn der Kranke doch zu sich bitten und rief ihm gleich beim Eintritt in das Haus, da Heggelin das Angebot machte, er könne und dürfe sich einen andern Beichtvater wählen, entgegen: „Nein, Herr Pfarrer, das geschieht nicht! Ich habe alle Ihre Zusprüche gehört, wodurch Sie meine neulich verstorbene Magd so viele Wochen durch zum guten Sterben vorbereiteten: ich bitte, bringen Sie mich auch in den Himmel! Ich will Ihnen folgen! Machen Sie mit mir, was Sie wollen; denn ich weiß, wenn ich Ihnen folge, so folge ich Gott!" —

4. Das beruhigende Wort.

Ein andermal starb in der Gemeinde ein Mann von Ansehen eines plötzlichen Todes.

„Wenn er nur noch hätte beichten können!" war der stille Seufzer der frommen Pfarrgemeinde. — „„Seid einigermaßen getrost,"" sagte der Seelsorger, „„Herr N. N. starb zwar schnell dahin, aber nicht unbereitet! Er bereitete sich mit seinem jüngst verstorbenen Diener. Denn so oft ich diesen Kranken besuchte, war sein Herr allemal gegenwärtig, hörte mir fleißig zu, betete in der Stille mit, weinte mit und starb gleichsam mit dem Sterbenden!"" — —

Dieser Pfarrer verstand also, wie aus dem Vorgeführten erhellt, die Kunst, seine Kranken so zu behandeln, daß auch die Gesunden, die zuhorchten, mit eingeflochten, belehrt, erbaut und gebessert wurden. —

5. Das angegriffene Capitälchen.

So sehr der Pfarrer Heggelin als Seelen-Freund auf gründliche Seelen-Beruhigung hinstrebte, so war ihm doch als Menschen-Freund die Menschen-Erfreuung auch eine Hauptangelegenheit; denn er wußte wohl, wie genau der Leib der Seele anliege. —

Ein Taglöhner, das Muster eines guten Vaters, hatte es sich zum Gesetze gemacht, jeden Tag über die bestimmte Arbeitszeit noch eine Stunde lang zu arbeiten, um jedem seiner Kinder ein väterliches Andenken von etwa zehn Gulden nach seinem Tode zurücklassen zu können.

Jetzt ward der edle Vater im Taglöhnerszwilche krank; da ging ihm aber auf dem Krankenbette nichts so tief zu Herzen, als daß er jetzt — nichts arbeitend — den sauer erworbenen Sparpfennig (das Vermächtniß für seine Lieblinge) nach und nach aufzehren mußte.

Heggelin vernahm von diesem bittern Vaterschmerze und wußte alsbald, wie er sich ausdrückte, „„zwei Gottes-Engel"" ausfindig zu machen, die den armen Kranken im Geheimen unterstützten, so daß für den Kranken mehr Geld, als die Kosten der Krankenpflege betrugen, zurückgelegt und dem Genesenden das angegriffene Capitälchen noch mit Ueberschuß ergänzt werden konnte. —

Ein solcher Taglöhner und ein solcher Pfarrer, welche Perlen in dem Lande! —

6. Das herbeigeschaffte Krankenbett.

Ein armer Knecht wurde krank und, da die Krankheit anhielt, seine Stelle mit einem andern Knechte besetzt; somit hatte der Kranke kein Bett. Pfarrer Heggelin war also darauf bedacht, ihm eines herbeizuschaffen.

Ein Tischler arbeitete eben bei ihm. Diesem wußte er den Gedanken, dem armen Knecht ein Bett herbeizuschaffen, so in die

Seele zu schieben, daß er ihn für seinen eigenen hielt. Darauf sagte er ihm, er sollte nur in seinem (des Tischlers) Namen mit noch vier anderen Männern aus der Gemeinde reden, und wenn diese auch so gesinnt wären, wie er, so wollte der Pfarrer am nächsten Sonntag eine Kollekte verkünden.

Beides geschah.

Da die Leute aus der Kirche kamen und über den Antrag des Pfarrers Conferenz hielten, war sogleich der Erfolg da: „Das ist recht, das war schon lange unser Sinn, das ist Gottes Sache, helfen ist göttlich!“ —

Sonntags darauf ward die Kollekte wirklich gehalten. Das auf einem Teller gesammelte Geld stellte Heggelin vorerst unten auf die Treppe des Altars hin. Dann hielt er eine kurze Anrede: „„Das ist also das Geld! Die mancherlei Absichten, aus denen es gegeben wurde, sehen wir nicht. Wer indeß aus Menschenfurcht, aus Lohnsucht u. s. w., wer es nicht aus reinem Wohlwollen gegeben, der nehme es wieder zurück — er trete hervor, oder ändere seinen Sinn!““

Es trat aber Niemand hervor.

„„Nun,““ fuhr er fort, „„dürfen wir es erst **auf den Altar stellen, als ein reines, unbeflecktes Opfer!**““

Er hob es jetzt von der Treppe auf und stellte es auf den Altar, und kniete nieder am Fuße des Altars und verrichtete ein inbrünstiges Gebet: „„Gott wolle sich dieses Opfer gefallen lassen, es sei das Opfer der Liebe, und das könne der Gott der Liebe nicht verschmähen u. s. w.““

Die ganze Handlung machte einen tiefen Eindruck.

Nach dem Gebete ließ er das Geld, um allen Schatten des Eigennutzes von sich abzulehnen, von den angesehensten Männern der Sakristei zählen. Die Summe war ein und zwanzig Gulden.

Aus derselben Ursache übergab er das gezählte Geld zwei geehrten Bäuerinnen im Orte, damit sie ein Bett kauften. Nun war eben in dem nächsten Städtchen ein Bett feil, das sie gerade um ein und zwanzig Gulden erhielten. Dazu kam noch dieß: Die Frauen fanden sich durch den Auftrag des Pfarrers geschmeichelt, und gaben Bettüberzüge u. s. w. umsonst dazu.

Das heißt Gutes thun in heiliger Liebe und mit Vernunft, im Angesichte der Gemeinde, und aus den Herzen der Gemeinde, und nicht allein aus den Herzen, sondern auch durch die Hände der Gemeinde! —

Dankend legte sich der kranke Knecht in das Bett. — —

Nachdem er genesen war und das Bett nicht mehr nöthig hatte, sagte der Pfarrer: „„Das Bett gehört der Gemeinde! —

Wenn wieder ein Dienstbote krank wird, so weiß man doch, wo man ihn sanft hinlegen könne! — Die Liebe bettet sanft!"" —

354 und 355. Zwei Todes-Ahnungen.

In seinem Erinnerungs-Buche: „Woher? Wohin?" giebt Dr. Sebastian Brunner die folgenden rührenden Mittheilungen:

1. Ich war zwölf Jahre alt und schlief im elterlichen Hause zu Wien allein in einem Zimmer neben dem Schlafzimmer meiner Eltern. Da erwachte ich einst zur Nachtzeit, geweckt durch einen heftigen Schrei meiner Mutter; gleich darauf hörte ich die Stimme meines Vaters, der laut rief: „Um Gotteswillen, was ist's, was ist's, was ist dir geschehen?" Die Mutter antwortete: „„Ist's ein Traum, was war's? Meine Mutter stand eben hier beim Bett, in einem weißen Gewand, in weiße Tücher gehüllt, todtenbleich wie sterbend und sagte: Da bin ich!"" — Der Vater beruhigte: „Das war ein Traum, nichts als ein lebhafter Traum. Ich träume ja auch öfter und schreie auf!" — Die Mutter ließ sich aber nicht beschwichtigen. Sie blieb dabei: das war was anderes als ein Traum — so habe sie noch nie geträumt. Sie brachte den übrigen Theil der Nacht in Angst schlaflos zu und ließ sich nicht abhalten, am Morgen sogleich Anstalten zu einer Reise nach Fladnitz zu treffen. Sie hatte keine Ruhe mehr. Ich und mein jüngerer Bruder wurden mitgenommen. Die Reise war dießmal ziemlich traurig. Im Walde von Fladnitz begegnete uns ein Mann, den meine Mutter ansprach: „„Seid Ihr von Fladnitz?"" — „‚Ja.'" — „„Wißt Ihr nicht, was die alte Stetterin macht?"" — „‚Die Stetterin? Nun, die ist ja heut Nacht gestorben!'" —

Nicht lange danach kamen wir zum Trauerhaus. Dießmal knarrten die Thorflügel nicht gastlich auseinander. Die Großmutter lag auf einem Brett mit Linnen bis zum Gesicht bedeckt; der Sarg war noch nicht angefertigt. Der durchdringende Schmerzensschrei, mit dem meine Mutter auf die Todte hinstürzte, um das bleiche Antlitz noch mit Küssen und Thränen zu bedecken, machte auf mich einen unverlöschbaren Eindruck. — Neben dem Sarge stand der Großvater. Für einen Moment war ihm wieder die Zunge gelöst; er hatte einen Rosenkranz in der Hand, was sonst nie der Fall war, nur in die Kirche pflegte er einen solchen mitzunehmen, und sagte gedehnt leise, so daß es doch durch Mark und Bein ging: „Todt!" — Und dieß Eine Wort war mit vielen bitteren Thränen begleitet, die dem alten Mann aus den Augen quollen. Seine krankhafte Verlorenheit trat auf einige Momente zurück und er fühlte tief, was dieser Anblick bedeute. — Der Großvater überlebte sein hingegangenes Weib nicht lange. —

2. Am 2. August 1849 speiste ich wie gewöhnlich im elterlichen Hause zu Wien; mein Vater war mehr als sonst heiter und gut aufgelegt; ich ging in bester Stimmung in die innere Stadt, um meine Zeitungsgeschäfte zu besorgen; auf Nachmittag war ich von mehreren guten Freunden zu einer Landparthie geladen; ich sollte dieselben in Nußdorf treffen.

Schon war ich bis außerhalb der Linie gefahren, da faßte mich ein eigenthümliches unbeschreibliches Gefühl; ich stieg aus dem Wagen und ging traurig allein in Feldwegen umher, ganz gegen meine Gewohnheit, es war mir, als ob ich an diesem Tag an keiner Freude theilnehmen sollte; da begegneten mir drei schwarze in Trauer gekleidete Frauen, es schienen Mutter und Töchter gewesen zu sein, tiefe Wehmuth sprach aus ihren Zügen, Gedanken an den Tod fingen an mich zu beschäftigen; ich begab mich in die Häuser zurück und besuchte meinen Studiengenossen Ballek, der eben Kaplan in der Pfarre Lichtenthal war; nun verging mir auf eine Zeitlang die traurige Stimmung, die mich erst wieder anfaßte, als ich ihn verließ; es war schon Abends, ich kam im Nachhausegehen durch jene Gasse in der Alservorstadt, in welche die Fenster von der Todtenkammer des allgemeinen Krankenhauses gehen. Da wurde es mir zum Weinen, ich wußte nicht warum. Im Pfarrbezirk Altlerchenfeld begegnete mir der Richter (Bürgermeister) Funk und Lehrer Bodensteiner: wir sprachen Einiges, und ich äußerte mich: daß ich ungewöhnlich traurig sei, ich wisse nicht, was das zu bedeuten habe, und meine, es müsse vielleicht irgend eine Krankheit im Anzuge sein, die mich so sehr herunterstimme.

Im Pfarrhaus angelangt, sagte man mir: ich sei schon am Nachmittag oft gesucht worden und möge nur schnell „nach Hause" (d. h. zu meinen Eltern) kommen, der Vater sei plötzlich sehr erkrankt, und zwar nicht zu Hause. Ich entgegnete: „„Vielleicht ist er gestorben, sagen Sie mir es lieber, die Ungewißheit peinigt mich noch mehr!"" Die Dienstleute des Pfarrers aber erwiederten: Sie können nicht mehr sagen, und ich werde das Nähere schon zu Hause erfahren."

Ich eilte in's väterliche Haus, im Vorbeigehen hörte ich von einigen Leuten, die beim Hausthor standen, eben die Worte: „„Er ist maustodt und steht nimmer auf!"" Ich flog über die Stiege und fand die Mutter und die drei Brüder schluchzend und weinend, kaum vor Schmerz der Sprache fähig. Ein Lungenödem hatte dem Leben meines Vaters ein plötzliches Ende gemacht, als er eben in der Leopoldstadt ein Bad nehmen wollte und mit dem Badeinhaber gesprochen. Er konnte nur die Vorstadt und die Hausnummer seiner

Wohnung nennen, und verlangte, wegen plötzlichen Uebelbefindens um einen Lohnkutscher, als er auch schon sterbend niedersank. — Der Leichnam wurde, wie dieß bei allen plötzlich außer dem Hause Gestorbenen gesetzlich zu geschehen hat, in das Allgemeine Spital zur Obduction gebracht; und als sich die oben erwähnte unerklärliche Traurigkeit im Vorübergehen bei der Leichenkammer meiner bemächtigte, war ich einige Schritte entfernt am Leichname meines Vaters vorübergegangen!! Wie in einer Ahnung des baldigen Todes empfing er einige Tage früher die heiligen Sakramente der Buße und des Altars.

Am 4. August Nachmittags segnete ich das Sterbliche, was bestimmt ist, einst das Unsterbliche anzuziehen, nach dem Ritus der Kirche ein, und zwar am selben Tag und zur selben Stunde, an welcher elf Jahre vorher, als ich den Segen in Mariazell vor meiner ersten heiligen Messe gehalten, der Hingegangene zu mir die Worte sprach: „Nun, jetzt weiß ich doch, wer einmal meine Leiche einsegnen wird!“ Genau um die Stunde seines Todes zersprang meiner Mutter der Ehering am Finger, nachdem sie denselben seit ihrer Vermählung sechs und dreißig Jahre lang ununterbrochen getragen. — Ich erzähle nur das Factum, ohne eine weitere Bemerkung darüber zu machen. —

Es mag für einen Sohn verzeihlich sein, wenn er übrigens ganz ohne Schmuck und Zuthat vom Tode seines Vaters erzählt. Ich konnte ohne Lobhudelei auf seinen Grabstein die Worte setzen lassen: „Er war ein Mann nach dem Herzen Gottes!“ mir selbst aber konnte ich die Worte sagen, die Mathias Claudius beim Tode seines Vaters niederschrieb: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr.“ Er sorgte ehrlich und redlich für die Seinen, aber auch christlich, er suchte nicht zusammenzuraffen um jeden Preis; er drückte Niemand im Verkehr und der Noth war nie sein Herz verschlossen. Das Wort: „Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan!“ wurde von ihm wohl beachtet. — Daß sein Glaube im Werke lebendig war, gereichte mir zum großen Trost bei der erschütternden Nachricht seines plötzlichen Todes. —

Einige Wochen nach meines Vaters Tod gab mir der damalige Pfarrverweser, jetziger Pfarrer Herr Urban Loritz von St. Laurenz am Schottenfeld, ein Sammelbüchlein für's Armeninstitut mit einem zufällig darin liegen gebliebenen beschriebenen Blatt in die Hand und sagte mir: „Es dürfte Sie interessiren, was Ihr Vater einige Tage vor seinem Tod auf dieß Blatt geschrieben.“ Er sammelte nämlich seit 30 Jahren allmonatlich für die Armen der Pfarre Schottenfeld in einem eigenen Bezirk bei den Hausinhabern milde Gaben ein, welche in einem Büchlein aufgeschrieben und dem Pfarrer sammt dem

Ausweis eingesandt wurden. Auf dem Blatte standen folgende von der Hand meines Vaters geschriebene Verse:

„Ich fühle schon gar sehr
Die Jahre, die mich drücken,
Sie beugen mehr und mehr
Mir wie ein Joch den Rücken.

Sind auch die Augen matt,
Und wird die Kraft auch schwächer,
Ich bin nicht lebenssatt
Beim gold'nen klaren Becher.

Wer steht vor meiner Thür,
Wer klopft so dringend an?
Herein! Wer kommt zu mir,
Es ist der Knochenmann.

Herr Jesus! steh mir bei,
Und lasse mich nicht sinken,
Ob er auch bitter sei,
Ich will den Becher trinken!"

Diese paar Verse führe ich hier natürlich nicht wegen ihres poetischen Gehaltes an, denn einen solchen haben sie nicht, sie sind aber als Todes-Ahnung doch etwas merkwürdig. Am Abend nach beendigten Geschäften pflegte er sich an einem guten Glas Wein gütlich zu thun, zu Sommerszeit im Gartenhaus, im Winter in seiner gemüthlichen warmen Stube. Es gehörte zu seinem Vergnügen, immer einige hundert Eimer gute Oestreicherweine im Keller zu haben, dabei war er aber ein sehr bescheidener Trinker; das muß ich deßwegen bemerken, weil ein paar Verse, die er offenbar um des Reimes willen so geschrieben, den Anschein geben, als sei er dem goldenen Becher zu sehr zugethan gewesen. Es gehörte zu seinen Schwächen (manche nannten es Tugend), Bekannten und Besuchern einen Wein vorzusetzen, von dem sie gestehen mußten, „daß er nicht überall zu bekommen sei." — Uebrigens sind die paar Zeilen ganz seinem Charakter gemäß. Seine christliche Gesinnung war kernhaft, im Umgang liebte er ein heiteres Wesen und war Freund eines guten Humors, und so trieb der Humor auch in die christlichen Todesgedanken sein Spiel hinein; wie sich bisweilen frisch grünende Zweige durch einen stachelreichen Dornenstrauch durchflechten! —

---

356 und 357. Zwei denkwürdige Begebenheiten aus dem Seelsorgerleben.

Christoph von Schmid erzählt:

In die Zeit meines Aufenthalts in Seeg fallen zwei denkwürdige Begebenheiten, die einen tiefen Blick in den Zusammenhang des diesseitigen Lebens mit dem jenseitigen thun lassen. Von der Wahrheit der ersten Begebenheit, die ich hier mittheile, konnte ich mich an Ort und Stelle selbst überzeugen; die zweite erzählte mir ein bewährter Freund, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln ich keinen, auch nicht den geringsten Grund habe.

1. Der von der Fallsucht Geheilte.

1. In Lengenwang, einem Weiler der Pfarrei Seeg, lebte ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Schon von seiner Kindheit an litt er an der fallenden Sucht, und zwar in einem unerhört schrecklichen Grade. Manchen Tag konnte ihn das schreckliche Uebel wohl zwanzigmal zu Boden werfen. Darauf, bisweilen auch vorher, bekam er einen tiefen, dumpfen Schlaf von sechs und dreißig bis acht und vierzig Stunden.

Seine Eltern, so gerne sie ihn hatten, konnten ihn nicht mehr zum gemeinschaftlichen Tische gehen lassen, weil er da von seiner Krankheit gar oft befallen wurde und dann, von Schrecken und Ekel übermannt, Niemand mehr essen mochte. Die Stiege mußte er immer rückwärts hinabgehen. Versuchte er, ordentlich wie andere Leute herunterzugehen, so stürzte er meistens herab und wälzte sich schäumend am Boden. Bei der geringsten Erhitzung, Anstrengung oder Gemüthsbewegung war das Uebel da. Wenn es ihm im Bett ankam, so warf es ihn mit Macht heraus. Kaum konnten ihn zwei Männer halten. Sein Vater wußte keinen Rath mehr, als ihn mit Stricken in die Bettstätte hineinzubinden.

Weil seine Eltern vermögliche und in ihrem Ort angesehene Leute waren, und man diese Krankheit allgemein scheut, so hielten sie es, so viel nur möglich, geheim. Sie hätten sich wohl tausend Gulden kosten lassen, wenn sich Jemand gefunden hätte, der ihrem Sohn um diesen Preis hätte helfen können. Indeß ward die Sache doch kund; denn er hatte drei öffentliche Anfälle. Ein mächtiger Anfall warf ihn nieder auf den Boden, dann wieder mehrere Schuhe empor und so in eine dreißig Schuhe entfernte Wassergrube hinein. Zwei Männer bemerkten es und retteten ihn, sonst wäre er unfehlbar ertrunken.

Bald nachher befiel ihn dieß schreckhafte Uebel in der Kirche. Weil diese Plage nach einem heftigen Anfalle gewöhnlich einige Zeit aussetzte, so nahmen die Eltern keinen Anstand, ihn in die Kirche zu schicken. Er hatte seinen Platz ganz hinten in der Kirche an der Mauer gewählt. Ich predigte eben. Auf einmal fiel dieser Mensch mit großem Getöse von seinem Sitze herab. Alles erschrack, alle Aufmerksamkeit hatte ein Ende. Ich wußte von der ganzen Sache noch kein Wort und stieg von der Kanzel, zu sehen, ob ich etwa helfen könne. Der furchtbare Anblick des armen jungen Menschen, sein schreckliches, von unterlaufenem Blute schwarz und blau aufgeschwollenes Gesicht, der Schaum vor seinem Mund und die heftigen Zuckungen, welche die vereinte Kraft von sechs Männern, die ihn aus der Kirche trugen, kaum bändigen konnte, machte einen erschütternden Eindruck auf mich.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich ihn. Er saß auf der Bank am Ofen, ruhig und lächelnd; doch war sein Blick noch matt und krank und hatte etwas Zerstörtes.

Von nun an stieg sein Elend auf's Höchste. Er konnte gar nicht mehr vom Bett aufstehen. Sobald er sich nur aufsetzen wollte, schlug's ihn wieder zurück in's Bett. Hätte er des Tages hundertmal versucht, aufzustehen, hundertmal hätte es ihn wieder niedergeworfen. In diesem furchtbaren, jammervollen Zustande nahm er seine Zuflucht zu Gott. Und nun will ich seine eigenen Worte nacherzählen, so viel ich mich deren noch erinnern kann. Nur muß ich noch bemerken, daß das Wort „Bue" häufig das Nämliche sagt, was im Evangelium das herzliche Wort: „Kind, Sohn" bedeutet. —

2. Es war Nachmittags am 3. Juli 1796 (so erzählte mir der junge Mensch); die Leute waren in der Kirche, kein Mensch war zu Hause, alle Thüren geschlossen. Ich allein lag in der obern Stube in meinem Bette. Da ging mir nun mein Elend so zu Herzen, wie noch nie in meinem Leben. Ich weinte bitterlich, daß eine Zähre die andere schlug. Ich betete mit einer Inbrunst, daß ich es in meinem Leben noch nie so konnte. Ich saß im Bette auf, ohne dießmal wieder umzufallen, und betete mit ausgespannten Armen gegen das Muttergottesbild hin, das an der Bettstätte hängt. Da klopfte etwas an der Thüre. Ich dachte, es sei die Katze und betete weiter. Es klopfte das zweite Mal. Ich verhoffte, betete aber wieder fort.

Nun ging die Thüre mit einem starken Schlage auf. Ich erschrack und steckte mich geschwind unter die Decke. Ich verspürte, daß etwas die Bettdecke wegziehen wollte. Ich hielt sie aus allen Kräften an mich, aber es half nichts; ich mußte es gehen lassen. Nun sah ich eine weiße Kugel, so weiß wie ein schönes, reines, weißes Leintuch. Die Kugel sagte: „Bue! dein Kreuz ist groß! recht groß; aber **vertraue auf Gott**, und steh' auf, dir wird geholfen."

„„Vergelt's Gott!"" sagte ich, und die Kugel stieg empor und verschwand. —

Gleich darauf kam der Vater von der Kirche nach Hause. Es wunderte ihn, als er in das Haus trat, daß es auf dem obern Söller so helle war. Er ging die Treppe hinauf und sah die Kammerthüre, die er wohlbedächtig geschlossen hatte, offen stehen. — „„Bist du außer dem Bette gewesen und konntest du aufstehen?"" fragte der Vater.

Der Sohn erzählte ihm die Geschichte. Der Vater wollte sie ihm als einen Traum ausreden und bestrafte ihn mit Worten. Der Sohn bestand darauf und sagte: „„Ich wachte gewiß! Ich saß ja in dem Bette; ich lass' es mir nicht ausreden.""

Nun holte der Vater den Herrn Kaplan Bayer, der eben den nachmittägigen Gottesdienst gehalten hatte, und führte ihn vor das Bett des Kranken. Dieser sagte zu dem Kranken: „Die Sache kann von Gott sein, glaube du nur und vertraue fest auf göttliche Hilfe!" — Auf dieses verließ der Kranke das Bett und nun mag er selbst wieder weiter erzählen. —

Eine Stunde nachher, etwa um vier Uhr, war ich wieder allein in der Kammer und saß auf einer Truhe. Ich konnte wieder mit vielem Vertrauen und mit einer rechten Inbrunst beten. Ich war auch voll Trost und voll Hoffnung. Wie ich so recht ernstlich betete, fiel etwas von der Stubendecke oben auf die Truhe neben mich herab. Ich sah auf — die Kugel erschien. Sie schwebte herunter und setzte sich neben mich hin auf die Truhe. Ich erschrak, daß ich zitterte. „Bue!" sagte die Kugel, „**Gott** schickt mich her, dir ist geholfen. Geh hin, wo du willst!" — Als ich von Gott hörte, legte sich mein Schrecken und mir wurde recht wohl um's Herz. „Dir ist geholfen! geh und steh, wie du willst!" sagte die Kugel abermals. — „Dein Kreuz ist von dir genommen!" sagte sie das dritte Mal. —

Ich hatte eine unaussprechliche Freude. Ich konnte die Kugel nicht genug ansehen, so schön dünkte sie mich. Ich dachte, wie sie so neben mir saß, wenn ich sie nur anrühren und mit der Hand streicheln dürfte. Ich getraute mir aber nicht. „„Ei,"" sagte ich, „„darf ich nicht Vater und Mutter holen, daß sie es doch auch sehen und glauben?""

„Nein," antwortete die Kugel, „ich lasse dir ein Wahrzeichen da. Wenn sie dem nicht glauben, würden sie dem andern auch nicht glauben." — Die Kugel verschwand. — Ich sah auf die Truhe; eine volle, noch geschlossene Erbsenhülse lag da. Er zeigte sie und sagte: „„Es war dieß, was gleich anfangs so (er ließ die Erbsenhülse, so hoch er mit der Hand reichen konnte, auf den Tisch herabfallen) von der Stubendecke auf die Truhe herunterfiel. — Man wollte mir lange nicht glauben, aber wie sollte es mir einfallen, so zu lügen? Mich bekümmert nur Eins bei der Sache, daß ich vergessen habe, mich zu bedanken und nicht das zweite Mal: Vergelt's Gott! gesagt habe. Das thut mir leid. Auch hätte ich fragen sollen: Wer denn diese Kugel sei? Die Stimme war gerade wie die Stimme des Lengenwanger seligen Herrn (des kurz vorher verstorbenen Benefiziaten Gottfried Ehrhardt, der eine überaus fromme Seele war). Gerade so saß er allemal neben mir. Gerade so, sagte er allemal: „Bue, dein Kreuz ist groß; aber vertraue auf **Gott!**" Wenn ich nur gefragt hätte! Es reut mich recht! Ich habe es vergessen."" —

So weit der Jüngling. So erzählte er die Geschichte in Gegenwart seines Vaters zuerst dem Herrn Kaplan Bayer. So erzählte er im Beisein seines Vaters hernach auch mir. Ich habe dieß Alles aus seinem Munde. — Was ist aber von der Geschichte zu halten? Was ich davon halte, das weiß ich und will es auch hieher setzen.

3. Als mir Herr Bayer die Geschichte zuerst erzählte, glaubte ich zwar seiner Erzählung, aber es war mir doch Manches bei der Sache sonderbar. Mein Glaube hatte noch keine Festigkeit und ich weiß selbst nicht, wie mir dabei zu Muthe war. Als ich aber den Jüngling selbst sah, da wurde es mit mir ganz anders. Welche Glaubensfreudigkeit! Welche Heiterkeit! Welche Unbefangenheit! Sein blasses Gesicht, das recht in die Apostelgeschichte gehörte, erschien schon als ein Beglaubigungsschreiben der Begebenheit. Da war nichts Wildes, nichts Zerstörtes mehr, das den an der fallenden Sucht Leidenden sonst eigen ist. Seine Augen funkelten vor Freude. Eine Ueberzeugungsfülle, ein seiner Sache Gewißsein leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor, das jeden Zweifel niederschlagen mußte.

Besonders rührte mich die Einfalt des Knaben. „„Das ist doch ein Wunderding,““ sagte er, „„die Kugel konnte reden und hatte doch kein Maul!““ — Das schien ihm das Wunderbarste an der ganzen Sache. —

Die Erscheinung selbst hat für mich nichts Anstößiges; sie ist ganz im Geiste biblischer Erscheinungen. Wie dort fast durchgehends ein zweifaches Zeichen für die zwei edelsten Sinne des Menschen bemerkt wird, so ist auch hier Bild und Stimme für Aug' und Ohr. Eine schneeweiße Kugel oder ein brennender Dornbusch, woraus die Stimme kommt, ist mir übrigens ganz einerlei. Der Umstand mit der Erbse irrte mich anfangs, aber als ich sie gesehen hatte, auch nicht mehr. Die noch geschlossene, mit Frucht gefüllte Erbsenhülse war so vollkommen, rein und niedlich ausgewachsen, als wäre sie aus Tausenden ausgelesen. Sie war noch so unverdorben und unverletzt, daß sie nicht wohl vom vorigen Jahr sein konnte. Um nichts zu übertreiben, sage ich dieß. Der Vater versicherte auch, daß er überhaupt in seinem Hause keine Erbsen habe. Die Erbse ist wenigstens, wie die offengebliebene Kammerthür bei der ersten Erscheinung der Kugel ein ganz einfaches, bleibendes Zeichen, daß auch ihre zweite Erscheinung kein bloßer Traum oder leere Einbildung gewesen sei. Auch an solchen Zeichen fehlte es nicht in der heiligen Geschichte. Das Merkwürdigste bleibt mir der Jüngling selbst. Gleich nach der Begebenheit ging er überall frei, ohne Furcht und voll Zuversicht herum. Als der Vater ihn das erste Mal so frei und gerade vorwärts die Stiege herabgehen sah, sprang er erschrocken hinzu und rief:

„„Um Gottes Willen, Bue! was treibst du?“‟ Er aber antwortete lächelnd: „„Sorge nicht! weißt ja, Es hat's ja mir gesagt, ich falle nicht.“‟ Er arbeitete, was ihm vorher ganz unmöglich gewesen wäre. Er arbeitete mit der größten Anstrengung und oft in brennender Sonnenhitze, ohne daß ihm nur im Geringsten übel wurde. Er befand sich vollkommen wohl und gesund. —

Leichtgläubigkeit ist meine Sache nicht; auch sehe ich wohl, daß sich diese Begebenheit, wie man denn gewöhnlich zu erklären pflegt, noch immer aus ganz natürlichen Gründen erklären ließe. Ich will auch nicht untersuchen, ob denn eine Begebenheit nothwendig aus den Ursachen geschehen sein muß, aus denen ich sie erklären kann. Ich bemerke bloß im Vorbeigehen, daß mir derlei natürliche Erklärungen ein wenig unnatürlich vorkommen und daß sie, was ich von dieser Geschichte eben nicht behaupten möchte, mir gar zu sehr gegen den gesunden Menschenverstand anzustoßen scheinen. Was ich aber eigentlich sagen wollte, ist dieß:

Wenn ich den Jüngling ansah, vergingen mir alle dergleichen Erklärungen, und ich dachte an Die im Synedrio, von denen der heilige Evangelist Lukas sagt: „Sie sahen den lahm geborenen Menschen, der gesund worden war, dastehen, und hatten nichts dawider einzuwenden.“

Auch dem Jüngling war dieß ein Hauptgrund seines Glaubens. Als ihn Herr Kaplan Bayer besuchte, sagte dieser, er habe die Geschichte einem weltlichen Herrn erzählt, und der Herr habe gesagt, das seien Einbildungen. Der junge Mensch lachte und antwortete: „Sie mögen sagen, was sie wollen, **mir ist geholfen!**“

Doch genug! ich glaube die Geschichte. Und da fühle ich: der Glaube macht selig. Diese Geschichte hat für mich einen unbezahlbaren Werth. Wenn mir Jemand hundert Goldstücke verehrt hätte, ich denke nicht, daß es mir so viele Freude gemacht haben würde. Ich kann nicht an diese Geschichte denken, ohne daß mir, aus einer Art Sympathie mit der unsichtbaren Welt, Thränen aus den Augen fließen. Diese Geschichte weckte in mir ein festes Vertrauen auf jene unsichtbare Güte, die sich so gnädig unserer Schicksale annimmt. Sie gab mir mehr Herrschaft über die Sinnenwelt, sie stärkte mich in der lebendigen Ueberzeugung, daß wir zu etwas Besserm bestimmt sind, als nach einigen kurzen Augenblicken voll Mühe und Schmerz zu verfaulen. Auch fiel mir ein, als ich die Erbse so in der Hand hielt: „Wenn zu den Zeiten Jesu ein Glaube von der Größe eines Senfkornes nothwendig war, so dürfte wohl in unseren Tagen ein Glaube einer Erbse groß nöthig sein!“

Um diesen Glauben und seine heiligen Wirkungen hie und da vielleicht in einem Herzen zu erwecken, habe ich dieses aufgezeichnet. Der Jüngling hieß Matthäus Keller und war geboren zu Lengenwang 1775. —

2. Die wunderbar belohnte Pflege eines kranken Knaben.

1. Bevor ich die zweite Begebenheit erzähle, muß ich meinen Gewährsmann etwas näher schildern. Es ist der selige Johann Kapistran Weber, damals Kaplan in Mittelberg im Allgäu. Er war sogleich in den ersten Jahren, da Johann Michael Sailer als Professor nach Dillingen gekommen, dessen Schüler. Sailer gab ihm einen großen Beweis seiner Achtung, indem er dessen Primizpredigt hielt und das schöne Zeugniß, daß er ein Freund des Gebetes, der Selbstverläugnung, der Arbeit der Einsamkeit, des stillen Nachdenkens, des Lesens und Betrachtens in der heiligen Schrift und anderen guten Schriften sei. „Er hat," sagt Sailer von ihm, „Freude an Allem, was gut, edel, wahr und gottgefällig ist; sein Herz ist ohne Neid und ohne Falsch."

Ich wurde mit Weber, oder wie wir ihn zu nennen pflegten, mit Kapistran, als mit einem frühern Schüler Sailer's, erst späterhin näher bekannt.

Eines Tags im Frühlinge machten wir zusammen eine kleine Fußreise und benützten dazu noch ein Paar Stunden der Nacht, die ungemein schön war. Es schwebt mir Alles noch so lebhaft vor Augen, als ob es erst heute wäre. Wir wanderten durch ein angenehmes Wiesenthal nächst einem Wäldchen hin. Der Mond schien überaus helle; Alles schwieg, nur der Gesang einer Nachtigall erschallte ungemein lieblich in der tiefen Stille der Nacht. Unsere Herzen ergossen sich recht vertraulich gegeneinander. Wir theilten uns unsere Erfahrungen in der Seelsorge mit.

Da erzählte mir denn Kapistran (und ich erinnere mich zwar nicht der einzelnen Worte, aber des Inhalts seiner Erzählung sehr genau) folgende Begebenheit. — Er saß als Kaplan in der großen, viele Filiale einer gebirgigen Gegend umfassenden Pfarrei Mittelberg an einem rauhen, sehr kalten Winterabend eines Tages mit seinem Pfarrer bei Tisch. Ein armer, dürftig gekleideter Knabe kam an das Fenster und flehte, vor Frost zitternd und mit den Zähnen klappernd, kläglich um ein Almosen. Kapistran bat den Pfarrer um Erlaubniß, den Knaben hereinzurufen und ihm einen Teller warmer Suppe zu geben. Der Pfarrer erlaubte es gern und theilte dem hungrigen Knaben von Allem mit, was auf den Tisch kam. Nachdem der Kleine nach langer Zeit wieder einmal sich satt gegessen,

dankte er mit Thränen in den Augen und wollte weiter gehen; allein es wurde ihm übel. Er hatte sich verkältet und die Kälte wurde ihm in der warmen Stube erst recht fühlbar. Pfarrer und Kaplan fanden, es sei ihm unmöglich, weiter zu gehen. Der Kaplan schlug vor, dem armen Knaben das kleine Zimmer anzuweisen, wo die Kapuziner, wenn sie in der Gegend umher Almosen sammelten, zu übernachten pflegten. Der Pfarrer fand den Vorschlag gut. Der Kaplan führte den Knaben dahin, brachte ihn zu Bette und ging, den Arzt zu rufen. Der Arzt versicherte, ein heftiges Fieber sei im Anzuge und verschrieb Arznei.

Der gutherzige Kaplan Kapistran wartete nun seinen kranken Pflegesohn so liebreich ab, wie nur immer die zärtlichste Mutter ihr Kind verpflegen konnte. Als die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen hatte, redete Kapistran mit dem Knaben, um ihn näher kennen zu lernen. Der Vater desselben war schon vor längerer Zeit, die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben. Die fromme Mutter hatte ihrem kleinen Sohne das Vaterunser und andere kurze Gebete gelehrt, welche dieser auch sogleich recht deutlich und mit Andacht und mit gefalteten Händen hersagte. Der Kinderfreund Kapistran, der sich den Unterricht der Kinder von jeher zur wahren Herzensangelegenheit gemacht hatte, lehrte nun seinem Pflegekinde „Gott in Christus" näher kennen und lieben. Die Erzählungen aus der Geschichte Jesu hörte der Knabe mit der größten Aufmerksamkeit und sie machten ihm unbeschreibliche Freude; er gewann eine solche Erkenntniß und Liebe Gottes und Jesu Christi, wie Kapistran sie noch an keinem Kinde bemerkt hatte. Eben so groß war dessen kindliches Vertrauen zu unserm Vater im Himmel und zu unserm göttlichen Erlöser.

Die Krankheit wurde zu einem zehrenden Fieber. Das Kind litt mit unbeschreiblicher Geduld und war immer freudig. Es freute sich darauf, zu Gott und seinem lieben Sohne Jesus Christus zu kommen und im Himmel auch seine Mutter und seinen Vater wieder zu sehen. — Im Herbste starb der Knabe oder schlief vielmehr sanft ein, um im bessern Leben wieder zu erwachen. — —

2. Im folgenden Winter besuchte Kapistran in einem etwa eine Stunde weit entfernten Filialorte einen Kranken und verweilte dort so lange, bis es Nacht geworden. Der Knecht des Hauses erbot sich, ihn heimzubegleiten. Kapistran wollte ihm, der sich den Tag über schon müde gearbeitet hatte, keine weitere Mühe machen; er wisse, sagte er, den Weg, den er schon oft gemacht habe, ohne Wegweiser zu finden. Allein während Kapistran bei dem Kranken verweilte, war ein frischer Schnee gefallen und hatte alle die wenig betretenen Fußwege bedeckt und unkenntlich gemacht. Kapistran verirrte

sich. Auf einmal brach mit Krachen der Boden unter ihm. Er war an einen überfrorenen Weiher gerathen, dessen Eis aber noch nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen. Kapistran war bis an den halben Leib in das kalte Wasser gesunken, ohne mit den Füßen einen Grund zu finden. Er fand nichts, woran er sich halten konnte und sah keine Möglichkeit, sich herauszuhelfen. — Da erblickte er auf einmal einen hellen Glanz. Von leichtem Gewölke umgeben erschien ihm das verklärte, freundlich lächelnde Angesicht des Knaben, den er zum Tode vorbereitet und ihm die Augen zugedrückt hatte. Der Verklärte bot ihm die Hand, stellte ihn heraus auf den festen Boden, deutete mit ausgestrecktem Arme, wohin er gehen sollte und verschwand. Der so wunderbar Gerettete kam unter Empfindungen, die er nicht aussprechen konnte, glücklich nach Hause. —

Sobald der Tag angebrochen war, ging Kapistran hinaus zur Stelle, wo er in Gefahr gestanden, zu ertrinken und durch höhere Hilfe gerettet worden. Er bemerkte in dem Schnee seine Fußstapfen bis zu der verhängnißvollen Stelle; ebenso seine Fußstapfen von seinem Krankenbesuche bis hierher. Sonst war keine Spur eines menschlichen Fußtrittes zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war gerade hier am tiefsten. Kapistran blieb hier Gott anbetend und ihm dankend stehen. — —

Diese Erzählung machte auf mich wohl einen fast so tiefen Eindruck, als die Begebenheit auf Kapistran selbst. Uns Beiden, mir und ihm, war diese Erscheinung aus jener Welt ein überzeugenderer Beweis eines Lebens nach dem Tode, als die feinsten Vernunftschlüsse, und sogar die göttlichen Verheißungen erschienen uns in hellerem Lichte. Auch sahen wir daraus, daß fromme, geliebte Verstorbene in jener Welt noch um uns wissen, an Dem, was uns begegnet, liebevollen Antheil nehmen, und, wenn Gott es ihnen gestattet, uns in Gefahren des Leibes und der Seele zu Hilfe kommen. Noch ganz besonders nahmen wir die Worte, die Jesus, als er die Kleinen zu sich rief, gesagt hat, auf's Neue recht zu Herzen: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ —

---

358 — 365. Blicke in verschiedene Sterbekammern.

1. Der Tod eines Gelehrten.

Flakkus Albinus Alcuin war bekanntlich Carls des Großen Lehrer und Rathgeber in geistlichen wie weltlichen Dingen und Erzieher seiner Kinder, Ludwig und Pipin; zog sich aber im Jahre 801 vom Hofe zurück nach der Abtei des heiligen Martinus zu Tours, wo er

schon früher gar oft zu verweilen pflegte und eine Anzahl Schüler um sich hatte; „da er," wie er selbst bemerkte, „die von Rauch schwarzen Dächer dieser Stadt mehr liebte, als die von Gold prangenden Paläste Italiens."

Hier brachte er nun den Rest seines Lebens unter wissenschaftlichen Beschäftigungen zu, daher auch der größte Theil seiner Bücher in dieser Zeit geschrieben ist.

Der Sinn für Gebet und Betrachtung überwog aber zuletzt bei ihm Alles; und während er in seiner Jugendzeit lieber etwas Weltliches gelesen, als geistliche Lieder gesungen, so konnte er als Greis im Psalmensingen gar nicht satt werden.

Nachdem er schon lange sehr kraftlos und hinfällig gewesen, überfiel ihn in der Nacht des Himmelfahrtfestes im Jahre 804 eine so gewaltige Schwäche, daß er fernerhin weder aufstehen noch sprechen konnte.

Nur am dritten Tage vor Pfingsten ward ihm noch einmal die Kraft geschenkt, daß er zu singen vermochte: „O Schlüssel David und Scepter des Hauses Israel, der du aufthust, daß Niemand zuschließet, der du zuschließest, daß Niemand aufthuet; komm' und führe deinen Gefangenen aus dem Kerker, da er sitzt in Finsterniß und in Schatten des Todes!"

Als indessen die erste Morgenröthe der Pfingsten am Himmel hervorbrach, da war für ihn bereits der Tag des ewigen Lichtes aufgegangen. —

Er ward in der Kirche zu Tours bestattet. —

2. Der Tod eines deutschen Kaisers.

Im Gefühle des nahen Todes hatte sich der 61 bis 62 Jahre zählende, von manchen Beschwerden des Alters gedrückte deutsche Kaiser Otto der Große nach Merseburg begeben, des Vorhabens: Dasjenige zu betreiben, was die vollständige Erfüllung seines in der Schlacht bei Augsburg gemachten Gelübdes erheischte. Nachdem dieses gewissenhaft geschehen war, ritt er die Saale hinan und die Unstrut „in die güldene Aue" zur königlichen Pfalz Memleben und dem Benediktiner-Kloster, wo sein Vater Abschied vom Leben genommen. Er traf da Dienstags vor Pfingsten, 6. Mai, unwohl ein; dennoch stand er zur Frühmette auf, ging wieder zu Bett, war beim Morgengottesdienste, nach welchem er, dieß seine gewöhnliche Freude, eigenhändig Almosen ausspendete; hierauf ruhte er noch etwas und kam mit heiterer Miene zur Tafel. Abends fand er sich bei der Vesper in der Kirche ein, sie mitbetend; allein als das Magnificat gesungen war, befiel ihn eine Schwäche. Er mußte sich anlehnen, den Todesschweiß auf der Stirne; man bemerkt es, stützt ihn, bringt einen

Stuhl. Er aber verlangte die heilige Wegzehrung; ein Priester beeilt sich, sie zu reichen, und kaum hatte der Kranke den Leib des Herrn genommen, so trat, vermuthlich durch Schlagfluß, die Auflösung ein, stille, ohne daß ein Seufzen, ein Röcheln gehört wurde. Der Entseelte ward zu Bett gebracht, und da noch mancher Versuch der Wiederbelebung angestellt; erst spät verkündigte man dem Volke die Trauerbotschaft: daß der große Kaiser von hinnen gegangen sei. Der einbalsamirte Leichnam, dessen Eingeweide in einer goldenen Kapsel zu Memleben im Münster Unserer Lieben Frauen blieben, wurde, wie es Otto befohlen, zu seiner Lieblingsstadt Magdeburg gebracht und höchst feierlich durch die Erzbischöfe Gero von Cöln und Adalbert von Magdeburg und mit den Ausdrücken wahren Herzenleids bei St. Moritz neben der Ruhestätte seiner ersten Gemahlin Editha dem Schooß der Erde übergeben. —

Die Verse des Grabmals, welche noch immer der entarteten Nachwelt, ach fruchtlos! von dem Fürsten reden, der ihr Stolz und Ruhm sein sollte, erwähnt schon der sächsische Chronograph:

„Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae:
Rex, Decus Ecclesiae, summus honor Patriae.
Drei sind Gründe der Klage hier unter dem Marmor beschlossen:
König, Zierde der Kirch', Deutschlands herrlichste Ehr'!" —

3. Der Tod eines Königs.

Philipp III., König von Spanien, lag auf dem Sterbebette. Zu den Schmerzen seiner Krankheit gesellten sich auch die fürchterlichsten Seelenqualen.

In der Angst seines Herzens ließ er seinen Beichtvater Florencia kommen und klagte ihm seine körperlichen und seine geistigen Leiden.

Da hielt ihm der ehrwürdige Pater das Crucifix entgegen und sprach voll Würde und Nachdruck: „König, da habt Ihr Eueren Gott und Erlöser. Sehet „„Der ist der Gesalbte des Herrn; er ist es, den Gott selbst gesalbt hat mit dem Oele der Freude!"" (Psalm 44, 8.) Und dieses heilige Oel der Freude, des Trostes, der Stärke und des Heiles fließt vom Haupte des Gesalbten auf jede gläubige Seele herab und bringt Trost den Betrübten, Stärke den Schwachen, Ruhe den Geplagten, Freude den Niedergebeugten, Linderung den Leidenden, Erquickung den Matten, Heilung den Kranken, Muth und Kraft den Sterbenden. Er ist die Auferstehung und das Leben! Auf den gekreuzigten Heiland allein vertrauet; und ihr werdet Linderung in Eueren Schmerzen und Ruhe für Euere Seele finden!" —

Voll kindlichen Glaubens, voll heiligen Vertrauens ergriff der sterbende König das Crucifix, küßt es tausendmal und drückte es

unaufhörlich an sein Herz, welches sichtbar von innerem Troste und wunderbarer Ruhe erfüllt wurde. Man hörte aus seinem Munde kein anderes Wort, als: „„O mein Erlöser! O Christus! O Gesalbter des Herrn!““ —

4. Der Tod eines Bischofs.

Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Otto III. starb der heilige Dunstanus, Bischof von Lauterburg.

Als am Vorabend des Festes der Himmelfahrt Christi dieser große Diener Gottes nach dem Gebete der Mette, seiner Gewohnheit gemäß, allein in der Kirche verblieb, erschien eine Menge zahlloser himmlischer Geister in weißen Gewändern und Kronen auf dem Haupte vor ihm, die einen wunderbaren Glanz verbreiteten. Sie begrüßten ihn und sprachen:

„Sei gegrüßt, unser geliebter Dunstanus! Sieh', es läßt unser König dir sagen, daß du, wenn du bereit bist, diesen Tag heiliger Freude, nach welchem dein Herz so sehr seufzt, mit uns feiern sollst!“

Der heilige Bischof aber antwortete ihnen mit großer Freimüthigkeit: „„Der Tag ist heilig und hochfestlich; und es liegt mir ob, das Volk mit dem Worte Gottes zu speisen und den Gläubigen zu zeigen, wie sie selbst zu dieser großen Freude gelangen können. Viele auch sind von fernher gekommen; ich aber darf sie nicht täuschen; darum kann ich heute noch nicht kommen!““

Hierauf antworteten sie ihm: „So sei denn bis Sonnabend bereit, das dreimal: „„Heilig!““ mit uns zu singen!“

Als er nun mit Freuden hierzu seine Einwilligung gegeben hatte, entfernten sie sich.

Der Heilige aber hielt am Festtag selbst eine Predigt über die himmlischen Freuden mit so wunderbarer Gnade und Salbung, daß alle Zuhörer vor Erstaunen starrten, und nicht sowohl einen Menschen als vielmehr einen Engel zu hören glaubten. Auch glänzte dabei sein Angesicht wie das eines Engels, so daß Niemand ihn ansehen konnte.

Alsdann verkündigte Dunstanus seine nahe Auflösung den Zuhörern, und verhieß ihnen, daß er ihrer vor Gott beständig eingedenk sein werde. —

Am Sonnabend ergriff ihn ein leichtes Fieber; er empfing die heiligen Sakramente der Kirche und ward sammt seinem Bettlein dreimal in die Höhe gehoben.

Da sprach er zu den Umstehenden: „„Ihr sehet, wohin ich gerufen werde; wollet ihr mit mir kommen, so bereitet euch! Gott aber, der mich ruft, leite euere Herzen nach seinem Willen im Frieden!““

Als sie nun auf diesen Zuspruch „Amen!“ gesprochen, flog seine heilige Seele in den Himmel auf. —

5. Der Tod eines Franziskaners.

Der berühmte Dichter des hehren und süßesten Liedes: „Stabat mater dolorosa," Jacoponi aus Todi *) lebte seit dem Jahre 1303 im Franziskaner-Kloster zu Callazone, nach langen, schweren Kämpfen dem Frieden anheimgegeben, und gesegnet mit der hohen Freude wahrer Gottesliebe und ihrer Schwester, der wahren, gottgewollten Menschenliebe. — Eine innige, edle Freundschaft verband ihn mit dem Bruder Johann von Alverina, einem Manne, in dem wahrhaft der Geist des heiligen Franziskus von Assisi lebte. —

Gegen Ende des Jahres 1306 erkrankte Jacoponi und erkannte, daß ihm das letzte Stündlein sehr nahe sei. — Die Brüder fordern ihn auf, die heiligen Sakramente der Kirche zu empfangen, und wundern sich, wie er nicht selbst aus eigenem Antrieb das Verlangen darnach ausgesprochen. Er aber erklärt: „Ich erwarte noch meinen Freund Johann von Alverina, aus dessen Händen ich den Leib des Herrn empfangen werde." Die Mönche wurden bestürzt — denn die Zeit war schon zu kurz, um den in der Ferne weilenden Freund noch zur rechten Zeit herbeizubringen. Der Sterbende aber sagte das Glaubensbekenntniß her, und erhob sich, als ob er seine Brüder nicht hörte — ein von ihm selbst gedichtetes Loblied anstimmend. Kaum war das Lied ausgesungen, als die Brüder Zwei ihres Ordens über das Feld herschreiten sahen — der Eine war Johann von Alverina. Eine unwiderstehliche Ahnung führte ihn an das Todesbett seines Freundes. — Beide Freunde waren in einem höhern geistigen Lebensverkehr umschlossen. Johann gab Jacoponi den Friedenskuß, spendete ihm die heiligen Sakramente, worauf dieser, erstarkt, freudig das von ihm verfaßte Lied anstimmte:

„Giesu, nostra fidanza,	Jesus, unsre Zuversicht,
Del cuor somma speranza!	Deine Hoffnung täuscht uns nicht!"

Nachdem er das Lied bis zum Schluß gesungen, ruft er seinen Brüdern zu, in Heiligkeit und Tugend zu wandeln, erhebt Hände und Augen zum Himmel und stirbt mit den Worten: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Seine Brüder sprachen: „Nicht die Krankheit, **das Uebermaaß göttlicher Liebe hat ihm das Herz gebrochen!**" — Jacoponi starb in der heiligen Christnacht in dem Augenblicke, wo der Priester in der ganz nahen Klosterkirche die Frühmesse begann, und das „Gloria in excelsis Deo!" anstimmte. —

---

*) Die Bekehrung dieses Dichters ist geschildert im IV. Bande des Anekdoten-Schatzes, Seite 176.

Die Armen drängten sich um sein Grab, denn er war ein Volksfreund im echten christlichen Sinn des Wortes; er dichtete zumeist Volkslieder, welche den Bergvölkern Umbriens zum Trost, Frieden und Erhebung dienten. —

Er wurde selig gesprochen. —

Der Bischof Angelo Cesi sammelte im Jahre 1596 die Gebeine des Büßers, setzte sie in der Klosterkirche des heiligen Fortunat zu Todi bei, ließ ein Denkmal errichten, worauf die Inschrift kam: „Dieß sind die Gebeine des seligen Jacoponi de Benedetti aus Todi, aus dem Orden der niedern Brüder, der sich, aus Liebe zu Christus durch einen neuen Kunstgriff närrisch stellend, die Welt täuschte und den Himmel erwarb.“ —

6. Der Tod einer Nonne.

In seinem Werke, das den Titel führt: „Der Todeskampf und der Tod in allen Klassen der Gesellschaften“ erzählt H. Lauvergne:

Fräulein M*** widmete sich frühzeitig dem Klosterleben. Sie war sechzehn Jahre alt, ihre Gemüthsstimmung war melancholisch und träumerisch. Schön und liebenswürdig, hatte sie der leichtsinnigen Welt auch nicht einen Gedanken gewidmet, und man sah sie, wenn sich ihre jungen Gespielinnen einer unschuldigen Fröhlichkeit hingaben, die Einsamkeit suchen, die sie mit einem purpurrothen Gesichte und mit rothgeweinten Augen verließ. Als sie den Schleier nahm, gab man ihr den so ganz für sie passenden Namen Angelica. —

In dem ersten halben Jahr ihres Klosterlebens sah man sie abmagern und zusehends blasser werden. Eines Tages klagte sie über einen stechenden Schmerz in der rechten Brust. Die Priorin dringt in sie, sich einem Arzte anzuvertrauen. Sie erröthet vor Scham und weigert sich hartnäckig, sich dem Blick eines Fremden auszusetzen. Nach tausend wiederholten Bitten giebt sie endlich ihrem Beichtvater nach, und der Arzt findet ein Krebsgeschwür, das durch eine Operation schnell weggeschafft werden müsse. Sie unterwirft sich derselben und läßt, während der Wundarzt das Geschwür ausschneidet, von Zeit zu Zeit nur den süßen, den so lieblichen Namen der gebenedeiten Jungfrau Maria hören, für welche sie eine besondere Verehrung hatte. Sie versicherte nach der Operation, daß sie sehr wenig gelitten, und daß die liebe heilige Muttergottes sie in ihre Arme genommen habe. Das Vernarben der Brust ging langsam von Statten, als sich die Symptome der Schwindsucht einstellten. — Sie sprach mit einer Freundin von dieser Gnade des Himmels, und von diesem Augenblicke an wünschte sie nichts so sehr, als recht bald unschuldig und rein zu sterben. —

Es war auch in dem Kloster eine Nonne von gleichem Alter, mit welcher sie in rührender Innigkeit lebte; und wenn bei Nacht in allen Zellen die tiefste Stille herrschte, so weckte sie ihre Freundin, deren Bett in der Nähe des ihrigen stand, und unterhielt sich mit ihr von ihren Gesichten und von der süßen Hoffnung ihres Todes. —

Dieser Tag des Abscheidens von dieser Welt kam ihr endlich. —

Nie strahlte ihr so hübsches Gesicht in einem helleren Glanze; die Krankheit hatte ihre Wangen mit der Farbe der Rosen geschmückt, und ihre lasurblauen Augen befeuchtete eine Flüssigkeit, weiß wie Perlen. Von neun Uhr des Morgens an war Alles zu dem Triumphe der Jungfrau vorbereitet. Ihr kleines Zimmer war wie an einem Festtag ausgeschmückt, und bereits hatte sie gebeichtet und in Gegenwart aller ihrer Schwestern das heilige Abendmahl empfangen. — Das junge Mädchen, das sie so sehr liebte, befand sich in einem trostlosen Zustande. Es hatte die Erlaubniß erhalten, sein Bett neben dem der Sterbenden aufzuschlagen, um im Voraus den Anblick eines seligen Todes zu genießen.

Bevor das heilige Abendmahl gereicht wird, ist es gebräuchlich, den Weihgesang anzustimmen. In diesem feierlichen Augenblicke streckte Angelica die Arme nach dem Himmel aus und sang mit einer Engelsstimme, die reiner war, als man sie sonst an ihr kannte, die einfachwahren Strophen, so daß sie Allen die heißesten Thränen entlockte. — Nach der Feierlichkeit hatte Angelica nur noch zu sterben. Sie behielt die Klarheit des Geistes bis an ihr Ende, in welches sich eine Art kindlicher Freude über den Himmel mischte, der sich vor ihr aufschloß. Während zum Beispiel zwei Nonnen ihre Hände gefaßt hatten und durch tröstende Worte ihren Muth zu stärken suchten, warf sie einen verstohlenen Blick auf ihre Nachbarin, die am Fieber krank lag; und als sie dem ihrigen begegnete, zeigte sie ihr einen Finger, den sie gegen ihren Mund hob. Dieß sollte so viel heißen, als: „Ich habe nur noch eine Stunde zu warten!“ Alsdann richtete sie ihn gegen den Himmel, gleichsam um derselben ihr großes Glück anzuzeigen. Plötzlich änderte sie ihre Geberdensprache und fragte sie durch Zeichen nach der Zahl der Stunden, die sie noch zu leben hätte, um, wie sie, sich der Wohlthat des Todes zu erfreuen. Dieses Verfahren erinnerte sie augenblicklich daran, daß sie eine Hochmuths-Sünde begehe. Sie ließ nun ihren Beichtvater rufen und beichtete dieselbe mit unaussprechlicher Offenheit.

Gegen Mittag schien ihr Kopf auf das Kissen zu sinken; sie verharrte zwei bis drei Stunden in einer Art von Erstarren. Sie kam wieder zu sich und fragte eine von den Nonnen, welche ihre Wärterin war, ob sie geschlafen habe. „Nie,“ sagte sie, „habe ich

mich für so gewiß todt gehalten; ich habe in meinem Schlummer alle Schönheiten des Himmels so gut gesehen und glaubte mich bereits in demselben!" Bei diesen Worten richtete sie sich in ihrem Bett auf und breitete ihre Arme aus, als ob sie ihren lieben Heiland umarmen wollte, den sie an den Füßen ihres Lagers erblickte. Ihre offenen und verklärten Augen wollten ihm folgen und mit ihm reden. Zwei Nonnen unterstützten sie, und in der Stellung einer Tochter, die aus dem Bette springen will, um ihren Vater zu umarmen, hauchte sie ihren letzten Seufzer aus. — Ihre Augen blieben offen und behielten lange Zeit ihren ganzen Glanz. — Angelica wurde nach ihrem Tode in ihr Nonnengewand gekleidet und bis zum Augenblick ihrer Beerdigung auf einem Paradebett ausgestellt. —

7. Der Tod eines Ehegatten.

Der fromme Priester Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst schildert die letzten Augenblicke seines in Gott innig geliebten Vaters in folgender Weise:

Ob auch erst sechs und fünfzig Jahre alt, waren dennoch die Kräfte des Vaters durch Feldzüge und Leiden bedeutend geschwächt, und zu den gichtischen Anfällen gesellte sich eine Brustwassersucht, die kein Aufkommen mehr hoffen ließ. — Auch der Vater selbst fühlte das Herannahen der ernstesten Stunde im Menschenleben; die Beklemmungen auf der Brust, das schwere Athemholen, sagten ihm, was seine liebende Umgebung sich nicht getraute, ihm zu sagen.

Den Tod nicht fürchtend, dem er auf dem Schlachtfeld in's Angesicht blicken gelernt hatte, ließ er an dem Mittwoche vor dem Frohnleichnamsfeste seinen Beichtvater, den Pfarrer P. Raimund, zu sich rufen, und eröffnete ihm auf militärische Weise die Absicht, warum er ihn habe rufen lassen.

„Lieber Pater Raimund," sprach er, „bevor ich in's Treffen ging, habe ich jedesmal gebeichtet und kommunicirt; dann ging's muthig vorwärts, wo die Pflicht und Ehre mich wollten hingestellt haben. Da ich nun die Bataille mit dem Tode werde zu bestehen haben, will ich mich zu dieser Schlacht als Christ vorbereiten. Bevor ich Ihnen aber meine Beicht ablege, muß ich etwas vorausschicken. Ich habe wissentlich in meinem Leben Niemand beleidigt, Niemand wehe gethan; ein Feind alles Uebertriebenen, habe ich meine Religion gehalten, und stets getrachtet, vor jeder Nation ein ehrlicher Mann zu sein. Und nun will ich beichten, und dich, liebe Frau! ersuche ich, bei meiner Beicht Zeuge zu sein, die du mit mir treu und redlich seit fünf und zwanzig Jahren Freud' und Leid getheilt hast!" —

Am andern Tag empfing er öffentlich die heilige Kommunion mit aller Andacht eines wahren katholischen Christen, und eben so die heilige Oelung. — Hernach, als sein Gemüth durch den Glauben Macht über den Schmerz errungen hatte, säumte er nicht, die leidende Mutter zu trösten. Auf das Eindringlichste redete er seinem ältesten Sohne zu Herzen, hielt ihm seine Pflichten gegen die Mutter, Geschwister und Unterthanen vor, und ermahnte ihn, im Glauben und Vertrauen auf Gottes Vorsehung nie zu wanken.

Nachdem alle diese Christenpflichten treu erfüllt waren, konnte er, nach einer fünf und zwanzigjährigen, glücklich durchlebten Ehe, reich an Thaten der Güte, wie ein Gerechter sterben, und der Tod fand auch den Vater in Hinsicht auf das Ewige so gefaßt, als im Zeitlichen geordnet. Sanft entschlief er nach einem kurzen Todeskampf in seinem sechs und fünfzigsten Lebensjahre. — Der Monat Juni führte ihn in's sterbliche Leben ein; der 13. Juni 1796, um 10 Uhr Morgens, war es, der ihn in's unsterbliche Leben führte. —

Seine Leiche ruht bei seinen Voreltern in der Familiengruft zu Schillingsfürst, sein Geist in Gott, sein Andenken in den Herzen seiner fünf noch lebenden Kinder! —

8. Der Tod einer Ehegattin.

Katharina von Harley, entsprossen aus einer sehr alten und wegen ihrer Tugenden hochgeschätzten Familie, erhielt eine echt christliche Erziehung und behielt alle die schon in der Kindheit an ihr bewunderten Tugenden auch in ihrem Ehestande bei.

Kaum aber waren zwei Jahre seit ihrer Verbindung mit Herrn de la Meillerain verflossen, so wurde sie auf einmal von einem heftigen Fieber ergriffen; sie litt außerordentliche Schmerzen, welche ihr jedoch keine Klagen auspreßten. „Fahre fort,“ rief sie aus, „o barmherziger Gott, fahre fort, meine Uebel zu vermehren, wenn es dein Wille ist; nur bitte ich dich um Kraft und Muth, um sie auszuhalten! Um diese Gnade flehe ich zu dir im Namen jener reinen Jungfrau, die neun Monate lang meinen Heiland in ihrem Schooße trug!“ — Sie verlangte die heilige Wegzehrung und wünschte aus Ehrfurcht vor dem hohen und anbetungswürdigen Wohlthäter, den sie nun empfangen sollte, daß ihre Kammer mit dem Kostbarsten, was sie hatte, ausgeschmückt werde, und in den Zimmern, durch welche ihr göttlicher Heiland und Herr gehen sollte, ausgesuchte Wohlgerüche verbreitet würden. — Sie war äußerst schwach; dennoch verlangte sie, man möge sie aufheben, damit sie auf den Knieen ihren Heiland empfangen könne. „Wie?“ sagte sie zu den Personen, die sich ihrem Begehren widersetzten, „wäre es wohl billig, daß mein Gott zu mir

käme und mich empfinge, ohne daß ich mich bemühte, den Fuß auf die Erde zu setzen, um Ihm entgegen zu gehen?“ Man gab endlich ihrem Wunsche nach, und sie blieb, von zweien ihrer Frauen unterstützt, die ganze Zeit während der Ausspendung der heiligen Kommunion auf den Knieen. Beim Erblicken ihres Heilandes rief sie aus: „Ich bete dich an, o Brod des Lebens, Waizen der Auserwählten, Freude der Engel und der Menschen! Ich opfere und weihe dir meinen Leib, mein Herz, meine Seele mit allen ihren Kräften! Verfüge über mich nach deinem heiligen Willen!“ —

Nachdem die Gefahr dringender geworden, bat sie auch inständig um das Sakrament der Sterbenden, die letzte Oelung.

Darauf ließ Gott zur Prüfung dieser schon so vollkommenen Seele zu, daß sie vom bösen Feinde versucht wurde. „Ich fühle,“ sagte sie zu den Geistlichen, die ihr Sterbebett umgaben, „daß der Feind meines Heiles versucht, meine Seele zu beunruhigen, indem er mir die strenge Gerechtigkeit Gottes und seine furchtbaren Gerichte vor die Augen stellt; ich will aber diesem Gedanken, der mich zur Verzweiflung bringen könnte, seine unendliche Barmherzigkeit entgegensetzen!“ —

Als sie ihr Ende nahen fühlte, wünschte sie, auf die Erde ausgestreckt, ihren Geist aufzugeben. Ihr Beichtvater wagte es aus Furcht, der Eingebung des heiligen Geistes zu widerstreben, nicht, ihre inständige Bitte zu verweigern. Man legte sie also auf den Boden, und nur mit Mühe gab sie zu, daß man ihr ein Kissen unter den Kopf schob. In dieser Lage verlangte sie ein Kreuz, worauf sie mit starker und tiefbewegter Stimme diese Worte sprach: „O, mein Heiland, welch ein Unterschied ist zwischen deinem Tod und dem meinigen! Man überhäuft dich mit Schmachreden, und ich höre nur Worte des Friedens und des Trostes! Du wurdest von deinen Freunden verlassen, aber die meinigen stehen um mich herum! So gering auch meine Leiden sind, so nimm sie doch an zur Abbüßung meiner Sünden!“

Während dieser Worte drückte sie das Bild des gekreuzigten Heilands auf ihre Lippen und starb gottselig im zwanzigsten Jahr ihres Alters. —

---

366 — 369. Ehrwürdige Sterbebilder.

1. Die heilige Makrina.

Die heilige Makrina, die Schwester des heiligen Basilius, Bischofs zu Cäsarea, und des heiligen Gregorius, Bischofs zu Nyssa, war eine Jungfrau und lebte mit ihrer Mutter in klösterlicher Einsam-

keit. Ihr Bruder Basilius starb vor ihr, und obgleich sein Tod sie sehr betrübte, so verlieh ihr Gott doch so viel Stärke, daß sie ihre Mutter und ihren Bruder, den heiligen Gregorius, so vollkommen zu trösten vermochte, daß Letzterer ein Buch schrieb „Ueber den Tod und die Auferstehung von den Todten." In diesem Buche führt er die heilige Makrina unter dem Namen „seines Lehrmeisters" an, und läßt sie über den Tod und die Auferstehung ganz vortrefflich reden. In eben diesem Buch — erzählt auch der heilige Bischof, daß seine Schwester Makrina vor ihm gestorben sei, und daß er, da er von ihr den köstlichsten Trost über den Tod seines Bruders erhalten, nun auch ihr in ihrer Krankheit beigestanden, und ihr vorzügliche Hilfe geleistet habe. Hören wir, wie der heilige Gregor selbst den Tod seiner heiligen Schwester erzählt. Er sagt:

„Sobald der Tag angebrochen, wurde die Krankheit meiner Schwester so heftig, daß man ahnte, daß dieser der letzte Tag ihres Lebens sein werde. Sie sah an unseren Thränen, daß unser Schmerz so heftig war als ihre Krankheit. Allein ihre Liebe erwies sich doch noch größer als unser Schmerz. Sie hatte keinen freien Athem mehr; der Tod zeigte sich schon auf ihrem Gesicht, und doch dachte sie weniger an ihre Leiden, als daß sie sich bemühte, uns zu trösten. Ach wenn ich doch alle ihre Worte hier wiederholen könnte! Aber wahrhaft, mich durchdrang eine solche Traurigkeit, aber auch zugleich eine solche Verwunderung, daß ich mich gleichsam ganz außer mir fühlte. Was uns diese liebe Kranke sagte, sagte sie uns mit einem Eifer, und doch mit so vieler Sanftmuth, daß alle Anwesenden, wie ich selbst, zu Thränen bewegt wurden. Ich litt den bittersten Schmerz, wenn ich mir dachte, daß diese Worte die letzten seien, die ich von einer so inniggeliebten Schwester hörte. Und in dieser traurigen Vorstellung schien es mir, als ob ich nie über ihren Verlust könne getröstet werden. Aber ach! wie groß war meine Beschämung, da ich sah, daß Makrina die Schmerzen ihrer Krankheit mit mehr Standhaftigkeit trug als ich. — Soll denn, dachte ich bei mir selbst, soll denn eine weibliche Seele auf dem Sterbebett mehr Muth haben als ich? — Wie wäre mir, wenn ich zu gleicher Zeit, wie sie, mit dem Tode zu kämpfen hätte? Allein alles, was ich mir Erhebendes vorstellen konnte, um meine Schwachheit zu überwinden, war bei weitem nicht so eindringend, wie die Reden meiner sterbenden Schwester. Mir ist als sehe ich sie noch wie sie dalag, ihre Hände gefaltet, wie sie ihre Augen nach dem Himmel heftete, und alle ihre Kräfte sammelte, um die Tugend der Liebe zu Gott zu erwecken, welches sie mit solchen andächtigen Worten that, daß Alle staunten und tief gerührt wurden. Da aber unser Weinen und Schluchzen

ihr Gebet unterbrach, wandte sie ihr Gesicht ein wenig zu uns und lächelte, um uns unsere Unentschlossenheit vorzuwerfen und zur Ergebung in den Willen Gottes zu ermahnen. Obgleich auf ihrem Antlitz alle Züge eines sterbenden Menschen ausgedrückt waren, so sah man doch in ihren Blicken eine solche Fröhlichkeit, wie sie nur Heilige in ihrer Todesstunde haben können. Da sie mich so freundlich anschaute, faßte ich Muth und hoffte, meine Schwester noch zu erhalten, weil ihr Angesicht so heiter erschien. Aber ach! es waren die letzten Strahlen eines Sternes, der unterging. Niemals sah ich in dem Angesicht meiner Schwester solche Heiterkeit, als in dem Augenblick, da sie ihre Seele aushauchte. Wenige Minuten vorher sagte sie zu mir: „„Tröste dich, mein lieber Bruder! und erfreue dich mit mir, daß ich endlich zur ewigen Seligkeit hinwandern darf! Du hast mir ja oft bezeugt, daß das Klosterleben ein beständiges Schlachtopfer sei, wo der Körper abgetödtet und der Geist geheiligt werde. Nun hab' ich mein Opfer durch die Gnade Gottes vollendet, und ich gehe zu meinem Bräutigam, zu meinem Erlöser, der mich erwartet! Ich werde nun bald den barmherzigen Gott in seiner Herrlichkeit sehen, von einer unzähligen Schaar der Engel und Heiligen umgeben, die ihn anbeten! Ich werde mich zu dieser Schaar gesellen und meine Stimme in ihre Lobgesänge zur Verherrlichung Gottes einmischen! — Dann, lieber Bruder! werde ich Gott für dich bitten. Sei versichert, ich werde deiner in der Ewigkeit nicht vergessen! Laß mich also zu meinem himmlischen Bräutigam gehen, dem ich angehöre, und der auch dich einstens zu mir bringen, und ewig unaussprechlich glücklich machen wird!““

Nachdem sie diese Rede geendet hatte, hob sie wieder ihren Blick zum Himmel und sagte: „„O mein Erlöser! nimm mich zu dir; nur bitte ich, sei mir ein gnädiger Richter! Ach, ich ginge ewig verloren, wenn du mich nach deiner strengen Gerechtigkeit richten wolltest! Jedoch, o Herr, meine Mitschwestern sind Zeugen, daß ich nichts so sehr gewünscht habe, als deine Ehre zu befördern! O mein Erlöser, laß mich doch bald, mit dem hochzeitlichen Kleide deiner Bräute angethan, vor dir erscheinen und deine Verheißungen an mir in Erfüllung gehen!““ — Jetzt machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihre Augen, über ihren Mund und über ihr Herz. Die Heftigkeit des Fiebers und die Anstrengung im Reden hatte ihr gänzlich die Zunge gelähmt, so daß sie kein verständliches Wort mehr aussprechen konnte; allein man sah es an der Bewegung ihrer Lippen und ihrer Hände, daß sie — betete. —

Indessen wurde es Abend und man brachte ein Licht in die Stube. Als die Kranke das Licht sah, gab sie zu verstehen: „„daß

wir die Tagzeiten beten möchten,"" was wir auch gleich gemeinschaftlich thaten. Während dem Gebete gab sie bei jedem Vers ein Zeichen, daß sie ihn verstanden habe. Sobald das Gebet zu Ende war, fuhr sie mit der Hand über ihr Gesicht, um das Kreuz zu machen, wobei sie betend verschied. — —

Eine Klosterfrau, welche sie in den Sarg nach dem Klostergebrauch einkleidete, fand, daß sie an ihrem Hals einen eisernen Ring getragen hatte, woran ein Kreuz hing, in welchem ein Partikel von dem wahren Kreuze Christi eingelegt war. Als der heilige Gregor das erfuhr, nahm er diesen kostbaren Schatz zu sich, um ihn zu verehren, wobei er sich auch jederzeit seiner heiligen Schwester erinnern wollte. —

Welcher Christ wird nicht wünschen, so zu sterben, wie diese Heilige gestorben ist? Wenn wir leben wie die heilige Makrina, so werden wir auch wie sie heilig sterben, und der Wille unsers Erlösers wäre dann an uns erfüllt, indem er sagt: „Ihr sollt heilig sein, wie euer Vater im Himmel heilig ist!" — Denke nur einmal nach, wie viel diese heilige Jungfrau aus Liebe zu Gott freiwillig gelitten hat. Sie war in der Welt reich, geehrt und glücklich; aber um ihrem Bräutigam Jesus Christus nachzufolgen, hat sie Alles verlassen, und hat im Kloster Tag und Nacht gebetet, und sich für die Ewigkeit vorbereitet. Diese Vorbereitung währte aber viele Jahre hindurch, bis sie endlich zu ihrem Bräutigam in den Himmel einging. — Denke nur nach, lieber Kranker! wie lange und wie viel hast denn du für den Himmel gearbeitet und gelitten? Ach! vielleicht hast du mehr für die Hölle, als für den Himmel gethan. Oder weißt du vielleicht einen andern Weg zum Himmel als den Weg des Kreuzes, den auch Jesus selbst gegangen ist? — Wie willst du das Gute, was du zu wirken versäumt hast, jetzt am Abende deines Lebens noch einbringen? Danke also Gott, daß er dich durch deine Krankheit auf den Leidensweg geführt hat, auf welchem, wenn du ohne Murren einhergehest, du unfehlbar zur ewigen Seligkeit gelangest! —

2. Der Dichter Torquato Tasso.

(Aus: Das christliche Rom von Eugen de la Gournerie.)

1. Torquato Tasso, der Verfasser des berühmten Gedichtes „das befreite Jerusalem," befand sich seit einiger Zeit zu Neapel, wohin ein innerer Drang ihn immer zurückzog, als ihm ein Brief des Cardinals Cintio Aldobrandini ankündigte: durch einen Senats-Beschluß, den auch der Papst gutgeheißen, sei ihm der Lorbeer zugesagt, und auf dem Capitol würde er denselben empfangen.

Der Dichter begab sich über Monte Cassino nach Rom, um erst noch in der Zelle des heiligen Benedikt seine Andacht zu verrichten

indem er gegen den ersten Gründer der klösterlichen Einrichtungen des Abendlandes eine aufrichtige Verehrung im Herzen trug.

Nachdem er drei Tage hindurch am Grabe des heiligen Benedikt und der heiligen Scholastika gebetet, beeilte er seine Reise, und er gelangte zum siebenten Mal in Rom an.

Eine kleine Strecke vor der Stadt bewegte sich eine große Menschenmenge zu Pferd und in prachtvollen Wagen. Es waren die Cardinäle Cintio und Pietro Aldobrandini mit ihrem Gefolge und ein Theil des päpstlichen Hauses, welche dem Dichter entgegenzogen. Er wurde mit dem größten Entzücken empfangen, und gleichsam im Triumphe bis zum pästlichen Palaste geführt. Des andern Tages empfing ihn Clemens VIII. — „Ich habe den Lorbeerkranz für **Sie** bestimmt," sagte er zu ihm, „damit derselbe jetzt von **Ihnen** geehrt werde, wie er bisher Andere geehrt hat!" — Hundert Scudi wurden ihm sogleich angewiesen, welche die apostolische Kammer auszahlte, und noch andere Belohnungen für seine Arbeiten versprochen.

Es war im Monat November; die Regenzeit brach herein; die Kälte drückte empfindlich, und es schien angemessener, die Krönung auf den Monat April, diese dichterische Zeit der sprossenden Blumen, aufzuschieben. Diese Zögerung betrübte Torquato Tasso sehr wenig. — Er fühlte sich gar leidend und bis zur Entkräftung niedergebeugt; der Gedanke an den Tod blieb ihm immer gegenwärtig. — „Ich kann mich von meinen Leiden nicht mehr erholen," schrieb er damals an den Vater Guerriero; „ich lebe zwar, habe aber wenig Hoffnung für seine Dauer; und doch wünschte ich sehr vor meinem Tode noch ein Mal Neapel zu sehen!" Als er das von seinem Vetter für seinen Triumph verfertigte Sonett erhielt, antwortete er dem Verfasser Hercules Tasso nur mit dem Verse des Seneka: „Magnifica verba mors prope admota executit! — Der nahende Tod wird bald die glänzenden Worte vernichten!"

Und doch oblag Tasso noch dem Studiren; das schöne Gedicht über die „Schöpfung" erfüllte damals seinen Gedanken. Angelo Ingegneri war beständig an seiner Seite und sammelte jeden seiner Verse, die er theils von Krankheit gepeinigt in gebrochenen Worten aushauchte oder auf Blättchen Papier zerstreut niederschrieb. Wahrscheinlich gefiel sich der Dichter in diesen Augenblicken der Todesangst, in welchen seine Seele schon mit dem Tode rang, die Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen zu schildern.

„Pensa fra the che pur di fieno in guisa!... — Des Menschen Leib verwelkt wie dürres Gras und verliert seine Farbe, o, vergeßt es nie! Alle Herrlichkeit der Welt vergeht, wird abgemäht wie die

Pflanze und sinkt! Heute zärtlich geliebt, genießest du den Frühling deines Lebens, mit Blumen und Grün geschmückt!.. Deine Einbildungskraft umgeben lachende Bilder!.. Haare und Antlitz duften in Wohlgerüchen Arabiens!.. Morgen deckt Leichenblässe dein Antlitz; das umdüsterte Auge blickt aus seinen Höhlen; die schwachen zitternden Glieder drückt das martervolle Lager!.. Du brennst... schmachtest dahin!.. Die Stimme bringt nur unverständliche Worte hervor, die man kaum vernimmt!" — —

2. Tasso welkte sichtbarlich dahin. Er bat den Cardinal Cintio, man möchte ihn nach dem Kloster San Onofrio bringen, damit er dort die reine Luft des Janiculus genießen könne. Als der Dichter dort anlangte, empfing ihn der Prior mit seinen Ordensmännern an der Klosterpforte, wohin sie geeilt waren, da sie die Pferde mit rothen Decken den Hügel hinaufkommen sahen. — „Meine Väter," sagte Tasso, „ich bin hierher gekommen, um in euerer Mitte zu **sterben!**" — Die Klostergeistlichen führten den Wankenden und suchten ihm vergeblich seine traurigen Ahnungen auszureden und ihn zu beruhigen. Und es war auch in der That nicht mehr viel zu hoffen: der Medicin müde, seit mehreren Jahren eingenommen von dem Gedanken des nahen Todes, hatte er zu den verzweifeltsten Mitteln seine Zuflucht genommen. Theriac, Rhabarber, Antimonium und Nießwurz hatten seine Eingeweide gänzlich entzündet, und er hatte nun keine Hoffnung mehr. — —

„Was wird mein lieber Antonio sagen," schrieb er an Constantini, „wenn er den Tod seines Tasso erfährt? Diese Kunde wird ihm, wie ich fühle, nicht mehr lange ausbleiben. Ich bin von dem herannahenden Ende meiner Tage fest überzeugt, weil es kein Mittel mehr giebt, dem verzehrenden Uebel, das noch zu den gewöhnlichen Leiden hinzugekommen ist und mich wie ein reißender Strom hinwegrafft, Einhalt zu thun; ich werde von seinen Wogen fortgerissen und kein Damm kann ihn mehr aufhalten. Es ist jetzt nicht mehr Zeit, über mein Schicksal zu jammern, oder etwas über den Undank der Welt zu sagen, die mir diesen Triumph doch nur bereitet, um mich als Bettler zu Grabe zu tragen. Ich bin überzeugt, daß der Ruhm meiner Schriften, trotz meiner Feinde, auf das Jahrhundert zurückfallen und mich nicht unbelohnt lassen wird! Ich habe mich in das Kloster S. Onofrio bringen lassen, nicht bloß, weil dort nach den Aerzten die Luft reiner, wie an jedem andern Platze Roms ist, sondern auch um an diesem erhabenen Orte, und in der Unterhaltung dieser heiligen Väter, die Unterhaltung mit dem Himmel zu beginnen. Bitte Gott für mich und sei überzeugt, daß ich dich, den ich schon in diesem Leben

geliebt und verehrt habe, gewiß nicht in dem andern viel wahrerern Leben vergessen werde, wo die Freundschaft noch inniger und zärtlicher in **Gott** ist!" —

Der Cardinal Cintio verließ Tasso selten; Trost, Hoffnung und Beistand jeglicher Art reichte er ihm mit wahrer Selbstverleugnung im reichlichsten Maaße; aber das Fieber trat ein; die Kunst war zu ohnmächtig, seinen Verheerungen Einhalt zu thun. Cesalpini, der Arzt des Papstes, erklärte dieß Torquato; der berühmte Greis umarmte Cesalpini, erhob die Hände zum Himmel und ließ Toretti, seinen Beichtvater rufen. Des andern Tages ging er hinab zur Kapelle des Klosters, um die heilige Kommunion zu empfangen; dann bat er, man möchte ihn daselbst unter einen einfachen Stein beerdigen; seine kleine Baarschaft mit seinen Schriften vermachte er dem Cardinal Cintio; sein Portrait dem Marquis von Villa; und ein reichgearbeitetes Crucifix, welches ihm Papst Clemens VIII. verehrt, dem er viele Abläße verdankte, dem Kloster San Onofrio.

Nachdem er dieses Alles besorgt hatte, blieb er in Betrachtung göttlicher Dinge versenkt, wie das beinahe die einzige Beschäftigung seiner letzten Jahre gewesen. Die Krankheit zog sich noch vierzehn Tage hinaus; gegen das Ende dieser Zeit aber waren seine Kräfte erschöpft, sein eingefallenes Gesicht zeigte jetzt deutlich den wundersamen Bau dieses hohen und starken Hauptes, in dem man noch deutlich den lebenden Gedanken mit seinem frischen und gebieterischen Gepräge lesen konnte. Es war der von Leiden abgezehrte große Mann, der Dichter, welcher einst gesagt:

„Se quiete è quaggiù fra il pianto e l'ira! Ruhe giebt es nur hienieden unter Thränen und Jammer!" —

Die letzte Krisis nahte heran; der Cardinal Cintio eilte, dem Papste die Nachricht davon zu bringen, der über den Tod des großen Mannes weinte, und ihm die General-Absolution und einen vollkommenen Ablaß ertheilte. Diese Nachricht berührte den in der Todesnoth ringenden Christen auf die wohlthätigste Weise. „Das ist der Triumphwagen," sagte er, „auf dem ich hoffe zur Krönung zu gelangen, wenn auch nicht mit dem Lorbeer als Dichter auf dem Capitol, doch mit der Herrlichkeit, wie die der Seligen im Himmel!" Dann bat er den Cardinal, alle Abschriften seiner Werke, deren er habhaft werden könne, zu vernichten; denn im letzten Augenblick empfand er Gewissensbisse über die Eitelkeit, die ihn so lange verführt hatte. —

Der 24. April 1595 kam; Tasso wollte mit einem Religiosen und seinem Crucifix allein sein. Der Geistliche betete leise die Psalmen bis zum andern Morgen; Tasso stammelte noch mit großer Mühe:

„In manus tuas, Domine . . .” und sein Geist war nicht mehr hienieden. — —

3. Das Kloster San Onofrio nimmt den Theil der Höhe des Janiculus ein, der sich von der Heiligengeistkirche bis zur Pforte St. Pancratius erstreckt. Das bescheidene kleine Kloster beherrscht ganz Rom, und St. Peter liegt zu seinen Füßen. Fresken von Dominichino, eine heilige Jungfrau von Leonardo da Vinci, ein Bild von Hannibal Carraci ziehen weniger die Blicke der Menge auf sich, als ein schmaler Stein auf dem Fußboden in einem feuchten, unbemerkbaren Winkel auf der linken Seite der Kirche. — Er trägt die Inschrift:

„D. O. M. Torquati Tassi ossa hic jacent . . . hoc ne nescius esses hospes Fres hujus Eccl. P. P. M. D. C. I. Obiit anno M. D. X. CV.

(Hier ruhen die Gebeine Torquato Tasso's. Fremdling, damit es dir nicht unbekannt bleibe, haben ihm die Brüder dieser Kirche diesen Grabstein im Jahr 1601 gesetzt. Er starb im Jahr 1595).“ —

Das Andenken Tasso's blieb den Religiosen von San Onofrio immer heilig. In der Bibliothek derselben erhebt sich ein von der Leiche des Dichters genommener Gips-Abdruck auf einem hohen Piedestal. Auf der breiten Stirne, den vollkommen runden Augenbraunen, in den von Leiden tiefliegenden Augen ruht ein gewisser Adel und Größe; aber der Ausdruck des Mundes ist gebieterisch und ernst. —

Hinter San Onofrio erstreckt sich ein mit dem Kloster zusammenhängender weitschichtiger Garten; die höchste Stelle desselben hat man wie ein Amphitheater stufenweise ausgegraben, und man sieht von da das wundervolle Panorama Roms vom Forum bis zur Porta del Popolo. Eine alte Eiche von ungewöhnlicher Größe breitet ihre schattigen Aeste über dieses Amphitheater aus; man nennt sie die „Eiche Tasso's.“ Zuweilen kam Tasso während seines Aufenthalts zu San Onofrio, gestützt auf die Arme der guten Mönche, hieher, um sich an der erhebenden Aussicht zu laben. — Es giebt wohl auch nichts Imposanteres und Grandioseres als der Anblick Roms von den Höhen des Pincius aus; denn man erblickt von da besonders das neue Rom mit seinen rothen Dächern, Thürmen, Kirchen, seiner Via de' Condotti mit ihren schimmernden Waarenlagern und den Kaffeehäusern des spanischen Platzes, der sich vor den Augen ausbreitet; die Tiber kömmt kaum zum Vorschein, und keine Ruine zeigt sich dem Blicke. — Aus dem Garten von San Onofrio aber tritt der Contrast der Ruinen und Größen in seiner ganzen melancholischen Schönheit vollkommen vor euer Auge. St. Peter ist hinter euch; vor euch wälzt die Tiber ihre gelben Fluten bald unter marmornen

Brücken am Fuße des Mausoleums von Hadrian, bald an Myriarden baufälligen Hütten vorbei, die mit ihren niedern Dächern, großen Fenstern und zum Trocknen ausgehängten Waaren sich ungleich zu dem Fluß neigen; hie und da erscheinen einige Bäume; dann weilt euer Auge auf dem kleinen Tempel der Vesta, graziös und sanft wie ein Werk von Claude Lorain; in der Nähe desselben der hohe viereckige Thurm von S. Maria in Cosmedin; ihr sehet die großen Bogen der Ruinen des Palastes der Auguste, das prachtvolle Gebälk am Palaste Farnese, zahllose Kuppeln, die Meisterwerke von Pintelli, Peruzzi, San-Gallo, und vor euch die Zinne des Capitols!

Ja, Tasso kam hieher; hier unter dem Schatten der großen Eiche, wo das Geräusch der Stadt, das Schreien der Verkäufer, die hehren Töne der vor den Bildern der Madonna gesungenen Litaneien, das Rollen der Wagen, das Geläute der Glocken sich unter seinen Füßen brach; vor diesen Größen der Macht, die nicht mehr ist, und diesen Größen des Glaubens, die allein nach vierzehnhundert Jahren der heiligen Stadt einen unvergleichlichen Glanz verleihen; hier begann er mit den heiligen Mönchen dieses Klosters seine Unterredung in himmlischen Dingen; hier, im Angesichte des Capitols, auf dem er gekrönt werden sollte, rief der Verbannte Neapels, der Gefangene zu St. Anna, der Bettler in Rom und Mantua, der Kranke im Hospitale der Bergameser, der Sterbende in San Onofrio die Worte des Dichters vom befreiten Jerusalem aus:

„Ma la vergogna e l'infelice esiglio Che tanto ci spaventa, orrida morte,
E l'odiosa povertate e quella Veri mali non sono! —

(Nein, weder Erniedrigung noch trauriges Exil, weder verhaßte Armuth noch diese Schrecken des Todes, gegen welche die Natur sich sträubt, sind wahre Uebel!") —

3. Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Abt zu La Trappe des Cistercienser-Ordens. *)

(Aus: Rancé's Leben von Maupeau.)

Der große und aufrichtige Büßer, Abt Rancé, näherte sich dem Ende seines Lebens. Seit mehreren Jahren von einem Rheumatismus heimgesucht, der ihm fast den ganzen Körper bedeckte, setzte sich derselbe in dem linken Arm und der linken Hand fest; es bildete

*) Er, der Sohn des Dionysius le Bouthillier de Rancé, Barons von Veret, Secretärs der Königin Maria von Medicis und ordentlichen Staatsraths, war am 9. Januar 1626 zu Paris geboren. — Er, der von seiner ersten Jugend an sehr weltsüchtig gelebt, wurde durch den im Jahr 1660 erfolgten Tod des Herzogs von Orleans zur ernstesten Bekehrung erweckt. —

sich ein Geschwür, und man machte ihm einen tiefen Einschnitt in die Hand. Man glaubte ihn geheilt. Der Fluß aber warf sich auf den rechten Arm und dann auf die Hand desselben, fraß alle Knochen an, ergriff die Muskeln, die Nerven und die Gelenke mit den heftigsten Schmerzen, so daß sich der dicke Handknochen verrenkte und ihm eine Geschwulst verursachte, welche diese Hand dreimal dicker als die andere machte. Außer diesen Uebeln war er sehr oft mit den schmerzhaftesten Koliken gequält, hatte oft heftige Zahnschmerzen und einen Husten, der ihm die Brust entzündete.

Von so vielen Uebeln niedergebeugt, war er verurtheilt, von zwei Uhr des Morgens bis um sieben Uhr des Abends fast unbeweglich auf einem Strohstuhle zu sitzen.

Das Krankenhaus von La Trappe ist eine Einöde in der Einöde, eine Art Grab, wo die Mönche, lebendig begraben, keinen Verkehr mehr mit den Menschen haben. Das Schweigen ist ernst wie die Stille in einem Sarge. Allein beten, allein leben, allein essen, allein arbeiten, allein leiden, dieß ist das Leben des kranken Trappisten. Dieß war der letzte Opferaltar des Abts von Rancé. Seine Krankheit war ein langer Todeskampf. Aber ungeachtet seines elenden Zustandes wohnte er jeden Tag der Messe bei, von einem Laienbruder unterstützt, und oft hörte man ihn während der heiligen Kommunion sagen: „Christe, Salvator mundi, miserere mei!“ —

J e a n d e l a C o u r t *) glaubte den B i s c h o f v o n S e e z von der Gefahr, in welcher Armand von Rancé schwebte, benachrichtigen zu müssen. Dieser Prälat begab sich in aller Eile in das Kloster, um noch einmal den Freund zu sehen, den ihm Gott bald entziehen wollte. Er fand den Sterbenden auf seinem gewöhnlichen Stuhl sitzend, den Geist frei und ruhig. Rancé wollte sich erheben, fiel aber auf seinen Sitz zurück. Er bezeigte ihm nun die Freude, die er empfand, in s e i n e n Armen sterben zu können, und begehrte, bei ihm alle Verirrungen seines ganzen Lebens zu beichten. Als die Beichte vollendet, rief er aus: „E s i s t Z e i t, d a ß m a n m i r A s c h e u n d S t r o h b e r e i t e t, d a m i t i c h i n d e r B u ß e s t e r b e w i e m e i n e B r ü d e r g e s t o r b e n s i n d!“ Man brachte ihm Asche und Stroh und er legte sich darauf. — Die Mönche, seine Brüder, traten nun in sein Zimmer, und Alle schwammen in Thränen. Der Abt von Rancé richtete sich von seinem Todtenbett auf und hielt den Umstehenden mit sterbender Stimme eine rührende Anrede voll prophetischer Einsicht in das Himmlische, die ihn schon zu erleuchten

*) Er war am 17. Januar 1698 durch den König zum A b t e von La Trappe ernannt. —

begann. Er sprach mit ihnen von ihren Pflichten und von der Vortrefflichkeit ihres Standes; er ermahnte sie auf eine gewaltige Weise, sich in der Reinheit ihrer Regel und der Uebung derselben zu erhalten und empfahl sich zärtlich ihren Gebeten. — Nun begannen die Psalmen der Sterbenden. — Herr von Seez, der neben ihm kniete, hielt eine seiner Hände in den seinigen, indem er von Zeit zu Zeit einige Verse der Psalmen wiederholte, die Rancé sogleich mit Eifer und Salbung vollendete. —

Gegen die Mitte des zwölften Tages seiner Krankheit bekam er eine so große Schwäche, daß man ihn todt glaubte. Zum Leben zurückgekommen, hauchte er mit schwacher Stimme die Worte: „O Ewigkeit! welches Glück! o mein Gott, eine Ewigkeit mit dir!" Man reichte ihm nun ein Crucifix; er küßte es sowie den Todtenkopf, der sich am Fuße desselben befand. —

Indessen sah man an der Abnahme seiner Kräfte, daß sein Ende nahe war. Herr von Seez brachte abermals das heilige Bild Christi an die Lippen des Sterbenden und sagte ihm: „Mein Bruder, bittet ihr nicht Gott um Verzeihung, und kennet ihr mich? — „Mein Bruder," erwiederte der Gefragte, „ich flehe demüthig von Grund meines Herzens zu Gott, mir meine Sünden, so groß sie auch durch ihre Schwere und ihre Zahl sein mögen, zu vergeben! Ich zittere vor seiner Gerechtigkeit; aber durch seine Barmherzigkeit gab er mir all das Zutrauen, das ein Sohn in die Güte seines Vaters setzen soll!" — Hier hielt er inne; einen Augenblick darauf fuhr er fort: „Ich beschwöre den allmächtigen Gott, den Vater der Barmherzigkeit, den Gott alles Trostes bei den Verdiensten des Blutes Jesu Christi, mich zu würdigen, mich unter Diejenigen aufzunehmen, die bestimmt sind, sein Lob in alle Ewigkeit zu singen! — Euch, Herr, werde ich nicht vergessen, wenn mir Gott diese Gnade schenkt, und ich erkenne Euch vollkommen!" —

Da Herr von Seez seine Schwäche sich verdoppeln sah, so fragte er, ob man Sorge getragen habe, ihm ein stärkendes Getränk zu geben. „Nichts ist der Aufmerksamkeit der christlichen Liebe meiner Brüder entgangen," antwortete der Abt; „sie haben für meine Bedürfnisse gesorgt, dieß hat mir noch den Lebensrest erhalten, der mir den Trost verschafft, meine Seele zu sammeln, um sie vor Gott zu bringen!" —

Von diesem Augenblick an sprach er nur noch undeutliche Worte.

Folgende Unterredung fand indessen noch zwischen dem Bischof von Seez und dem Sterbenden Statt:

„„Der Herr ist mein Licht und mein Heil!““ sagte Herr von Seez.

„Und Wen sollte ich fürchten?“ fuhr Rancé fort.

„„Wenn man mir Versuchungen bereitete?““ versetzte der Bischof.

„So werde ich in Ihn alles Vertrauen setzen!“ fügte Rancé hinzu.

„„Komm o Herr! komm o Jesus! du bist mein Beschützer und mein Befreier!““ unterbrach der Bischof abermals.

„Herr, säume nicht länger,“ versetzte mit übernatürlicher Anstrengung Dom Armand; „eile dich, eile dich zu kommen!“ —

Dieß waren seine letzten Worte. — —

Da Herr von Seez wahrgenommen, daß man aus Furcht, daß es dem Kranken lästig sein könne, dessen schon fast mit Mönchen angefülltes Zimmer zugemacht hatte, bat er, alle Thüren zu öffnen, um seinen Kindern den Trost zu gewähren: die letzten Seufzer ihres Vaters aufzufassen. —

Der Abt dankte ihm mit einem Zeichen des Kopfes; hierauf warf er seine Augen, seine Gedanken tief sammelnd, auf das Crucifix, stieß noch ein paar Seufzer aus, und am 26. October im Jahr 1700, gegen halb ein Uhr, entfloh seine Seele ohne die geringste Anstrengung und mitten unter seinen knieenden und weinenden Kindern, in Gottes Schoos, um daselbst unter den Auserwählten, den Propheten und den alten christlichen Einsiedlern Platz zu nehmen. —

So starb, oder um richtiger zu reden, — so siegte über den Tod und die Welt im Gefolge seines Herrn, dem er überall seit seiner Zurückgezogenheit auf einem nur mit Dornen bestreuten Wege folgte, der ehrwürdige Pater Dom Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Abt, Reformator des Gotteshauses Unserer Lieben Frau von La Trappe, von der strengen Observanz des Cistercienser-Ordens, das Wunder seines Jahrhunderts, die Stütze der heiligen Lehre, die Bewunderung der Päpste und der Könige, der Wiederhersteller des Einsiedlerlebens, die Ehre seines Landes, eines der glänzendsten Kirchenlichter, der Bernardus seiner Zeit! — —

Dom Armand Jean le Bouthillier war damals vier und siebenzig Jahre, neun Monate und siebenzehn Tage alt; sechs und dreißig Jahre und vier Monate waren seit seiner Gelübde-Ablegung, und fünf Jahre, vier Monate, sechs und zwanzig Tage seit seiner freiwilligen Amtsniederlegung verflossen. — —

Sein abgehärmtes, bleiches und durch die Härte der Buße und die Länge der letzten Krankheit entstelltes Gesicht schien, sobald es

der Tod berührt hatte, heiter und hochroth wie zu der Zeit seiner Jugend zu werden. Eine unaussprechliche Sanftmuth und eine fast göttliche Majestät thronte auf seinem Angesicht, aus dem das Leiden verschwunden war. — —

Am Abend seines Todes wurde auf Befehl des Bischofs von Seez der Körper des berühmten Todten, ohne andere Auszeichnung als ein hölzerner Krummstab, den man in seine Arme legte, in das Chor gebracht. Dieses wurde, so lange er daselbst ausgestellt war, die Stunden des Gottesdienstes ausgenommen, Tag und Nacht von Betenden nicht leer. Man berieth, ob man ihn nicht in der Kirche begraben sollte, oder wenigstens im Kapitel; endlich entschied man, daß er den ewigen Schlaf in der Grube schlafen sollte, die er sich selbst mitten auf dem Kirchhofe seiner Kinder gegraben hatte. —

Am dritten Tage, nachdem Herr von Seez im bischöflichen Pomp die heilige Messe gefeiert hatte, wohnte er dem Leichenbegängniß bei.

Rancé's Gesicht, das man zum letzten Mal aufgedeckt hatte, blieb immer heiter und majestätisch; man hätte sagen sollen, daß er ein Mann sei, der in einem sanften und ruhigen Schlafe liege. —

Man begrub ihn, wie er es gewünscht hatte, mitten unter seinen Schülern. —

Die Nachricht von dem Tode dieses merkwürdigen Büßers setzte mehrere Tage lang ganz Paris in Bewegung. Der Pater Lachaise wollte sie selbst Ludwig XIV. verkünden, und der König schenkte der Erinnerung an die Tugenden des berühmten Reformators von La Trappe eine Thräne. —

4. Maria Josepha, Herzogin von Sanct Elias.

Groß war die Frömmigkeit und gleich groß auch die Geduld dieser getreuen Dienerin des Herrn in den vielen, vielen Leiden, die Gottes Huld ihr zugeschickt, um sie durch die immerwährende Pein körperlicher Schmerzen auf eine hohe Stufe der Liebe zu ihm zu versetzen.

Sie wurde von den heftigsten gichterischen Anfällen in den Eingeweiden gemartert, über welche sie sich gegen eine Freundin geäußert: „Es brennt in mir ein geheimes Feuer, das mich verzehrt! Es ist mir, als würde ich von Hunden zerrissen!“ —

Die schmerzlichsten Krämpfe erlitt sie namentlich im Haupte; deßhalb sagte sie einmal zu ihrem Beichtvater: „Wüßte der Herzog, was ich leide, er würde täglich ärztliche Concilien halten lassen.“ — Die Briefe an ihren Beichtvater trugen gewöhnlich die rührende Ueberschrift:

„Die Lieb' und das Leiden
Segnen allein die Freuden!“ —

Sie verstand die große Kunst, ihren Willen durch beständige Danksagung gegen Gott für das Leiden zu stärken. Dieses ihr Dankgefühl drückte sie dann entweder mit den Worten aus: „Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiste!“ oder noch einfacher mit dem demüthigen Seufzer: „O Jesus, ich danke dir!“ —

Einer Freundin schrieb sie einmal: „Gestern Abends hatte ich viel zu leiden; es ergriff mich plötzlich ein außerordentlicher Schmerz in Arm und Hand mit einem solchen Drücken im Schlunde, im Kopf und auf der Brust, daß ich mich für ein Kind des Todes hielt. Endlich zog der unsägliche Schmerz sich ausschließend in den Kopf.“ — Sie fährt dann fort: „Gelobt und gebenedeit sei der Herr! Ihm sei Preis und Dank! Sein Wille geschieht an mir! Wenn er mir nur Geduld und Kraft zu leiden giebt, so leide ich gern!“ —

Oft, wenn sie dem Arzt über den Zustand ihres Geistes und Körpers Kunde gab, that sie es mit den Worten: „Der Wille des Herrn ist, daß ich Dieses oder Jenes leide!“ —

Ueberaus nachsichtig erwies sie sich auch gegen ihre Dienerschaft. Schlechte Pflege, Rohheiten, Unarten, Schwächen und Launen ertrug sie in stiller Demuth, und keine Spur des Grolles behielt sie gegen die Fehlenden in ihrem Herzen. — So hatten ihr, zum Beispiele, die Aerzte Eis-Wasser zum Trinken verordnet; man brachte ihr jedoch gewärmtes laues Wasser — und sie trank es, ohne nur ein Wort zu sagen. Alle ihr zugefügten Unannehmlichkeiten legte sie sogar gut aus, machte den Fehlenden keinen Vorwurf und sagte dem Herzog kein Wort davon; ja, das empfangene Weh erwiederte sie sogar mit Ehrenbezeigungen und bedeutenden Wohlthaten. —

Sie schrieb eigenhändig ihr Testament auf; und da sie während der Zeit ihrer innern Leiden von der frommen und edelsten Gewohnheit, so oft wie immer nur möglich, die heilige Kommunion zu empfangen, nicht abgelassen hatte, so empfing sie nun das allerheiligste Sakrament des Altars oft als Viaticum oder Wegzehrung, und sammelte ihre Gedanken zu einer recht heilsamen Vorbereitung für die Sterbestunde; um sich die Hinfälligkeit ihres eigenen Leibes, die vielleicht so nahe, recht anschaulich und eindringlich zu machen, hatte sie zu den Füßen ihres Crucifixes einen wirklichen Todtenkopf aufstellen lassen.

Sehr erbaulich war es auch zu sehen, wie sie — dem Sterben nahe — noch um die Erlaubniß bat, Bußwerke üben zu dürfen. *)

*) Nach dem Beispiele so vieler Heiligen kreuzigte sie auch öfters ihren Leib mit Bußgürteln, Cilicien und Geißeln. Sie legte noch in den letzten Jahren ihres Lebens das Bekenntniß ab: „Wenn irgend etwas meiner Gesundheit gewiß nicht geschadet hat, so sind es diese Bußwerke. Recht gebraucht kräftigen sie ja den Leib und die unsterbliche Seele zur Geduld, Selbstüberwindung und Gottergebenheit.“ —

So bittet eine demüthige Bettlerin um Almosen, wie die Herzogin zu ihrem Beichtvater zumeist mit den Worten flehte: „Ich bitte sie um Gottes willen!“ —

2. Und es schien indeß diese große Seele reif und würdig, dem Herrn das letzte Opfer zu bringen; schon kam der Augenblick, wo sie ihr beispielreiches Leben mit einem in Gottes Augen kostbaren Tode beschließen sollte. Viele Monate vorher hatte sie ihr nahes Ende vorausgesagt; denn als einige ihrer Gemächer vergrößert und verschönert werden sollten, sprach sie, indem sie die Anstalten dazu besichtigte: „Das ist nicht mehr für mich, das kommt für mich zu spät!“ — Es war am Vorabend des Sterbetages des heiligen Vincentius von Paul, dem 27. September, da sie die zu seiner Ehre mit ihren Frauen angestellte neuntägige Andacht geendigt hatte, als sie ein heftiges Stechen mit einem solchen Anfalle von körperlichem Wehe befiel, daß dasselbe Alles, was sie bisher gelitten hatte, zu übertreffen schien. Zwar hörte das Stechen auf, doch blieb ihr ein großer Reiz zum Husten, ohne daß sie der Schmerzen wegen husten konnte. Es wurden sogleich öffentliche Gebete angestellt und die Reliquie des heiligen Vincentius, um durch diesen Heiligen Hilfe zu erlangen, unter Lichtern ausgesetzt, und mit besonderer Andacht verehrt. Doch wollte Gott sie nicht mehr in diesem Thale der Thränen seufzen lassen. „„Die böse Feuchtigkeit,““ sagten die Aerzte, „„welche das stechende Geschwür veranlaßt hat, habe sich in alle Theile des Körpers verbreitet, und besonders die Brust angegriffen; so daß dieser Anfall bei einer von Leiden aller Art so sehr mitgenommenen Frau nicht weiter zu beschwichtigen und der Tod die keinem Mittel mehr weichende Folge davon sein müsse.““ — Neun Tage lang dauerte der Anfall, den sie mit größter Standhaftigkeit und Ergebung ertrug, so daß sie in den Krämpfen, welche sie Tag und Nacht quälten, zu Denen, die sie aufmunterten oder bemitleideten, kein anderes Wort als dieses sprach: „Der Wille des Herrn geschehe!“ — Die ihr von verschiedenen Geistlichen, die sie besuchten, gegebenen Ermahnungen hörte sie an mit süßem Lächeln in Thränen und mit gefalteten Händen. — Sie empfing fast täglig die heilige Kommunion; und obschon sie früher große Furcht vor dem Gerichte Gottes und deßhalb vor dem Tode gezeigt, so schien doch in den letzten Augenblicken nichts als Ruhe, Vertrauen und Zuversicht sie zu beseelen, so daß sie ihre noch zu berichtigenden zeitlichen Angelegenheiten in solcher Ruhe, Einfalt und Demuth, als wären es die einer dritten Person, besorgte. — Sie vernichtete einen Theil derjenigen ihrer Schriften, die sich auf Gewissensangelegenheiten bezogen, ermahnte ihre Dienerschaft zur Eintracht und bat sie, nach ihrem Tod ihrem Gemahl

auch die mindesten Reste ihres Nadel-Geldes zu übergeben, die zum Heile der Seelen ihrer Dienerschaft verwendet werden sollten. — Sie bat den Herzog um Verzeihung wegen der vielen Unannehmlichkeiten, die sie ihm, wie sie sagte, verursacht, und der vielen Unachtsamkeiten wegen, die sie sich nach ihrer Meinung in Verwaltung des Hauswesens habe zu Schulden kommen lassen. — Sie empfahl sich mit großem Eifer Jesu Christo, dem Liebhaber ihrer Seele, der allerseligsten Jungfrau und dem heiligen Vincentius, deren Namen sie in einen Ring hatte eingraben lassen, den sie beständig als Dienerin und Leibeigene derselben, wie sie sagte, am Finger trug. — Sie empfing zwei Tage vor ihrem Tode das heilige Sakrament der letzten Oelung, nach welchem sie früher schon inständigst verlangt hatte, und wiederholte auf die öftere Anfrage ihres Beichtvaters, ob sie denn auch ruhig wäre, immer: „Ja, mein Vater!“ — Ihr nahes Ende erwartend, bat sie, man möchte ihr das graue Kleid der Schwestern der Liebe zurecht machen, damit ihr dasselbe nach dem Tod angezogen werden könne. — Da schlug endlich die Stunde ihres seligen Scheidens, sie verfiel in einen zwei Stunden währenden Todeskampf, der nicht das geringste Gepräge von Unruhe oder Qual an sich trug, und mit einem völlig sanften und leisen Schlaf endete, aus welchem sie jenseits erwachen sollte. Sie starb um halb zehn Uhr Vormittags am 5. October des Jahres 1761 an einem Montage, wie denn auch ihr heiliger Vater und Freund, Vincentius von Paul, an einem Montage gestorben war. —

Noch verrichtete man die neuntägige Andacht bei Aussetzung der Reliquie des heiligen Vincentius auf Sanct Elias. Die versammelten Gläubigen beteten noch mit vereinten Stimmen um die Genesung der guten Herzogin: als man plötzlich in demselben Augenblicke, wo Maria ihren Geist in Gottes Hand empfahl, und zwar eine halbe Stunde lang klar und deutlich, ohne daß es von irgend einem der Anwesenden hätte unbemerkt bleiben können, innerhalb des Behältnisses der benannten heiligen Reliquie, lautes und anhaltendes, langsames Pochen, wie das Gehämmer einer größeren Sack-Uhr, mit allgemeinem Staunen vernahm. Pater Franz, Maria von Bruno, vormaliger Consultor und Guardian des Kapuziner-Klosters auf Sanct Elias, ein Mann von strengem Lebenswandel und erleuchtetem Geiste, wird um die Bedeutung dieses Zeichens gefragt, und antwortet mit Bestimmtheit: „Jetzt ist die heiligmäßige Frau dies- seits oder jenseits genesen!“ Zugleich erfuhr man, daß sie während dieser halben Stunde verschieden sei. — Die Untersuchungen, die mit großer Genauigkeit hierauf angestellt wurden, um die Wahrheit der Veranlassung des Pochens herauszubringen, eine Untersuchung,

die von der Vermuthung ausging, Holzwürmer, Motten oder andere Insekten hätten es veranlaßt, weßhalb man mit Gläsern und Lichtern alle Theile des Behältnisses durchsuchte und die Flamme des Lichtes in das Innere des Behältnisses leitete, um die dort in den Bügen und Falten etwa anwesenden Würmer zu entdecken und zu verbrennen; diese Untersuchungen schlossen sich mit der allgemeinen Annahme, es sei hier mehr als eine bloß natürliche, eine ahnungsvolle Andeutung. — Es kommt hierzu noch das Sonderbare, daß nach einigen Tagen ein Agent den Herzog von dem seltsamen Ereigniß und den Untersuchungen, die man dießfalls angestellt habe, schriftlich benachrichtigen wollte. Sei es, daß er sich bei Beschreibung der Untersuchungen zu lange aufhielt, oder die Sache selbst als zweifelhaft darstellen wollte — genug, in demselben Augenblicke, da er den Brief endet, ertönen in dem Behältnisse, das vor ihm steht, auf's Neue dieselben Schläge, und wiederholtes, eine halbe Stunde lang währendes Pochen benimmt dem Schreiber jeden Zweifel und veranlaßt ihn mit Sicherheit zu berichten: „„Der heilige Vincentius hat den Tod seiner vielgeliebten Tochter in dem Augenblicke, da sie starb, selbst dem Volke verkündet!““ — Die Frommen sahen dieses Zeichen sofort allgemein als eine Bürgschaft an, Josephens Gott geheiligte Seele sei aus dieser Zeitlichkeit zur glückseligen Ewigkeit übergegangen. —

3. Der Leib der frommen Verblichenen wurde sogleich mit dem, ihr von Ludwig de Bras, obersten Vorsteher der Congregation des heiligen Vincentius, aus Paris gesandten Kleide der barmherzigen Schwestern angethan und in einem schwarz behangenen Salon, demselben, wo sie so viele Jahre lang in Demuth und Liebe den Armen und Kranken Hilfe gespendet, auf einem hohen Sarkophag ausgesetzt. Vier Altäre waren dort aufgerichtet, auf welchen vom Sonnenaufgang bis Mittag abwechselnd heilige Messen für das Heil ihrer Seele gelesen wurden. — Das gute Volk hing mit seinen Blicken am Sarge der Herzogin und bemerkte nach einigen Stunden, daß auf dem Angesichte des Leichnams Schweißtropfen glänzten; diese trockneten die Zunächststehenden ab und bewahrten sie wie Reliquien der großen Freundin Gottes und seiner Armen. — Die Leiche wurde dann ohne Pomp, wie im Testamente verordnet war, doch mit dem schönsten Geleite, mit Thränen der Dankbarkeit vergießenden Armen, in der Kapelle der Gruft der Väter der Mission beigesetzt. Am 7. October wurde das Requiem, im Beisein der genannten Väter und vieler Geistlichen, sammt einer großen Anzahl von Privatmessen auf das Feierlichste abgehalten. — Die Leiche wurde in ein besonderes Grabmal auf der Rückseite der angebauten Kirche, die zu den Exercitien der Hofdamen und anderer adeligen Frauen errichtet worden, und zwar

unter einen der zwei marmornen Seitenaltäre, die der Herzog von Sanct Elias dort hatte erbauen lassen, gelegt. Ein großer Stein von weißem Marmor verschließt den Ort, der die irdischen Ueberreste der selig Verstorbenen birgt, und enthält nebst ihrem Familien-Wappen folgende kurze Inschrift in lateinischer Sprache, die wir verdeutscht beisetzen:

„Hier liegt Maria Josepha, geborne Gräfin von Brandis, Gemahlin des Herzogs von Sanct Elias. Groß waren ihre Verdienste um die Congregation der Missionäre des heiligen Vincentius. Sie war ein Beispiel der Nachkommenschaft durch ihre schrankenlose Großmuth gegen Arme. Ihr, der getreuesten, holdseligsten Gattin, setzte dieses Denkmal der trauernde Herzog von Sanct Elias, Joseph von Palma-Artois. Sie lebte zwei und fünfzig Jahre, zwei Monate, drei Tage, und starb im Jahre 1761." —

Eine zweite ausführliche Inschrift befindet sich auf einem kostbaren Marmorstein, auf welchem die Wappen des Herzogs und der Herzogin vereinigt sich befinden. Er liegt in der Mitte des Fußbodens der vorderen Kirche und zeigt folgende Worte in lateinischer Sprache:

„Dem unsterblichen Andenken der Gräfin von Brandis, Maria Josepha, eine der hochadeligsten fürstlichen Frauen Oesterreichs, — die durch Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch Freigebigkeit gegen Kranke und Arme sich so ausgezeichnet hat, — daß sie, mit beispielloser Liebe der Kranken pflegend, täglich die Wunden derselben knieend verband; der Liebhaberin der Einsamkeit, der strengen Büßerin, — die durch Streben nach allen Tugenden wohl die Bewunderung der Nachwelt verdient, und die dieses Gotteshaus, wo adelige Frauen jährlich an gewissen Tagen nur den Uebungen der Frömmigkeit obliegen sollten, größtentheils auf eigene Kosten erbauen ließ; — die dort, kraft eines Legates, täglich eine heilige Messe für das Heil ihrer Seele und die Aufbewahrung ihrer Asche angeordnet hat; — ihr errichtete dieses Denkmal der, seine Asche mit der ihrigen vereint zu sehen wünschende Joseph von Palma-Artois VII., Herzog von Sanct Elias, ihr Gemahl, der ihren Verlust nicht genug betrauern kann." —

4. Die allgemeine Meinung, die man in Neapel von Maria Josepha hatte, war durchgängig diese: daß sie heilig gewesen und eines heiligen Todes gestorben sei. Man beeiferte sich allgemein, Reliquien von ihr zu erhalten; so hat unter Andern die Frau Fürstin von Arianello, eine Frau von außerordentlicher Frömmigkeit, im Bitten nicht nachgelassen, bis sie ein Andenken von ihr erhielt. Der Hausoffizier, der ihren Auftrag zuerst empfing, gab dem Agenten der Fürstin, was ihm zuerst vorkam; es war dieses ein kleiner Spinnrocken mit

Spindel, Garn und Zwirn, dessen sich die Herzogin bedient hatte, und ein kleines mit Spitzen versehenes Kreuz, das er eben vorfand. Die fromme Fürstin fing, als sie dieses Geschenk angeblickt, laut zu weinen an und küßte es zu wiederholten Malen mit Andacht und Zärtlichkeit. Am meisten aber betrauerten sie die Armen, deren Mutter sie im Leben gewesen, und für die sie auch nach dem Tode großmüthig sorgte, wie es aus ihrem Testamente erhellt, das fast ganz zu Gunsten derselben abgefaßt ist; denn außer einer täglichen heiligen Messe, außer einem jährlichen heiligen Requiem für das Heil ihrer Seele, außer einigen Geschenken für ihre Angehörigen und ihre Dienerschaft, vermachte sie tausend Ducaten zum Bau der Kirche des heiligen Vincentius, und zweihundert Ducaten ihrem Beichtvater für einige geheime, ihm schon bekannte Werke der Barmherzigkeit, zweihundert Ducaten dem geistlichen Vorsteher des Hospitals, vierhundert Ducaten zur Profeßfeier einer armen Nonne, tausend Ducaten einem armen Mädchen zur Aussteuer, wenn es sich verehelichen sollte, oder zur Mitgift, falls sie in's Kloster gehen würde. Es war dasselbe Mädchen, dessen Erziehung sie in einem Conservatorium zwei Jahre lang persönlich besorgt hatte. Ja, sie vermachte diesem Mädchen auch alle ihre neue Wäsche und vier ihrer kostbarsten Kleider, überdieß noch die Aussetzung eines besonderen Gehaltes, falls es in's Kloster gehen wollte. Ihre übrige schon gebrauchte Wäsche und Kleider sammt einer angemessenen Geldsumme legirte sie ihrer weiblichen Dienerschaft und bestimmte dreihundert Ducaten für die Clarissen von Aversa. Was sie sonst an Schmuck, Silbergeräth und Galanterie-Waaren besaß (zwei Diamant-Tropfen ausgenommen, wovon sie einen ihrem Bruder Heinrich Graf von Brandis, den anderen ihrer Schwester Judith, Hofdame der regierenden Kaiserin, vermachte), sollten verkauft und zu einem Capitale gemacht werden, von dessen Interessen arme, in Gefahr stehende Jungfrauen unterhalten oder in einem Kloster ernährt werden sollten. Ihr, es sei nun mündlich oder schriftlich, ausgedrückter letzter Wille wurde pünktlich in Erfüllung gebracht. —

Wie sehr Kranke und Arme Ursache hatten, über das Hinscheiden dieser getreuen Mutter und Pflegerin zu trauern, erhellt daraus, daß in ganz Neapel die Rede ging: der Schaden, den sie erlitten, ließe sich jährlich nicht mit zwanzigtausend Ducaten vergüten. —

370—372. Wohlgeruch aus der Leiche einer Heiligen.

(Aus: Christliche Mystik von Joseph von Görres.)

Die heilige Katharina von Bologna, die erste Vorsteherin des Klosters der Clarissen in ihrer Vaterstadt, starb am 9. März 1463. Ihr Name wurde in das römische Martyrologium aufgenommen vom

Papste Clemens VIII. im Jahre 1592; den Prozeß ihrer Heiligsprechung führte man unter Clemens XI.; allein die Bulle fand erst ihre Ausfertigung unter Benedikt XIII. im Jahre 1724. — Ihre erhabenen Tugenden wurden schon in diesem Leben von Gottes Huld mit der Gabe der Wunder und Weissagungen belohnt; und nach ihrem Tode blieb ihr Leib ein Wunder des Wohlgeruchs und der Unverweslichkeit.

Ueber das Letztere theilen wir nun hier mit, was Illuminata Bembi, die bei Katharina's Tode zugegen gewesen, als Augenzeuge über den Leichnam derselben berichtet.

1. Sie erzählt — wie gleich nach ihrem Hinscheiden Katharina's Angesicht so schön und blühend geworden, ihr Fleisch aber so zart wie das eines Kindes; wobei zugleich ihr Leib zusammt den Tüchern, worin sie gestorben, einen gar lieblichen Geruch von sich gegeben, so daß Alle darüber in Erstaunen waren. Als man darauf ihren Leichnam in der Kirche an dem allerheiligsten Sakramente vorübertrug, sah man ihr Angesicht fröhlich lächeln, und unverkennbare Zeichen der Freudigkeit von sich geben; worauf alle Gegenwärtigen sich an sie drängten, und, vom Anblick ihrer Schöne wie außer sich, ihr die Hände, Füße und Gewänder küßten. —

Ihr Grab wurde darauf bereitet; und als man den Leichnam ohne Lade in dasselbe gelegt, ging ein übersüßer Geruch aus von ihm, der die ganze Gegend erfüllte. Die beiden Schwestern, die in die Grube gestiegen, dauerte das schöne und glänzende Angesicht; und damit es die eingeworfene Erde nicht bedecken möge, breiteten sie ein Tuch darüber hin, und legten ein ungehobeltes Brett einer Hand hoch über den Leichnam. Sie hatten es aber so ungeschickt angestellt, daß die hineingeworfene Erde doch über das Angesicht und den ganzen Leib hernieder fiel. — Da das Begräbniß vollbracht, theilten die Schwestern aus Liebe und Andacht zu ihr, was sie im Leben gebraucht: Kleider, Mantel, Schleier und Strick, redeten dabei immerdar von ihrem heiligen Leben und ihren Tugenden, und erglühten noch mehr, als ihnen das Buch: „Die sieben geistlichen Waffen," das sie geschrieben, vorgelesen worden. Sie gingen gar oft auf den Kirchhof, ihr Grab zu besuchen, weinten, beteten und lasen dort, und spürten in seiner Nähe immer einen lieblichen Wohlgeruch; so daß sie, weil weder Kräuter noch Blumen, sondern nur die nackte Erde dort zugegen, glauben mußten, er gehe aus dem Grabe hervor. Bald zeigten sich auch Wunder, da Manche, die krank das Grab besucht, ihre Gesundheit wieder erhielten. Darum fing es die Schwestern zu reuen an, daß Katharina's Leiche ohne Sarg also in die Erde eingescharrt sei, und sie klagten es dem Beichtvater des Klosters. Dieser, ein ver-

ständiger Mann, fragte uns (so berichtet die Erzählerin weiter) was wir denn thun wollten; und wir antworteten: sie herausnehmen, in einen hölzernen Sarg legen, und dann wieder verscharren. Er schien verwundert über dieses Begehren; der achtzehnte Tag seit ihrem Tode war herangekommen, und der Pater meinte, der Leichnam müsse bereits in Verwesung übergegangen sein; wir aber beriefen uns auf den Wohlgeruch, und er gestattete zuletzt die Erhebung, wenn beim Graben sich kein Geruch von Fäulniß kundgebe. —

2. Man ließ nun einen Sarg bereiten und ging noch denselben Abend an's Werk. Aber es entstand ein heftiges Unwetter mit Wind, Blitz und Hagel; die Schwestern begaben sich in's Gebet unter vielen Thränen, und das Ungewitter ließ nach; aber die Dunkelheit blieb, daß nicht Mond noch Sterne sichtbar waren. — Da ging Eine von uns heraus auf den Kirchhof, und kniete nieder und bat Gott, daß er ein Zeichen gebe: ob das Werk ihm wohlgefällig? Sogleich wurde der Himmel heiter und die Sterne glänzten auf das Grab hernieder. Alle wurden wir nun mit Freude und Staunen erfüllt, und gingen rasch an's Werk. — Als wir den Leichnam gefunden und das Gesicht aufdeckten, fanden wir es zerquetscht und entstellt, weil das darauf gelegte Brett es eingedrückt; auch hatten drei der Schwestern beim Graben sie mit ihren Spaten verletzt. Wir legten sie in die Lade, um sie auf's Neue zu begraben; aber wir wurden ganz wunderbar dazu getrieben, sie, statt dessen, einstweilen unter das Thor zu stellen. Dort nahm allmählich das eingedrückte Gesicht die vorige Gestalt an; die Todte war weiß, schön, wohlbehalten, als ob sie lebte, die Nägel ohne alle Schwärze, und duftete dabei den lieblichsten Geruch aus. — Als die Schwestern am Morgen zur Mette gehend, die Leiche dort fanden, staunten sie, weinend vor freudiger Ueberraschung und Andacht; und wie vergeistert durch den Wohlgeruch, ermüdeten sie nicht, die Leiche anzurühren und zu küssen. Da die Mette eingeläutet war, gingen die Meisten zur Kirche; Einige aber blieben bei der Leiche zurück, um sie zu begraben. Aber die Letzteren, welche zu diesem Zwecke die Leiche aufgehoben, wendeten sich, wie von einer unsichtbaren Gewalt gedrängt, und trugen sie in die Kirche, und setzten sie vor dem allerheiligsten Sakramente, wo alle Schwestern sich befanden, nieder. Hier sah man unverkennbar ihr Angesicht zwei- oder dreimal wie im Jubel aufleuchten, während der Leib jedesmal im süßesten Wohlgeruche duftete; gleichsam im Nachthun dessen, was Katharina ehedem während ihres Lebens gethan, wo sie, beim Eintritt in die Kirche, vor Gott sich niederwerfend, nicht satt werden konnte, ihm im allerheiligsten Sakramente ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Alle Schwestern wurden dadurch auf's Tiefste bewegt;

der Wohlgeruch aber verbreitete sich durch Kirche und Kloster, hing sich an die Hände Deren, die sie berührten, und Niemand wußte, was es sei. Der Duft wehte nicht anhaltend, sondern ließ bisweilen nach so lange, daß man ein oder das andere Vaterunser sprechen konnte; er roch einmal wie Moschus, dann wie Violen, dann wie Näglein, und dann wieder wie die kostbarste Würze, die man irgend finden konnte, ohne daß man zu sagen vermochte, was es eigentlich wäre. Die Leiche war unterdessen da und dort blutig, besonders an dem Haupt, dem Hals und den Füßen, wo das Brett sie gedrückt; jetzt, da sie zuvor ganz weiß gewesen, fing sie an, die Farbe zu wechseln und geröthet zu werden; während aus allen ihren Gliedern ein wohlriechender Schweiß sich ergoß. Abwechselnd wie eine glühende Kohle roth, und dann wieder blaß — schwitzte sie die aromatische Flüssigkeit, die bald wie reines Wasser, bald wie aus Wasser und Blut gemischt erschien. —

3. Wir, das Alles sehend und anstaunend, riefen den Beichtvater herbei; das Gerücht hatte sich in der Stadt schon ausgebreitet, er kam schon unterrichtet mit dem trefflichen Arzte, Meister Johannes Marcanova, zum Kloster hingeeilt, und sie betrachteten und prüften den Leib mit Aufmerksamkeit. Bald eilten noch Mehrere herzu: Geistliche, Aerzte, Weltliche, und Solche, die ein Urtheil in der Sache hatten; der Weihbischof bezeugte, er habe wohl dreihundert Leiber von Heiligen gesehen, aber keinen von solcher Schöne. Der Legat erlaubte, daß er sieben Tage lang dem Volk am Fenster des Chores gezeigt werde. Alle sahen ihn röthlich und wohlgestaltet, dabei von Zeit zu Zeit die Farbe wechselnd. Der Bischof ließ darauf ein Grabmal, in der Form eines Altars, erbauen, und die Leiche wurde nun, unter der Anwesenheit der Vornehmsten der Stadt und in unser Aller Gegenwart, in demselben beigesetzt, und der Sarg mit zwei Schlüsseln verschlossen, deren einen der Beichtvater und den andern das Kloster verwahrte. —

Am nächsten Charfreitage gingen wir — mit Erlaubniß — den Leichnam besuchen; und nachdem wir die seidene Decke, die man darüber ausgebreitet, aufgehoben, fanden wir ihn ganz mit jenem Schweiß übergossen, der, wenn trocken, den angenehmsten Geruch gewann. Als eine der Schwestern ein Stück Haut da, wo das Brett gedrückt, von den Füßen löste, floß sogleich Blut. In dieser Nacht sah man ihre Augen so eingefallen, daß man kaum eine Spur von ihnen sah; indem sie doch, als man sie beigesetzt, unversehrt waren, wie bei einer Schlafenden. Wir wurden deßwegen sehr betrübt, schlossen den Sarg, und nahmen den Schlüssel zu uns. —

In der heiligen Osternacht gingen wir wieder zu ihrem Grabe, und als wir aufgeschlossen, fanden wir das eine Auge schön und die

Pupille offen; nach kurzer Frist öffnete sich allmählich auch das andere: so daß sie am Morgen des Festes so schön war, daß sie wie in Strahlen glänzte; sie war blühend wie eine Rose mit offenen klarscheinenden Augen. — Sie wurde am zweiten Festtag in diesem Zustande von den vorzüglichsten Geistlichen und Weltlichen der Stadt gesehen, so daß Alle ein hohes Erstaunen ergriff und von der Abgeschiedenen Wunderbares erzählten. —

Drei Monate nach ihrem Tode floß zu zwei verschiedenen Malen eine ganze Schüssel Blut aus ihrer Nase. — (So weit geht die Erzählung der Illuminata Bembi.)

Katharina's Leiche wurde in der Folge, da ganz Italien herzu strömte, um sie zu sehen, in eine eigene Kapelle auf einen Sessel, reich gekleidet, die Hände auf ihrem Schooße liegend, gesetzt, wo sie durch ein eisernes Gitter — bis auf diese Stunde — noch von Jedermann gesehen werden kann: einer Lebenden ähnlich, nur daß die der Luft ausgesetzten Theile gebräunt erdunkeln. —

---

373. Die Leichenfeierlichkeit zum Andenken des Kaisers Carl V. zu Brüssel.

(Auszug aus: Geschichte Philipp's II. von William Prescott.)

In dem Frieden des Hieronymiten-Klosters Sanct Justus war am 21. September des Jahres 1558 der Kaiser Carl V. gottselig entschlafen.

Als König Philipp II. die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, befand er sich gerade zu Arras in den Niederlanden. Er verfügte sich augenblicklich nach einem Kloster in der Umgebung von Brüssel, wo er mehrere Wochen lang in die tiefste Einsamkeit verschlossen blieb. — Unterdessen befahl er, daß die Glocken in allen Kirchen nnd Klöstern durch die ganze Niederlande vier Monate hindurch jeden Tag dreimal (langsam) geläutet, und daß während dieser Zeit keine Feste oder öffentliche Vergnügungen irgend einer Art vorgenommen werden sollten. —

Des Nachts am 28. December kam der König nach Brüssel, und am folgenden Tage wurde vor der Vesperstunde eine Prozession veranstaltet nach der Kirche St. Gudula, eines Gotteshauses, das noch jetzt als eines der edelsten Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst, die allgemeine Bewunderung erweckend, dasteht.

Die Prozession bestand aus den höchstgestellten Geistlichen, den Mitgliedern der verschiedenen religiösen Häuser, und ein Jeder trug eine brennende Wachskerze in der Hand, den Edlen und Cavalieren vom Hofe, den großen Staatsbeamten und dem königlichen Haushalte,

die Alle in tiefe Trauer gekleidet waren. Nach diesen kamen die Ritter des Goldenen Vließes mit den Insignien und den prächtigen Kleidern des Ordens. Der Marquis von Aquila trug das kaiserliche Scepter, der Herzog von Villahermosa das Schwert und der Prinz von Orani.n den Apfel und die Krone des Reiches. König Philipp, in einen Trauermantel (Zobelmantel) eingewickelt und das Haupt in eine Kapuze gehüllt, ging zu Fuß. Seine Schleppe wurde von Ruy Gomez de Silva, dem Lieblings-Minister, getragen. Hernach folgte der Herzog von Savoyen, der gleichfalls als ein Prinz von Geblüte allein und mit bedecktem Haupt einherschritt. Reihen von der spanischen und deutschen Garde in ihren National-Uniformen bildeten eine Escorte zu der Prozession, als diese durch die erleuchteten Hauptstraßen, wo die helle Gluth der Pechfackeln die sich ansammelnden Schatten der Nacht vertrieb, ihren Weg nahm.

Einen in die Augen fallenden Theil der Prozession bildete eine lange Reihe Rosse, von denen ein jedes von zwei Edelleuten geführt wurde, und die auf ihren glänzenden Hausungen und auf dem Banner, welche sie trugen, die Devisen und Wappen der verschiedenen vom Kaiser beherrschten Staaten entfalteten.

Aber kein Theil der Prozession zog so sehr die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich, als eine stattliche Galeere, deren Seiten man kunstvoll mit Schlachtstücken bemalt erblickte, die von den verschiedenen von Carl V. bestandenen Treffen eingegeben waren; während ihre schwarzseidenen Segel Inschriften in goldenen Buchstaben, welche die Triumphe des Helden verkündeten, bedeckten.

Wiewohl der Palast in nicht großer Entfernung von der St. Gudula-Kirche lag, brauchte die Prozession, um die Kirche zu erreichen, doch zwei Stunden. In dem Schiffe derselben erhob sich eine Art Kapelle, die man für diese Feier errichtete. Ihr Dach, oder vielmehr Baldachin, der vier goldgestickte Kronen entfaltete, ruhte auf vier sorgfältig gearbeiteten jonischen Säulen. Im Innern stand ein Sarkophag, bedeckt mit einem schwarzen Leichentuch aus Sammet und bepflanzt mit einem großen carmoisinfarbigen Kreuze. In dieser von dreitausend Wachskerzen erleuchteten Kapelle wurde die kaiserliche Krone sammt dem Reichsapfel und dem Scepter niedergelegt.

Vor derselben sah man ein schwarz ausgelegtes Gerüste, auf ihm einen für Philipp errichteten Thron. Die Edlen und großen Beamten der Krone nahmen die Sitze oder besser — Stufen unterhalb ein. Schwarzsammetne Zeuge und Goldtuche, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen, hingen durch die Bogen des Schiffes hindurch ausgespannt; oberhalb derselben liefen Gallerien, auf denen die Herzogin von Lothringen und die Hofdamen sich befanden. — —

Wenn der Reisende gegenwärtig das so ehrwürdige Gebäude der St. Gudula-Kirche, worin Carl V. das Kapitel des Goldenen Vließes abzuhalten pflegte, besucht, und auf das charakteristische Bild jenes Monarchen, wie dasselbe auf den prächtigen, gemalten Glasfenstern sich darbietet, blickt: so mag er sich wohl des denkwürdigen Tages erinnern, da das Volk von Flandern und die höchsten Stände der Hauptstadt hier versammelt waren, um das Leichenbegängniß des großen Kaisers zu feiern; wo denn, unter Wolken des Weihrauchs und der flammenden Gluth von Myriaden Lichtern, die tief schauerlichen Töne der Orgel durch die langen Chorgänge zitterten und sich mit den Stimmen der Priester mischten, als diese die herzerschütternde Melodie des Requiem für die Seele des dahingeschiedenen Monarchen sangen! —

---

374. Die Beerdigung eines Soldaten auf dem Meere.

Der Trappisten-Pater Maria Joseph von Geramb erzählt aus seinen früheren Erlebnissen:

Im April 1810 machte ich die Fahrt von Cadix nach Portsmouth auf der Fregatte Seiner britischen Majestät, der Minerva, geführt von Capitän Cochrane, Sohn des Admirals gleichen Namens. Auf dem Schiffe befanden sich einige Hundert französische Soldaten, die in Spanien waren zu Gefangenen gemacht worden und die man nach England übersetzte. Sie schienen sehr heiter und vertrieben sich die ganze Zeit mit Spielen und Lachen.

Eines Morgens wandle ich auf dem Verdeck umher und sehe einige Matrosen im Begriff, ein Brett, auf dem Etwas in ein Leintuch eingewickelt war, in's Meer zu werfen. Auf meine Frage entgegnete man, es sei ein junger französischer Soldat, der am vorigen Abend gestorben sei. Dieß überraschte mich in hohem Grade. Ich wende mich zu den Gefangenen und spreche zu ihnen: „Wie, man will Einen von eueren Kameraden in den Fluthen begraben und ihr seid froher Dinge, Keiner von euch begleitet ihn, Keiner betet für seine Seele oder bezeugt ihm die geringste Theilnahme? Ein Kamerad, auf demselben Boden geboren, wo ihr das Licht der Welt erblicktet, der euere Gefahren, euere Mühseligkeiten, euere Gefangenschaft getheilt, dessen Blut mit dem euerigen floß; ein Kamerad, der bei seiner Abreise vielleicht einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, eine Schwester, eine Gattin zurückließ, welche seine Entfernung mit tiefem Schmerz erfüllt, eine Gattin, die von euch bei der Rückkehr den Gatten zurückfordert, den ihr nicht wieder geben könnt, und dessen Grab nicht einmal mit eueren Thränen benetzt wird? Nein, nein, Soldaten!

an einem solchen Betragen erkenne ich keine französischen Kriegsmänner!.... Nun denn! so will ich ihm die letzte Pflicht erweisen; ich will zum Vater der Erbarmungen über seiner sterblichen Hülle beten!" —

Ich sagte den Matrosen, sie möchten einhalten und mich erwarten. —

Und alsbald kehre ich wieder auf's Verdeck zurück, und zwar in meiner Generalsuniform und mit meinem Gebetbuch in der Hand. — Kaum hatte ich zu beten begonnen, als sie freiwillig aufstanden, das Haupt entblößten und mein kurzes Gebet mit frommer Ehrfurcht anhörten. Zwei von ihnen knieten neben mir nieder. Nimmermehr werde ich diesen Auftritt vergessen; noch steht das Bild vor mir, wie ich mit bewegter Stimme über der Leiche eines Kriegsmannes betete, den der Tod fern von den Seinen in der Blüthe seiner Jugend weggerafft hatte. Zu beiden Seiten neben mir zwei junge Soldaten auf den Knieen liegend, mit gefalteten Händen inbrünstig betend; etwas weiter einige Hundert französische Soldaten mit entblößtem Haupte, die sich im Geiste mit mir in meinem Gebete zu vereinen schienen; das übrige Verdeck voll Soldaten, Matrosen und englischen Offizieren, die alle auf uns ihre Blicke hefteten; und um uns die unübersehbare Fluthenmasse, jenes stolze Element, das Bild der unendlichen und unwiderstehbaren Macht Gottes, das Element, welches die Erde scheint verschlingen zu wollen, aber die vom Ewigen vorgezeichneten Grenzen nicht zu überschreiten wagt, vor dessen brausenden Wogen das Ufer erbebt, aber die an dem Sandkörnlein zerschellen, wo Gottes Befehl geschrieben steht; dann die Morgenröthe, aus dem Schooße der Wolken hervortretend, im lebhaftesten Rosenglanze, ein sanfter Wind leicht die Segel umflüsternd; allenthalben tiefe Stille, allein durch den Laut meiner Stimme unterbrochen; das Leichenbrett, mit einem Leintuch bedeckt, unter dem die Formen eines Leichnams sichtbar sind, der vor einigen Stunden noch lebte wie wir, nun aber kalt, regungslos und bereit ist, auf's erste Zeichen in die tobenden Wellen geworfen, um ein Spiel der Fluthen zu werden, gleich den Ueberbleibseln einer gescheiterten Barke, gleich den werthlosen dahintreibenden Trümmern — dieses Alles vereint erfüllte die Seele, ich weiß nicht, mit welchen großen, erhabenen und zugleich traurigen Gefühlen, die sich nicht aussprechen lassen!! — —

---

375. Der Leichenzug eines Landmannes.

Franz August Chateaubriand schildert in seinem Werke, betitelt: „Die Schönheiten des Christenthums" in den nachstehenden Worten das schlichte Leichenbegängniß eines Landmannes, des Miternährers des Vaterlandes:

„Vier Schnitter, vor denen der Pfarrer hergeht, — trugen auf ihren starken Schultern den Landmann zum Grabe seiner Väter. Begegnen einige Feldarbeiter dem Leichenzug auf dem Weg, oder zieht er an ihren Aeckern vorbei, so halten sie inne mit dem Arbeiten, entblößen das Haupt, beugen sich tief und beehren mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes den entschlafenen Nachbar, welcher ehedessen ohne Murren und Klagen sein Kreuz trug. Also wandelt der ländliche Todte zwischen gelblichen Kräutern und reifenden Früchten, die er vielleicht selbst auf dem Erbtheile seiner Väter ausgesäet hatte. Aus der Ferne sah man diese Blume des Grabes — gleich schwarzem Mohn über ein Meer von goldenen Aehren wie auch von purpurnen und himmelblauen Blummen einherragen! — Kinder und eine in Thränen schwimmende Wittwe machen den ganzen frommen Leichenzug aus. — Indem der Zug dem großen Kreuz am Weg, oder dem Heiligen auf dem Felsblocke, vorbeikommt, hält man ein wenig still. Der Sarg wird auf einen Stein gesetzt und der liebe Heiland oder der Schutzheilige der Flur, zu deren Füßen der entschlafene Landmann so oft um eine reiche Ernte und ganz besonders um einen seligen Tod betete, angerufen; hier ist es, wo er seine Stiere so oft in den Schatten trieb, wenn die Mittagssonne brannte; hier ist der Ort, wo er, von seiner Familie umringt, sein bescheidenes Mittagsmahl von Milch und hartem Brod unter dem Liedergruß der Lerchen und dem Zirpen der Grille verzehrte. Ach, wie so ganz anders ruhte er damals, als er heute ruhet! Aber mindestens tranken diese Furchen seine letzten Schweißtropfen; jetzt hat sein Vaterherz wenigstens keine Sorge mehr! O, auf demselben Weg, den er sonst am Sonn- und Festtage zur Kirche wandelte, geht er nun unter den rührenden Denkmalen seines Lebens zwischen unschuldigen Kindern und redlichen Landleuten zum Grabe!“ —

---

376. Die Begräbniß-Brüderschaften zu Neapel.

Zu den lobenswerthen kirchlichen Einrichtungen der Stadt Neapel gehört Eine, die allerwärts Nachahmung verdiente, nämlich — die der „Begräbniß-Brüderschaften,“ in welche fast jeder Bürger der Stadt eingeschrieben ist.

Diese Vereine haben zum Hauptzwecke — die gemeinschaftliche Bestreitung und Feier der Begräbnisse ihrer Mitglieder, welche deßhalb monatlich einen Beitrag zahlen.

Stirbt ein Mitglied derselben, so folgen die anderen seiner Leiche, vom Scheitel bis zum Fuß in weiße Kutten gehüllt, in denen eine

Oeffnung für die Augen gelassen ist, was einen erschütternden Anblick gewährt. — Der Todte befindet sich in einem rohen und engen Sarg oder vielmehr Kasten, dieser aber in einem der Brüderschaft gehörigen Uebersarge, der von rothem Sammet, Gold und Silber strotzt und mit einem prachtvollen Sargtuche bedeckt ist, dessen Zipfel die Angeschlossenen der Leichenbegleitung halten. Alle Brüder tragen in der einen Hand den Pilgerhut, in der andern brennende Kerzen, der Vorderste aber ein Crucifix an einem langen Stabe; sie werden begleitet von einem oder mehreren Geistlichen und einer Schaar von Greisen aus dem Siechenhause in blauer Kleidung und schwarzen Mänteln. Mädchen und Geistliche werden in der Regel in dem offenen Sarge hinausgetragen, und zwar jene mit Rosen geschmückt.

Der Zug begiebt sich in die Kirche der Brüderschaft, wo der Sarg auf einen Katafalk gesetzt wird; nachdem hier die vorgeschriebenen Gebete gesprochen worden sind, bringt man den Todten in die Gruft. Hier wird er völlig entkleidet, zur schnelleren Verwesung mit Kalk übergossen und dann zu den anderen hier befindlichen Todten hinabgesenkt.

Nach einem Jahr, auch wohl nach kürzerer Zeit, werden die Gebeine in den Gewölben gesammelt und nach dem großen Kirchhofe Campo Santo gebracht und beerdigt.

Der Campo-Santo-Kirchhof ist ein mit Steinplatten bedeckter viereckiger Platz, 252 Fuß lang und eben so breit, und rings von hohen Mauern umgeben. Er enthält 366 tiefausgemauerte Grabgewölbe, davon alle 24 Stunden ein neues geöffnet wird, um die neuangekommenen Gebeine der Todten dahinein zu versenken; die Zahl dieser Einsenkungen beläuft sich durchschnittlich auf 30 bis 40 an einem jeglichen Tage. —

---

377. Gebräuche bei den Leichenbegängnissen in Brasilien.

Die Begräbnisse der kleinen Kinder werden in Brasilien (wie bekanntlich auch in Portugal) als Freudenfeste betrachtet, und sie gleichen den feierlichsten Triumphzügen; die abgeschiedene Seele eines Kindleins, das die heilige Taufe empfangen, kehrt ja aus diesem Thale der Thränen unbefleckt heim zu dem göttlichen Kinderfreunde Jesus Christus, und wird im Lande des ewigen Lebens in die Gemeischaft der Glückseligen von ihm aufgenommen; man preist darum jede Familie, die einen solchen Engel im Himmel hat, für wahrhaft glücklich. — Wird nun der Leib eines getauften Kindleins zu

Grabe gebracht, so ziehen weiße, reichgeschmückte Pferde mit weißen Federbüschen auf den Köpfen einen offenen Wagen, worin in seinem kostbarsten Gewande, jedoch entblößten Hauptes, der Priester sitzt und auf seinem Schooße auf einer kleinen offenen Bahre die mit Bändern und Rosen gezierten irdischen Ueberreste des verstorbenen Kindes hält. Auch die Kerzenträger sind in weiße oder mit Silbertressen verzierte Gewänder gekleidet. —

Bei den Begräbnissen der Erwachsenen dagegen ist Alles düster; die Beerdigung selbst findet zumeist in der Nacht Statt. Abends vorher wird im Hause des Verstorbenen ein Traueraltar aufgeschlagen und Alles, sogar die Thüre des Hauses, wird schwarz verhangen. So sieht man auch bei dem Leichenzuge nichts als schwarzes Tuch oder Flor, womit Wagen, Pferde, Kutscher und Fackelträger bekleidet sind; ja, selbst die Fackeln sind schwarz. — Nach der Beendigung des Gottesdienstes wird die Leiche aus dem Sarge genommen und in der Kirche unter dem Fußboden begraben oder in einer gewölbten Nische der äußeren Kirchenwand eingemauert. Der Sarg gehört der Kirche und wird für die Leichenfeier gemiethet. — Nach etwa einem Jahre (denn die Verwesung erfolgt sehr schnell) werden die Knochen aus dem Grabe genommen, gereinigt und von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen in eine Kiste geschlossen. Diese Kisten bleiben gewöhnlich in der Kirche stehen und die Angehörigen bewahren nur den Schlüssel dazu; zuweilen aber nehmen sie auch die Kiste mit nach Hause, und man kennt gar manchen Mann, der die Gebeine seiner verstorbenen, in Gott innig geliebten Frau bei sich im Wohnzimmer aufbewahrt. — Diese Knochen-Kisten sind übrigens von verschiedener Größe und Gestalt, doch selten einem Sarge ähnlich; sie gleichen vielmehr einem Toiletten-Kästchen und sind nicht selten mit Sammet überzogen und prächtig mit Gold- und Silberstickereien verziert. Das Kreuzesbild befindet sich in der Mitte — als das Unterpfand der seligen Unsterblichkeit. —

---

378 — 380. Die Todtenwache in Lothringen.

1. An einem meiner jüngsten Ausflüge kehrte ich Abends spät in dem ärmlichen Wirthshaus eines Dörfchens ein, dessen Name ein deutscher Geograph vergebens auf der Landkarte von Lothringen suchen würde, wenn ich ihn auch nicht vergessen hätte. Es liegt dasselbe in einem engen Thale, und „Ruhe" dürfte es heißen; denn diese herrschte rings umher, als ob der Friede hier nie gestört worden wäre.

Ich trat in das Wirthshaus, das einzige im ganzen Dorfe, und fragte, ob ich hier übernachten könne. Eine alte Frau, die am Herde

stand, bewillkommte mich, und wir wurden bald einig, da ich nichts als ein Stück Fleisch und ein Nachtlager verlangte. Müde und abgespannt, warf ich mich in einen Armstuhl und erwartete, gedankenlos die Stube und das Geräthe musternd, mein Abendmahl.

Ich hatte ein paar Männer schweigend durch das Zimmer gehen gesehen, ohne weiter auf sie geachtet zu haben. Eine Frau, die jetzt zu jener Thüre herein und zur andern hinausschlich, als ob Alter oder Unglück ihre Kraft gebrochen, machte mich aufmerksamer. Es herrschte eine Stille in dem ganzen Hause, die mir allmählich die Brust zusammenschnürte, wie die Ahnung eines nahen Unglücks. Mir wurde unheimlich unter diesen schweigsamen Menschen, denn das Schweigen ist unnatürlich. Ich fühle mich unter Bauern nie wohl, wenn sie nicht alle die Fragen: „Woher des Landes?“ „Wohin?“ und „Warum?“ an mich richten, und ich war bereits etwa eine Stunde in dem Hause, ohne daß ein einziger Mensch mich einer überflüssigen Frage gewürdigt hätte.

Endlich brachte mir die alte Frau mein Abendessen. In ihrem feuerleeren Auge lag eine große, schwere Thräne, und auf ihrem Gesichte stand geschrieben: „Der Tod ist bei uns eingekehrt! Ich las und verstand die nicht zuvorkommenden Züge auf den ersten Blick und hatte eine Antwort, ohne gefragt zu haben.

Der Hunger — seit dem Morgen hatte ich nichts mehr gegessen — behauptete, trotz der Aufregung, die jene Beobachtung in mir hervorgerufen, sein Recht, und ich aß. Käse und Brod waren das zweite Gericht, welches mir die alte Frau vorsetzte. Ich weiß nicht, ob ich recht that, aber ich fragte sie jetzt, wer im Hause gestorben sei.

Die Frage war ein Anstoß an ein gefülltes Gefäß. Sie hatte ihr Herz getroffen und bewegt, und so flossen ihre Augen sogleich über. Schwere Thränen rollten die gefurchten Wangen hinab, als sie mir sagte: „Sie wissen also nicht, daß unsere Angela gestorben ist?“ — Die arme gute Alte! wohl wußte ich bereits, daß der Tod hier eingekehrt; aber daß er ihre Enkelin, das einzige Kind ihrer Tochter, die Hoffnung, die Freude des ganzen Hauses mit seiner kalten Hand berührt, all' Das mußte sie mir erst erzählen, so viel es ihr die reichlichen Thränen und ihr Schluchzen erlaubten. Ich weinte mit ihr um die arme Angela; denn ihr Schmerz war groß, und der Kummer ist ansteckend. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, um sie zu trösten; aber meine Worte schienen den Schmerz zu mäßigen, ohne ihn brechen zu können, und die arme Alte weinte nur reichlichere Thränen.

Wie müde ich auch war, ich fühlte kaum das Bedürfniß der Ruhe; und lange stand ich an dem kleinen offenen Fenster, das auf den Kirchhof sah, wo man ein neues Grab grub. „Warum muß

so oft der Tod Jene suchen, die in Hoffnung, wie die Rose, ihre ersten Knospen entfalten, und Jene schonen, für die der Frühling keine Blüthen und der Herbst keine Frucht mehr hat? Warum ging er an dieser Alten, auf die er ein verfallenes Recht hatte, vorüber, und nahm jenes Kind, dessen Zeitfrist nicht abgelaufen war? Warum nahm er die Hoffnung so Vieler und schonte mich, dem keine Hoffnung, kein Vaterland mehr blieb?" so dachte ich bei mir.

Ich nahm endlich das Licht und ließ mir meine Schlafstelle anweisen; denn die Natur forderte ihren Zoll. Der Schlaf mahnte mich an die große Schuld, die ich einst seinem Bruder, dem Tode, zahlen werde. —

2. Ich hatte kaum eine Stunde in meinem Bett gelegen — jenes Zwischenreich von Schlaf und Wachen, Träumen und Denken umschwebte mich — als ich Weinen und Schluchzen im Nebenzimmer hörte. Die abgerissenen Worte, die bis zu mir drangen, gehörten jenen kleinen und feinen Stimmen an, die sonst nur Lust und Freude der Unschuld lallen. Es mußten mehrere Kinder sein; denn ich hörte viele Stimmen von kleinen Kindern durcheinander in den einzelnen Worten, die unter Weinen und Schluchzen bis zu mir gelangten. Woher diese Kinder? Hatte mir doch die Großmutter gesagt, daß Angela das einzige Kind des Hauses sei. Die Weinenden neben mir waren so wenig laut, daß ich über dem Auskleiden und dem Niederlegen nichts von ihnen vernommen hatte; und auch jetzt, nachdem ich einmal auf sie aufmerksam geworden, unterbrach Das, was ich mit lauschendem Ohre vernahm, kaum die öde Stille des Hauses. Ich habe das Meer im Sturm gesehen und habe die vom Winde zerbrochenen Hilferufe der Strandenden gehört; aber es hatte mich dieß furchtbare Schauspiel nicht so tief ergriffen, als das leise Murmeln des Kummers von den abgerissenen Abschiedsworten jener Kinder durchzuckt.

Ich bemerkte bald, daß der Schimmer eines trüben Lichtes durch ein Fenster über meinem Bett in meine Stube drang; und als jene kleinen Stimmchen immer fortlispelten, trieb mich endlich Unruhe, Neugierde, Mitleiden oder sonst ein unbestimmtes Gefühl aufzustehen und durch jenes Fenster in die Stube neben mir hineinzuschauen.

Nie wurde mein Inneres so tief ergriffen als durch Das, was ich hier sah. In einer kleinen Stube, matt erleuchtet durch eine ärmliche Oellampe, lag die todte Angela auf dem Bett ihrer Eltern, und elf Mädchen und drei Knaben knieten im Kreise herum und beteten und weinten und schluchzten. Die Mutter, eine junge Frau, die ich bereits gesehen hatte, saß und lag halb auf dem Bett, ihr Gesicht in die Leichentücher gehüllt, und ich sah nur wie die Lippen sich krampfhaft mit jedem Athemzuge bewegten.

Nie habe ich ein himmlischeres Kind als diese todte Angela gesehen. Sie war ein Engel, bleich und schön, lächelnd und friedevoll, als ob ihr letzter Wunsch erfüllt, ihre höchste Sehnsucht befriedigt sei. Diese Welt hatte keinen Kummer mehr für sie, kein Ereigniß mehr, das eine Hoffnung zu zerstören im Stande war.

Und neben ihr und um sie die kleinen Todtenwächter! Die Todte, das Bild der tiefen Ruhe, der befriedigten Seligkeit; die Lebenden, das Bild des zerrissenen Friedens, der zerstörten Hoffnung. Und Diese und Jene in dem Alter des Lebens, wo man noch keine Hoffnung auszusprechen gewagt, sie kaum geahnt, nie erkannt! —

3. Ich hatte wohl eine halbe Stunde gestanden und zugeschaut und mitgeweint. Es mochte Mitternacht sein. Da öffnete sich die Thüre, der Großvater trat herein und setzte eine Schüssel auf den Tisch und lud die Kleinen zum Essen ein. In der Schüssel dampfte eine Reissuppe. Die Kinder reihten sich um den Tisch, und die Großmutter, stille weinend, reichte Jedem seinen Theil hin. Nur die Mutter blieb auf dem Bett liegen und schien vom Schlummer dem Schmerz entrissen zu sein; denn ich sah nicht mehr das Zucken ihrer Lippen. —

Aber tiefer als der schlummernde Schmerz einer Mutter ergriff es mich, wenn ich jene Kinder ansah, die um den Tisch gereiht saßen, auf dem ihre Lieblingsspeise stand, die sie mit ihren rollenden Thränen salzten. Es war das sprechendste Bild des Menschenlebens, wo der Kummer und das Bedürfniß an dem gespreiteten Tische der Natur sitzen, auf dem die Lieblingsspeise steht, wie sie der liebe Gott geschaffen, und die der Gast mit dem bittern Salze seiner Menschenschwäche verdirbt! —

Endlich war das Mahl zu Ende. Nun knieten Alle wieder hin, und auch die Großmutter warf sich auf's Knie, und sie begann ein Gebet unter Thränen, und die Kinder beteten nach für die abgeschiedene Seele des todten Engels. Das Herz wurde mir zu wehmüthig, zu schmerzensvoll. Es lief über; ich sah nichts mehr durch den Nebel der Thränen und sank, wie jene Kleinen, auf meine Kniee und betete. Ich hatte nicht mehr Kraft genug, mich wieder zu erheben und länger den zerreissenden Schmerz der Kinder mit anzusehen. Ich legte mich nieder und schlief endlich ein. —

Es war spät, als mich die Glockentöne der nahen Kirche weckten. Ich zog mich an und kam eben an dem Kirchhofe vorbei, als man die Leiche Angela's in die Erde legte. — —

Ich wanderte weiter in trüben Gedanken, und erst, als der schöne Frühlingstag in einem Walde, der die Kirchthurmspitze des Dörfchens verbarg, mir das Blut rascher durch die Adern trieb, vergaß ich auf Augenblicke — die todte Angela.

In Nancy erzählte man mir später, als ich zufällig von jener Nacht sprach: daß ich Das gesehen, was man bei dem Tode jeden Kindes in vielen Dörfern des Kreises Remiremont sehen könne; denn dort sei es ein alter Brauch — die Gespielen des Gestorbenen zu seiner Leichenwache zu versammeln. —

381. Die versagten weißen Rosen.

(Aus: Sagen aus den Rheingegenden von Aloys Schreiber.)

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine Wittwe, Anna von Tegelstein, mit einem Sohn und drei Töchtern. Die Mutter war sehr stolz und hartherzig, und gönnte den Armen kaum die Luft und das Brod. —

Eines Tages kam auf die Burg eine Pächtersfrau in Trauer gekleidet und sprach zu der Edelfrau: „Gnädige Frau, meine einzige Tochter ist gestorben; sie zählte erst achtzehn Jahre, und war fromm und gut und deßhalb die Freude meines Lebens. Ich möchte um ihr jungfräuliches Haupt einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden! Erlaubt, daß ich mir einige weiße Rosen in Euerem Garten breche, wo sie gar schön blühen!“

„„Du magst einen Kranz von Nesseln für deinen Bastard binden,““ zürnte die stolze Frau sie an; „„Rosen ziemen sich nicht für so gemeines Volk, die sind nur für unsers Gleichen!““

„Nun, so mögen denn Euere weißen Rosen zu Todtenkränzen für Euere Töchter werden!“ sprach die Pächterin entrüstet, und verließ das Schloß.

Ihren Wunsch aber hatte Gott gehört.

Die drei Töchter der Edelfrau starben binnen Einem Jahr, und Jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burg-Garten. —

Und so lange das Geschlecht der Tegelsteiner blühte, sah man jedes Mal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, die Frau Anna gegen Mitternacht im Burg-Garten sitzen und — einen Kranz von weißen Rosen flechten. —

382. Frivole Leichen-Industrie zu Paris.

In seinem im Jahr 1855 erschienenen Buche: „Pariser Stereoskopen“ giebt E. Kossak eine Beschreibung über seinen Gang auf den Kirchhof zu Paris, die hier im Auszuge folgt.

Er sagt:

Von einem Spaziergange durch die engen und dunklen Gassen, welche vom Temple nach dem Boulevard führen, zurückkehrend und erwägend, daß auf diesem Weg einst der König Ludwig XVI. von seinen Henkern zur Hinrichtung gefahren worden, fühlte ich meine Aufmerksamkeit durch ein schlichtes, aber feierliches Schauspiel gefesselt.

Der Hausflur eines wackligen alten Gebäudes war mit schwarzen Tüchern behangen, von denen im Hintergrunde ein großes weißes Kreuz grell abstach. In der Mitte dieser künstlich geschaffenen Kapelle stand ein kleiner Katafalk mit einem Kindersarge, umgeben von sechs brennenden Wachskerzen, an dem die Vorübergehenden und die Nachbarschaft eine kurze Andacht verrichteten, und dann mit gleichgiltigen Mienen ihren Weg fortsetzten. — Während ich noch in der Nähe dieses Schauspiels verweilte, stieg der Geistliche in Begleitung seiner Chorknaben die Treppe herab, sprach die letzten Gebete und entfernte sich dann, worauf die Eltern und einige Verwandte den Sarg seines kirchlichen Schmuckes entkleideten, die Lichter auslöschten und dem schlichten offenen Leichenwagen folgten, auf welchen der Kutscher und der Kirchendiener die Ueberreste des kleinen Knaben gesetzt hatten. Daß es aber ein solcher sein müsse, ging aus der Begleitung von vieren seiner Spielkameraden hervor. Diese hatten die Schnüre des Leichenwagens ergriffen und schritten wie Soldaten, welche die Zipfel des Leichenwagens eines Kriegsgefährten halten, auf beiden Seiten des kleinen Zuges einher. In munterem Schritte fuhr der Leichenwagen ab, die männlichen Verwandten folgten ihm paarweise zu Fuße, die Frauen warfen ihm ohne sonderliche Rührung noch einige Blicke nach, und der Staub eines Kindes, das vielleicht nie in diesem Hause eines armen bedrängten Daseins die goldenen Freuden der Jugend kaum kennen gelernt hatte, wurde gleichgiltig von dannen geschafft.

Der Leichenzug bewegte sich in der Richtung nach dem Kirchhofe Père Lachaise, und ich gedachte den Anblick eines bürgerlichen Leichenbegängnisses mit dem Besuche der weltberühmten Gräberstätte zu vereinigen.

Wir durchkreuzten den Boulevard Beaumarchais und geriethen in ein Gewirr armer Straßen, wo die uns Begegnenden vor dem Sarge die Hüte abzogen und selbst einige, vor einem Kaffeehause sitzende Araber Zeichen religiöser Achtung machten; endlich nach einem langen Marsche wandten wir uns rechts und kamen in die Straße La Roquette, der offenen Vorhalle zum Kirchhofe Père Lachaise.

In dieser Straße hat die „Industrie des Grabes" ihre Werkstätte aufgeschlagen und fertigt die letzten irdischen Gedenkzeichen

an, die von dem Ruhme der Todten und der Liebe der Hinterbliebenen mit gleicher Beredsamkeit sprechen sollen. Die Straße La Roquette ißt mit den Würmern an Einem Tische. Die Steinmetze, Gitterschmiede und Kreuzhändler sitzen an dem oberen Ende; die Würmer unten, wohin sie von Rechtswegen gehören. Lägen nicht mitten in der Straße die beiden großen Gefängnisse des Correctionshauses für die verwahrloste Jugend und das unverbesserliche Laster, welches von hier auf das Schaffot geführt wird, die Lebenden besäßen gar keine Ahnrechte an diesen melancholischen Eingang zu der Schlafstätte der Pariser.

Aufgerichtete Leichensteine jeder Größe und jedes Preises, einfache Gedenktafeln, theure und wohlfeile Gitter, eiserne und steinerne Urnen oder Kreuze, endlich schlichte hölzerne Marken für die Gräber der Armuth, kaum dauerhaft genug, um die Witterungseinflüsse eines Winters zu überstehen, sind zum Verkauf ausgestellt oder werden von fleißigen Handwerkern angefertigt. Die Thonpfeifen qualmen, die Sägen schrillen, die Hämmer pochen und in das dumpfe Rollen des nie versiegenden Stromes der Leichenzüge mischen sich lustige Couplets von Liebe und Kriegsruhm, von Tanz und Wein!! — Der Todtengräber in dem Trauerspiele „Hamlet“ sang bei seiner Arbeit doch nur ein düsteres, auf den Tod bezügliches Lied. Diese leben vom Grabe, und besingen vom Morgen bis Abend das Leben; — das geht selbst über die grundernsthafte Phantasie eines Shakespeare!! — —

Die absonderlichste Fabrikation ist die der Todtenkränze. Man legt den Verstorbenen in Paris keine Blumen auf das Grab; man kauft fertige wulstartige, über Stroh gearbeitete, weiße oder schwarze Kränze, auf denen mit unechtem Silberstoff eine Widmung: „Meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester u. a. m.“ angebracht ist und hängt diese an den Monumenten auf. — Auf den Hausfluren sitzen Frauen, Mädchen und Kinder, arbeiten an solchen Kränzen, verrichten daselbst wirthschaftliche Geschäfte, reinigen Gemüse, bereiten Salat und preisen den Vorübergehenden ihre Waare an. Sogar die feierlichen Leichenbegängnisse selber sind vor den jugendlichen Tirailleuren dieser Kranzfabrikation nicht sicher, und wie die Buben sonst den Spazierenfahrenden Bouquets anbieten und den Wagen nachlaufen, so versuchen sie hier frecherweise mit dem Kummer ein einträgliches Geschäft zu machen.

Unser Leichenzug legte ziemlich unangefochten seinen Weg zurück. Mit vielgeübtem Scharfblick mochten die kleinen Verkäufer bemerkt haben, daß der Schmerz der Leidtragenden nicht groß genug sei, um ihnen einen Absatz zu sichern. Sie zogen sich zurück und warteten

den nächsten Todten ab, der ihnen mehr trauernde Freunde oder lachende Erben zuführen sollte.

Jetzt lag die Straße der Möbelhändler des Todes hinter uns, und der Wagen fuhr zum Thore hinaus, quer über die Barrière Aunay in das weite Portal des Kirchhofes, dessen gepflasterte Straße sich ziemlich steil bergan bis zu der Kapelle erstreckte. Unser dürftiger Leichenzug vermaß sich nicht dieses Pfades der reichen und ruhmvoll Unsterblichen; er wandte sich gleich rechts um den Fuß des Berges und verfolgte eine lange mit kleineren Denkmälern eingefaßte Chaussee, an deren Ende er hielt, und seine geringe traurige Bürde von dem Wagen hob, worauf sich dieser mit der Eile eines schon bestellten Fiakers im Trab entfernte. Die Familienangehörigen begleiteten den von zwei Todtengräbern getragenen schlichten und unangestrichenen Sarg, zwischen verfallenen Denkmälern und Hügeln, den vom Nachtregen schlüpfrigen Thonboden des Bergabhanges hinab, bis zu einer flachen Gruft, entledigten sich des Todten, warfen ihm einige feuchte Erdklumpen nach, und kehrten plaudernd in die Stadt zurück. — —

Wenig erbaut von dieser frivolen Handlung stieg ich durch Schutt und Todtengebeine wieder die Anhöhe hinauf und wanderte zu der eigentlichen glänzenden Gräberstadt. Es war ein Morgen, um die menschliche Einbildungskraft zu heitern und liebenswürdigen Bilder und Gedanken anzuregen. Die uralten Bäume waren mit Blüthen behangen, die Regentropfen auf den Gräsern schimmerten wie Diamanten, und lachende Vogelstimmen erschallten in den Gebüschen, um nur zu verstummen, wenn die kleinen Sänger heranhüpften, um von dem in Spalten und Narben alter Grabsteine angesammelten Wasser zu trinken, oder darin zu baden. Die Sonne warf durch die hohen Laubgewölbe wunderbare Bilder auf die Marmorhäuser der Todten, und über dem verschleierten lebenden Paris wogten leise Nebel. — Der Frühlingsmorgen gemahnte an den Morgen der Ewigkeit! —

---

383. Das Grabmal Wittekind's zu Enger.

(Aus: Von Minden nach Köln von Levin Schücking.)

Was die Kirche, das alte Münster der Chorherren zu Enger in Westphalen betrifft, so gehört Chor nebst Apsis und Kreuzschiff dem spätromanischen Styl an, das Langhaus dagegen ist aus jüngerer Zeit; es ist gothisch und wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert erbaut. Das Grabdenkmal Wittekind's auf dem Chor ist in der That merkwürdig und sehenswerth. Das interessanteste Stück des aus verschiedenen Zeiten stammenden Werks bildet der obere Theil, die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenheerführers, eine treffliche, sicherlich in das zwölfte Jahrhundert hinauf-

reichende Arbeit. Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend; die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gesetzt, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts: „Das lange Haupthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurroth, über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saum, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust, die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen.“ —

Dieser alte Denkstein ruht nun auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Embleme und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das siebenzehnte Jahrhundert sind. Rings am Rande der obern Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

Ossa viri fortis, cujus sors nescia mortis,
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.

Eine andere Inschrift lautet: „Monumentum Wittikindi Warnechini filii, angrivariorum regis, XII Saxoniae procerum ducis fortissimi;" und eine dritte: „Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto."

Diese drei Inschriften sind, wie gesagt, in lateinischen Buchstaben des siebenzehnten Jahrhunderts gemacht; man weiß auch, daß die zwei letzten von einem Pfarrer, der hier von 1679 bis 1715 Prediger war, herrühren; bei der ersterwähnten Inschrift jedoch erkennt man deutliche Spuren, daß sie eine Ueberarbeitung älterer abbrevirter Schrift ist, die man bei dieser Gelegenheit auch nicht ganz correct wiedergegeben hat. So muß sicherlich im zweiten Verse gelesen werden: claudit statt munit. Das ganze Monument hat aber nicht allein im siebenzehnten, sondern auch schon im vierzehnten Jahrhundert eine „Bearbeitung“ erduldet. Im Jahre 1377 nämlich

machte Kaiser Carl IV., der kunstsinnige Luxemburger, mit seiner Gemahlin eine Reise durch Norddeutschland. Am 15. November jenes Jahres traf er in Minden ein, wo er für eine würdige Begräbnißstätte des Chronisten Henricus de Herfordia sorgte. Am 18. November kam er nach Bielefeld, und hier vernahm er, daß in Enger Wittekind's Grabmal sei; er machte sich augenblicklich dahin auf, und da er das Denkmal verfallen fand, ordnete er eine Restauration an; vielleicht rührt die ganze jetzige Tumba, mit Ausnahme des alten Bildsteins, von ihm her.

Dieser alte Bildstein aber mahnt uns daran, daß, wenn durch kritische Beleuchtung Alles und Jedes in Frage gestellt, doch an der Hand der Sage gar Manches wieder in sein altes Recht zu setzen ist. Die Sage, daß Wittekind in Enger begraben, ist nämlich doch wenigstens so alt als dieser aus dem zwölften Jahrhundert rührende Denkstein, und deßhalb darf diese Sage nicht für geradewegs falsch und unwahr erklärt werden; spricht doch eine historische Thatsache nicht dawider, und was noch mehr hervorzuheben, eben so wenig ist irgend ein anderer Ort, welcher Ansprüche auf Wittekind's Grab macht, vorhanden. Dazu kommt der jedenfalls auffallende Umstand, daß sich hier in dem kleinen Dorf ein Chorherrenkapitel mit einer Stiftskirche findet; was bewog die Kaiserin Mathilde, eine Abtei hier hinzubauen, wenn der Ort, der sich weder durch seine Lage noch seine Bevölkerung empfahl, und der außerdem schon seine eigene Pfarrkirche in einem besondern, die Marktkirche genannten Gebäude besaß, nicht eine ganz besondere Veranlassung dazu geboten hätte? Dann finden wir noch eine Burg im Orte, deren Zerstörung im Jahre 1302 uns berichtet ist, über deren Ursprung aber nichts Licht verbreitet. Sollte man also berechtigt sein, die Sage, welche diese Burg den Sitz Wittekind's nennt, Lügen zu strafen? Wohl um so weniger, weil diese Behauptung ja insofern durch die Geschichte bekräftigt wird, als die „Vita Mathildis" angiebt: daß Mathilde, aus Wittekind's Stamm entsprossen, einen Besitz in Enger gehabt habe, und wohl einen großen, wichtigen Besitz, denn sonst hätte sie dort nicht eine Abtei stiften und mit dem nöthigen Gut begaben können. —

384. Die Katakomben zu Neapel.

(Aus: Bilder aus Italien von Aloys Freiherrn von Oefele.)

Ich hatte viel von den Katakomben di S. Genaro zu Neapel gehört und beschloß eines Tages, sie ganz allein zu besuchen, was zu dem mystischen, melancholischen Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, am geeignetsten ist. Da sie an einem der entferntesten Enden

der Stadt gelegen sind, so ist der Weg dahin für einen Fremden nach bloßen Erkundigungen nicht nur schwer aufzufinden, sondern bei der brennenden Sonnenhitze des Tages auch sehr ermüdend.

Durch den weiten Hof eines großen Kloster-Gebäudes, das den Invaliden eingeräumt wurde, wird man von einem Sergeanten und Thorwart, die mit den nöthigen Fackeln und Schlüsseln versehen sind, nach dem Hintergrunde hingewiesen. Dort führt ein enges, Schwermuth erzeugendes Kloster-Gärtchen, das den Nonnen gehört, welchen die Aufsicht über die Katakomben zusteht, zu ihrer schauerlichen Pforte hin. — Ihr Schloß wird geöffnet, die eisernen Riegel fahren zurück, und durch die klaffenden Thorflügel weht die Eises-Kälte der Grüfte herauf.

Nichts erregt die Phantasie mehr, als wenn wir von der Oberfläche der Erde in ihre nächtlichen Tiefen hinabsteigen, als ginge es über die Grenze des Lebens. Der unsichere Fackelschein, der sich durch Nacht und Rauch-Gewirbel eine stets wieder verschwindende Bahn macht, das theilweise Auftauchen ungewohnter, fremder Gegenstände, seien es blinkende Stufen-Schätze der Erde oder ehrwürdige Ueberreste und Alterthümer der Vorzeit, die sich in unvollkommenen, verworrenen Gestalten zeigen, als wollten sie das über ihnen schwebende Geheimniß nur ungerne dem neugierigen Forscher enthüllen, hat einen unnennbar mystischen Zauber. Verbindet sich aber mit ihm das religiöse Gefühl, wie hier bei den Katakomben, dem unterirdischen Aufenthalt, Gottes-Tempel, Marter-Ort der ersten Christen, dann tritt gleichsam die Seele im Strahl ihrer Unsterblichkeit aus der Körperhülle heraus und feiert den Triumph ihrer Kraft an den heiligen Stätten ihrer Glaubenshelden! —

Meine Führer zogen, mir Alles beleuchtend und erklärend, voran, und ich folgte ihnen durch das ernste Dunkel mit einem unbeschreiblichen Gefühl, das sich an die in unser Wesen verwebte Ahnung des großen Zusammenhanges der Dinge zur geistigen und moralischen Entwicklung der Welt anschloß. Aus meinem Gedächtniß entrollten sich die Blätter der Geschichte jener Jahrhunderte der Selbstverläugnung und wahrer christlicher Hingebung; vor meinem innern Sinne schwebten die ehrwürdigen Gestalten, die diese Tugenden ausübten.

Die unterirdischen Höhlen, Gänge, Kammern und großen Gelasse, die man durchzieht, sind von weitschichtigem Umfang und manche Tiefen darin noch gar nicht ergründet. Gänge, die unter der Erde zu einer Entfernung führen, welche Erstaunen erregt, wurden mit der Zeit absichtlich verschüttet oder auf Befehl der Regierung sogar vermauert. Sie hatten in dem Mittelalter und wohl noch später als Verbindungen mit den Schlupfwinkeln der Banditen gedient, die sich auf

diese Art bis in die Stadt Neapel einschlichen und, nach begangenen Freveln, plötzlich verschwanden, ohne daß man ihnen lange auf die Spur kam.

Der untere Theil der Katakomben ist indeß bei weitem enger, als der obere, gleichsam als zweites und drittes Stockwerk darüber gehend und durch eine in den Felsen gehauene Stiege damit in Verbindung gesetzt.

In der Tiefe wohnten, nach manchen Anzeigen von Brandstätten, Steinbänken, Licht- und Rauch-Oeffnungen, die geflüchteten Christen mit ihren Kirchen-Vorstehern, die nachher so verehrten heiligen Martyrer. Die kleinen Felsen-Nischen, wo sie, gleich Eremiten, den Gebeten und strengen Bußübungen oblagen, wurden, wenn sie natürlichen Todes starben, auch ihre Grabstätten. Oft wußten die Glaubens-Brüder den Leichnam ihres geistlichen Vaters aus den Händen der heidnischen Verfolger und Mörder zu retten und wie ein Kleinod in den Gräblöchern zu bewahren, die überall an den Seiten der Felsenwände hinlaufen. — In dieser Weise hatte ihr contemplatives Leben stets den Tod vor Augen, und weit entfernt, ein Schreckensbild zu sein, wurde er die willkommene Pforte zur ewigen Seligkeit. O! nur wer so glaubt, ist wahrhaft selig! —

Viele dieser Grablöcher klaffen offen hervor und zeigen noch Ueberreste der Gebeine, obwohl die meisten herausgebracht und auf Kirchhöfen begraben wurden. Man gewahrt in den Nischen noch rohe Umrisse erkennbarer Fresco-Gemälde bekannter Heiligen, die, unsere Kalender zierend, hier gelebt und gewirkt haben. Eben so sind ihre Kapellen mit den Steinblöcken, die sie als Altäre zu den heiligen Meß-Opfern brauchten, ihre Taufbecken, Predigtstühle, welche alle in ungeschlachten Formen, entweder in die Felsen eingehauen oder aus Trümmern davon gebildet wurden, noch sichtbar.

Hie und da bricht das Tageslicht durch eine Spalte von Oben in die höheren Gelasse herein, indeß die übrigen tiefer gelegenen durch an eiserne Haken gehangene Leuchten oder Ampeln erhellt worden sein mögen, welches noch deutliche Spuren verrathen.

Ihr Hauptversammlungsort, wenn die Vorsteher die ganze Gemeinde zusammenriefen zur Abhaltung ihrer feierlichen gottesdienstlichen Handlungen, ist weitschichtig, beinahe domartig. Viele andere Räume scheinen ihre Vorrathskammern oder Sicherheits-Orte für das geflüchtete Eigenthum gewesen zu sein, wenn, je nach den wechselnden Launen der heidnischen Kaiser, die Verfolgung schrecklicher über ihren Häuptern wüthete.

Lange fanden Tausende von Christen hier ein Asyl, das sie freilich mit beständiger Angst und mit Schrecken erkauften; aber zuletzt

gelang es den Satelliten der Tyrannen, sie hier aufzuspüren. Unter Diokletian und Maximinian soll viel des Martyrer=Blutes in diesen unterirdischen Klüften vergossen worden sein.

Man machte mich auf eine uralte Steintreppe aufmerksam, deren Stufen die Spuren der hundertjährigen Fußtritte deutlich tragen und an ihren Kanten völlig abgerundet sind. Ueber sie herauf hatten die Henker ihre blutigen Opfer geschleppt. Viel Wundersames erzählen darüber die Legenden. Aus ihrem religiös mystischen Geiste erkennt man mit erschütternder Ehrfurcht und niederschlagender Demüthigung die Stärke, welche die Christus=Lehre damals ihren Bekennern mittheilte und sie Habe, Leben, alle Güter der Erde dafür aufopfern ließ. Diese edle Seelenstärke, die, mit duldender Milde gepaart, so himmlisch groß sich zeigt: wie hoch steht sie gegen die moderne Philosophie, die so spöttisch darüber lacht und doch so erbärmliche Schüler bildet, die bei jedem Lebensschmerz durch ihr zaghaftes Benehmen überaus lächerlich werden! —

Ich ging wohl eine Stunde in diesen geräumigen Katakomben umher, und jeder Winkel, jedes Merkmal des Alterthums mußte mir gezeigt werden, so viel Interesse hatte mir diese religiöse Vorwelt, von deren Opferwilligkeit wir fast gar nichts mehr haben, eingeflößt.

Jetzt aber zwang mich die beinahe ganz abgebrannte Fackel zur Rückkehr an das Tageslicht. —

---

385 und 386. Die Abtei St. Denis in Frankreich.

1. Die Königsgräber zu St. Denis.

(Aus: Katholische Wochenschrift. Jahrgang 1854.)

Im prächtigen Schlosse von St. Germain wohnte Ludwig XIV., von den französischen Schriftstellern der Große genannt. „Der Staat, das bin ich!" — hatte er gesagt, und Keiner hatte ihm widersprochen. Als Sonnengott stellten ihn die Maler dar, der älteste Adel von Europa, in seiner innersten Kraft gebrochen, haschte gierig nach einem Strahl seiner Gunst, und die ganze Nation sonnte sich in seiner Größe. Alle Monumente schmückte die Kunst mit seinem Bilde, Corneille und Racine besangen ihn dankbar als den Mäcenas des Jahrhunderts und selbst von heiliger Stätte herab hatte die Schmeichelei nicht selten ihn den Größten der Sterblichen genannt. Aber wenn er am Morgen hinaussah von dem Balcone seines Schlosses hin über die heitere Landschaft mit den wogenden Kornfeldern, dem saftigen, abwechselnden Grün der rebenumgrenzten Hügel, von tausend blendendweißen Landhäusern übersäet: da ward seine Stirn finster

und seine Seele traurig, die eben noch Träume voll Lust und Pracht umgaukelt hatten. Vor seinem Blicke stand der graue, finstere, unheildrohende Thurm von St. Denis; am äußersten Saume der Landschaft stand er da, wie die düstere Gestalt des Todes, der ernste Mahner mit hochaufgestrecktem Finger, der ihm das „Memento mori" schrieb auf die goldene Wand seiner Prunksäle, gierig wie das Raubthier nach der Stunde, wo es auch ihn verschlingen sollte, wie die übrigen Könige von Frankreich, deren Leichname in seinem Innern ruhen seit zwölfhundert Jahren.

Ludwig konnte diesen Anblick nicht ertragen. Die Gestalt, die dort jeden Tag auf's Neue seines Namens „der Große" zu spotten schien und immer hinwies auf die Stunde, wo all' seine Pracht in Rauch zerfließen sollte — verjagen konnte er sie nicht. Seine Marschälle Villars, Catinat, Condé konnten Länder verheeren und zu Einöden machen — aber jene Gestalt verjagen, das konnten sie nicht. So floh er denn weit weg vom Anblicke des Todes; eine sandige Wüste schuf er in Versailles um; hier sah er nichts mehr, als Lustgärten, Schmeichler und Lakaien. Aber der Thurm von St. Denis blieb stehen, und dem Tode war er nicht entflohen.

Eines Tages stand ein schwarzumflorter Sarg vor dem Altar, umgeben von allen Größen der Nation, und von der Kanzel rief eine Stimme durch die Stille des Todes, es war die Stimme Massillon's: „Dieu seul est grand, mes frères!" — —

An einem freundlichen Morgen besuchte ich die Pfarrei St. Denis. Der Weg führt durch die Vorstadt St. Denis. Es ist ein Gefühl, wie wenn man von der Küste des Meeres aus weiter landeinwärts geht, so oft man vom Mittelpunkt von Paris nach seinen äußersten Linien wandert; mehr und mehr verstummt das Wogen und Brausen der großen Stadt, und das Herz wird uns wieder weiter, der Geist freier und ruhiger. Noch ein Dorf passirte ich jenseit des Walles, Lachapelle St. Denis, und eine unabsehbare weite Ebene lag vor meinen Blicken. Nach einer halben Stunde hatte ich St. Denis erreicht.

Es ist eine stille Stadt, die gegenwärtig kaum über 5000 Einwohner zählt. Die Sonne goß ihren hellen Glanz vom reinsten blauen Himmel herab, aber es war doch kein rechtes Leben, keine Freude in diesen Gassen — es war Alles so öde und schwermüthig, wie in dem Vorhof eines Leichenackers. Ich folgte der am wenigsten öden Straße; nach einigen Minuten stand ich vor der Abtei. Sie wurde gegründet zu Ehren des Schutzheiligen von Frankreich, Dionisius, durch König Dagobert im Jahr 613; Carl der Große ließ die Kirche neu aufführen 775. Abt Suger, der von einem Bauernknaben

sich zum allmächtigen Minister und Regenten von Frankreich aufgeschwungen hatte, ließ 1130 auch diese zweite Kirche niederreißen und begann einen großen und prachtvollen Neubau. Unter Philipp dem Schönen erhielt sie ihre letzte Gestalt bis zum verhängnißvollen Jahr 1793.

St. Denis war Jahrhunderte hindurch die mächtigste und reichste Abtei; Könige bekleideten die Würde eines Abtes. Hier wurde die Oriflamme aufbewahrt, die den Heeren vorausgetragen ward zum Siege; „Montjoye und St. Denis!" — war durch Jahrhunderte der Schlachtruf der Franzosen. St. Denis war die Nekropolis von Frankreich. Alles, was in den Palästen geglänzt und auf den Thronen geherrscht, was die Völker gefürchtet oder geliebt — es kam hierher nach St. Denis zur langen Ruhe in den Reihen der Väter; alle Häupter, die Kronen getragen, legten sich nieder zum ewigen Schlafe auf den steinernen Pfühlen von St. Denis. Wenn die Thore der Todtenstadt sich aufschlossen, da ging Trauer durch das Land. „Le roi est mort!" — rief der Herold von Frankreich; es war das nur eine Handvoll Asche mehr zu dem Aschenhaufen, ein neuer Tropfen Vergänglichkeit in das Meer der Vergangenheit. Alle Wege des Lebens, welche die Könige von Frankreich, seine stolzen Prinzen und Herzoge gegangen, Alle führen hin, Alle münden aus in die Todtengruft von St. Denis; der Strom der Zeit, der sie getragen, stürzt sie dort hinab, wie der Wasserfall seine Wellen in den Abgrund stürzt, schnell und immer schneller. Und jetzt sind es nicht Könige mehr und nicht Fürsten, keine Hoheit trennt sie mehr und keine Größe, Asche und Verwesung, Würmer und Moder haben Alle gleich gemacht. Der letzte Todte weilte auf der Mitte der Stufen, die hinab in's Todtenreich führen, als wartete er, als rufe er seinem Nachfolger. Dieser kommt und säumt nicht lange. „Sieh, du bist geworden wie Einer aus uns," rauscht die Todtenstadt ihm entgegen — „ecce nostri similis factus es!" (Is. c. 14, 10) — und der Wächter steigt vollends hinab und streckt sich hin auf sein schwarzes marmornes Bett. Und nun hält der neue Ankömmling die Wache an der Pforte der Unterwelt. Alle Generationen der Könige sind da hinabgesunken, lauter Könige und Fürsten, die hier Staub geworden, wie der Staub des Letzten ihrer Unterthanen, nur daß vielleicht mehr Sünden ihn entweihten und mehr Thränen der Unterdrückten an ihm hängen. „Wie sind die Reihen so enge," — rief hier Bossuet in der Leichenrede auf Henriette von England — „wie hat der Tod Eile, alle Plätze auszufüllen! O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist eitel, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!" — —

Als ich eintrat in die majestätischen Hallen, waren eben die

letzten Töne des Requiem verklungen, das jeden Morgen hier gesungen wird. Vom altersgrauen Thurme herab scholl der dumpfe Ton der Glocke, und hallte wieder unter diesen vielhundertjährigen Säulen und Gewölben. Es war recht traurig in der Kirche, öde, kalt, leer, ausgestorben, wie der verlassene Grabstein eines Menschen, an den keine Seele denkt, der von Allen vergessen ist. Da steht der Sarkophag der Könige, aber es ist kein Volk da, das um sie trauert; einige Personen aus den niederen Classen traten mit mir ein; gleichgiltig, neugierig ahnten sie nicht, daß sie hier vor dem Reliquienschrein ihrer Größe stehen, daß die Geschichte von einem Jahrtausend in dieses Buch von Stein gemeißelt ist. St. Denis hat keinen Platz mehr in dem Herzen des jetzigen Frankreich; St. Denis ist ein Anachronismus in der Gegenwart.

Ludwig XV. war der letzte König, der hier auf den sechzehnten seines Namens wartete, welcher ihn ablösen sollte von der Todtenwache. Aber er harrte vergeblich. Gott hatte beschlossen, Frankreich zu züchtigen für seine Sünden: die Könige für die Sünden ihrer Väter und das Volk für die Sünden seiner Könige. Ludwigs XVI. Haupt fiel auf dem Schaffot, sein Leichnam wurde schmählich in eine Grube eingescharrt, fern von den Gräbern seines Geschlechtes. Aber das war noch nicht genug; die Fürsten hatten schrecklich gefrevelt an Gott und seinem heiligen Gesetze — sie sollten schrecklich büßen vor dem Angesicht aller Völker der Erde.

„Die Gräber von St. Denis“ — sagt Chateaubriand — „waren berühmt unter den Gräbern der Menschen; die Fremdlinge strömten von allen Seiten herbei, seine Wunder zu schauen; aber da erhob sich eine Windsbraut des göttlichen Grimmes und trieb die Wogen der Völker hin gegen den Palast des Todes, und erstaunt rief die Welt: Wie, ist untergegangen der Tempel Ammons in der Wüste?“

Es sollte die größte Rache Gottes an Frankreichs Königen geübt werden; es sollte ein Strafgericht über sie fallen, wie der Prophet Gottes (Ezech. 6, 5; Jerem. 8, 1) kein furchtbareres mehr kennt: „Ich will heraufführen über euch das Schwert und zu Schanden soll werden all' euere Herrlichkeit — ich will zerstören euere Altäre und euere Gebeine umherstreuen..... An jenem Tage werden sie hinauswerfen die Gebeine der Könige von Juda und die Gebeine seiner Fürsten aus ihren Gräbern — die Sonne soll auf sie scheinen und der Mond und alles Heer der Sterne; nicht gesammelt sollen sie werden und nicht begraben, ein Haufen Koth sollen sie sein über dem Angesichte der Erde!“ —

Am 12. October 1793 wurde es laut in den stillen Mauern der Abtei. Statt der frommen, wehmüthigen Choräle, die für die

ewige Ruhe der Begrabenen beten, heult wie ein Gewittersturm die Marseillaise aus tausend und tausend wilden Kehlen durch die alten, ehrwürdigen Hallen — mehr und mehr strömt die Menge herein durch die eingebrochenen Thore. Die Republik hält ihren Gottesdienst — Camille Desmoulins und die übrigen Gesandten des Convents — es war ein schauerlicher Tag. Statt der Mitra die Jakobiner-Mütze, statt des feierlichen Zuges der Mönche zum Grabe der Könige der tolle Tanz der Carmagnole; an der Stätte, wo Bossuet und Massillon unsterbliche Worte sprachen, hallt der Ruf der Männer des Bergs zum Beginne der Feier. Da fallen die Kreuze; sie werden zerschlagen und zertreten, die Altäre zertrümmert und besudelt, die ernsten Gestalten der steinernen Aebte und Ritter und Herren verstümmelt, verhöhnt unter Fluchen und wieherndem Gelächter durch die Stadt geschleift. „Vorwärts!" — ruft Desmoulins. — Die Republik hatte Blut gekostet und Blut getrunken, das Blut des Königs und das Blut der Priester — aber sie ist nicht satt. Ihre Hyänennatur treibt sie vorwärts; sie wühlen die Gräber auf, sie wollen Leichen. Die Pforten der Grüfte — ein Werk Carl's des Großen — werden gesprengt; hinab stürzt sich der zügellose Haufe. Da lagen sie Alle in ihren Betten von Stein — die Merovinger, die Carolinger, die Capetinger, die Valois, die Bourbons — alle Größen der Geschichte von Frankreich — die Herzoge und Herzoginnen, die Prinzen, Dauphins und Marschälle. Einen Augenblick schauerte die Rotte — die ernsten, scharfen Gesichter der alten Helden jagten ihnen nach Jahrhunderten noch Furcht ein — es lag noch Majestät in den verblichenen Zügen dieser Könige — aber Desmoulins geht voran, die Anderen folgen. Die Leichname werden herausgeworfen, die Gewänder in Fetzen zerrissen — da liegen sie schmählich in ihrer Blöße. Die Sansculotten, die Fischweiber kühlten ihre Wuth an den entehrten Leichnamen; sie gaben ihnen Faustschläge, zerrauften ihre Haare, schnitten ihnen die Glieder ab und warfen die verstümmelten und besudelten Leiber dann hin, den Straßenjungen zu Spott und Spiel. Doch lassen wir den Schleier fallen über dieß scheußlichste Schauspiel in der Geschichte von Europa! *)

Es waren der Todten so viele — ein Tag reichte nicht aus, die Hyänen waren müde geworden. Sie kamen des andern Tages wieder, und am dritten wieder. Frankreich sollte gereinigt werden von dem letzten Rest des Königthums; Alles wurde durchsucht, Alles besudelt. Das Volk sollte Rache nehmen für das Unrecht, das es

---

*) Die Geschichte des Aufbrechens der verschiedenen Gräber folgt Seite 540 nach.

seit Jahrhunderten von seinen Königen erlitten — keine einzige Leiche entging den Bestien. Alle wurden sie hinausgeworfen — Heinrich IV., der König des Volkes, und Ludwig XI.; die Väter des Landes und seine Dränger, der Regent, der schändliche Orleans, und Fenelon's trefflicher Zögling, der Dauphin; die Medicis und die gute Henriette von England; Ludwig der Heilige und Ludwig XV. — da lagen sie Alle übereinander in einer schmählichen Grube. In sterquilinium super faciem terrae erunt! — Das war ein schreckliches Gottesgericht! —

Aber noch läßt der Zorn des Herrn nicht nach, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Das letzte Andenken an die Könige sollte verschwinden. St. Denis, das Heiligthum der Nation; St. Denis, an dem zwölf Jahrhunderte in Ehrfurcht vorübergegangen waren, in dem jede Generation ihr Kostbarstes niedergelegt; St. Denis, geweiht durch so viele Thränen, die hier geflossen, so viele Seufzer, die hier aus dem Herzen gestiegen, so vielen Schmerz, der hierher getragen war; St. Denis sollte der Erde gleichgemacht werden. Seine starken Säulen wurden zerschlagen und stürzten ein; der Wind zog klagend durch die leeren, der Regen schlug durch die offenen Fensterbogen, und in sein Inneres schien die Sonne bei Tag, der Mond zur Nacht, und alles Heer der Sterne; — die Republik hatte das Bleidach abgedeckt und Kugeln daraus gegossen. Die letzten Anhänger der Könige sollten durchbohrt werden von den letzten Resten der Königsgräber!

„St. Denis ist zerstört" — sagte Chateaubriand im Anfange dieses Jahrhunderts, — „die Vögel fliegen durch seine öden Räume und Gras wächst auf seinen zerschlagenen Altären. Statt des Grabgesangs, der einst unter seiner Wölbung wiederhallte, hört man nur noch den Regen, der von seinem zertrümmerten Dache niederträuft, oder das Fallen eines Steines, der sich von dem Gemäuer ablöst."

Erst Napoleon I. that dem Werke der Zerstörung Einhalt. Er war in das Erbe Carl's des Großen eingetreten und hatte seine Kaiserkrone sich auf's Haupt gedrückt; darum sollte die alte kaiserliche Gruft auch ihn und seine Familie aufnehmen. Aber er hatte Wind ausgesäet und erntete Sturm; er und seine Familie wurden zerstreut wie Spreu über dem Angesichte der Erde — ein felsig Eiland ward sein Kerker und sein Grab. Und sein Sohn, der Erbe seines Ruhmes, schläft ferne von ihm bei den Kapuzinern in der Todtengruft zu Wien. Ludwig XVIII. und Carl X. setzten die Arbeiten fort, und unter Ludwig Philipp wurde die innere Restauration vollendet. Alle bauten sie an ihrem Grabe — aber sie sollten nicht sagen dürfen: „Solum mihi superest sepulchrum!" Nicht einmal das Grab wurde ihnen gegönnt — so eitel ist die größte Größe auf Erden. — Beide

liegen begraben in fremder Erde, im Lande der Erbfeinde ihrer Nation. *)

Ludwig Napoleon ist auch in St. Denis seinem großen Oheim gefolgt; er fährt fort, der Kirche seine Fürsorge zu widmen. Wird er hier einst seine letzte Ruhe finden? Oder schmückt er nur das Monument, das Den verherrlichen soll, der ihn einmal vom Throne stößt?

Beim ersten Eintritt in die schöne Kirche bemerkt man kaum, was für gewaltsame Katastrophen an diesen Mauern vorübergegangen sind. Es ist ein herrlicher Bau, fast wie aus Einem Gusse, mit Ausnahme der Krypten mit nur wenigen Resten im Style der vorgothischen Zeit. Einen Augenblick könnte man sich täuschen, sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben. In reichen Gewändern umgeben die Hüter des Grabes der Könige den Hochaltar. Ludwig Philipp stiftete hier ein Kapitel, bestehend aus zehn Bischöfen und vier und zwanzig Kanonikern; helle Rauchwolken steigen zwischen den schlanken, strebenden Säulen empor und ziehen langsam unter der Wölbung hin. Das Requiem, unterbrochen von den dumpfen Tönen der Hörner, wie sie in Frankreich den Choral begleiten, fleht um die ewige Ruhe der Todten. Aber die Gräber sind leer — ihre Asche ist in alle Winde zerstreut; nur Ludwig XVI. und die unglückliche Maria Antoinette, Ludwig XVIII. und der Herzog von Berry liegen hier, dann einige wenige Reste von Gebeinen, die man gefunden hatte nach der schauerlichen Feier von 1793 und sorgfältig gesammelt und hierhergetragen, wie der Mensch am Tage nach der Feuersbrunst auf die Brandstätte eilt, um unter dem Schutte ein halbverkohltes Andenken an seine frühere Herrlichkeit zu finden. Wir hören die dumpfdröhnenden, langsam hinzitternden Schläge der Glocke vom altersgrauen Thurme herab, so ernst, so melancholisch, als wären es die Pulsschläge der unwiederbringlich hinabeilenden Zeit — aber es strömt kein Volk mehr herbei, um zu trauern am Grabe seiner Könige. Der Name des Königs, bei dessen Nennung der Franzose von ehedem sein Haupt entblößte, hat seinen Zauber verloren; es sind nur noch Wenige, die wie Du Guesclin sprechen: „Mon âme à Dieu, ma vie au roi!" Die Gesalbten des Herrn hatten sich selbst entweiht, und darum verwarf Er sie von seinem Angesichte. Und das ganze Volk rief ein furchtbares: Amen!

St. Denis ist wieder hergestellt — ein Grab ohne Leichname, ein Katafalk ohne Todte; seine Grüfte sind leer; St. Denis selbst ist ein Leichnam. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Abtei lieber

*) Bekanntlich wurde der Leichnam des Kaisers Napoleon I. später nach Paris gebracht und im Dome des Invaliden-Hôtels eingesenkt.

sehen möchte in dem Zustande, wie sie nach 1793 war. Da war es eine Ruine, aber da war es doch Etwas; da konnte man sich niedersetzen unter Trümmer und hinaufblicken zu den schweren grauen Wolken, die vom Sturme gejagt durch die zerrissenen Mauern ziehen, und nachdenken über die Vergänglichkeit aller Dinge, wie der Einsiedler vor dem Todtenkopf. Jetzt wird es uns nicht wohl zu St. Denis; es ist uns unheimlich hier; es ist eine Leiche; man hat sie geschminkt, mit Flittern und Bändern geziert. Man hat neue Glasmalereien an den Fenstern angebracht; ich sah eine im Seitenschiffe, die Stiftung des Kapitels durch Ludwig Philipp vorstellend. Er und seine Minister erscheinen in blauem Frack, den Galanteriedegen an der Seite!! Das ist die Malerei auf ein gothisches Fenster in einer herrlichen gothischen Kirche mit den Heldengestalten Clodwig's, Dagobert's, des ritterlichen Franz I. und Heinrich IV.!!

Das neugierige Volk läuft hinzu; es drängt sich hinein in die Grüfte; man gafft, man schwätzt, man lacht und macht Bemerkungen über diese ernsten, langgestreckten, steinernen Bilder. Der Concierge geht voran; der Haufen Fremder und geschwätziger Pariser folgt; neben mir ging ein Weib aus dem Volk in unordentlichem Anzuge; sie hatte ein säugendes Kind an der Brust. Man sieht es recht deutlich: der Franzose der Gegenwart hat kein Verständniß mehr für seine Könige. Wie könnte auch der junge Mensch, der seinen Voltaire gelesen, oder die Grisette, die Paul de Kock und Sue und wie dergleichen schmutziges Gesindel mehr heißt, in Andacht studirt hat, anders hier eintreten, als mit einem Gefühle souveräner Verachtung der Vorurtheile und Tyrannei dieser barbarischen Jahrhunderte! „Hier liegt Pipin der Kurze," — ruft die monotone Stimme des Concierge — „hier in der Mönchskutte Clodwig, hier Blanka, hier Franz I., hier Carl, der in der Bartholomäusnacht auf seine Unterthanen schoß, hier ....." — doch die Reihe scheint nimmer enden zu wollen; man bleibt stehen; man betrachtet, betastet diese eigenthümlichen, oft sehr ausdrucksvollen Gestalten, aber der Führer drängt vorwärts und mahnt zur Eile, denn es giebt hier viel zu sehen, der Tod hat reiche Beute. In buntem Wechsel ziehen diese Bilder an uns vorüber; es schwindelt uns; die schweren, niederen Gewölbe scheinen auf unserer Brust zu liegen und den Athem zu beengen. Endlich ist der lange Katalog zu Ende, den der Aufseher herablieſt, wie der Kerkermeister die Liste seiner Gefangenen, als wollte er sagen: „Die Alle da sind mein, und es entgeht mir Keiner!"

Ich habe einen Edelmann gekannt; als dieser bei geänderten Vermögens-Verhältnissen die Burg seiner Väter nicht mehr behaupten konnte, trug er das Dach ab und machte sie zur Ruine. Man hatte

sie ihm abkaufen wollen, der Eine, um eine Fabrik, der Andere, um eine Brauerei darin zu errichten. Er machte eine Ruine daraus; als er zum ersten Male vom Thale hinaufschaute und die nackten Mauern ihn anblickten, sah sein Begleiter eine Thräne an seinem dunklen Bart hängen. — Die Philister sagen, er hätte nicht Recht gethan.

Wenn man das Heiligthum seiner Väter nicht mehr heilig halten kann, so mache man doch lieber eine Ruine daraus. Denn um die zerfallenen Mauern schwebt Etwas, wie vom Hauch der Ewigkeit, und mit dem dunklen Epheu winden sich ernste Gedanken an den geborstenen Thürmen hinauf. — —

Als ich heraustrat aus St. Denis, war es Mittag. Der Himmel war rein wie von geschliffenem Stahl; die Herbstsonne meinte es so gut, als wollte sie Abschied nehmen auf lange Zeit. Einzelne vergelbte Blätter fielen leise von den Pappeln, wie die Menschen vom Baume des Lebens fallen, ohne daß man es wahrnimmt. Die alte Abtei stand so traurig da, wie ein Greis, der seine kalten, fast erstorbenen Glieder an der Sonne wärmt; ein heller Strahl fiel über die Vorderseite; die Fenster glänzten bei diesem Sonnenblick, es war wie ein plötzlich aufzuckendes Lächeln auf dem Angesicht des Sterbenden.

Ich nahm einen Wagen, fuhr nach der Richtung von Paris über die Ebene hin, auf der die Kämpfe der Ligue gewüthet, und die getränkt ist mit dem Blute des ritterlichen Connetable Anne de Montmorency, bog dann gegen Südwest ab und gelangte nach Meudon.

Es ist dieß ein älteres Lustschloß der Könige auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe, welche die Gegend weithin beherrscht, mit großen Gartenanlagen im Geschmacke Le Nôtre's. Die Aussicht von der Terrasse herab ist entzückend. Paris lag vor mir, nahe genug, um die Stadt mit ihren Kuppeln, Säulen, Thürmen und Triumphbögen ganz zu sehen, aber wieder zu ferne, um über dem Labyrinthe zu stehen und es ganz zu überschauen. Unmittelbar zu meinen Füßen in malerischer Abwechslung die Reihen der Landhäuser, halb versteckt unter Bäumen und Laubwerk in den mannigfaltigsten Schattirungen, die in einem unermeßlich weiten Bogen sich um die Stadt ziehen. Unter einem so schönen Himmel in dieser lachenden Landschaft, die vor uns liegt wie überschüttet von allen Gütern und Gaben und Genüssen des Lebens, wo nichts als Glück ausgestreut scheint, da ist es, als wollte Alles zum frohen Genusse des Lebens einladen. Rabelais, der lustige Pfarrer von Meudon, wäre vielleicht der Welt nicht bekannt geworden, hätte er anderswo gelebt, an den verödeten Küsten der Bretagne oder zwischen den rauhen Bergen des Jura.

Ja, der Pariser Sybarite hätte Recht — wenn nur Eins nicht wäre. Mein Blick schweifte weithin über die Stadt mit all ihrem Glanz und ihrer Pracht; am äußersten Horizont stand Etwas, scharf herausgehoben durch den hellen Hintergrund, düster, drohend wie die Gestalt des Todes. Es war der Thurm von St. Denis. Er stand da, als wollte er spotten des ohnmächtigen Treibens der Millionen da herum; als wollte er sagen: „Und doch seid ihr mir Alle verfallen!" Das ist der Eine bleibende Hintergrund in dem heitersten Gemälde des Lebens, das ich je gesehen; das gellt wie eine schneidende Dissonanz durch die Festgesänge der Freude. Ja, wenn St. Denis nicht wäre mit seinem finstern Thurme und seinen kalten Gräbern, mit seinem Moder und Geruch der Verwesung, da hättet ihr Recht, ihr Männer und Frauen des Genusses!

Ich ließ mich nieder unter einer schattigen Platane; ihre Blätter rauschten in der Abendluft, als wollten sie erzählen von den Festins und was sie Alles schon hier gesehen hatten. Da dachte ich an Bossuet's Worte unter dem Dome von St. Denis: O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!

Ich öffnete mein Brevier; es war eben das Fest der Kreuzerhöhung. Ich las den Hymnus zur Vesper: O Crux ave, spes unica!

2. Die Zerstörung der Gräber zu St. Denis.

(Von einem Augenzeugen geschildert in: Friedens-Almanach von 1803.)

Am Sonnabend, den 12. October 1793, auf den von der Municipalität zu Franciade (so nannte man zu jener Zeit die Stadt St. Denis) ausgefertigten Befehl, die Leichname der Könige und Königinnen, der Prinzen und Prinzessinnen und der berühmten Männer auszugraben, welche in der Abtei St. Denis seit beinahe 1500 Jahren beerdigt worden waren, um, zufolge des vom National-Convent erlassenen Decrets, das Blei davon zu nehmen, legten die Arbeiter, voll Begierde die Ueberreste eines großen Mannes zu sehen, zuerst Hand an das Grabmal von Turenne. *) Wie groß war

*) Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, war einer der größten Feldherrn Frankreichs, und trat im Jahr 1668 aus der lutherischen zur katholischen Kirche zurück. Der Sieg schien an seinen Degen geknüpft. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast grenzenlos, und gerade dieses Vertrauen machte es ihm möglich, so große Dinge auf den zahlreichsten Schlachtfeldern auszuführen.

Als ihn am 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel, da er eben bei Sasbach, dem Dorfe zwischen Baden und Offenburg, einen Platz zur Anlegung einer Batterie aussuchte, getödtet, wurde seiner Leiche auf den Befehl des Königs von Frankreich die große Ehre, in der Königs-Gruft St. Denis beigesetzt zu werden.

ihr Erstaunen, als sie den Eingang zu dem kleinen, unter dem marmornen, von seiner Familie ihm errichteten Denkmal befindlichen Gewölbe eingerissen und den Sarg geöffnet hatten!! — Man fand Turenne so gut erhalten, daß er im Geringsten nicht entstellt und die Züge seines Gesichtes nicht im Mindesten verändert waren. Die überraschten Zuschauer bewunderten in diesen erstarrten Ueberbleibseln den Sieger von Türckheim; sie vergaßen den Todesstreich, der ihn zu Sasbach traf, und Jeder wähnte noch seinen Geist in voller Thätigkeit zur Vertheidigung der Rechte Frankreichs zu erblicken. Diese auf keine Weise verunstaltete *) und den Bildnissen und Münzen, welche wir von diesem großen Feldherrn besitzen, vollkommen gleichende Leiche befand sich in dem Zustande einer ausgetrockneten Mumie, von einer hellen Bister-Farbe. Auf Veranlassung verschiedener Personen von Ansehen, die bei dieser ersten Eröffnung zugegen waren, wurde sie dem Aufseher des Orts, Host, übergeben, der diese Mumie in einem Kasten von Eichenholz aufbewahrte und sie in die kleine Sakristei der Kirche setzte, wo er sie länger denn acht Monate den Neugierigen zeigte. Erst nach Verlauf dieser Zeit brachte man sie auf Ansuchen des gelehrten Professors Desfontaines nach dem botanischen Garten oder dem National-Museum der Naturgeschichte zu Paris. **) —

Man schritt hierauf zur Eröffnung der Gruft der **Bourbonschen Familie** und fing bei dem Sarge **Heinrich's** IV. an, der 1610 in seinem sieben und fünfzigsten Jahr umgebracht wurde. Der Körper dieses Fürsten war so gut erhalten, daß die Züge seines Gesichts ganz unentstellt geblieben waren. Man legte ihn in seinem gleichfalls noch wohlerhaltenen Leichentuch in den Kapellen-Gang. Jedermann hatte die Freiheit, ihn hier bis zum vierzehnten des Morgens in Augenschein zu nehmen, da man ihn in's Chor am Fuße der Treppe des Allerheiligsten trug; hier blieb er bis zwei Uhr

*) Der Mund allein war ganz aufgesperrt; vermuthlich die Folge einer durch den Schlag der Kanonenkugel bewirkten Verzuckung.

**) Am 24. Germinal des VII. Jahres der Republik wurde dem zufolge die Leiche in das Naturalien-Kabinet des Jardin des plantes gebracht, und die Franzosen schämten sich nicht, die ehrwürdigen Gebeine eines ihrer größten Feldherren zwischen ausgestopften Affen und Leoparden zur Schau zu stellen. — Aus dem Jardin des plantes kam die Leiche später in das Museum des petits Augustins. — Der erste Consul befahl dann ihre Beisetzung in dem Mars-Tempel oder der ehemaligen Kirche der Invaliden, und es geschah unter würdevollen Feierlichkeiten. Am 22. September 1800 begaben sich die Behörden in das gedachte Museum, um dem mit vier Schimmeln bespannten Leichenwagen voranzuschreiten. Der Degen des Helden ruhte auf der Decke des Sarges, deren vier Enden von vier alten Generalen getragen wurden. Eine

Nachmittags, wo man ihn auf den Kirchhof der Valois und dann in die große Grube brachte, die unten, zur Rechten gegen Norden gegraben worden war. — Der Hirnschädel an dieser Leiche war voneinandergesägt, und statt des herausgenommenen Gehirns mit Werg angefüllt, das mit einem aromatischen Spiritus überzogen war, der noch einen so starken Geruch von sich gab, daß es fast unmöglich war, ihn auszuhalten. Ein Soldat, der zugegen war, wurde von einer kriegerischen Begeisterung bei Oeffnung des Sargs ergriffen; er warf sich auf den Leichnam, und nach langem Schweigen der Bewunderung zog er seinen Säbel, schnitt ihm einen großen Zwickel von seinem noch ganz frischen Knebelbart ab und rief aus: „Auch ich bin französischer Soldat! Von nun an soll dieß mein Knebelbart sein!" Er befestigte den Zwickel an seiner Oberlippe. „Jetzt bin ich gewiß," fuhr er fort, „Frankreichs Feinde zu besiegen! Ich eile zum Sieg!" — Und er entfernte sich. —

An eben dem Tage, den 14. October, nach dem Essen gegen drei Uhr Nachmittags, fuhren die Arbeiter mit Herausnahme der übrigen Särge der Bourbons fort, als Ludwig's XIII. († 1643), Ludwig's XIV. († 1715), Marien von Medicis († 1642), Gemahlin Heinrich's IV., Annens von Oesterreich († 1666), Marien Theresiens von Spanien (Gemahlin Ludwig's XIV., † 1688) und des Dauphins Ludwig (Sohn Ludwig's XIV., † 1711). Einige von diesen Leichen waren wohlerhalten, sonderlich der Körper Ludwig's XIII.; allein die Haut von Ludwig XIV. war schwarz wie Tinte. Die anderen Körper, vorzüglich der des Dauphins, befanden sich in einem Zustande flüssiger Fäulung. —

Am 15. October 1793 wurden elf Särge der Bourbons des Morgens herausgeschafft, worunter der Sarg Maria's von Polen († 1768, Gemahlin Ludwig's XV.). Man fand auch die Herzen von

---

dem für alle Zeiten berühmt gewordenen Leibpferde Turenne's sehr ähnliche Schecke, *) nach der Sitte seiner Zeit aufgeschirrt, erhöhte den Glanz des Zugs, der sich unter dem Zuströmen einer ungeheuern Menschenmenge nach dem Invaliden-Hôtel bewegte, wo die alten Krieger den Sarg in Empfang nahmen. Trauermusik durchrauschte die Räume des Doms; Carnot hielt eine Rede; dann ward der Sarg in die Gruft gesenkt, und zwar im Innern desselben Denkmals beigesetzt, das dem Feldherrn in der Abtei St. Denis errichtet gewesen und bisher im Museum der französischen Denkmäler vor der Zerstörung bewahrt worden war; dessen Steinplatte zur Inschrift nichts hat, als den Namen: „Turenne."

*) Turenne's Lieblings- und Bataille-Pferd war eine Schecke, die bei der ganzen Armee hoch in Ehren stand. Als gleich nach dem Tode des Helden das Treffen begann, riefen die Soldaten: „Laßt nur die Schecke los! Die wird uns schon zum Siege führen!"

Ludwig, Sohn Ludwig's XV. († 1765), und von seiner Gemahlin († 1767). Das Blei von diesen Herzen wurde bei Seite gelegt, und was darin war nebst den Leichnamen der Bourbons in die allgemeine Grube geworfen. Die bleiernen Herzen waren mit vergoldetem Silber überlegt, welches man nebst den Kronen bei der Municipalität deponirte. — Nachmittags kam die Reihe an elf andere Särge von den Bourbons, sowie sie in der Gruft rechts und links sich vorfanden. Die meisten dieser am 15. October herausgenommenen Leichname waren in Fäulniß. Ein schwarzer, dicker Dunst und ein verpesteter Geruch stieg von ihnen auf, den man mit angezündetem Schießpulver und mit Weinessig zu vertreiben suchte. Dessenungeachtet wurden die Arbeiter von Diarrhöen und Fiebern heimgesucht, die jedoch keine nachtheiligen Folgen hatten. —

Den 16. October 1793 um sieben Uhr Morgens wurde die Arbeit fortgesetzt. Nachdem man achtzehn Särge herausgenommen, worunter der von dem siebenjährigen Sohn Ludwig's XVI. († 1789); so legte man um zwei Uhr Nachmittags, noch vor dem Essen der Arbeiter, Hand an den Sarg Ludwig's XV. († 1774). Er stand am Eingange der Gruft auf den Stufen zur Rechten in einer Art Blende, wo der Leichnam des letztverstorbenen Königs beigesetzt zu werden pflegte. Aus Vorsicht öffnete man den Sarg erst auf dem Kirchhof und am Rande der Grube. Der in Binden und Windeln wohleingewickelte Körper wurde, als man ihn aus dem bleiernen Sarge nahm, ganz frisch und völlig erhalten gefunden. Die Haut war weiß, die Nase violett; er schwamm in Wasser, das aus der Auflösung des Seesalzes entstanden war, womit man den Körper überzogen hatte, der nicht wie gewöhnlich einbalsamirt geworden. — Man warf unverzüglich den Leichnam in die mit ungelöschtem Kalk bereitete Grube und bedeckte ihn hierauf mit einer Schicht von gleichem Kalk, worüber man Erde schüttete. — Die Eingeweide dieser Fürsten und Fürstinnen befanden sich ebenfalls in dieser Gruft, und zwar in bleiernen Eimern, welche unter den eisernen Gestellen standen, auf welchen die Särge ruhten. Man trug sie auf den Kirchhof, warf die Eingeweide zu den Körpern in die allgemeine Grube und lieferte die bleiernen Eimer in den Schmelzofen ab, den man zur Schmelzung des vorgefundenen Bleies auf dem Kirchhof selbst errichtet hatte. — Gegen drei Uhr Nachmittags öffnete man in der Carls-Kapelle die Gruft Carl's V. († 1380) und seiner Gemahlin Johanna von Bourbon († 1378); Carl von Frankreich, ein Kind von drei Monaten († 1386), lag zu den Füßen seines Aeltervaters Carl's V. begraben. Seine kleinen, ganz verdorrten Gebeine waren in einem kleinen bleiernen Sarge bewahrt, der wie die kupferne Grabplatte

des Kindes, die unter dem Tritt des Altars lag, sogleich eingeschmolzen wurde. — Aus dem Sarge Carl's V. nahm man eine guterhaltene Krone von vergoldetem Silber, eine silberne Justizpflege-Hand *) und einen Scepter von vergoldetem Silber, fünf Fuß lang, oben mit einem Bouquet von Blättern, aus welchem eine Traube von Dollen ragte, so daß er fast das Ansehen eines Thyrsus hatte. Dieses Silberstück, das für sein Zeitalter sehr gut gearbeitet war, hatte noch seinen vollen Glanz behalten. — In Johanna's Sarge entdeckte man ein Stück von der Krone, ihren goldenen Ring, einige Fragmente von Armspangen oder Kettchen, eine Spindel von vergoldetem Holz, halb verfault, und spitzige Schuhe, fast wie die unter dem Namen der Schnabel-Schuhe (souliers à la poulaine) bekannten. Sie waren zum Theil verwest, doch bemerkte man daran Spuren von der Gold- und Silber-Stickerei, womit sie geziert gewesen waren. —

Den 17. October durchsuchte man die Grüfte von Carl VI. († 1422) und von Isabeau von Bayern († 1435), seiner Gemahlin. Man fand von ihnen nichts als Knochen und nahm aus den Särgen, was darin von Werth war. Ihre Ueberbleibsel, sowie die von Carl VII. und von Maria von Anjou († 1463), wurden in die Grube der Bourbons gebracht, die man darauf mit Erde überdeckte, und daneben, linker Hand, eine zweite grub, in welche die übrigen in der Kirche gefundenen Leichname geschafft wurden. — Denselben Tag um 4 Uhr Nachmittags öffnete man die St. Hippolytus-Kapelle und die Gruft Heinrich's II. († 1559) und fuhr damit den 18ten fort. Unter den elf herausgebrachten Särgen waren die von Margaretha von Frankreich († 1615) und von Catharina von Medicis († 1589); die Särge bildeten drei Reihen und standen einer über dem andern. Zur Linken beim Eingang erblickte man die von Heinrich II., von Catharina von Medicis und von Ludwig von Orleans, ihrem zweiten Sohne. Der erstere stand auf zwei eisernen Stangen und auf ihm die beiden anderen. Ebenso stand auf dem Sarge Carl's IX. der von Heinrich III. —

Den 18. October öffnete man auch die Gruft Ludwig's XII. († 1515). Auf seinem Sarge und dem Sarge von Anna von Bretagne, seiner Gemahlin († 1514), befanden sich zwei Kronen von vergoldetem Kupfer. — Johanna, Königin von Navarra, Tochter Ludwig's X. († 1340), war zu den Füßen ihres Vaters in

*) Gewöhnlich war die Hand von Elfenbein und auf einen Stab befestigt. Sie war wie der Scepter das Zeichen der Oberherrschaft und oberrichterlichen Würde, und hieß: „Main de Justice."

bloßer Erde begraben. Ein ausgehöhlter inwendig mit Blei gefütterter Stein, den eine Steinplatte bedeckte, enthielt ihre Gebeine. Der Gebrauch bleierner Särge war um diese Zeit noch nicht eingeführt. Man fand bei ihr eine Krone von vergoldetem Kupfer. — Ludwig X. († 1316) hatte eben so wenig weder Gruft noch bleiernen Sarg. Ein in Form eines Trogs ausgehöhlter, mit Blei gefütterter Stein bewahrte seine Gebeine und Reste von einem verrosteten Scepter und einer vergoldeten kupfernen Krone. — Neben ihm lag in einem bloßen steinernen Sarge Hugo, beigenamt der Große († 956), Vater von Hugo Capet, dem Stammhalter des Capet'schen Geschlechts. Es waren fast nichts als in Staub verwandelte Knochen von ihnen übrig. — Man entdeckte in der Mitte des Chors das Grab von Carl dem Kahlen († 877). In einem steinernen Troge befand sich eine kleine Bleikiste, die seine Asche enthielt. —

Am 19. Oktober öffnete man die Gräber von Philipp von Boulogne († 1233) und von Alphonsus von Poitiers, dem Bruder des heiligen Ludwig († 1271). Des Alphonsus Grab, ebenfalls in Gestalt eines steinernen Trogs, verwahrte nichts als Asche. Doch waren die Haare noch gut erhalten; der Deckel des Sargs war gefleckt und gelb und weiß gefärbt, als ob es Marmor wäre; vermuthlich daß der Stein durch die faulen Ausdünstungen des verwesenden Körpers diese Nüancirungen angenommen hatte. — Philipp August's Leiche († 1223) war ganz verzehrt. — Eben so fast der Körper von Ludwig VIII. († 1226), dem Vater des heiligen Ludwig's. Auf dem steinernen Sargdeckel war ein Kreuz halb erhaben eingehauen. Man fand nichts als ein Stück von einem hölzernen verfaulten Scepter und das Diadem, welches in einem Streifen von goldgewirktem Zeug, und in einer großen Kappe aus einem atlasartigen Stoff bestand, der sich ziemlich conservirt hatte. Der Körper war in ein goldgewirktes Leichentuch, von dem einige Stücke noch völlig unversehrt waren, eingewickelt, und dann in dickes Leder, das noch seine ganze Elasticität hatte, eingenäht worden. (Von allen zu St. Denis ausgegrabenen Leichnamen war dieß der einzige in Leder gehüllte. Zu St. Germain-des-Pers hatte man bei Räumung der Grüfte ebenfalls einen in Leder verwahrten entdeckt. Der Gebrauch, die Todten in Leder einzuschlagen, ist sehr alt; gepreßtes Blei war zu jener Zeit noch nicht bekannt, und wahrscheinlich hatte man den Körper Ludwig's VIII. in Leder gewickelt, um ihn vor der Fäulniß zu bewahren, als man ihn von Montpensier, wo er auf seiner Rückkehr aus dem Kriege mit den Albigensern starb, nach St. Denis schaffte). — Neben dem Grabe Ludwig's VIII. fand man die Gruft, wo des heiligen Ludwig's († 1270) Gebeine beigesetzt gewesen,

bis man sie bei seiner Heiligsprechung im Jahr 1297 herausgenommen. — Nachdem das Pflaster vom Chor aufgehoben worden, um die übrigen in der Erde verborgenen Särge zu entdecken, stieß man auf den von Philipp dem Schönen († 1314). Der Sarg war ein trogförmiger Stein; seine Seiten waren inwendig mit Blei gefüttert, und eine starke und breite Bleiplatte, an eiserne Stäbe gelöthet, verschloß ihn. Das Skelet war völlig ganz. Man fand einen goldenen Ring, den Ueberrest des Diadems von goldgewirktem Zeug und einen vergoldeten kupfernen Scepter, fünf Fuß lang, mit einem Büschel Blätter an der Spitze, auf welchem ein kupferner, nach der Natur bemalter Vogel saß, der, nach den Farben zu urtheilen, einen Stieglitz vorstellen sollte. — Gegen Abend öffneten die Arbeiter bei Fackeln das steinerne Grab des Königs Dagobert († 638). Nachdem sie die Statue zerschlagen, welche den Zugang zum Sarkophag verschloß, der aus Burgund'schem Lumachelle gemacht war, und den man ausgehöhlt hatte, um den vom Körper abgesonderten Kopf aufzunehmen, wurde eine hölzerne, mit Blei gefütterte Kiste von zwei Fuß Länge gefunden, worin die Gebeine dieses Monarchen und seiner Gemahlin Nanthilde († 642) lagen. Diese Gebeine waren in seidenen Stoff gewickelt und die Leichname durch eine bretterne Scheidewand geschieden, welche die Kiste in zwei Fächer theilte. Auf der einen Seite der Kiste lag eine Bleiplatte mit der Inschrift: „Hic jacet corpus Dagoberti.” — Auf der andern eine zweite Bleiplatte mit den Worten: „Hic jacet corpus Nanthildis.” — Den Kopf der Nanthilde konnte man nicht entdecken. Wahrscheinlich war er am Ort ihres ersten Begräbnisses zurückgeblieben, als die Königin Blanca, Mutter des heiligen Ludwig's, sie dort herausnehmen und in das ihnen am Altar errichtete Grabmal beisetzen ließ, das jetzt im Museum der französischen Denkmäler Nr. 5 aufgestellt ist. —

Sonntags den 20. Oktober setzten die Arbeiter ihre Arbeit bei den Grüften Philipp's des Schönen und Ludwig's des Heiligen fort. — Man fand neben der Letztern einen trogförmigen Stein ohne Deckel, mit Schutt, worin wahrscheinlich der Körper des Jean Tristan, des Sohns des heiligen Ludwig's gelegen hatte, der 1270 zu Karthago in Afrika wenige Tage vor seinem Vater starb. — Aus der Carls-Kapelle nahmen sie den bleiernen Sarg des großen und tapfern Feldherrn Bertrand du Guesclin († 1380), der in zehn Feldschlachten und sieben Zweikämpfen Sieger blieb. Sein Skelet war ganz unbeschädigt, der Kopf wohlerhalten, die Gebeine ganz trocken und sehr weiß. — Neben ihm stand der Sarg des Burrau de la Rivière († 1400), des Lieblings Carl's V. Beide waren treue Diener dieses trefflichen Monarchen gewesen, dem sein Zeitalter den Beinamen

des „Weisen" beilegte; deßwegen hatte er auch verordnet, daß der Leichnam seines wackern Connetable du Guesclin, der die Stütze des Reichs und seines Königs gewesen, sowie der seines Günstlings Burrau de la Rivière, neben dem seinigen beigesetzt werden sollten, „um," wie dieser gute Fürst sich ausdrückte, „auch noch im Tode Diejenigen um sich zu haben, die ihm im Leben so ergeben gewesen." Jetzt theilten diese treuen Diener auch gleiches Schicksal mit ihrem Herrn, nämlich die Entheiligung ihrer Ruhestätten; sonderlich war Burrau's Grabmal ganz zertrümmert worden. — Nach langem Suchen fand man endlich den Eingang zur Gruft Franz I. († 1547). — Außer einem bleiernen Sarge enthielt diese große und schöngewölbte Gruft noch fünf andere von seiner Familie. Diese Leichname befanden sich alle in einem Zustande flüssiger Fäulung. Ein unerträglicher Gestank stieg davon auf, und ein schwarzes Wasser träufelte aus ihren bleiernen Särgen, als man sie nach dem Kirchhof trug. Der Körper des ritterlichen und galanten Franz I. war von einer großen Gestalt, und von starkem Bau. Ein Schenkelbein dieses Fürsten, das ich maß, war vom Beinknopf bis an's andre Ende zwanzig Zoll lang. — Man grub im Chor weiter und traf auf einen trogförmigen Stein, aus dessen Aufschrift man ersah, daß es das Grab von Peter von Beaucaire († 1270), dem Kammerherrn des heiligen Ludwig, sei. — Gegen Abend öffnete man das Grab des Mathieu von Vendome († 1286), Abts zu St. Denis und Regenten des Reichs unter dem heiligen Ludwig und unter seinem Sohne Philipp. Er war in der bloßen Erde begraben, und von seinem hölzernen Sarge hatten einige Stücke noch etwas Festigkeit. Der Körper war ganz verzehrt; man fand nichts als das Obertheil von seinem Bischofsstabe von vergoldetem Kupfer und Fetzen von einem reichen Zeuge. Er war nach dem Gebrauche der ersten christlichen Zeitalter in seinem Abt-Ornat beerdigt worden. —

Am 21. Oktober hoben die Arbeiter den Marmor auf, welcher die kleine Gruft bedeckte, worin man im August 1791 die Gebeine und Asche von sechs Prinzen und einer Prinzessin aus dem Geschlechte des heiligen Ludwig's beigesetzt hatte, welche in diese Kirche aus der Abtei Royaumont gebracht worden waren. Man nahm ihre Gebeine und Asche aus den bleiernen Kisten und scharrte sie auf dem Kirchhofe in derselben zweiten allgemeinen Grube ein, die schon Philipp August, Ludwig VIII. und Franz I. mit ihren Familien aufgenommen hatte. — Den Nachmittag schlug man zur Linken des Haupt-Altars ein, um die Särge von Philipp dem Langen († 1322) und von noch fünf Königen und Königinnen auszugraben. —

Am folgenden Tag, dem 22. Oktober, entdeckte man in der

Carls-Kapelle, längs der Mauer, zwei übereinander gestellte Särge. Der oberste, ein viereckiger Stein, enthielt den Leichnam des Arnaud von Barbazan († 1431), Ober-Kammerherrn Carl's VIII. Der unterste war mit einer Bleiplatte zugedeckt, und es lag darin der Körper des tapfern Freundes von du Guesclin, des Louis von Sancerre († 1402), Connetable von Frankreich unter Carl IV. Er war auch wegen seiner schönen Haare berühmt; man fand diese an seinem Kopfe noch wohlerhalten und in zwei große Zöpfe geflochten. — Man nahm den steinernen Zapfen heraus, welcher die steinernen Gräber der Aebte Adam († 1121), Süger († 1152), Peter von Auteuil († 1229) verschloß. Man fand in ihren Gräbern nichts als zu Staub verwandelte Knochen. — Das Grab der Sedilla de St. Croix († 1380), Gattin eines Raths des Königs Carl's V., enthielt ebenfalls nichts weiter. —

Den 23. Oktober, Morgens, machte man sich an die Räumung der geöffneten Gruft Philipp's des Langen. — Das Grab Philipp's von Valois († 1348) bestand aus hartem Stein, mit Blei gefüttert; darauf lag eine starke, an Eisenstäbe gelöthete Bleiplatte, und über dieser ein großer breiter Stein. Man fand in dem Grab eine Krone und einen Scepter, oben mit einem Vogel von vergoldetem Kupfer. — Im Grabe seiner ersten Gemahlin, der Johanna von Burgund, lag der silberne Ring der Prinzessin, ihr Rocken und Spindel. Die Gebeine waren ganz vertrocknet. — Das Grab Carl's des Schönen († 1328) war wie das von Philipp gestaltet; es enthielt eine Krone von vergoldetem Silber, einen Scepter von vergoldetem Kupfer, sieben Fuß lang, einen silbernen Ring, einen Ueberrest von einer Justizpflege-Hand, einen Stock von Ebenholz und ein bleiernes Kissen, worauf das Haupt des Königs ruhte. Der Körper war völlig vertrocknet. —

Am 24. Oktober wollte man das Grab der Johanna von Evreux öffnen († 1370), allein man fand es in drei Stücken zerbrochen und die bleierne Schlußplatte abgerissen. Nichts als vertrocknete Gebeine, ohne Kopf, wurden darin angetroffen. —

Das steinerne Grab Philipp's des Langen bewahrte sein mit dem königlichen Ornat bekleidetes und ganz unversehrtes Gerippe. Auf dem Haupte hatte er eine Krone von vergoldetem Silber, mit Steinen besetzt; seinen Mantel schmückte eine goldene, rautenförmige Agraffe, und noch eine andere kleinere von Silber; auch nahm man aus dem Sarkophag ein Stück seines atlassenen Gürtels mit einer silbernen, vergoldeten Schnalle und einen Scepter von vergoldetem Kupfer. — Zu Füßen seines Grabes war eine kleine Gruft, worin das Herz von Johanna von Burgund, der Gemahlin des Philipp von Valois ruhte; es war in einem kleinen hölzernen

Kästchen eingeschlossen und die Inschrift in Kupfer gegraben. — In dem Grabe des Königs Johann, der 1364 in England starb, fand man eine Krone, einen sehr langen, aber zerbrochenen Scepter, eine Justizpflege-Hand von vergoldetem Silber und sein unversehrtes Gerippe. —

Einige Tage darauf verfügten sich die Commissarien mit den Arbeitern nach den Karmeliterinnen, um den Sarg von Madame Luise von Frankreich, Tochter Ludwig's XV. († 1787), herauszunehmen. Man trug ihn auf den Kirchhof und that den Körper, der noch ganz, aber in voller Fäulniß war, in die allgemeine Grube zur Linken. Ihr Gewand als Karmeliter-Nonne war noch wohl erhalten. —

In der Nacht vom 11. zum 12. November 1793 transportirte man auf Befehl des Departements, in Gegenwart der Commissarien des Distrikts und der Municipalität von St. Denis, den **Schatz**. Alles wurde unverletzt gefunden; die Reliquien, die Reliquienkasten, sowie der ganze reiche Kirchenschmuck an Kelchen, Hostienschachteln, Chorröcken u. s. w. wurde in große hölzerne Kasten gelegt. — Am 12ten um 10 Uhr des Morgens wurden diese Kostbarkeiten in großem Pomp, auf eigens dazu geschmückten Wagen, in den National-Convent gebracht. —

Am 18. Jänner 1794 war man mit Abtragung der Gruft Franz I. zu Stande und konnte nun das Grab der Margaretha, Gräfin von Flandern († 1380), öffnen. Man fand in ihrem bleiernen Sarge nur einige wohlerhaltene Gebeine und Ueberbleibsel von Brettern von Kastanienholz. Da zu ihrer Zeit das Blei noch nicht in Gebrauch war, so hatte man wahrscheinlich bei Erbauung der Gruft Franz I., wo man ihr Grab verrücken mußte, ihren hölzernen Sarg in diesen bleiernen eingeschlossen. —

---

387. Die Kapuziner-Gruft zu Wien.

(Aus: Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten, von Freiherrn Joseph von Hormayr.)

Sinniger Leser! betrachte, im Geist auf den „neuen Markt" der Stadt Wien versetzt, dort das enge Pförtlein der schmucklosen Klosterkirche. Dieses führt zu der Residenz des mächtigsten Herrschers auf der Erde. Du staunst, weil du hier keine bebänderten Trabanten vor den Fürstengemächern Wache halten, keine geschäftigen Lakaien hin und wieder rennen, kein Gewühl von Bittenden in den Vorzimmern siehst! Wo ist, fragst du, das Geräusch oder Gezischel der Höflinge, wo der Jubel des Volkes? Statt des Hofstaates siehst

du die bärtigen Brüder in ihren braunen härenen Gewändern, die mit Demuth sich gürten und die Häupter in Kapuzen verhüllen, damit das Gebrause des Oceans „Welt“ nicht das Schweigen der Wüste unterbreche, in die sie auf leichten Sandalen gezogen, nicht das eintönige Picken des Todtenwurmes, dessen langsames Geschäft sie belauschen, überschalle, noch die feierlichen Psalmen und Litaneien, die sie beten; während sie, Jeder von ihnen wie ein getreuer Eckart, in langen Kreisen die Residenz umwandeln. Es sind die Kronenwächter der Todten, die du im Chore kniend schaust; es sind die Hüter des Staubes, sie, die bei lebendigem Leibe der Erde abgestorben! Ihr großes Kirchweihfest ist der „Allerseelentag;“ da schließen sie, wehmüthig lächelnde Wirthe, die Pforten ihrer Schatzkammern weit auf und laden die Lebenden zur Feier des Todes ein; da wandeln sie, wie Herolde der Auferstehung, zwischen den langen Reihen der Särge, in denen die Majestät und Herrlichkeit so vieler Herrscher als Mumien liegen, und beim rothen Scheine der Fackeln kannst du in dem Leuchten der frommen Augensterne der Brüder wie die ersten Lichtstreifen des Morgens sehen, der nach der längsten Nacht siegreich das Osterbanner entfaltet. — Du stehst in der **Kaisergruft** des Kapuzinerklosters, worin seit Mathias, der sie gestiftet, und dem glaubenseifrigen Ferdinand II., der sie gebaut, die deutschen Kaiser bis auf den Letzten, für dessen Bild der Römer zu Frankfurt am Main gerade noch Raum hatte, ruhen! —

Wiens ältestes Kapuzinerkloster war jenes bei St. Ulrich, wo nun die Mechitaristen. Vom Prager Erzbischofe Sbignew Berka gerufen, war der gelehrte Lorenz von Brundus, von Pius VI. in die Zahl der Seligen versetzt, 1599 mit zwölf Mitbrüdern nach Wien gekommen. Die Kunde von der inzwischen in Böhmen ausgebrochenen Pest hielt ihn zu Wien, Anfangs bei den Minoriten, später bei St. Anna, fest. Das Jahr darauf erreichte Bruder Lorenz gleichwohl das Ziel seiner Reise. Bald hatten sie drei Klöster, in Wien bei St. Ulrich, in Prag und in Gratz, und manche Jünglinge aus den reichsten Bürgergeschlechtern, ja aus den edelsten Häusern, z. B. Lamberg, Magnis, Colloredo ꝛc., traten in den neuen Orden. Die betrübten Tage, die Kaiser Mathias durch Religions- und Bürgerzwist und harten Unfrieden im eigenen Hause erlebte, ließen ihm und der kinderlosen Kaiserin Anna, Erzherzogs Ferdinand von Tirol Tochter, keine andere Friedenshoffnung mehr als im Tod, und es war nur die Sorge für ihre Ruhestätte, womit sie sich unaufhörlich beschäftigten. Was durch ihn an seinem Bruder Rudolph, was an ihm selber durch Ferdinand geschehen, die meuterischen Conföderationen der Stände, ihre Bündnisse mit den auswärtigen Feinden des katho-

lischen Glaubens und des österreichischen Namens, die Deportation seines vertrauten Rathgebers, des Cardinals Klesel, die Fensterabstürzung seiner Statthalter zu Prag, erklären es zur Genüge, warum Mathias, das eitle höhnische Nichts alles Irdischen tief fühlend, sich und seinen Nachfolgern, das Haus der Armuth, der Niedrigkeit und Demuth, warum er ein Kapuzinerkloster zur letzten Ruhestatt erkoren habe! Wie gar keinen andern, sollte er nicht einmal diesen Entschluß ausgeführt sehen. Kaum hatten ihn die beiden liebenden Ehegatten ausgesprochen, so starb die Kaiserin Anna. In drei Monaten folgte ihr der nun gänzlich verlassene Mathias. — So wie die Schlacht am Prager weißen Berge seine drangvolle Lage nur in Etwas geändert, da dachte Ferdinand II., Testamentsexecutor der Kaiserin Anna, ernstlich daran, den von Mathias hierzu bestimmten Schaumburgerhof am neuen Markt und das dahinter gelegene, zur nahen Stallburg gehörige Sattel- und Zeug-Magazin, die sogenannte Zaumburg, zu Kloster und Kirche umzubauen. Am 8. September 1622 wurde in Gegenwart des ganzen Hofes der Grundstein gelegt, vom Cardinal Dietrichstein das Kreuz geweiht und am Fuße desselben dem Fürsten Carl Liechtenstein und Grafen Helfried von Meggau das goldene Vließ vom Kaiser umgehängt. — 1632 geschah die Kirchweihe, 1633 die feierliche Uebertragung der inzwischen im Königskloster beigesetzten Leichname Mathias und Annens. — Leopold I., 1701, Maria Theresia, 1748, und ihr erhabener Enkel Franz, 1824, erweiterten die Kaisergruft, welche nunmehr beinahe achtzig Leichname faßt. —

Wie ihr erlauchter Ahn Rudolph, des Stephansdomes und der Hochschule Stifter, oft viele Stunden des Tages und der Nacht in jenem hehren Münster in stiller Betrachtung zubrachte; so besuchte auch häufig, bei Tag und bei Nacht, die große Maria Theresia, diese Frau eben so voll dichterischen Aufschwunges und zärtlichen Gemüthes, als einer tiefen und hohen Weisheit und unbeugsamen Standhaftigkeit, die Gruft ihrer Ahnen. — Gleich nach der Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges durch den Aachener Frieden ließ sie Hand anlegen an die Erweiterung und Verschönerung der Gruft, der Kirche und des Klosters. Im Jahre 1748 wurde neben der alten Gruft eine neue für das habsburg-lothringische Haus begonnen, die von der alten, durch ein starkes eisernes Gitter getrennt ist. — Balthasar Moll verfertigte 1753 bis 1755 nicht nur mehrere neue Särge von Bronce, statt der unansehnlich und schadhaft gewordenen älteren, sondern auch das, inmitten der neuen Gruft stehende Mausoleum für Maria Theresia und ihren durchlauchtigsten Gemahl Franz I. — 1754 weihte der Erzbischof Trautson die

neue Gruft ein und es war in derselben täglicher Gottesdienst auf dem durch den Direktor der Academie, Baron Strudel, verfertigten Marmoraltar. — 1754 ließ Maria Theresia ihre Erzieherin, die Gräfin Caroline Fuchs, geborene Gräfin Mollart, zum Zeichen ihrer zärtlichen Dankbarkeit, in die Kaisergruft beisetzen; und ihre eigene Großmutter Eleonore Theresie, deren sie sich, wiewohl bei ihrem Tod ein dreijähriges Kind, noch in späteren Jahren deutlich erinnerte, ließ sie, gleich allen übrigen, in einen schönen Sarg schließen. Die fromme Frau wollte nämlich in Nonnentracht in einer ganz gemeinen Todtentruhe begraben sein, mit keiner andern Grabschrift als auf einer hölzernen Tafel: — „Eleonore Magdalene Theresie, arme Sünderin." — „„**In diesem Einzigen** bin ich ihr minder gehorsam gewesen!"" schrieb Maria Theresia auf den neuen Sarkophag. — Seit 1765 Kaiser Franz zu Innsbruck beim feierlichen Beilager seines Sohnes, des Großherzogs Leopold, plötzlichen Todes verblichen, kam die Kaiserin gewöhnlich dreimal die Woche, oft mit den Erzherzoginnen, zur heiligen Messe, zum Abendmahle, oft auch bei später Nacht in die Gruft und weilte dort stundenlang. In ihren letzteren Jahren wurde auch hier, wie in ihren Gemächern der Burg und Schönbrunns, eine Maschine verfertigt, an der sie sich selbst hinablassen und wieder hinaufziehen konnte. Am 2. November 1780 besuchte die erhabene Frau die Gruft zum letzten Male, betrachtete lange ihr und ihres Gemahls Mausoleum mit ganz ungewöhnlicher Rührung. Im Hinaufziehen blieb die Maschine dreimal stecken, worüber sie sehr bedeutend sagte: „Die Gruft will mich nicht mehr herauslassen!" — Am dritten Tage darauf verließ sie ihre Gemächer nicht mehr und am 29. November ging sie zu ihren Vätern. Am 3. December war ihre feierliche Beisetzung in eben dieser Gruft. Liebevoll, wie sie als Tochter, Gattin, Mutter und Herrscherin bis auf den letzten Hauch gewesen, thront sie auch noch über ihrem Sarge, neben ihrem Gemahle Franz. Fest hält sie mit der Rechten des Reiches Scepter und berührt mit der Linken das an ihrer Hüfte hängende Schwert. Kaiser Franz, neben ihr, hält mit der Linken des deutschen Reiches Scepter und berührt, zum Zeichen der ihm von Theresien zuerkannten Mitregentschaft, den Scepter Oesterreichs, den sie hält. Das Grabmal ist von Zinn, wie die meisten älteren Sarkophage, und mit Basreliefs der größten Begegnisse ihrer großen Bahn geziert. Jener Tage verdorbener Geschmack hat das erlauchte Paar mit römischem Schmuck und Tracht behängt; ein grober Fehler, denn es war die schönste Blume in dem reichen Kranze Theresiens, daß sie so großartig national war! Daß die Monarchin großentheils in ungarischer

Tracht dargestellt ist, giebt ein rührendes Zeichen, wie sie selbst im Tode noch liebend der Ungarn gedacht, die 1741 die Ehre und Untheilbarkeit ihrer Krone verfochten haben.

Unter Joseph II. wurde ein Theil des Klosters und sein ganzer Garten zu Wohnungen verbaut, der Gottesdienst in der Gruft eingestellt, sie selbst verschlossen gehalten und der Altar in die Kirche herauf übertragen, gegenüber der kaiserlichen Kapelle. Neben diesem Altare ruht der Freund Leopold's I., der Seher und Wundermann P. Markus Avianus, zu seiner Zeit allum berühmt. — Die gegenüber, dem Eintretenden zur Linken, stehende kaiserliche Kapelle weist die Standbilder des Kaisers Mathias, seiner Nachfolger, der beiden Ferdinande und des römischen Königs Ferdinand IV. — Der in Rom gebildete Kapuzinerpriester Norbert versah diese Kirche mit Altarblättern und blieb nicht ohne Einfluß auf die Kunstschule seiner Vaterstadt Wien, denn Professor Maurer war unter seinen Schülern. *) —

Das Ceremoniel der Beisetzung einer Leiche aus der allerhöchsten Herrscherfamilie ist folgendes: Der Leichnam wird sogleich einbalsamirt und mit allen Zeichen der getragenen Würden, in der Ritterstube oder in der Hofburgkirche, in einem offenen, hölzernen Sarge, mit vergoldeten Beschlägen, auf dem Paradebett ausgesetzt. Des Sarges Ueberzug ist für die regierenden Herren und deren Gemahlinnen schwarzer Sammet und Goldstoff, für die Erzherzoge und Erzherzoginnen rother Sammet und Silberstoff.

Das Obersthofmeisteramt sieht nun in der Gruft die Stätte aus,

---

*) Die neben der Kirche befindliche sogenannte Schatzkammer ist sehr reich an Reliquien, von verschiedenen Päpsten den Kaiserinnen und Erzherzoginnen geschenkt, an Arbeiten in Sammet und Seide von den Kaiserinnen Anna, Amalia und Theresia, an Arbeiten in Elfenbein, Holz und Silber von der Hand Max's II. und Leopold's I. — Inful und Stab und ein alterthümlich gestickter Beutel, letzterer von der frommen Sage — Ungarns großem Bekehrer und Reformator, dem heiligen Könige Stephan, erstere dem heiligen Ruppert zugeschrieben, der von Regensburg bis tief in Pannonien die Leuchte des christlichen Glaubens und mildere Sitte getragen und in der alten Juvavia seinen Sitz aufgeschlagen hat; eine byzantinische Monstranz aus der, nun in eine Moschee verwandelten Sophienkirche; ein kleiner Hausaltar aus Bernstein von der Ostsee, zum Geschenke Leopold I. dargebracht vom Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, als ihm, vorzüglich durch Oesterreichs Unterstützung, der preußische Königstitel zu Theil geworden; — die Köpfe der Apostelfürsten Peter und Paul, aus vielfarbigem, äußerst künstlich auf Holz aufgetragenem Tuchscheererstaube zusammengesetzt.

an welcher der Verblichene ruhen soll. — In der Kapuzinerkirche werden alle Betstühle hinweggeräumt und die ganze Kirche schwarz ausspaliert, mit den Wappenschildern und mit allen übrigen Trauerzeichen geschmückt, auch Tag und Stunde der Beisetzung dem Pater Guardian amtlich angedeutet.

Um diese Stunde versammeln sich die Kapuziner, sonst bei ihrem Gartenthor, den Augustinern gegenüber, nun aber beim Klosterthore, gegenüber dem Bürgerspital, und ziehen zu den Augustinern bis zur Ankunft der Leiche, die meist zu Wagen geführt wird, wo sie dann dem übrigen Clerus wieder vortreten und die allerhöchste Herrschaft mit Fackeln in die Kirche begleiten, in welche nur Diejenigen eingelassen werden, die unmittelbar zum Leichengefolge gehören. Die Leiche wird inmitten der Kirche auf einen erhöhten Ort gestellt, der Fürsterzbischof vollbringt die Einsegnung. Die Assistenten und die Kapuziner singen die vorgeschriebenen Psalmen. Darauf tragen die Kapuziner, bei Fackelschein, die Leiche in die Gruft hinein, wiederum auf einen erhöhten Ort. Nun wird der mit zwei Schlössern versehene Sarg nochmals eröffnet. — Der Obersthofmeister oder dessen Stellvertreter fragt den Guardian: „Erkennen Sie hier in dem (oder der) Verblichenen den durchlauchtigsten Erzherzog ꝛc. oder unseres allergnädigsten Herrn oder Frauen Majestät ꝛc.?“ — und auf die Bejahung spricht er die förmliche Uebergabe aus, worauf der Guardian antwortet: „Der höchste Leichnam wird, nach schuldigster Obsorge, allhier bei uns wohl verwahrt sein!“

Nun wird der Sarg verschlossen; den einen Schlüssel behält der Obersthofmeister, den andern der Guardian. — Nach einigen Wochen wird die Leiche im Beisein eines eigens hierzu abgeordneten Hofbeamten von den Kapuzinern, nach Absingung mehrerer Psalmen, in einen größern, kupfernen Sarg gelegt, in welchem er nun für immer verbleibt bis zum großen Tage der Auferstehung. —

---

388. Die Gruft der Kirche Saint Michel in Bordeaux.

(Aus: Europa. Jahrgang 1840.)

Diese Gruft einer alten gothischen Kirche des heiligen Erzengels Michael in Bordeaux theilt mit dem von Reiseschreibern so vielfach genannten Domkeller in Bremen die seltsame Eigenschaft: daß Leichen sich dort Jahrhunderte lang frei von Verwesung erhalten.

Mehr als achtzig Leichen haben in dieser Gruft den natürlichen Verwesungsprozeß überdauert; sie sind nebeneinander an die Wand gelehnt und scheinen, im Leben durch Jahrhunderte, durch Rang und

Stand und durch die vielfachen Absonderungen menschlicher Gesellschaft getrennt, hier im Tode sich die Hand zu reichen.

Unter den Leichen ist die einer Negerin an ihren blendendweißen Zähnen erkennbar. Es war gewiß eine Sclavin; ein üppiger harter Herr entriß die Arme vielleicht dem heimathlichen Boden, brachte sie hierher, wo einer fremden Sprache Laute sie umschwärmten, eine theilnahmlose Menge sie angaffte, sie verhöhnte, wo sie im Strahl der Mittagssonne noch fror und bald erkrankte. Da trat wohl ein Priester an ihr Leidenslager und lehrte sie den matten Blick zum Himmel wenden, wo Ein Gott thront, der nur Menschen, nicht Herren und Sclaven geschaffen hat. Sie lernte diesen Gott der Liebe erkennen, und eine christliche Kirche ist ihr Grab geworden.

Neben der Negerin lehnen viele Genossen Einer Familie an der Wand; Eltern, Söhne, Töchter starben an dem Genusse giftiger Schwämme; ihre Züge tragen noch die Spuren der furchtbarsten Todesqual.

Ein junger Edelmann, der im Duell erstochen ward, zeigt noch in seiner Miene mehr die Aufregung des Kampfes als den Todesschmerz. Der Degenstoß, der ihn tödtete, ist von Meisterhand geführt und hat gerade das Herz durchbohrt.

Die furchtbarste Leiche ist die eines jungen Menschen: er war lebendig begraben worden. In seinen Zügen ist der gräßlichste, hoffnungsloseste Kampf neuerwachenden Lebens mit dem Tode; ein Schrei, ein letzter greller Schrei, scheint noch diesen Lippen sich entrungen zu haben. Der Tod ist Sieger geblieben! — —

Wer an der Kirche von Saint Michael vorüberwandelt, der spricht ein stilles Gebet für die armen Seelen und beschleunigt dann seine Schritte. —

---

389. Die Grab-Kapelle des heiligen Ludwig IX. auf den Trümmern von Karthago.

(Nach: Wanderungen durch die Küsten-Länder des Mittelmeeres von Dr. Barth.)

Man kann in der That, ohne sich den wehmüthigsten und schmerzlichsten Gedanken zu überlassen, die traurigen Trümmer nicht ansehen, welche heutzutage auf dem Boden des alten Karthago gelagert sind, der sonst mit Palästen, Arsenalen, Amphitheatern, Triumphbogen und den Wohnungen von 700,000 Puniern bedeckt war. Trümmer von Mauern, Stücke verstümmelter Säulen, Reste formloser Bauten, Ruinen aller Art, im Allgemeinen so wenig in die Augen fallend, daß man auf eine gewisse Entfernung sie nur mit Mühe von dem Boden unterscheiden kann, der sie trägt, finden sich in beträchtlichen

Zwischenräumen voneinander, durch wohlangebaute Felder, von den Wohnungen der Araber und Europäer getrennt, und gewähren eine Vorstellung von Karthago's fast unermeßlicher Ausdehnung.

In der ganzen von Ruinen ausgefüllten Fläche stößt man am häufigsten auf Trümmer von Mosaik, gröber als die in Pompeji und Herkulanum, außerdem auf einzelne Stücke von Marmor, Porphyr, verde antico, Granit u. s. w., und von einer Menge von Spielarten, die sich größtentheils in keinem der Steinbrüche des Landes vorfinden, und daher mit großen Kosten hierher geschafft worden sein müssen. — Daß man, verglichen mit den hier einst verwendeten Massen von Gestein im Grunde so wenig mehr von diesen Reichthümern findet, das wird Denjenigen nicht befremden, welcher bedenkt: daß seit Karthago's letzter völliger Vernichtung durch die Sarazenen vor mehr als elf Jahrhunderten Alles zerstört oder weggeschleppt wurde, nicht nur durch die Herren des Landes, welche ihre Bauten mit diesen antiken Resten schmückten, wie man es jetzt noch an vielen maurischen Gebäuden sehen kann; sondern überdieß auch durch die Europäer, welche im Mittelalter ganze Ladungen von Marmor aus Karthago ausgeführt haben, um damit christliche Bauten auszustatten. — Statt vieler diene zum Beleg hierfür die prächtige Cathedrale zu Pisa, deren Inneres sich vor Allem durch die Benutzung der kostbarsten, in Säulen, Mosaikböden u. s. w. gefaßten Marmorarten ausgezeichnet. Dieses Pisa, erobernd im Mittelalter, bereichert durch die Schätze des Ostens und mit seiner Herrschaft bis Judäa reichend, ließ aus Karthago zur Ausschmückung seiner öffentlichen Gebäude Marmor holen, indeß es nach Palästina vierzig Schiffe absandte, um sie mit Erde aus dem heiligen Lande zu beladen, bestimmt, das Beet im Mittelpunkte seines berühmten „Campo-Santo,“ *) eines der Wunderwerke Italiens, zu bilden. — —

Aus diesem Schutt und Graus einer untergegangenen uralten Welt — erhebt sich auf der Spitze des Hügels, wo einst Karthago's Burgstadt, Byrsa, lag, eine Schöpfung der jüngsten Zeit, die kleine Grab-Kapelle, von dem Könige von Frankreich, Ludwig Philipp I., einem seiner größten Vorfahren, Ludwig dem Heiligen, geweiht, der auf seiner Heeresfahrt wider das muselmännische Tunis an einer ansteckenden Krankheit mit vielen anderen seiner Kreuzzugs-Genossen auf dieser Stätte endigte. **Hier**, nach seinem Befehl auf ein Lager von Asche gebettet, die Arme auf die Brust gekreuzt, die Augen

*) Es ist ein alter Kirchhof, eingefaßt von gothischen Hallen, die der Baumeister Giovanni Pisano um's Jahr 1283 vollendete und deren Wände mit Fresco-Gemälden von den berühmtesten Malern geschmückt sind.

gen Himmel gerichtet, umgeben von seiner in Thränen zerfließenden Familie, von Abgeordneten des byzantinischen Kaisers, von sterbenden Soldaten, welche sich durch die Trümmer herschleppten, um ihn noch einmal zu sehen, starb am 24. August 1207 Ludwig IX., einer der größten und besten Könige Frankreichs, nachdem er die letzte Oelung verlangt und den Gebeten der mit dem Tode Ringenden mit einer so festen Stimme geantwortet hatte, als habe er auf dem Schlachtfelde Befehle zu ertheilen.

Die eben erwähnte Kapelle, wo jetzt sein vom palermitanischen Mon-Reale übertragenes Herz ruht, ist ein kleines achteckiges Gebäude von einem sehr einfachen Aeußeren, nur im oberen Theile des Gesimses mit Marmor geschmückt, von einer Kugel und einem Kreuz aus vergoldetem Kupfer überragt und mit gothischen Thurmspitzen geziert. —

Das sehr bescheidene Innere der Kapelle bietet außer dem geschichtlichen Interesse auch ein archäologisches dar: der Fußboden nämlich wird von einem recht anmuthigen Mosaik gebildet, welches in zierlicher, sinniger Zeichnung und lebhaften Farben, verschiedene Gattungen Fische darstellend, in den Ruinen des fischreichen Sullecta aufgefunden wurde. An den Wänden der klosterartig der Kapelle sich anschließenden Kammern hat man ein kleines Museum von römischen Alterthümern aufgestellt, die meist in den Trümmern von Karthago, zum Theil aber auch anderwärts, namentlich in den Ruinen des alten Thysdra, entdeckt worden sind.

Von dem Höhenpunkt aus, wo die Kapelle gar freundlich, wie ein Wegweiser nach dem Himmel, sich erhebt, genießt man eine prachtvolle Rundschau. Der Blick umfaßt zumal die Goletta und ihre Rhede, voll von Schiffen; die friedlichen Gewässer des Sees von Tunis im Contrast mit der Bewegung des Meeres; Ruinen in beinah' allen Richtungen; Tunis mit den Minarets und den weißen Domen seiner Moscheen, im Halbkreise sich erhebend; eine unermeßliche Ebene, von Oasen, Dörfern, Zelten mit Decken aus Kameelhaaren durchschnitten; die Niederung el Mirsa mit ihren grünen, gerade im Mittelpunkt des alten Karthago's angebauten Feldern, am Rand der Fläche Gebirge, deren Azur mit dem des Himmels zusammenfließt. Indem man diese ungeheueren Ebenen überschaut, wo die Legionen Hannibal's, Scipio's, Cäsar's, die Heere der Vandalen, Sarazenen und Kreuzfahrer ihre Grabstätte finden sollten, überläßt man sich langen Traumgedanken über die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen. Und unmöglich ist's, die Gefühle tiefster Schwermuth auszudrücken, welche in der Seele der Anblick des Gemäldes erweckt, das sich dort auf der Höhe der Sanct Ludwigs-Kapelle vor den Augen des Beschauers aufrollt, gewiß einzig in der Welt, das zugleich eines der großartigsten

Gestaltungen des Alterthums und eine der erschütterndsten Erinnerungen für die Betrachtung neu belebt.

Der fromme Pilger, der dort kniet in der Einsamkeit der Grab-Kapelle, scheidet aber nicht von des Berges Kuppe, ohne für sein Seelenheil die Fürbitte des heiligen Ludwig angerufen zu haben, und zu beten für die Seelenruhe der ringsum gefallenen Kreuzfahrer und des entthronten Königs von Frankreich Ludwig Philipp, der großmüthig seinem Vorfahren auf dem Throne dieses Denkmal gestiftet hat. —

390. Das Grab der Aebtissin Irmengardis.

(Auszug aus: Jugendblätter von Isabella Braun.)

Schon seit dem Jahr 894 war auf der kleinen freundlichen Frauen-Insel im Chimsee ein Frauenkloster errichtet. Als die Begründerin wird Irmengardis, eine reichbegüterte Tochter aus dem Geschlechte des großen Kaisers Carl, genannt.

Irmengardis war eine Tochter Ludwig's des Deutschen, welcher vom Jahr 843 bis 876 regierte. Gleichwie Ludwig der Deutsche mit seinen Geschwistern fortwährend in Haß und Streit lebte, so zeigte sich's leider! auch bei seinen Kindern, daß sie das beglückende Band des Friedens, welches in Christo Jesu, dem himmlischen Friedensfürsten, die Glieder der Familie und Verwandtschaft umschließen sollte, sehr lockerten.

Irmengardis wurde nach dem Tode des Vaters bei ihren Brüdern, die in die Regierung eingetreten waren, verleumdet, und dieselben sprachen das Verbannungs-Urtheil über die eigene Schwester aus.

Die Frauen-Insel des Chimsee war der entlegene Platz, wohin Irmengardis als Verbannte wandern mußte. — Hier stiftete sie später das bekannte Frauenkloster und gab demselben die Regel des heiligen Benedikt, welche damals in der Welt die verbreitetste war. Sie selbst wurde die erste Aebtissin des von ihr gestifteten Klosters. — Die Insel in ihrer stummen Anmuth, fern von allem Gezänke der Welt und nur von der Morgen- und Abendsonne täglich begrüßt, gab ihr die Ruhe des Gemüthes wieder, und die frommen Lieder und Chorgesänge ihrer Frauen hoben ihre Seele über die Welt zu Demjenigen, dessen nie vergessene Kinder vor Allen die Verwaisten und Verbannten sind. — So wuchs aus dem Boden des Hasses für Irmengardis die Palme des süßesten Friedens empor! —

Auf diesem stillen Eiland liegt Irmengardis auch begraben. Ihre Gebeine umschließt ein umgittertes Hochgrab unter dem Chor

der stattlichen gothischen Kirche. Auf der Oberseite des Kästchens stellt ein holzgemaltes Bild sie dar, wie sie als Aebtissin den Stab hält. Das Bild wurde im Jahr 1803 erneuert.

In demselben Jahr öffnete man das Grab der Irmengardis und fand über ihren Gebeinen auf der Brust liegend eine Bleiplatte mit der Inschrift:

„Glaubet und freuet euch immer im Herrn; ich sag' es euch wieder, freuet euch! Bittet zum Herrn, dem Könige! An diesem Orte ruhte Irmengard, Ludwig's Tochter, des erlauchten Königs überglückliche Jungfrau. Die Aebtissin schläft sicher unter marmorner Decke. Viele Jahre war sie alleinige Vorsteherin. Am 16. Juli zog sie ab die sterbliche Hülle."

Auf der Kehrseite stehen die Worte:

„Eure Bescheidenheit sei allen Menschen kund. Der Herr ist nahe. Bitte für uns! Abt Gerhard hat es errichtet." — Diese Platte wird gegenwärtig von der Academie der Wissenschaften in München aufbewahrt. —

---

391. Das Grabmal in der St. Jakobus-Kirche zu Villach.

(Aus: Kärnthen von Ida von Düringsfeld.)

Villach in Kärnthen, die Stadt an den Wassern, wurde, nach den gewöhnlichen Wechselungen von Herren, im Jahr 1006 von Kaiser Heinrich II. nebst seinen übrigen kärnthnischen Besitzungen dem Bisthum Bamberg geschenkt, welches er auf Wunsch seiner jungfräulichen Gemahlin Kunigunde eben gestiftet hatte. Seit dieser Zeit hob Villach sich und wurde ein bedeutender Handelsplatz, über welchen die Waaren aus Deutschland nach Venedig gingen. Auch jetzt noch hat es viel Leben und etwas Altreichstädtisches, wodurch es sich scharf von Klagenfurt unterscheidet. Die Lage der Stadt auf dem blauen Alpengrund am rechten Ufer der schönen, lebendigen Drau ist kunstlos malerisch. Der schlanke geschmackvolle Thurm der St. Jakobus-Kirche steigt beherrschend auf. Die Berge, welche man bei Villach sieht, sind der felsige Mittagkegel, die sanfte Villacher Alp, der zackige Bleiberg und die Görlitzer Alp am Ossiacher See.

Merkwürdig ist im Stadt-Wappen die „Adlerklaue," welche Kaiser Carl V. in demselben stiftete. Er, der sozusagen flüchtig und todtkrank in der furchtbarsten Jahreszeit hier ankam, ward von den Villachern gastfreundlichst aufgenommen, und sie bewaffneten sich sogar, um ihn zu beschützen und zu beruhigen. Denn Carl V. fürchtete sich, als eine venetianische Gesandtschaft in Villach eintraf.

Sie hatte aber nur den Zweck, ihm die Huldigung des Senats darzubringen; er jedoch glaubte an wer weiß was für schreckliche Dinge. Moritz von Sachsen mußte durch seinen Verrath diese kaiserliche Seele entsetzlich erschüttert haben, daß die Furcht so schnellen Eingang darin fand. Die Venetianer überzeugten ihn jedoch von den ehrfurchtsvollen Gesinnungen ihrer Republik. Er blieb noch bis zum 13. Juli 1552, und verlieh, ehe er die Stadt verließ, derselben eine „Adlerklaue" als kaiserlichen Dank für seine bewiesene Treue. — Die Adlerklaue hatte nun Villach, aber seine Vorrechte verlor es 1675 durch einen Vertrag Bambergs mit Leopold I. und 1759 wurde es nebst den übrigen kärnthnisch-bambergischen Besitzthümern für eine Million Gulden von Oesterreich ganz an sich gebracht. —

Die hohe und große St. Jakobus-Kirche enthält viele Grabmäler von den edlen Geschlechtern, welche sich ehedessen in die Stadt zogen und Sold von ihr nahmen, um sie zu beschützen. — Auf dem Erbbegräbniß der Khevenhüller, denen früher die nahe Landskrone gehörte, liegt ein schlafendes Kind unter den Worten: „Heute an mir, morgen an dir!" Und weiter unten steht: „Alle dann in Gottes Namen!" — Das Denkmal des berühmten Siegmund von Dietrichstein ist ohne Inschrift; man erkennt es aber am Wappen, den beiden Messern. Er ist in voller Rüstung dargestellt, wie er eine Fahne in der rechten Hand trägt und mit dem rechten Fuß auf einen Löwen tritt. — Man kennt allum diesen Helden, der den großen Bauern-Aufstand in Kärnthen beendigte, so geehrt selbst von den Aufrührern, daß sie ihn, als er in ihre Gewalt gerathen war, ohne Lösegeld frei ließen, während sie sehr viele Ritter auffingen. Weniger bekannt ist es aber vielleicht, daß Kaiser Max diesen seinen Rath, Oberstsilberkämmerer und Freund so liebte, daß er noch in seinem Testament seinen Enkeln ausdrücklich befahl: „Es solle in der Burg zu Neustadt in der St. Jürgen-Kapelle neben seinem eigenen Begräbniß — dem Dietrichstein und dessen Gemahlin ein ewig Gedächtniß gestiftet, und so oft für die Seelen des Kaisers und der Fürsten von Oesterreich gebetet werde, auch für Siegmund's und seiner Gemahlin Seelen, so wie für die ihrer beider Vorfahren und Nachkommen gebetet werden." —

Alles zur größern Ehre Gottes!